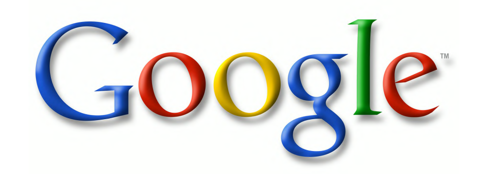
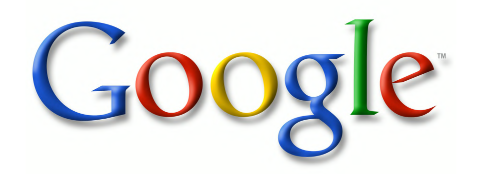







STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969





Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1852

Erster Band.



Historisch-politische

Blätter

für das

katholische Deutschland,

herausgegeben

von

Guido Görres.

Neunundzwanzigster Band.

München, 1852.

In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

*

Seite

I.

Louis Napoleon der Herr Frankreichs und die Revolution.

München, den 21. Dec. 1851.

Als Ludwig XVI. zu Paris im Thurme des Tempels unter Erniedrigungen und Quälereien aller Art gefangen saß, und jeden Tag seinem nahen Tode entgegensah, schrieb er, zur Nachwelt gewendet, mit eigener Hand am Weihnachtstage, 25. December 1792, unter anderen folgende Worte in sein Testament:

„Gott, meinem Schöpfer, vermache ich meine Seele; ich bitte ihn, sie in seiner Barmherzigkeit aufzunehmen, und sie nicht zu richten nach ihren Verdiensten, sondern nach denen unseres Herrn Jesus Christus, der sich Gott seinem Vater zum Opfer gebracht hat für uns Menschen, wie verhärtet wir immer seien, und ich vor Allen.

„Ich sterbe in der Gemeinschaft unserer heiligen Mutter, der katholischen, apostolischen und römischen Kirche."

„Ich bitte Alle, die ich unabsichtlich könnte beleidigt haben, — denn ich erinnere mich nicht, daß ich wissentlich irgend einer Person eine Kränkung zugefügt hätte — so wie auch

die, denen ich böses Beispiel oder Aergerniß könnte gegeben haben, daß sie mir das Uebel verzeihen wollen, welches ich ihnen nach ihrer Meinung könnte gethan haben."

„Ich bitte Alle, die liebreichen Herzens sind, ihre Gebete mit den meinigen zu vereinigen, um von Gott die Vergebung meiner Sünden zu erlangen."

„Ich verzeihe denen vom ganzen Herzen, die sich zu meinen Feinden gemacht haben, ohne daß ich ihnen dazu irgend eine Veranlassung gegeben hätte; und ich bitte Gott, er wolle ihnen vergeben, so wie denen, die durch bösen Eifer oder durch übel verstandenen Eifer, mir viel des Bösen zugefügt haben."

„Ich empfehle meinem Sohne, sollte er das Unglück haben, König zu werden, eingedenk zu seyn, daß er ganz dem Glücke seiner Mitbürger gehört, und daß es seine Pflicht ist, allen Haß und jeden rachesüchtigen Groll, und namentlich Alles zu vergessen, was sich auf meine Leiden und Kümmernisse bezieht, die ich erdulde; daß er seiner Völker Glück nicht fördern kann, als wenn er nach den Gesetzen regiert; zu gleicher Zeit aber auch, daß ein König sich keine Achtung verschaffen, und das Gute, was er im Herzen trägt, nur in so weit vollführen kann, als er das nöthige Machtansehen besitzt, und daß er im anderen Falle, gebunden in seinen Handlungen und keine Achtung einflößend, eher schädlich, als nützlich ist."

„Ich verzeihe ferner bereitwilligst denen, die mich bewachten, die harte Behandlung und die Entbehrungen, welche sie mir glaubten auferlegen zu sollen. Ich habe einige fühlende und mitleidige Seelen gefunden, mögen sie in ihrem Herzen die Ruhe genießen, welche ihnen ihre Gesinnung gewähren muß."

„Ich ende, indem ich vor Gott, und bereit, vor ihm zu erscheinen, erkläre: daß ich mich keiner der Verbrechen schuldig weiß, die mir zur Last gelegt wurden."

Das waren königliche Worte eines christlichen Herzens,

Worte der edelsten, selbstverläugnenden Mäßigung, und der liebreichsten Sanftmuth und Versöhnlichkeit.

Allein der infernale Geist der Revolution wurde nicht durch sie gerührt; die Blutmänner des Conventes antworteten mit ihrem Todesurtheil: „Er sterbe mit seinem Christenthume und seinem göttlichen Rechte! Sein Blut komme auf uns und unsere Kinder!“ — und vier Wochen, nachdem der gütigste, der mildeste und wohlwollendste der Könige jene Worte niedergeschrieben, wurde er, am 21. Januar 1793, als Opfer für die Sünden seiner Väter und seines Volkes, zum Blutgerüst geführt.

Er ging mit fester, würdevoller Haltung und ruhigem, gottergebenen Sinne betend den letzten schweren Gang. Und als er schon auf dem Gerüste unter dem Beile stand, sprach er noch in dem gleichen milden Geiste, zum Volke gewendet, in dem letzten Augenblicke mit lauter Stimme die Worte: „Ich sterbe unschuldig und bete zu Gott, daß er das Blut, welches ihr jetzt vergießen wollt, nicht auf Frankreich kommen lasse.“ — Da ließ Santerre die Trommeln wirbeln, des Königs Stimme erstarb, das Messer fiel, und mit dem Haupte des Königs war das Königthum in Frankreich vernichtet!

Seit diesem blutigen 21. Januar 1793 bis zu dem heutigen Plebiscitum vom 21sten December 1851 sind nahezu sechs Jahrzehnte verflossen, wir dürfen daher zurückblickend fragen: „Was hat ihnen und ihren Kindern diese Lossagung von dem Glauben und dem durch ihn geheiligten Rechte für Früchte getragen? Welches Bild bietet uns die Geschichte Frankreichs während dieser langen Zeit dar? — eine öde Grabstätte getäuschter Hoffnungen! — ein blutgefärbtes, stürmisches Meer, bedeckt mit Leichen und den Trümmern gescheiterter Pläne! — ein Schlachtfeld der Verwüstung und Zerstörung!“ — Fort und fort trostlose Kämpfe und Umwälzungen ohne Resultat und Ende; was der Tag gebaut, das sehen wir in der Nacht zusammenstürzen; Thorheiten und Phantastereien wechseln mit Schandthaten und Verbrechen; unseliger, nim-

mer ruhender, kein Recht und kein Maaß achtender Parteihaber; immer neue Herren und immer neue Verfassungen, eidbrüchig und gewaltsam eingeführt, und eidbrüchig und gewaltsam gestürzt; die Versammlungen der Volksvertreter und Gesetzgeber dem gleichen Fluch der Ohnmacht und Hinfälligkeit erliegend: die constituirende Nationalversammlung von 1789 und die Legislative unter dem Königthum; die Republik und die Schreckensherrschaft von 1793 mit ihrem National-Convent, ihrem Sicherheitsausschuß und Wohlfahrtsausschuß; das Directorium von 1795 mit seinem Rath der Alten und seinem Rath der Fünfhundert; das Consulat von 1799 mit seinem Erhaltungssenat und seinem gesetzgebenden Körper; das Kaiserthum von 1804 mit seinem Staatsrath, seinem Senat, seinem gesetzgebenden Körper und seinem Tribunat; die Restauration von 1814 mit ihren Kammern; das Julius-Königthum des juste milieu von 1830 mit seinen Kammern; die Februar-Republik von 1848 mit ihrem Staatsrath und ihrer Assemblée legislative — sie alle, alle sind aufgetaucht und untergetaucht und verschwunden, ohne eine andere Spur zu hinterlassen, als ein Memento homo quia pulvis es! Umwälzung reiht sich so an Umwälzung; ein fait accompli verdrängt das andere; der Emeute der Geister folgt stets die Emeute der Straße auf dem Fuß; die besten Männer, die besten Kräfte vermögen nichts gegen diesen Fluch: schnell abgenutzt, fallen sie der Ohnmacht und Vergessenheit anheim; nichts hat Dauer, nichts Bestand, Alles verzehrt sich in fieberhaftem, ruhelosen Wandel und Wechsel; den rasenden Bacchanalien der zuchtlosen Massen folgen die eisernen Handstreiche der Gewalthaber; die entpflasterten, mit Barrikaden bedeckten Straßen werden wieder von den Kartätschen gekehrt und gefegt; ist das Land von der Revolution gezüchtigt, dann wird es, weil es von ihrem Geist nicht lassen will, dem Despotismus der Säbelherrschaft zu neuer Züchtigung überantwortet, um, von ihm ermüdet, wieder der Revolution in die Arme zu sinken!

So spinnt sich dieß Trauerspiel in stets sich gleichenden Acten trostlos von Jahr zu Jahr fort. Da mag kein Recht und keine Freiheit erblühen; kein Friede und keine Sicherheit und keine ruhige, stetige Fortentwicklung sind da möglich; der inneren Zerrüttung entspricht die äußere Schwäche; und die zerronnenen Illusionen weichen der kalten Apathie und der düsteren, hoffnungslosen Verzweiflung!

Wie ungeheure Opfer wurden der Revolution gebracht, und wie unendlich wenig hat sie nach sechszig Jahren errungen! Und ist irgend eine Aussicht vorhanden, daß es nun anders werde? Wie viele, die heute bei dem Plebiscitum mitstimmten, haben in Wahrheit die lebendige Ueberzeugung, es werde dadurch die lange Reihe dieser verheerenden Umwälzungen geschlossen, und das Land endlich den verlorenen Frieden wieder finden? — Ach! sie sind schon überfroh, auch nur für den Augenblick einen Retter gefunden zu haben, der das Schiff dicht vor dem Abgrund anhält und ihnen verheißt, sie gegen die Consequenzen derselben Revolution zu schützen, von deren Principien sie nicht lassen wollen.

So ist die Vergangenheit unheilvoll, die Gegenwart zerrissen, und die Zukunft finster und drohend!

Wo aber die Früchte so augenfällig sind, da lohnt es sich wohl der Mühe, einen Rückblick auf den Saamen zu werfen, dem sie entsprossen sind.

Was nämlich die unglückliche französische Nation in all dieser Zeit erlitten hat und noch täglich erleidet, das sind eben die nothwendigen Folgen ihres revolutionären Geistes; denn die Revolution hat Frankreich nicht, wie Louis Napoleon in seiner Proclamation verkündet, „regenerirt“, sondern in seinem innersten Herzen destruirt, und der Zerrissenheit und einer rand- und bandlosen Willkür preisgegeben.

Nur diesem Geiste hat das französische Volk es zu verdanken, wenn es keine Pietät mehr hat, weder für seine Vergangenheit, noch für irgend etwas Bestehendes, wenn es

mit seiner Gegenwart zerfallen ist, und ohne Vertrauen seiner Zukunft entgegensieht.

Der Geist der Revolution ist ja nichts Anderes, als der Geist der sich selbst vergötternden Selbstsucht, die keine Autorität über sich anerkennt, welche nicht von unten, von sich selbst ihre Vollmacht empfangen. Sein Princip und sein Ziel ist daher eine völlig unbedingte, unnatürliche Freiheit; und da jeder Einzelne denselben Anspruch darauf erhebt, unbedingte, unnatürliche Gleichheit, also Souverainetät des Volkes, das heißt der Massen, oder allgemeines Stimmrecht; und da dieses wieder unter keiner anderen Form zu einem Resultat gelangen könnte, Souverainetät der Majorität, was in der That aber nichts ist, als die Herrschaft der Gewalt, der sich der „unbedingt freie" Einzelne zu unterwerfen hat. Denn diese Majorität der blinden Massen, keiner höheren Autorität verantwortlich und an kein über ihnen stehendes göttliches Gesetz, oder irgend ein bestehendes, von der Vergangenheit ererbtes Recht gebunden, sie schafft jeden Augenblick selbstherrlich Recht und Gesetz, und kann es auch jeden Augenblick nach Willkür und Gutdünken wieder abändern, da sie ja der einzige Souverain ist. Auf diesem Grund stand die erste Revolution, und auf diesen Grund stellt sich noch heute Louis Napoleon in seiner Proclamation, worin er das Volk den einzigen Souverain nennt.

Dort aber, wo keine höhere Autorität und keine über den Parteien und dem Einzelnen stehendes Recht Anerkennung mehr findet, da tritt der Zwiespalt und die Zerrissenheit ein, und die ihres Zügels befreiten Leidenschaften beginnen ihr verderbliches Spiel. Unrecht und Willkür sind ja tausendgestaltig. Im Religiösen erheben also die hadernden Secten, im Politischen die streitigen Parteien ihr Haupt, und jede folgt blind, wohin ihr irrender, verblendeter Geist, und ihr verderbter, begierlicher Wille sie treibt, da sie ja keine höhere Autorität und kein Gesetz anerkennen.

Neid und genußsüchtiger Ehrgeiz treten demnach als die beiden großen Werkmeister der Revolution gegen einander in Thätigkeit: Neid, der keine Herrschaft, keinen Adel, nichts Höheres, nichts Edleres irgend einer Art über und neben sich dulden mag, der Alles in die gleiche Gemeinheit und Niedrigkeit herabzieht; und Ehrgeiz, der jegliche Macht und alle Genüsse an sich reißen möchte, und auf seinem Throne keine Freiheit und keine Selbstständigkeit neben und unter sich achten will.

Während der Neid so den Gehorsam vernichtet, ist es der Ehrgeiz, der die Herrschaft vergiftet; der Neid der Menge gebiert die systematische Opposition, die Emeuten und Revolutionen; der Ehrgeiz der Einzelnen antwortet mit Staatsstreichen, schmettert jeden begründeten oder unbegründeten Widerspruch mit Kartätschen nieder, und errichtet auf den Trümmern seinen usurpirten Thron; was er aber eben erbaut, das reißt der Neid bei einer neuen revolutionären Sturmfluth wieder zusammen. Hat der Ehrgeiz so den Stein schrankenloser Herrschaft und Eroberung mühsam den Berg hinangewälzt, dann schleudert ihn der Neid wieder mit höllischem Hohngelächter in die Tiefe, und das trostlose Werk beginnt von neuem.

In diesem Geist des Neides und des Ehrgeizes haben die Franzosen 1793 ihren sanftmüthigen, wohlwollenden, frommen König auf das Blutgerüst geführt und ihr erbliches Königthum vernichtet; und damit haben sie aus ihrem Staatsbau den Fundamental-Stein herausgerissen, und sind in die unwirthbare Wüstenei der Parteikämpfe und der endlosen Revolutionen hineingerathen; und was sie seitdem auf den Sand mit Titanenkraft gebaut, das ist ihnen, wie Erbsen, auseinandergerollt, so daß sie heute wieder, ohne das Obdach einer geschützten und schützenden Verfassung, in trauriger Blöße mit ihrem Plebiscitum auf freiem Felde, wie die Zigeuner, campiren müssen.

Die Engländer haben auch eine Revolution, und zwar eine sehr blutige, an Brutalitäten, Ausschweifungen, Schänd-

lichkeiten, Grausamkeiten überreiche Revolution gemacht; sie haben ihre Monarchie auch der That nach in eine aristokratische Republik umgewandelt; allein sie verfuhren dabei doch ganz anders, als die Franzosen. Einmal haben sie aus ihrer katholischen Zeit sich eine gewisse, auch im Politischen wohlthätig wirkende Pietät gerettet; nicht minder haben sie aus dem christlich-germanischen Mittelalter einen unverwüstlichen Sinn für Privatfreiheit und Privatrecht in die neuere Zeit mit hinübergenommen, denen der moderne Communismus einer tyrannischen Gleichheit, die Rechtsconfusion einer abstrakten Freiheit und die bureaukratische Allerweltsbevormundung einer omnipotenten, im Namen einer revolutionären oder despotischen Partei ausgeübten Staatspolizei ein Gräuel sind. In diesem Geiste haben sie eine Menge von conservativen, ja meist sehr aristokratischen Institutionen, Sitten und Gewohnheiten zum Schutze gegen die Folgen ihrer Revolution und des revolutionären Geistes wohlweislich beibehalten. Statt das corporative Leben zu Gunsten der „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit", das heißt: des Staatscommunismus zu vernichten, haben sie ihm volle Freiheit der Entwicklung gelassen, und dadurch der Tyrannei der herrschenden Parlaments-Parteien, so wie der Hauptstadt mit ihren Demagogen und Pöbelmassen, und der wühlerischen Parteipresse einen mächtigen Damm entgegengestellt. Ihrem innersten Geiste nach aristokratisch, wollen sie in Allem nicht durch das Gemeinste und Niedrigste, durch die Sansculotten und die Damen der Halle, nicht durch die Mehrzahl und den Pöbel, oder das allgemeine Stimmrecht, sondern durch das Ausgezeichnetste und Hervorragendste vertreten seyn. Kälteren Blutes und solider und ernster, überlegender und praktischer, aber auch egoistischer und massiver, als die Franzosen, haben sie nicht so leichtsinnig in den Tag hinein gewirthschaftet, noch je in einer Nacht, wie es so oft bei den Franzosen der Fall war, ihr ganzes Staatsgebäude über den Haufen geworfen, um in Wind und Wetter zu bivouakiren;

noch auch haben sie ihre Reformen nach den abstrakten Theorien von unwissenden unpraktischen Intriguanten, von ehrgeizigen Advokaten, Journalisten, Schönrednern, Demagogen, Windbeuteln und Glücksrittern so in's Blaue hinein über Hals und Kopf vorgenommen; sie haben vielmehr dabei die Vergangenheit und die Gegenwart im Auge gehabt, und die dabei Betheiligten zu Rath gezogen, und stets an das wirklich Bestehende und Lebendige das Neue in allmähliger Fortentwickelung angeknüpft. Dadurch sind sie dem Fluch der wurzellosen, papierenen Gesetz- und Constitutionsmacherei entgangen.

Es ist wahr, auch die Engländer haben ihr Königthum zu einem Schattenbilde abgeschwächt; allein in jenem Instinkte der Selbsterhaltung haben sie doch, festhaltend an der Erbfolge der eingesetzten Dynastie, die Stelle des Königthums, die Mitte ihres Staatslebens, klüglich gegen den Neid und Ehrgeiz der Parteien sicher gestellt. Es fiel ihnen nicht ein, das Geschick eines großen alten Reiches so gänzlich den Wahlumtrieben und den Parteileidenschaften preiszugeben, oder es so sehr aller Dauer und Festigkeit zu berauben, daß sie Jeden als Wähler und wählbar für die oberste Vollzugsgewalt erklärt hätten, was jeden Engländer in einen Kronprätendenten verwandeln müßte. An dem Erbrechte vielmehr festhaltend, haben sie verhindert, daß die Krone nicht der Spielball rasender Demagogen und ehrgeiziger Prätendenten wurde, und so die Revolutionen und Constitutionen mit den Staatsstreichen in unheilvoller Reihenfolge fort und fort abwechselten. Sie sehen dabei nicht auf die persönlichen Geistesgaben und Tugenden des Inhabers der Krone, „*his*" oder „*her most gracious Majesty*", ist das Symbol brittischer Macht und Eintracht, vor dem jede Partei das Knie beugt, statt es bei jeder Gelegenheit, trotz seiner constitutionellen Unverantwortlichkeit, mit Pflastersteinen, unter Schimpf und Schande, aus dem Lande zu jagen.

Die Franzosen dagegen in ihrer leidenschaftlichen Maaßlosigkeit und ihrem blinden Leichtsinne vernichteten mit ihrem

hingerichteten König durch einen Gewaltstreich auch das erbliche Königthum.

Wie bei allen Umsturzmaaßregeln der französischen Revolution, so war auch hierbei der Nationalcharakter und das wahre Bedürfniß des Landes das Letzte, was die blinden Gesetzgeber in ihrer Selbstsucht in Betracht zogen. Bei einer Nation, die als Nation so viel Ehrgeiz besitzt, und wo der Einzelne gleichfalls mehr oder minder von Ehrgeiz erfüllt ist, konnte wohl keine widersinnigere, unheilvollere Staatsform gefunden werden, als die, welche dem Neid und Ehrgeiz Thor und Thüre öffnete.

Wie daher dieser Vernichtungsbeschluß des erblichen Königthums selbst aus Neid und Ehrgeiz entsprungen war, so haben sich seitdem auch Neid und Ehrgeiz um die oberste Gewalt bis auf den heutigen Tag in ununterbrochenem Parteikampfe gestritten, und in diesem selbstmörderischen Hader jeden Sinn für gesetzliche Autorität zerstört, so daß heute Frankreich, um sich nur gegen den augenblicklichen Untergang zu schützen, zu der Säbelherrschaft seine Zuflucht nehmen muß; denn mit dem Rechtsboden ging ihnen auch das Rechtsbewußtseyn völlig in Trümmer. Europa aber hat sich seitdem daran gewöhnt, in Frankreich stets einen rauchenden Vulcan zu sehen, der von Zeit zu Zeit in wilden Ausbrüchen seine verheerende Majestät zeigt. Nur das Schwert ist ihm als der letzte Schirmer der äußeren Ordnung geblieben.

So erwuchs aus dem Blute des hingemordeten Königs die Saat der Rechtslosigkeit und der Zwietracht, und um den Frieden und das Glück des Landes ist es seitdem geschehen!

Drei Parteien aber sind es, die sich gleich im Beginne der ersten Revolution feindlich gegenüber traten, die unter wechselnden Namen, aber immer mit den gleichen Grundsätzen, die verflossenen sechszig Jahre hindurch ihren Streit durchgekämpft haben, und die sich noch heute unversöhnt gegenüberstehen, bereit, morgen, wenn die überraschende Betäubung

des zweiten Decembers 1851 überwunden ist, den alten Fehdehandschuh wieder aufzunehmen.

Dieser Dreispalt entsprang der religiösen, sittlichen und politischen Verderbniß der Zeit, und theilweise auch dem ökonomischen Ruin; die auflösenden und zerstörenden Grundsätze der Revolution waren nichts als die unvermeidlichen Folgerungen aus der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, und diese wiederum die geistige Blüthe der praktischen Entartung und Verkommenheit. Die hieraus entspringenden Zustände innerer Zerrüttung aber, wie sie uns heute Frankreich und ein guter Theil von Europa darbietet, werden daher auch weder durch Revolutionen, noch durch Staatsstreiche, noch durch ein Plebiscitum, — was Alles schon unendlichemal da gewesen, — geändert; sondern einzig durch eine innerliche Umkehr des Geistes, eine Umwandlung der Gemüther, durch Reue, durch Buße und Besserung.

Die erste Partei, die damals ihr Haupt erhob, ist die der ganzen und vollen, der ächten und rechten Revolutionäre. Gott ist ihnen der Teufel, und der Teufel Gott; und so wollen sie auch in allem Uebrigen buchstäblich das Unterste zu oberst kehren, und die Grundsätze jener Alles niederreißenden und nivellirenden Gleichheit, und jener von Gott und allem Bestehenden losgerissenen, selbstherrlichen und sich selbst vergötternden Freiheit bis zu ihren äußersten Consequenzen durchgeführt, wo das Eigenthum als ein Diebstahl an der Gleichheit, die Familie und die Heiligkeit der Ehe aber als ein aristokratisches, mit der Freiheit unverträgliches Privilegium erscheint. Es sind die Männer des radikalen Umsturzes, der Gewaltthat, des Blutes und des Schreckens; die Emancipatoren des Fleisches; die Fanatiker des Atheismus, die den Unglauben mit Scheiterhaufen erzwingen möchten!

Alle Mittel sind ihnen genehm: Gewalt und Verrath, Treubruch und Meuchelmord; denn sie kennen keinen strafenden Gott und keine Sünde, und der Eid hat keine Heiligkeit für sie. Was sie 1793 wollten, dasselbe wollen sie noch heute:

die communistische Social-Demokratie. Damals hießen sie die jakobinischen Blutmänner, heute heißen sie die Rothen; damals erfüllten sie mit ihrer Guillotine, ihren Noyaden und Mitrailladen Frankreich mit Blut und Gräueln, und heute sind es dieselben Montagnards, die das durch ihren Raub- und Blutdurst entsetzte Volk in die Arme des Präsidenten jagen; damals bildeten die Klubbs ihre Organisation, heute sind es die geheimen Gesellschaften, deren Netz sie über die ganze bürgerliche Gesellschaft ziehen möchten; damals bildeten alle moralisch und materiell bankerotten Subjecte, als Emeuten- und Barrikaden-Chefs, ihre Offiziere, die Hefe des Gesindels aber in den verdorbenen Städten, und das von ihren Versprechungen fanatisirte und in Branntwein trunken gemachte Proletariat ihre Armee; ganz so halten sie es auch heute noch, wo sie unablässig bemüht sind, den vierten Stand, die arbeitende Klasse, als eine ihnen blind ergebene Kannibalen-Rotte zu organisiren, zu bewaffnen und in den Kampf gegen alle Besitzenden zu führen; damals wie jetzt dienten ihnen die Tribüne, die Presse und theilweise auch die Theater zur Lehrkanzel ihrer Propaganda. Man sieht also, in Betreff ihrer hat sich wenig geändert. Der Staatsstreich vom zweiten December hat sie zwar wie ein Donnerschlag überrascht und ihr Werk unterbrochen, aber sie selbst schwerlich gebessert.

Diesen ganzen Vollblut-Revolutionären tritt die zweite Partei, die der halben, zur Seite: das vermittelnde Amphibiengeschlecht, das für den Himmel zu schlecht, und für die Hölle zu gut ist. Ihr Bemühen geht unablässig dahin, die sophistische Brücke zwischen Wahrheit und Lüge, zwischen Recht und Unrecht aufzubauen; denn sie möchten die Revolution mit der Ordnung, die Volkssouverainetät, die Souverainetät der Menge, mit einer starken Regierungsgewalt verbinden. Den Principien der Revolution huldigend und auf ihrem Boden stehend, möchten sie sich doch gegen ihre

äußersten Consequenzen sichern; denn sie wollen ihren Hals, ihr Eigenthum, ihre Familie salviren.

Es sind die gemäßigten, die zahmen, die eleganten, die eitlen Revolutionärs, die Revolutionärs in Uniform und Decorationen, in Glacehandschuhen, in Schlafrock und Pantoffeln; die grundsatzlosen Wackelmänner, welche die eine Hand der Revolution, die andere dem Despotismus darreichen, und im entscheidenden Augenblicke auch wieder beide verrathen.

Anbeter der selbstherrlichen Vernunft, gilt auch ihnen der geoffenbarte Glaube nicht als feste Autorität, noch das ererbte Recht als heilig und unantastbar.

Auch sie hassen das Königthum von Gottes Gnaden, so wie den Adel und alles selbstständige corporative Leben, das ihnen ein Staat im Staat dünkt, und der bureaukratischen Bevormundung weichen muß. Auch sie achten in ihrem selbstherrlichen Dünkel weder der Vergangenheit, noch des Bestehenden und Lebenden.

Wie die ganzen und vollen Revolutionäre den besitzlosen vierten Stand zu ihrem Hebel machen möchten, so ist ihnen der Mittelstand, die Bourgoisie, Alles in Allem. Bis zum Mittelstande wollen sie daher die Höhen der Gesellschaft nivelliren, dem Mittelstand sacrificiren sie Adel und Geistlichkeit als privilegirte Aristokraten, und achten dabei kein Recht und keinen Besitz; wundern sich aber höchlich, wenn nun die consequenten rothen Revolutionärs, nach denselben Grundsätzen auch den dritten, den Mittelstand, bis zum besitzlosen vierten Stand hinab nivelliren wollen, indem sie, Theilung des Capitals und der Arbeit verlangend, die Hypothekenschulden für eben so ungerecht und drückend erklären, wie die grundherrlichen Lasten, und in dem Meister, der zwanzig Gesellen hat, eben so gut einen monopolisirenden Aristokraten sehen, wie in dem Baron, der unter zwanzig Grundholden wohnte, und in den Millionen eines Banquiers, eines Fabrikherrn, eines Speculanten dieselbe Verletzung der

allgemeinen Gleichheit hassen, wie in den früheren Renten eines Klosters, oder in den Besitzungen eines Grafen.

Diesen Ansprüchen der consequenten Revolution gegenüber meinen sie ohne Religion und Recht fertig zu werden: die Kirche wollen sie durch die Beamtenhierarchie ersetzen, die Religion durch die Staatsmoral, die in den Staatsschulen gelehrt und von der Staatspolizei aufrecht erhalten wird; die Stelle des Rechtes sollen ihre fabricirten Gesetze vertreten, die an die Stelle der Gerechtigkeit die Legalität setzen. Die Armee verwandeln sie in dem gleichen Geiste der verschwommenen Halbheit in eine demokratisch-monarchische Nationalgarde. Den Eid- und Treubruch halten auch sie, freilich unter Umständen und Verhältnissen, für erlaubt und patriotisch. Volksschmarotzer und Oppositionsmacher auf der Tribune und in der Presse, bauen sie zwar selbst keine Barrikaden und kommandiren keine gefährlichen Emeuten; sie scheuen vielmehr das Schießen, und es ekelt sie die Berührung mit dem schmutzigen Gesindel; allein es freut sie unter Umständen und Verhältnissen, wenn die Demagogen, an der Spitze des Gesindels, gegen die legitimen Kanonen Sturm laufen, sie schauen hinter den Jalousien zu, und denken die Früchte davon zu ärndten; sie sprechen kein Todesurtheil über einen König aus, aber sie sehen es nicht ungern, wenn das Jakobiner-Beil über seinem Haupte recht lange schwebt, denn so wird er, denken sie, endlich mürbe; sie vollbringen auch selbst keine Meuchelmorde, trifft aber ein solcher einen von der Revolution Geächteten, so lassen sie es ohne große Gemüthsbewegung dabei bewenden.

Männer der grundsatzlosen Halbheit, nehmen und rathen sie immer zu halben Maaßregeln: sie zeigen die bewaffnete Macht, und verbieten ihr zu schießen; sie kommen der Revolution mit immer neuen und neuen Concessionen, durch die sie Recht und Autorität opfern, entgegen; ist eine Emeute, ein Revolt mit Waffengewalt glücklich niedergeschlagen, so ermuthigen sie ihn so lange durch Straflosigkeit und Amnestien,

bis er zur siegreichen Revolution wird. Sie opfern ihre Freunde, um die Gunst ihrer Feinde zu gewinnen; sie wollen im Anfang nicht das Blut von Wenigen, und wären es auch die Schuldigsten und Verruchtesten, vergießen, und machen dadurch, daß das Blut von Tausenden und Tausenden von Unschuldigen fließt, und Land und Volk in rechtloser Anarchie zu Grunde geht.

In Summa sie sind die Verfasser jener wurzellosen, papierenen, demokratisch-monarchischen Constitutionen nach modernem Zuschnitt, voll Lügen, Widersprüchen und Fictionen, die dem Monarchen keine Gewalt, und dem Volke keine Freiheit geben, worin das ganze Staatsleben in Wahlumtrieben und Kammerdebatten und Kammerparteien aufgeht, und sich Alles um eine Jagd nach Minister-Portefeuilles, nach Stellen und Popularität dreht: eine parlamentarisch-repräsentative Schauspielerei, wobei das Volk mit Phrasen abgespeist wird, und der Ehrgeiz der Intriguanten eine Zeit lang seine Rechnung findet, bis die Anarchie und die consequente Revolution der Halbheit und dem Scheinwesen ein Ende macht.

So haben sie es in der ersten Revolution von 1789 gehalten, und so halten sie es auch heute noch. Ihrer scheinheiligen Mäßigung und legalen Heuchelei wegen sind sie um so gefährlicher; denn vor den Rothen hütet sich Jeder erschrocken, der Etwas zu verlieren hat und nicht wahnsinnig ist. Sie dagegen ruiniren in aller Ruhe mit ihren halben Maaßregeln die Regierungen, und vernichten durch ihre Grundsatzlosigkeit das Rechtsbewußtseyn des Volkes, indem sie alle Begriffe von Recht und Unrecht verwirren; der Untergang der Autorität und das rechtlose Chaos folgt ihnen daher auf dem Fuße. Männer der Umstände und Verhältnisse, ohne feste Principien, rutschen sie mit Piepmaier bald mehr nach Rechts, bald mehr nach Links, Jedem Unheil bringend, dem sie ihren Beistand leihen. So in Frankreich, so in der Schweiz, wo sie als Züricher liberal-conservative Wackelpartei die katholischen Urkantone und den Sonderbund zum Besten

der Revolution zu Grunde gerichtet haben, während sie i
Frankfurt mit ihren demokratischen Grundrechten, dem allge
meinen Stimmrecht und dem Suspensiv-Votum ihr republi
kanisch-parlamentarisches, liberal-conservatives, monarchisch
demokratisches kleindeutsches Erbkaiserthum zu erkaufen wähn
ten. Die quasilegitime Julius-Monarchie des bürgerkönigliche
juste Milieu, errichtet auf den Barrikaden der Emeute, un
sich hinziehend unter Parlaments-Intriguen, und fallend, in
dem sie ihre Armee von ihrer eigenen bethörten National
garde und dem Proletariate entwaffnen ließ, und zwar i
dem Augenblicke, als Herr von Radowitz ihre ungefährdet
Festigkeit bewunderte: das ist das Meisterstück und das Mu
sterbild dieser halbrevolutionären Mittelpartei. Wie ihr Wir
ken ein verderbliches war in der ersten constituirenden Versamm
lung unter Louis XVI., der ihren Rathschlägen seinen Un
tergang verdankte, so desorganisirten sie auch in der jüngste
Legislativen von 1851, namentlich als Fraction Orleans, di
Ordnungspartei, indem sie der legitimen Monarchie die qua
silegitime entgegenstellten. So arbeiteten sie im Verein mi
den übrigen halbrothen Wackelmännern, wie immer und überall
den ganz Rothen in die Hand, und beschworen die Katastro
phe des zweiten Decembers als rettende That herauf.

Und dennoch ist gerade diese halbrevolutionäre, soge
nannte liberal-conservative Gesinnung, die die Revolutio
fürchtet und zu dem Recht kein Herz hat, sie ist auch heut
noch die herrschende, der Europa und Frankreich huldigt
Sie wollen ja die Revolution mit der Ordnung verbinden
darum wählen sie nicht den rechtmäßigen Thronerben, son
dern den Neffen des Oheims, der sich einst die Krone im Name
des Schwertes selbst aufsetzte; und dieser Neffe selbst beweis
sich wieder dem herrschenden Geiste dadurch gehorsam, daß e
seine Herrschaft auf das Votum der Armee und des Volkes
auf ein Plebiscitum, auf das allgemeine Stimmrecht, d. h
die Volkssouverainetät gründet, nachdem er vorher den gel
tenden Rechtsbestand mit der Schärfe des Schwertes umge

stürzt. Sein Sieg ist daher auch in der That nur ein neuer Sieg des revolutionären Juste-Milieu, das dießmal in seiner Herzensangst den Schatten des Kaisers und den kaiserlichen Despotismus zu Hülfe ruft, um sich der consequenten Revolution, der raubenden und mordenden Rothen zu erwehren. Seine Angst ist so groß und die Freude über den gefundenen Erretter so trunken, daß Falloux ihnen beschwichtigend zurufen muß: „Seht die Herrschaft der Gewalt als einen rettenden Nothhafen an, aber macht keinen Altar, keinen religiösen Kultus daraus.“

Wir kommen jetzt zur dritten Partei, die heute, wie 1789, auf dem politischen Kampffelde steht. Den Männern der ganzen und halben Revolution treten die Männer, die das Gegentheil der Revolution wollen, gegenüber. Ehemals hießen sie die Royalisten, die Aristokraten, die Clerikalen, weil Adel und Geistlichkeit ihre Vorfechter bildeten; heute heißen sie die Legitimisten. Sie traten auf als Kämpfer für den Glauben, die Tugend und das Recht gegen den Unglauben, das Laster und den Umsturz; allein auch sie waren in vielen ihren Gliedern von der Verderbniß und Fäulniß des achtzehnten Jahrhunderts angesteckt. Die Liederlichkeit des Lebens an dem Hofe entarteter Könige und in einer verdorbenen Hauptstadt hatte viele von ihnen moralisch, physisch und ökonomisch ruinirt; die despotische Tendenz der französischen Könige in ihrer Politik nach innen, die nichtswürdige Immoralität ihrer Politik nach außen, hatte die Traditionen von wahrem Recht und wahrer Freiheit in ihren edelsten Vertretern verfälscht und halb vernichtet; ein Theil von ihnen, und zwar der edlere, fiel daher dem revolutionären Freiheitsschwindel in argloser Begeisterung anheim, und ein anderer, der verderbtere und verkommenere, diente gleich dem Herzog von Orleans-Egalite und so vielen seiner Genossen der Revolution zum verruchtesten Werkzeug ihrer Zerstörung. Die Vorrechte ihres Standes genießend, hatten sie vielfach die Vorpflichten vergessen, und sich als

liederliche, verschwenderische, intrigante, hochmüthige Höflinge aus dem Boden des Landes und dem Herzen ihres Volkes entwurzeln lassen. Die früheren Könige begünstigten dieß, im Wahne, ihre Macht durch das Sinken des Adels zu stärken, wie sie bei der Knechtung der Kirche die gleich selbstmörderische Politik befolgt hatten. Statt daher die Bedeutung ihrer Stellung tiefer erfassend, Sinn für die großen moralischen Interessen der Gesellschaft zu gewinnen, deren natürliche Vertreter sie waren, vergeudeten die französischen Edelleute gar oft Vermögen, Kraft und Zeit in Hofintriguen, in Kabalen, Rangstreitigkeiten, kleinlichen Eifersüchteleien, Frivolitäten und Liederlichkeiten. Ludwig XVI. seiner Seits lieh in seiner Güte und Schwäche den Rathschlägen der Staatsmänner aus der alten unmoralischen und der neuen halbrevolutionären Schule unseliger Weise nur zu sehr sein Ohr, und während daher die Blüthe des jungen französischen Adels von seinen Ministern ausgesendet, in Amerika unter den Fahnen der Empörung, für die Ideen der Revolution, gegen das legitime Königthum focht, gaben die Sitten und Intriguen des Hofadels und der Hofgeistlichkeit den sittenlosesten Jakobinern Gelegenheit, an ihnen zu Tugendhelden zu werden, und das Feuer der Revolution in Frankreich zu immer helleren Flammen anzuschüren.

So brach endlich der entscheidende Sturm heran, und der König, fortdauernd in den Händen der halbrevolutionären Mittelpartei, gab selbst schon gleich im Beginne der Revolution den Sieg in ihre Hand, indem er sich durch den eiteln Necker zur doppelten Vertretung des dritten Standes verleiten ließ. So sanken Adel und Geistlichkeit, von dem Königthum selbst verlassen und verrathen, unter den Streichen der Jakobiner, nachdem sie selbst ihr ererbtes Recht und ihren Besitz in der Nacht vom 4. August 1789 zum Opfer gebracht hatten, in dem eitlen Wahn, dadurch den zerstörenden Geist der Revolution zu versöhnen, oder wenigstens aufzuhalten.

Diese unglücklichen Verhältnisse darf man nicht vergessen, wenn man heute die schwache und isolirte Stellung der legitimistischen Partei beurtheilen will. Sie traten mit moralisch gebrochener Kraft auf den Kampfplatz, und wurden in dem Kampfe selbst von dem übel berathenen Königthum, das doch mit ihnen stehen und fallen mußte, in verblendeter Schwäche der Revolution geopfert. Die treuen Gardes du Corps, die am 6. October 1789 in Versailles von den blutlechzenden Horden vor den Augen des Königs gemordet wurden; die tapferen Schweizer, die am 10. August 1792 ungerächt ihre Treue mit dem Tode büßten, während der König von dem Abschaum der schmutzigsten und verruchtesten Bluthunde sich jeden Schimpf gefallen ließ, sie sind das traurige Vorbild des Looses derer, die in einer revolutionären Zeit für die Monarchie und das Recht einstehen, wenn die Monarchen selbst den monarchischen Sinn verloren haben, und in philantropischer Schwäche ihre Sache den Feinden der Monarchie preisgeben. Dieß war ihr Schicksal in Frankreich, und anderwärts erging es ihnen nicht besser; ja es ist ihnen mehr denn einmal geschehen, daß sie im Rücken von den Ministern ihrer übelberathenen Fürsten meuchlings angefallen wurden, während sie vorn mit ihrer Brust die Kugeln der Feinde des Königthums auffingen. Mehr als eine andere Partei sind sie darum auch zu der Bitte berechtigt: „Herr bewahre uns vor unseren Freunden, mit unseren Feinden wollen wir schon selbst fertig werden.“ — Denn diese guten Freunde verlangen nicht nur, daß man sich für sie schlagen soll, sondern zu gleicher Zeit auch, daß man sich von ihnen schlagen und niedertreten lasse. Der unglückliche Ludwig XVI. kam leider mit seiner charakterlosen Concessions-Politik zu spät zur Einsicht, daher wohl jene Worte in seinem Testamente an seinen Sohn: „Bedenke, daß ein König, der sich keine Achtung zu verschaffen weiß, der nicht das nöthige Machtansehen besitzt“, — und der, setzen wir hinzu, wenn er es besitzt, nicht die Willenskraft, den Muth und das Pflichtgefühl hat,

es auszuüben, — „gebunden in seinen Handlungen und verachtet von seinem Volke, eher schädlich als nützlich ist."

Der infernale Geist der Revolution wußte diesen Vortheil gar wohl zu seinem vollständigen und dauernden Siege zu nutzen. Mit dem Blute des hingemordeten, weichherzigen Königs ließ er die wüthigen Gesetzgeber seinen Bund mit Frankreich feierlich besiegeln; die dreihundert und sechsundsechszig, die für den Tod gestimmt, waren ihm durch die Blutthat auf immer in Dienst und Pflicht genommen. Die Hinrichtung des Königs war das große Höllenopfer, das Feindschaft zwischen dem Saamen der Revolution und dem des Glaubens und des Rechtes setzte. Dann gab er ihnen als Handgeld, womit er sich das Volk in Masse handfest machte, die Güter der Kirche und des Adels zum Raube hin. Sie wurden die Hypotheke, auf welche sich die französische Revolution fundirte; sie wurden fortan die Scheidewand, welche das christliche und königliche Frankreich von dem revolutionären und atheistischen schied; sie trennten insbesondere den dritten Stand — hinter dem zu gleichem Raube der vierte Stand sich bereit hielt — von dem Adel und der Geistlichkeit; durch sie hatte die Revolution Hunderttausende von Mitschuldigen im Mittelstande gewonnen, die bei ihrem Siege betheiligt waren — daher denn auch fortan die isolirte Stellung des Adels und der Geistlichkeit, die von dem bösen Gewissen gehaßt und gefürchtet wurden; und daher endlich die siegreiche Ausbreitung des revolutionären Geistes in den mittleren und unteren Schichten der Gesellschaft, in denen er noch heute fortlebt.

Nachdem unter einem solchen Verhängnisse der Kampf der drei Parteien in der ersten Revolution seinen Anfang genommen, konnte sein Verlauf nicht zweifelhaft seyn.

Die erste Periode war die der Republik. Das vergiftete Blut von dem Feuer wilder, zügelloser Freiheit entzündet, raste sich in Fieber-Paroxysmen aus. Es war die Herrschaft des höllischen Neides im großartigsten Maaßstabe, der mit in-

grimmiger Wohllust zerstörte und zertrümmerte, niederbrannte und niederriß, würgte und mordete, und die Leichen zerfleischte und schändete. Der wurzellose Freiheitsbaum wurde mit Blut bewässert; die Guillotine hielt die Runde: zuerst fielen die Köpfe der rechten Seite, der Geistlichkeit und des Adels und des seinem Glauben und seinem Könige getreuen Bürgers und Bauers; dann kam die Reihe an die röthlichen republikanischen Wackelmänner, an die zahmen, die feinen, die tugendhaften, die gemäßigten Revolutionärs, die zur Errichtung der Pöbeltyrannei die Hand geboten und zu dem Schlachten der Rechten feige geschwiegen; endlich fingen die rothen Hyänen unter sich selbst zu heulen und zu rasen an, indem von Stufe zu Stufe immer der Wildere und Wüthigere den minder Wüthigen unter das Beil schleppte, um von einem noch Wüthigeren das gleiche Loos zu erfahren!

Die Freiheits-Raserei hatte endlich ihre Stadien durchlaufen: da sanken den erschöpften Henkern die Arme nieder; die Geister ermatteten; die schönen Träume von Freiheit und Brüderlichkeit waren in Blut und Koth zerronnen; das todtgehetzte Volk war der schmutzigen Demagogen-Tyrannei müde, es sank athemlos in den Staub und sehnte sich nach einem Zuchtmeister, der mit eiserner Keule die höllischen Bestien wieder in die alten Fesseln schlüge. Da erschien der sieggekrönte Korse in seiner Mitte; mit ihm begann eine neue Zeit.

Aber es war nicht die Zeit des Friedens, wie wohl Viele gehofft; denn er war ja selbst ein Sohn der Revolution, ein Mann der Gewalt, der sein Recht von dem Schwerte herleitete, und als solcher zündete er, statt des erloschenen Feuers neidischer Freiheit, in den Herzen der Nation das Feuer eroberungssüchtigen, ruhmdurstigen, goldgierigen Ehrgeizes an.

Der kriegerische Geist, der in ihren ersten Kriegen zum Schutz und zur Propaganda der Revolution erwacht war, wurde von ihm zur Beraubung und Knechtung der Völker, zur Gründung einer französischen Universal-Despotie entflammt. So ergoß der Krater, der in sich gewüthet, seine

verheerenden Feuerströme weit hin über den Erdtheil, und es erhob sich der babylonische Thurm des napoleonischen Kaiserreiches, das die Mutter-Republik und sämmtliche Tochter-Republiken auf dem Wege kaiserlicher Decrete verschlang.

Ueber Nacht war in Frankreich wieder Alles anders geworden. Von Freiheit war nicht mehr die Rede, als wäre nie ihr Name von einer französischen Zunge genannt worden!

Wie der Sturm plötzlich das alte Frankreich mit seinem König, mit seinem Adel, seiner Geistlichkeit, seinen Parlamenten, seinen Provinzen, seinen Schlössern, Kirchen und Klöstern und Municipalitäten und allen seinen Institutionen, Gefühlen, Sitten und Gewohnheiten kahl und nackt von dem Erdboden hinweggeweht hatte, daß seine Stätte nicht mehr gefunden ward: so war jetzt das republikanische Frankreich der Nationalversammlung und der Schreckensherrschaft auf einmal den Blicken entrückt und wie verschwunden. Dem Wuthgeheul der Bluthunde, dem Freiheitsgebrüll der Tribunen war der Donner der kaiserlichen Kanonen und dann die Todtenstille eines im Staube niederträchtiger Schmeichelei ersterbenden Knechtsinnes gefolgt.

Die Embleme von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, die Vertreter des Menschengeschlechts, die Göttinnen der Vernunft, die Generalprocuratoren der Lanterne, die Strickerinnen und Tänzerinnen der Guillotine, die Stürmer der Bastille, die Pickenmänner mit den aufgespießten Köpfen, die Dekadenfeste, die Verbrüderungsfeste, die Redner der Klubbs, die Götter des Conventes, die Schreckensmänner des Revolutions-Tribunales zusammt ihren Freiheitsbäumen — sie alle waren wie durch den Schlag einer Zauberruthe zehntausend Klafter tief unter die Erde versunken!

Frankreich und Paris waren nicht mehr zu erkennen: neue Decorationen, neue Costüme, neue Masken, neue Rollen, Alles neu, wie bei einer neuen Vorstellung in der Grande Opera oder auf dem Theatre français, — aber immer die alten Schauspieler!

Große Cour, große Parade in den elyseeischen Feldern. Die stolzen Republikaner, die freiheitsdurstigen Jakobiner, Hände und Gesicht von Blut gewaschen und parfümirt, en grande tenue, in gestickten Galla-Uniformen, in glänzenden Decorationen, lächelnd und sich einander zuflüsternd; in ihrer Mitte, von Siegessäulen und Triumphpforten umgeben, der kaiserliche Thronstuhl; um ihn her der Generalstab, der Hofstaat, die Großwürdenträger des Kaiserreichs; Alles neu gebacken und neu maskirt, jüngster Creation und modernster Pariser Façon; die Vasallen-Könige von Norden, Süden und Osten, die Marschälle, die Minister, die Diplomaten, die Großrichter, die Senatoren, die Staatsräthe, die Herzoge, die Prinzen, die Barone des Reichs; dann die Kammerherrn, die Palastdamen, die geheime Polizei und die geheimste Contre-Polizei mit ihren Spionen; die Financiers, die Oberzöllner, die Armeelieferanten, die Kriegssteuer-Erpresser; die Savants endlich und die Hofpoeten, Hofhistoriographen, Hofmusikanten, Hofschauspieler und Kammerlakaien ihrer Majestät des Kaisers aller Franzosen — sie alle lichtempfangende Sterne der großen napoleonischen Sonne; dann die alten Garden und die Armeen des Kaiserreiches in unabsehbaren Reihen, eine Million in der Sonne blitzender Bajonette und Tausende von Kanonen!

Jetzt tritt er selbst, den kleinen Hut auf dem Kopf, in den Schwarm; entblößten Hauptes folgen ihm fremde Könige und Fürsten; Alles weicht zurück; lautlose Stille; er nimmt Platz auf dem Thronstuhl mit der Kaiserin, — grande air imperiale, wie er sie bei Thalma einstudirt. Eine lange, lange Reihe schwer beladener Wagen zieht an ihm vorüber: es sind die den unterjochten Völkern erpreßten Millionen, die ihnen geraubten Kunstwerke, ihre Denkmäler, ihre Urkunden!

Nun ergeht der Aufruf an die Begünstigten; einer nach dem andern tritt vor und kniet huldigend vor dem Throne nieder; und des Kaisers Gnade vertheilt Königsscepter, Herzogshüte, Marschallstäbe, Decorationen und Millionen, wäh-

rend er verächtlich auf die Höflingsschaar blickt; denn es ekelt ihn der zudringliche, lohngierige Knechtsinn in seinem Uebermaaß von hündischer Niedertracht widerlich an.

In tiefster Stille harren jetzt wieder Alle des entscheidenden Wortes; es ist die Parole, die er austheilt, er spricht sie in leisem geringschätzigem Tone: „nach Rußland!“ und „nach Rußland!“ tönt es von Mund zu Mund, „nach Rußland!“ schmettern die Trompeten, „nach Rußland!“ wirbeln die Trommeln, und „nach Rußland!“ und Vive l'empereur ruft eine Million von Stimmen in siegestrunkenem, triumphirenden Tone. Sie empfinden nicht den todverkündenden Modergeruch moralischer Fäulniß, der sich rings verbreitet; sie sehen nicht, daß die bleichen Schatten von Pius VI., von dem Herzog von Enghien, von dem Sandwirthe von Passeier, und die Rachegeister verzweifelnder Völker über seinem Thronstuhle schweben; sie hören nicht, daß die Nemesis wie der Zauberfisch in dem Volksmährchen von dem Fischer und seiner Frau, die in nimmersatter Gier Gott gleich werden wollte, dem Uebermüthigen in die Ohren flüstert: „Kehrt nur heim! eure Herrlichkeit ist Staub, und ihr seid wieder was ihr wart!“

Die Langmuth Gottes war jetzt endlich erschöpft. Wie früher die Raserei der Freiheit und des Neides, so hatte das Feuer des Ehrgeizes, der eroberungssüchtigen Despotie, jetzt seine Bahn durchlaufen; der flammende Kriegsgeist hatte seine Kraft aufgezehrt; die Lebensfackel des Kaisers war niedergebrannt! Also zeigte der folgende Act französischer Geschichte eine andere Revue, als die elyseeische, eine Revue, die der stille Mond in heller, kalter Winternacht über ein russisches Leichenfeld abhielt. Im Hintergrunde, in weiter Ferne am Horizont die rothen Flammen von Moskau, und von dort bis zum Vordergrunde eine unabsehbare Schneesteppe, kalt von gefrornen Flüßen durchzogen — dort lagert die große Armee des Kaiserreiches! Aber keine Trommel wirbelt, keine Trompete schmettert, kein Wachfeuer brennt, keine Schildwache ist ausgestellt; es geht

keine Kunde; keine Hand rührt sich, noch bewegt sich eine Brust; sie schlafen Alle, Mann und Roß! — Alles ist kalt, Alles ist stumm, Alles ist todt! und in flüchtiger Eile stiehlt sich ein Schlitten, von den Rachegeistern verfolgt, durch die Leichen hindurch; er trägt den neuen „Charlesmagne", den Erben der Revolution, tiefeingehüllt in seinen Mantel und in seine Gedanken: Vanitas vanitatum et omnia vanitas!

Die verbündeten Heere folgen dem Flüchtigen; sein Stern war erloschen, die Kraft erschöpft, das Vertrauen dahin: er dankte ab, und das alte Königsgeschlecht kehrte zurück in die Metropole des Unheils, die die Revolution und den Despotismus über die Welt hinausgesendet und nun jubelnd rief: Vive Louis XVIII.!

Allein der urplötzliche Wechsel war zu ungeheuer, der Sturz von so schwindelnder Höhe weltbeherrschender Macht zu solcher Ohnmacht auf einer kleinen Insel, er war zu groß, zu unerträglich; es schien unmöglich; er konnte, er wollte es nicht glauben; er meinte, es sei ein böser Traum, und wähnte, er habe sich übereilt, sich überraschen lassen; denn der gestürzte Uebermuth hatte kein Gefühl, daß sein Maaß voll sei, daß die Hand Gottes seine Stirne mit dem Male der Ohnmacht bezeichnet: er landete also noch einmal, um zum zweitenmale in den hundert Tagen den luftigen Wipfel des abgestorbenen Baumes seiner Größe unter den scharfen Streichen in blutigen Schlachten dahin sinken zu sehen in's verzehrende Feuer! — Nun die Flügel des Raub-Adlers vollends gebrochen, nahmen sie ihn und schmiedeten ihn an den Felsen fern in dem einsamen Ozean; auf dem Königsstuhl der Vorfahren aber saß wieder das alte Herrschergeschlecht.

Damit war ein großer Wendepunkt in der Geschichte eingetreten. Das frevle Unmaaß hatte in sich und in dem entgegengesetzten Unmaaß, welches es hervorgerufen, seine Züchtigung und Strafe für die übertretenen ewigen Gesetze gefunden. So waren jetzt also drei große welthistorische Gerichtstage abgelaufen: gefallen war das Königthum des fleb

zehnten Jahrhunderts, denn seine Träger und Pfeiler waren faul und morsch geworden; gefallen war die Republik, die an ihm das Rächeramt versehen, ihr Grab war ein Laster- und Blutpfuhl; gefallen war endlich das Kaiserthum des militärischen Despotismus, das der jakobinischen Freiheit entsprungen, die Kanonen Europas hatten es in seiner moralischen Corruption zusammengeschossen, und damit war Frankreich, müde und mit Narben und Wunden bedeckt, wieder in sich selbst zurückgekehrt.

Hätte es die ergangenen schweren Gerichte als eine wohlverdiente Strafe für seine Sünden und Verbrechen hinnehmend, sich durch sie reinigen lassen, und ihre Lehren zu seiner Besserung genützt, dann wären sie ihm ein Heil gewesen. Der Untergang seines pharaonischen Heeres in den Schneegefilden von Rußland wäre ihm dann als ein sühnendes Leichenopfer für den verübten Königsmord und so viele andere Blutthaten und haarsträubende Gräuel seiner Revolution und seines Despotismus erschienen.

Nach so vielen verheerenden Stürmen, so blutigen Kämpfen, so grausamen Verbrechen und Verirrungen, und so schweren Leiden und Züchtigungen, wäre dann der Kreislauf der Revolution geschlossen gewesen, und eine Zeit des Friedens und des neuaufblühenden Glückes hätte für Frankreich, nach den geheilten Wunden, begonnen — hätten sie es nur selbst gewollt: wären sie von dem Geiste der Empörung und Zerstörung zu dem Glauben und dem Rechte zurückgekehrt, und hätten, Hand in Hand mit ihren rechtmäßigen Fürsten, in Frieden und Eintracht und wahrer christlicher Brüderlichkeit, die Wohlfahrt Frankreichs gefördert!

Allein das wollten sie nicht; das duldete ihr revolutionärer Stolz nicht! Er wollte Gott und dem Rechte nicht die Ehre geben; — „trotz alledem und alledem" wollte er ohne sie fertig werden.

Das einzige Gefühl, was die Erinnerungen so großer Gerichte daher in ihnen zurückgelassen, war das ingrimmige

einer ungebesserten Erniedrigung, eines verbissenen Rachegefühls.

Wie in der Volkssage, wenn der Teufel einem bethörten Anbeter in mitternächtlicher Stunde einen blendenden Schatz gibt, der erste Morgenstrahl das leuchtende Gold in faules Holz, die glitzernden Diamanten in gemeine Kieselsteine, die Perlen in Eselsmist verwandelt, so war es den Franzosen mit ihrer atheistischen Freiheit und ihrer kaiserlichen Weltherrschaft ergangen: Alles war in einem stinkenden Dunst zerronnen! Allein ihre Eitelkeit ließ sie den Sinn der göttlichen Ironie nicht verstehen: denn nicht in ihnen, noch in ihrer Verderbniß, ihrer Gottlosigkeit, ihrer Liederlichkeit, ihrer Selbstsucht, ihrem Neide und ihrem Ehrgeize lag die Schuld von so viel Unheil, und daß Alles und Alles mißlungen war. O nein! sie waren nach wie vor das erste, das vortrefflichste, das aufgeklärteste der Völker, „la grande Nation", par excellence. Der Fall der Republik, der Ausgang des Kaiserreiches, sie konnten daher nichts Anderes seyn, als ein unverdientes Unglück, eine die Rache ewig herausfordernde Schmach. Die junge, harmlose Saat der Freiheit war ja kaum erst in dem schönsten Aufblühen begriffen gewesen, da hatten sich schon die gekrönten Tyrannen Europas, die sich auf ihren wankenden Thronen bedroht fühlten, gegen die menschenbeglückende verschworen; sie waren es, die, im Bunde mit dem Adel und den Pfaffen, die Scheusale von Paris heimlich besoldeten, um die Freiheit zu beflecken und gefürchtet und verhaßt zu machen; und sie waren es wieder, die mit ihren Bajonetten zuerst über die Gränzen Frankreichs drangen, um seine Freiheit zu erwürgen; und daher waren einzig sie es, die die furchtbare Energie des Conventes und den Schrecken des Revolutions-Tribunals als einzig mögliche Nothwehr hervorgerufen. Wie anders, wie herrlich würde sich Alles entwickelt haben, wäre die tugendhafteste, weiseste, gerechteste, mäßigste und freiheitwürdigste der Nationen nicht in dem Werke gestört worden! Und welches Glück hätte auch das

napoleonische Kaiserreich der Welt bereitet durch den herrschenden französischen Geist, der ein Geist der aufgeklärtesten, freisinnigsten Civilisation ist, wären es nicht wieder die Bajonette dieser gekrönten Tyrannen gewesen, die ihn mit verrätherischer Treulosigkeit und feiger Uebermacht hinabstürzten, gerade als er den letzten Schritt thun wollte, und das Reich des ewigen Friedens und der Menschenbeglückung im Schatten französischer Oberherrlichkeit beginnen sollte! Und jetzt hatten sie das alte Tyrannengeschlecht mit ihren Bajonetten dem unglücklichen Frankreich wieder aufgezwungen, das in ihnen, so lange sie auf dem Throne saßen, nur sein Unglück und seine Schmach vor Augen hatte!

So legte sich der alte revolutionäre Stolz und Ingrimm die Geschichte aus; und so saß er, zürnend und Unheil brütend, auf den Trümmern seiner Illusionen; und je mehr er der Vergangenheit gedachte und sie mit der Gegenwart verglich, um so giftiger wurde sein Zorn.

Die Revolution hatte ihnen die Güter des Adels und der Kirche preisgegeben; der kaiserliche Despotismus hatte ihrem Heißhunger die Schätze der ausgeplünderten und unterjochten Völker in den Rachen geworfen; die unglücklichen legitimen Fürsten aber waren mit leeren Händen auf den Thron ihrer Väter zurückgekehrt. Es stand ihnen nicht zu, die Einen zu berauben und die Andern damit zu bereichern. Und nicht allein das, mit ihnen kamen auch noch die occupirenden Heere, die unterhalten werden mußten; es kamen die Kriegsentschädigungen der Fremden, die für den begangenen Raub bezahlt werden mußten; die Eroberungen dagegen und mit ihnen die Revenüen und Stellen, die die Revolution und der Kaiser darauf angewiesen, fielen hinweg; ja Frankreich mußte die Rheingränze wieder einziehen; und nun forderten noch gar die beraubten Emigranten eine Entschädigung für den ihnen entrissenen Besitz. Es fiel den Franzosen hiebei nicht ein, sich und ihre Ungerechtigkeit, die alle Welt so viele Jahre hindurch ausgestohlen und unter die Füße getreten,

deßhalb anzuklagen, und in der Zurückerstattung des Raubes einen Act natürlicher Gerechtigkeit zu sehen. Nichts weniger; das waren lauter empörende Verbrechen der beleidigten National-Ehre und des vernichteten National-Wohlstandes, die nur den Burbonen, dem legitimen Königthume, zur Last fielen. Sie waren ja die Verbündeten der fremden Eroberer, die Verräther, die Unterjocher, die Feinde des Landes. Ihnen gegenüber erschienen die verruchtesten Ungeheuer der Revolution als ruhmvolle, hochherzige Befreier, als Wohlthäter des Menschengeschlechtes, als Heroen und Märtyrer der Freiheit. Ihr so herrlich begonnenes, so schändlich unterbrochenes Wek mußte fortgesetzt werden. So lange aber die alten legitimen Fürsten auf dem Throne saßen, war dieß nicht möglich; Frankreich lag in Banden, seine schmachvolle Erniedrigung war nicht gesühnt; erst mit ihrem Sturze konnte es wieder frei aufathmen und seine glorreiche Revolution vollenden.

Kehrte diese Gesinnung ihren tödtlichen Haß zunächst gegen das angestammte Fürstengeschlecht, so schloß sie natürlich darin auch Alles ein, was diesem als Stütze dienen konnte, zunächst also wieder den Adel und die Geistlichkeit. Und wie die Revolution damit begonnen hatte, daß sie die katholische Kirche entwurzelte und Frankreich dekatholisirte, weil sie wohl fühlte, daß das Recht und die rechtmäßige Obrigkeit in der katholischen Kirche ihre festeste Stütze habe, und daß die selbstherrliche Willkür erst dann ihren großen Umsturz beginnen könne, wenn das katholische Gewissen vernichtet sei: so galt es auch jetzt wieder, alle Kraft aufzubieten, um zu verhindern, daß die verhaßte, der Revolution in ihrem innersten Wesen feindliche Lehre nicht auf's neue unter dem Schutze der alten Tyrannen Wurzel schlage. Also Verfolgung und Anfeindung der Kirche in allen ihren Institutionen und in jeder freien Lebensäußerung, um mit ihr zugleich die Bourbonen zu stürzen, und die Segnungen der Revolution dem befreiten Frankreich wieder zu geben; das galt als das glor-

reiche Ziel des neuen patriotischen Liberalismus, wie sich die revolutionäre Gesinnung unter der Restauration nannte. Dieser Haß ging so weit, daß sie jeden Sieg, den die französischen Waffen unter den zurückgekehrten Bourbonen erfochten, jede unläugbare Wohlthat, die sie dem Lande erwiesen, jedes Almosen, das sie einem Armen spendeten, als ein National-Unglück beklagten und verkleinerten, verhöhnten und verdächtigten, weil sie fürchteten, es werde dadurch das von der Revolution geächtete Geschlecht im Volke befestigt. Ja, jedes errichtete Missionskreuz machte sie knirschen, denn sie sahen darin einen Act der Contre-Revolution, eine Befestigung der Tyrannei. Und hierin zeigte sich die Kraft jenes Bundes, den sich der Böse mit dem Blute Ludwigs XVI. hatte besiegeln lassen, und der Fluch, der auf dem Geraubten ruhte.

Freilich anfänglich schlummerte diese Gesinnung noch mehr unbewußt in den Gemüthern; sie äußerte sich nur vorsichtig in geheimen, vertrauten Kreisen und Klubbs, und traute sich kaum gedämpft, unter dem Scheine gemäßigter Klage, verzagt und schüchtern hervor. Die Gräuel und Schandthaten der Revolution waren ja noch in zu frischem Gedächtniß, es lebten noch zu Viele, die unter der Tyrannei ihrer Scheusale gezittert und gelitten, oder die Ihrigen auf den Blutgerüsten verloren, und Hab und Gut eingebüßt. Auch die Opfer und Anstrengungen, die der kaiserliche Despotismus gefordert, die Hunderttausende, die für seinen Ehrgeiz auf den Schlachtfeldern geblutet, sein soldatischer Uebermuth, seine entwürdigende Polizei, seine rechtlose Willkür, der niederträchtige, raubsüchtige, bestechliche Knechtsinn, den er genährt, die moralische Fäulniß, die er großgezogen — das Alles war noch zu lebendig im Gedächtniß. Auch geboten die occupirenden Bajonette „der gekrönten Tyrannei“ noch einige Zurückhaltung.

Als aber die fremden Heere heimgekehrt und Ludwig XVIII. mit seiner Charte zurückgelassen, und die Vergangenheit mehr in den Hintergrund trat, dafür aber die Tribüne und die

Presse die öffentliche Meinung zu bearbeiten begannen, und den begierlichen Leidenschaften und neidischen Vorurtheilen der Menge schmeichelnd, die alten unheilvollen Revolutions-Geister auf's Neue weckten und entflammten, da war es bald anders geworden. Die alte revolutionäre Gesinnung, die auf's Neue den Sturz des legitimen Königthums beabsichtigte, um die unterbrochene Revolution zu ihrer Vollendung zu bringen, oder wie sie es heuchlerisch ausdrückte, aus der Charte eine Wahrheit zu machen, gewann von Tag zu Tag mehr Boden, und ward die herrschende im öffentlichen wie im Privat-Leben: auf der Tribüne, in der Presse, auf dem Theater, in den Kaffehäusern, überall und überall führte sie das große Wort. Ihren Sitz und Mittelpunkt aber hatte sie in Paris, und hier war es wieder der bethörte Mittelstand, der in seiner Kurzsichtigkeit, in seinem Unglauben, in seinem Adelsneide und seinem Stolze auf die Großthaten der Revolution und des Kaiserreiches, die er sich zuschreibt, ihr zu seinem Unglück mit blinder Begier willig sein Ohr lieh. Ja in seiner hoffärtigen Beschränktheit ist er ihr noch bis auf den heutigen Tag treu geblieben: noch immer ist der kleine Bourgeois von Paris ein Revolutions-Philister und speculirt, wie er die Interessen seiner Boutique, die Ordnung und Sicherheit erheischt, mit den Interessen der Revolution, die die Anarchie und Unsicherheit selber ist, vereinigen könne.

Wer aber die gegenwärtigen Zustände von Frankreich verstehen will, der muß diesen revolutionären Liberalismus wohl im Auge behalten: er stammt, wie wir gesehen, aus der alten atheistischen Revolutionszeit, hat sich unter der Restauration, seiner Blüthezeit, in seiner eigenthümlichen Form ausgebildet, und so ist er, wenn auch in abgeschwächter und durch bittere Erfahrungen und herbe Demüthigungen abgeschreckter Gestalt, auf das gegenwärtige Geschlecht übergegangen. Er hat die gewissenlose, systematische Oppositionsmacherei zur chronischen Krankheit der Franzosen gemacht, und mit seiner Parteileidenschaft das ganze Leben und alle

Verhältnisse vergiftet; er hat mit Treue und Glauben und der Heiligkeit des Eides jede Pietät, und damit auch jede Autorität vernichtet, und so den Rothen in die Hände gearbeitet; aus ihm, wie wir sehen werden, ist die Julius revolution hervorgegangen, und diese hat wieder in consequenter Entwicklung die Februarrevolution geboren, die dann wieder im Rückschlag den Staatsstreich vom zweiten December im Schooß getragen; und ihm endlich dienend, hat der Prinz-Präsident seine Herrschaft auf die Volkssouverainetät des Plebiscits gegründet, und seine Stelle im Juste Milieu zwischen der Revolution und dem legitimen Rechte, oder den „hallucinations monarchiques", wie er sich selbst in seiner Rede an die liberale Pariser Industrie am 25. November 1851 öffentlich ausdrückte, eingenommen, um Frankreich von den Rothen zu retten. Zwei der elendesten radikalen Journale, die Daily-News in England und die Kölnische Zeitung in Deutschland, die Hauptträger dieses schlechten, revolutionären, kirchenfeindlichen Liberalismus, haben daher auch in dem Instinkt, daß der Napoleonide unter dem Zauberbanne der Revolution stehe, seinen Stern als einen befreundeten, gleich Anfangs mit Wohlgefallen begrüßt; mehr noch, der Lord-Großprotector aller Revolutionen und Emeuten, der Freund Kossuth's, Pacifico's und Minto's, Lord Palmerston, hat ihm glückwünschend sein und Englands Freundschafts-Bündniß antragen lassen; England aber wollte eine mehr spröde, vorsichtigere Zurückhaltung dem Neffen seines furchtbarsten Feindes, des Gründers der Continentalsperre, gegenüber beobachtet; darüber hat der edle Lord Staatssekretär des Auswärtigen, seine Entlassung genommen und erhalten; er ist also nicht durch, sondern für den „Täufling des allgemeinen Stimmrechts" gefallen. Wahrlich! die Wege Gottes sind wunderbar, wie er Menschen und Dinge gebraucht! In Frankreich unterliegen die Rothen durch den Staatsstreich vom 2. December 1851, in England fällt ihr mächtigster

Beschützer für ihn! Darum rufen wir am Schluße des alten, zum Beginne des neuen Jahres in dankbarem Vertrauen:
Te Deum laudamus!

(Schluß folgt.)

II.

Aphoristische Zeitläufte.

Den 27. November 1851.

I.

Fürst Fr. Schwarzenberg, der deutsche Adel und die Undeutschheit der deutschen Presse.

Wir können nur wiederholen, was wir bei allen andern Gelegenheiten sagten: Deutschland hat keinen zweiten Schriftsteller, wie Fürst Friedrich Schwarzenberg; keinen, der so in's Leben zu sehen und den empfangenen Eindruck so wieder zu geben [illegible]te. Er steht den besten französischen Memoiren-Schriftstellern zur Seite und darüber, und dieß zwar, weil durch seine Arbeiten ein [illegible] von Tiefe und Ernst der Gesinnung geht, dem wir [illegible] neunzehnten Jahrhundert nicht alle Tage begegnen. Ihm ist die Revolution nicht bloß eine unbequeme Störung, die sich der Proletarier in das Leben der vornehmen und gebildeten Leute zu werfen erlaubt. Ach nein! er weiß den wunden Fleck besser zu treffen.

„Als im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert die Regierungen eines Pombals in Portugal, eines Aranda's in Spanien, — eines Orlean's in Frankreich, — eines

Friedrichs in Preußen, — einer Katharina in Rußland, — eines Josephs in Oesterreich, — es den Philosophen erlaubten, den Gott wegzuläugnen, dem sie selbst Rechenschaft zu geben schuldig, entbanden sie auch die Völker ihres Huldigungseides, und nahmen ihnen die Bürgschaft, der sie bis dahin getraut hatten! — Daher die Revolutionen und die Revolution!“ —

Daneben ist ihm jene schlechte Manier vieler Edelleute: die gleichsam wegen ihrer hohen Geburt um Verzeihung bitten, völlig fremd. Jeder Zoll an ihm ist ein Aristokrat, aber wie er seyn soll.

„Einen abermaligen Beweis ihrer durchaus unpraktischen Natur gibt uns die deutsche Presse durch ihr Benehmen in Betreff der Angelegenheiten des deutschen Adelsvereins zur Beförderung einer national-deutschen Ansiedelung in Texas. Ohne darauf einzugehen, in wiefern diese vollkommen den Anforderungen der deutschen Nationalität entspricht, ist es doch vor Allem unläugbar, daß dieses Unternehmen bis jetzt das einzige ist, welches es versucht hat, dem unbezweifelten Bedürfnisse einer, unter einem anerkannten Schutz und mit soliden Hülfsmitteln versehenen Colonisirung zu genügen. Daß ein Verein patriotisch denkender Adelicher, welche noch von der alten, im Adel, und zumal im deutschen, [illegible] mehr als man glaubt, lebendigen Idee, in Sachen des Vaterlandes die ersten, — die Fürsten, — die Vordersten, — seyn zu müssen, angeregt, sich die Aufgabe stellten, ein solches Unternehmen mit gemeinsamen Kräften zu begünstigen, ist auf alle Fälle ein lobenswerthes Beginnen, welches, wie gesagt, um so weniger verdächtigt zu werden verdiente, als es bis jetzt das einzige war, welches dem deutschen Auswanderer auf fremdem überseeischen Boden einigermaßen Schutz und Hülfe verhieß. Abgesehen also von jeder Meinungsverschiedenheit, von jeder politischen Farbe, hätte ein

solches Unternehmen vorzugsweise die allgemeine Unterstützung der deutschen Presse verdient, und es wäre praktisch gewesen, vor Allem das einzige Kind an den Tag zu fördern, und am Leben zu erhalten, wenn man auch über die Erziehung desselben anderweitige Pläne gehegt hätte. Aber nein, — da ist ein Verein edel denkender Männer des Adels, welcher sein Geld und seinen Einfluß zum Schutz seiner Mitbürger, welche fremden Boden suchen müssen, zu verwenden entschlossen ist, — ihm jenseits des Atlantis eine neue deutsche Heimath zu gründen wenigstens versucht, — und der wird angefeindet, — mit den boshaftesten, planmäßig geschmiedeten Absichten verdächtigt, — nicht etwa von Engländern, Franzosen, oder sonstigen auf deutsche Nationalität eifersüchtigen Fremden; nein, — von deutschen, einheimischen Federn! Nicht von Stimmen, die etwas Besseres zu bieten, — nein, von solchen, deren Argumente das Resultat haben, — werdet lieber Amerikaner, — Franzosen, — Engländer, — Türken meinethalben, als daß ihr den Schutz eines deutschen Adels benützt!"

„Deßwegen ist es mit dem Rheinliebe eine kuriose Sache, und man will lieber vorher Alles, dann erst ein Deutscher seyn, während Engländer und Franzosen vor Allem Eines oder das Andere ist und bleibt, — und erst wenn diese Eigenthümlichkeit gesichert ist, auf fernere Modifikationen eingeht. Die deutschen Federn und die deutschen Schwerter haben immer am meisten gegen die deutsche Sache gekämpft."

Den nachfolgenden „Beitrag zur Geisterkunde" theilen wir mit, damit die Aufklärung sich daran ärgern möge.

„Als ich noch ein kleiner Junge war, erinnere ich mich, bei einem unserer nahen Bekannten, der in seiner ersten Jugend bei Latour-Dragoner gedient hatte, und stets eine große Vorliebe für diese Heldenschaar und seine mit ihm bei derselben gestandenen Kameraden hatte, — oft einen derselben ge-

sehen zu haben, der ihn zuweilen besuchte, und öfters bei ihm ganze Tage im Hause zubrachte. Es war ein langer, hagerer Mann, mit kurz geschnittenen grauen Haaren, und einem schmalen, blaßen Gesichte, auf welchem gewöhnlich ein Ausdruck trüben Nachdenkens lag, der aber oft plötzlich einem seltsamen Aufschrecken, einer gewissen ängstlichen Bangigkeit Platz machte. Sonst umzog seinen Mund ein stiller, ernster Zug, er sprach fast gar nicht, und wenn er es that, so waren es milde, freundliche Worte. Sonderbar aber blieb es, daß er oft unverweilt in eine Ecke, oder sonst einen leeren Raum hinblickte, sei es in der Stube, oder im Garten, als sähe er Jemanden, mehrmalen dabei, beinahe unwillig, sich abwandte, endlich aber wieder mit einer Art von ungeduldigem Achselzucken denselben Punkt fixirte. Wie gesagt, sprach er sehr wenig, beinahe mit Niemanden, als mit dem Hausherrn, welchem er wenigstens auf seine Fragen mit steter bescheidener Art Antwort gab. Eines Abends waren sie Beide allein in der Stube, nur ich war unbemerkt im Winkel, als der Rittmeister wieder unverändert an die Wand blickte. Der Wirth frug, — „„ist er wieder da?““ — Le voilà, antwortete der Rittmeister, an die Wand hindeutend, ohne wegzusehen. — Nach einiger Zeit seufzte er tief auf, Dieu merci, il est parti, und entfernte sich. — Pauvre ami! meinte der Freund, welche sonderbare Vision!“

„Später erfuhr ich, daß der Rittmeister während der niederländischen Unruhen einen Kapuziner, welcher Aufruhr predigte, bis in die Kirche verfolgt, und am Altar niedergestochen habe. — Seit der Zeit aber habe er keine Ruhe, obzwar zwanzig Jahre vorüber waren. Stets erschien ihm der Kapuziner, die blutige Wunde in der Brust. — Das Sonderbarste war, daß dieß nie, oder höchst selten bei Nacht Statt fand, und auch nicht oft, wenn der Rittmeister allein war. Nur Abends, wenn er nach Hause kam, sah er ihn zuweilen auf seinem Stuhle, oder auf seinem Bette sitzen, wo er

aber gewöhnlich bald verschwand. Desto öfter erschien er bei großer Gesellschaft, oder im Gedränge, wo der Rittmeister oft einen andern Mönch zu sehen vermeinte, ihm nachfolgte, und erst, wenn sich das Gespenst umsah, den unheimlichen Gefährten erkannte. Meistens fand diese Vision zur Mittagszeit Statt. War in einer Gesellschaft ein Stuhl leer, so war er für den Rittmeister bald besetzt. Sprach er mit Jemand, so schien bald der todte Kapuziner über die Schulter des Sprechenden zu blicken, oder an seiner Seite zu wandeln. Unser Freund frug den Rittmeister, ob er ihm nicht winke, oder mit ihm spreche; dieser versicherte, daß er ihn stets mit einer trüben, aber milden Gebährde begrüße, keineswegs drohend oder fürchterlich aussehe, und daß er ihm nicht Furcht, sondern eher eine Wehmuth und Betrübniß einflöße. Nach und nach ward er die Erscheinung gewohnt, er blieb aber stets traurig und einsilbig, lebte etwa noch dreißig Jahre in vollkommener Gesundheit und dem Gebrauche seiner Verstandeskräfte, — während er täglich, besonders um die Mittagsstunde, oft auch öfter diese Erscheinung hatte. Nur den Tag vor seinem Ableben erklärte er, der Geist habe ihm bedeutet, er würde jetzt nicht mehr kommen. Den nächsten Tag befand er sich ziemlich wohl, hatte auch den ganzen Tag, zum erstenmal seit dem traurigen Ereigniß, nämlich seit zweiunddreißig Jahren, keine Erscheinung mehr. Vor Mitternacht aber machte ein Nervenschlag seinem Leben ein Ende." —

„Ist dieß nicht ein Beitrag zu den Mittheilungen der Seherin von Prevorst?" —

II.

Der napoleonische Styl.

Die Verfasser der gangbaren historischen Romane haben die Gewohnheit, dem ehemaligen Kaiser der Franzosen einen

eigenthümlichen Styl zu leihen, den sie zu diesem Behufe eigens geschaffen haben. Die Absicht dabei ist, einen Eindruck von Würde und Kraft zu machen; gewöhnlich aber verunglückt das Experiment, und die überreizte Anstrengung läuft in hochbeinige Phrasendrechslerei aus, hinter der nichts weniger als der Geist des großen Corsen steckt; aber wir müssen uns hüten, daß nicht die Karrikatur dem Bilde schade, denn unvermerkt bleibt von der phantastischen Maske immer Etwas an den darzustellenden Zügen sitzen. Glücklicher Weise sind wir in der Lage, der pseudo-napoleonischen Form die Wahrheit entgegensetzen zu können. Es existirt aus dem ersten Anfange seiner Laufbahn eine kleine politische Schrift von Bonaparte, deren ganze Art und Weise uns nach dem berühmten Spruche, daß der Styl der Mensch ist, als ein überaus wichtiges Aktenstück erscheinen muß. Sie findet sich im Anfange zum ersten Bande von Bourriènne's Memoiren, und führt den Titel: Le souper de Beaucaire. Napoleon schrieb sie als Brigadegeneral, kurz vor seiner Verwendung in Italien, zu der Zeit, wo er wegen seiner Weigerung, in der Vendée zu dienen, eine Zeitlang aus dem Dienste scheiden mußte. Seinem Zwecke nach ist das Büchlein ein Beweis, daß jeder Widerstand der Royalisten gegen die herrschende Jakobinerpartei für jene unnütz und verderblich sei. Es liegt in dem Inhalte Nichts, was geeignet wäre, unser Urtheil zu Gunsten des Verfassers, oder des Gegenstandes zu bestechen. Und dennoch müssen wir eben diese Arbeit für eines der größten Meisterstücke seiner Art erklären. Es gibt wenig politische Schriften, die der in Rede stehenden an Klarheit der Darstellung, besonders aber an überzeugender Kraft gleich kämen; nicht leicht wird Jemand, auch der völlig anderer politischer Meinung ist, diese Arbeit lesen, ohne dem Verfasser in den Punkten, auf die es praktisch ankömmt, Recht zu geben. Ist dieß der Zweck aller politischen Schriftstellerei, und kommt es darauf an, den Gegner zu überzeu-

gen, nicht aber bloß ihm unangenehme Vorhaltungen zu machen, so wird Bonaparte's Brochüre immer einen ausgezeichneten Platz in diesem Zweige der Literatur behaupten: wir glauben, als Mann des Wortes wäre er nicht weniger ausgezeichnet geworden, wie jetzt als Mann der That. Aber wir haben viele Männer des Wortes und nur einen Napoleon.

III.

Geheime Polizei.

Das nachfolgende Beispiel, daß die Einwirkung der geheimen Polizei das Glück eines Menschen begründet habe, gehört gewiß zu den seltensten Fällen, während das Umgekehrte die Tagesordnung ist. Nach dem achtzehnten Brumaire verbannte die siegende Partei eine Anzahl Personen vom Festlande der französischen Republik nach den überseeischen Kolonien. Einen derselben, Herrn Moreau von der Yonne, gelang es dem Secretär des ersten Consuls dieser Bestrafung zu entziehen. Herr Moreau wurde aus der Liste jener Schlachtopfer gestrichen, und durfte in Frankreich bleiben. Da stürmt eines Tags Sieyes in das Arbeitszimmer Napoleons, und bricht in Gegenwart Bourienne's, der Moreau's Begnadigung durchgesetzt hatte, in Wehklagen und Anschuldigungen aus. Nun! dieser Moreau aus Worms, den Herr von Bourienne Sie verleitet hat, der Deportation zu entziehen, fängt schöne Streiche an! Ich hatte es schon gesagt. Da bekomme ich aus Sens, seiner Heimath, einen Brief, der mir anzeigt, daß Moreau dort ist, daß er das Volk auf dem öffentlichen Platze versammelt hat, und daß er sich öffentlich der heftigsten Aeußerungen gegen den achtzehnten Brumaire hingibt. Sind Sie aber auch Ihrer Agenten sicher? Sehr sicher; ich hafte für die Wahrheit dessen, was man

mir schreibt. Bonaparte zeigte mir jetzt das Blatt des Agenten von Sieyes und machte mir die lebhaftesten Vorwürfe. Was würden Sie aber sagen, General! erwiederte ich ihm, wenn ich Ihnen denselben Moreau aus Worms, der in Sens gegen den achtzehnten Brumaire declamirt, in einer Stunde vorstelle? — Da wäre ich doch neugierig. — Ich habe für ihn gehaftet, und ich wußte, was ich that. — Er ist exaltirt, aber ein Mann von Ehre, unfähig, sein Wort zu brechen. — Nun, wir wollen sehen, gehen Sie ihn holen. — Ich war dessen sicher, was ich sagte, denn noch war es keine Stunde, daß ich Herrn Moreau aus Worms gesehen hatte; er hatte Paris nicht verlassen, und sich seit dem neunzehnten Brumaire versteckt gehalten; nichts war also leichter, als ihn zu finden, und drei Viertelstunden nachher war ich mit ihm in Luxenburg. Ich stellte ihn Bonaparte vor, und dieser unterhielt sich lange mit ihm über den achtzehnten Brumaire. Als Moreau fort war, sagte mir Bonaparte: Ja, Sie haben Recht, dieser alberne Sieyes, leichtgläubiger ist er, als ein Kesselflicker. Das beweist, daß wir nicht leichtsinnig jenen Elenden glauben müssen, die wir bei der Polizei zu verwenden genöthigt sind; dann fügte er hinzu: aber sagen Sie mir doch Bourienne, Ihr Moreau gefällt mir nicht übel; ich muß immer an ihn denken. Einige Tage später wurde er auf Bourienne's Erinnerung als Rath beim Prisengericht mit zehntausend Franken Gehalt angestellt. Von Sieyes sagt Bourienne, daß er seine große Reputation nicht verdient, und seinen Polizeispähern blind geglaubt habe, wenn ihm auch ihre Lügenhaftigkeit noch so einleuchtend dargethan wurde. Bekannt ist die Aeußerung von Talleyrand an Cambacérès, als dieser die Behauptung aufgestellt hatte: Sieyes sei doch ein sehr tiefer Mensch: „Tief? hohl, sehr hohl wollen Sie sagen.“

Bonaparte erkannte ganz richtig, wie gefährlich die geheime Polizei selbst für den sei, der sich ihrer bediene, ins-

besondere fürchtete er Fouché, den er an die Spitze derselben gestellt hatte. Um ihn unschädlich zu machen, stellte er ihm eine Gegenpolizei gegenüber, die er Anfangs Duroc, später Junot unterordnete. Bald geriethen diese beiden Hierarchien in einen Kampf auf Leben und Tod, indem sie von der einen und der andern Seite alle Zauberkünste aufboten, sich gegenseitig lächerlich zu machen. Nachfolgendes Exempel möge dieses Verhältniß schildern. Eines Morgens las Bourienne in einer der Junot'schen Bulletins folgende Stelle: „Herr von Bourienne ist gestern in der Nacht nach Paris abgereist, er hat sich in ein Hôtel im Faubourg St. Germain, Rue de Varenne begeben, und dort in einer sehr belebten Unterhaltung zu verstehen gegeben, daß Bonaparte sich zum Könige machen wolle." Nun war aber Bourienne nicht in Paris gewesen, hatte nicht dort seyn können, hatte sich nicht einen Augenblick von Malmaison entfernen dürfen, und nie eine Unterredung der erwähnten Art gehabt. Er suchte also Junot zu überzeugen, daß er von seinen Agenten belogen sei, aber vergebens, er fand kein Gehör. Als Bonaparte den Polizeibericht gelesen hatte, sagte er, was dieser Junot dumm ist, läßt er sich noch so anführen! Junot selbst empfing von ihm folgende Zurechtweisung: „Dummkopf, der Sie sind, wie können Sie mir solche Berichte vorlegen, lesen Sie denn nicht? Wer bürgt mir, daß Sie nicht auch andere Leute eben so ungerecht compromittiren, ich will positive Thatsachen und keine Erfindungen. Ihr Agent gefällt mir schon lange nicht, jagen Sie ihn noch heute fort." Junot wollte sich noch rechtfertigen, aber Bonaparte sagt: „genug, es ist schon gut." Fouché, dem ich diese Thatsache erzählte, gestand mir: er habe sich auf Unkosten Junot's einen Spaß machen wollen; dessen Agenten horchten immer nur in den Spielhäusern, an der Börse und in den Kaffehäusern. So habe er denn dort jene Absurdität sich erzählen lassen und Junot sie, so wie viele andere, auf Treue und Glauben angenommen. Die

Agenten der einen geheimen Polizei stellten denen der anderen immer eine Falle, und freuten sich, wenn sie hineinfielen.

Selbst Bourienne's leichter Flügel blieb an der geheimpolizeilichen Leimruthe kleben, welche ihm Fouché's Perfidie gesteckt hatte Dießmal war es Joseph Bonaparte, der nachmals mit dem Königstitel in Spanien angestellte Pascha, welcher sich als Agent des Polizeiministers brauchen ließ. Bei einem eigens zu diesem Zwecke veranstalteten Gastmahl, wo er neben Bourienne saß, wußte er aus diesem eine Aeußerung herauszulocken, die als Bruch der Amtsverschwiegenheit gedeutet werden konnte. Er entzog in Folge dessen seinem Secretär mehrere Tage lang das Recht, die einlaufenden Briefe zu öffnen, und erst dem entschiedenen Auftreten Bourienne's und der liebenswürdigen Vermittlung Josephinen's gelang es, den von Fouché beabsichtigten Bruch spurlos zu heilen. In der Verlegenheit gab übrigens Bonaparte, nach der fast ausnahmslosen Sitte aller großen Herren, nicht nur den Namen seines Polizeiagenten Fouché, sondern selbst den seines Bruders als Anstifter der Intrigue Preis.

IV.

Censur und freie Presse.

Aus der Schrift von Eilers, den Abschnitt Censur- und Zeitungswesen gelesen. Es ist höchst interessant, heute, wo die Presse frei ist, die Klagen derer zu hören, denen diese Freiheit ein Dorn im Auge ist. Früher war es anders und umgekehrt. Ueberhaupt dringt man in allen politischen Dingen, so wie in Allem, was nicht Sache der exacten Wissenschaft ist, nur dann zur Wahrheit durch, wenn man die entgegengesetzten Interessen hört, und ihre Ansprüche einander gegenüber stellt. Das Meiste, ja fast Alles, was Herr

Eilers gegen die freie Presse sagt, ist wahr, mit einem einzigen Vorbehalt: Alles das, was von seinen Gegnern gegen die Censur, insbesondere die preußische, gesagt werden kann, ist ebenfalls richtig und wohl begründet. Ein vollkommener Zustand, der nicht durch Corruption entstellt, durch Uebertreibung aus seinem Gleichgewichte gehoben werden könnte, wird auf Erden nicht gefunden. Ein Heilmittel gegen den Mißbrauch liegt allein in dem Mißbrauche selbst, der, auf die Spitze getrieben, in sein Gegentheil umschlägt, und so die Remetur herbeiführt. So ist es auch uns Deutschen mit der Censur und der freien Presse ergangen; jene ist da, die Ordnung zu schirmen, Recht, Tugend, Sitte und Religion durch ihre discretionäre Macht zu schützen, die Lücken auszufüllen, welche der todte, kalte Buchstabe des Polizeigesetzes läßt. Wie aber, wenn sie, ihren Beruf mißkennend, der Lüge, der Selbstsucht dient? Die Wahrheit, insbesondere in Sachen der Kirche und der Religion, folgerecht und heimtückisch, wie wir es in Preußen gesehen haben, befehdet, das katholische Volk in allen kommenden Geschlechtern an seinen heiligsten Gütern bedroht? Wahrlich in jenen gefährlichen Zeiten hat die preußische Regierung selbst die gefährlichste Propaganda für die freie Presse gemacht. Daneben ist es sicher und leidet nicht den mindesten Zweifel, daß es nach dem natürlichen Laufe der Dinge zur Anarchie führt, wenn sich das Princip der freien Presse ohne alles Gegengewicht in allen seinen Folgerungen entfalten kann; ist dieß gewiß, so steht es auch nicht minder fest: so sicher polizeilicher Despotismus der Anarchie, so gewiß folgt eine Restauration der Censur den Excessen einer zucht- und schrankenlosen Presse. In der Praxis wird sich also, auch was diesen Punkt betrifft, das Leben meistentheils, wie es das Schicksal der Menschheit ist, zwischen zwei Extremen bewegen, deren jedem sein bescheiden Theil an Mühe, Jammer und Elend zugemessen ist. Unter den Streichen einer anarchischen Presse werden wir uns nach

der Censur sehnen, und unter dem feindseligem Drucke einer unehrlichen und fanatischen Censur werden wir es doch immer noch lieber mit der Licenz der Presse wagen wollen.

In einer besonders schwierigen Lage war in Preß- und Censur-Sachen die vormärzliche preußische Regierung. — „Noch ein Einwand wird häufig vorgebracht: Ob wohl die Reformation hätte gelingen können", sagt das von Eilers angeführte Gutachten, — „ob nicht diese oder jene wichtige Wahrheit der Menschheit würde vorbehalten seyn — wenn schon damals eine Censur ihre Mittheilung hätte hindern können? — Dieser Einwand beweist zu viel, und eben darum nichts."

„Wenn in irgend einer vergangenen Zeit, bei einer ganz andern Stufe der Cultur ein Mittel nachtheilig gewesen wäre, ist dessen Anwendung darum für alle Zeiten und unter allen Umständen verwerflich?" — Man sieht die Verlegenheit des Autors, dessen Argument im Grunde doch nur auf den Satz hinausläuft: „Ihr sollt und dürft revolutioniren, aber nur so lange und in den Fällen, wo es uns und unsern altpreußischen Zwecken taugt." Was Preußen sonst mit der Presse wollte, führt zu einem evidenten Widerspruch. Das Höchste, was eine Censur erreichen kann, ist, daß über einen Gegenstand entweder ganz, oder in einem gewissen Kreise der Gesellschaft, geschwiegen wird. Die preußische Regierung wollte darüber hinaus, auch noch außer dem gewisse Meinungen, Ansichten accreditiren, sie wollte durch die Presse dem Preußenthum positive Dienste leisten. Aber die Wahrheit verträgt nur ein gewisses Maaß von Hohn und Mißhandlungen, und der Versuch, der Täuschung den Schein der Wahrheit zu geben, konnte immer nur bis auf einen gewissen Punkt gelingen. Vor allen Dingen muß, wer im öffentlichen Kampfe zuletzt Recht behalten will, auch wirklich Recht haben. Die preußische Preßpolizei hätte also, wenn ihr bloß

daran gelegen gewesen wäre, immer noch eine ziemlich geraume Zeit hindurch pures und einfaches Schweigen erzwingen können, aber daß sie wollte, es solle auch darüber hinaus noch in ihrem Sinne geschrieben, gesprochen, gedacht und gefühlt werden, das war es, woran sie scheiterte, und wodurch sie die Spannung zum Bruche brachte. Es war ein Uebermaaß von frechem Hohn, den rheinischen Katholiken die Errichtung einer katholischen Zeitung zu verbieten, und den bekannten Bercht in der Hoffnung, daß seine verschollene Reputation als Demagog von 1819 ihn über dem Wasser halten werde, in Köln mit einem Schandblatte zu etabliren, welches die Aufgabe hatte, dem Ehrgefühl und dem Glauben der Katholiken tagtäglich in's Angesicht zu schlagen. Wahrlich diejenigen, welche zu diesem unsinnigen Mißgriffe, wie Herr Eiler's, gerathen und geholfen, tragen drei Viertheile der Schuld der preußischen Revolution, von der man wenigstens nicht sagen kann, daß sie die Väter des Volkes ungewarnt überrascht hätte. Uebrigens vernehmen wir aus dem Aufsatze des Herrn Eiler's, daß Preußen mit seinen preßgesetzgeberischen Experimenten noch lange nicht am Ende gewesen ist. — „Die Minister erkannten das Uebel, aber durch welche andere Handhabung der Censur demselben abzuhelfen sei, darüber konnten sie sich nicht einigen. Am tiefsten und umfassendsten hatte der Minister von Altenstein die Aufgabe durchdacht. Das Ungenügende, ja Erfolglose des sogenannten Repressivsystems klar erkennend, fand er kein anderes Mittel, als eine gründlich eingreifende Anwendung des Präventivsystems. Die unbestreitbare Pflicht der Polizei, einen Mann, der mit brennender Lunte einem Pulvermagazin sich nahe, aufzuhalten, und nicht so lange warten, bis die Explosion erfolgt sei, um dann erst strafend einzutreten, schien ihm die vollständigste Rechtfertigung des Präventivsystems zu enthalten. Er ließ dem Regierungsbevollmächtigten der Universität Bonn, geheimen Rath von Rehfueß (!!) nach

Berlin kommen, und beauftragte denselben mit der Ausarbeitung einer neuen Organisation der Censurverwaltung in diesem Sinne. Derselbe übertraf, wo möglich, noch die Wünsche seines Chefs. Nach dem von ihm vorgelegten Plane, der als Meisterstück polizeilichen Scharfsinns, und als die vollendetste Ausführung des Präventivsystems allgemein bekannt zu werden verdient, konnte kein Erzeugniß der Presse, auch das unbedeutendste nicht, dem controllirenden Auge der Censur entgehen und in das Publikum kommen. In Wien fand der Plan, wie Herr v. R. selbst irgendwo andeutet, vielen Beifall; der Minister von Altenstein konnte aber seine Collegen nicht bewegen, die Annahme desselben mit ihm gemeinschaftlich bei dem Könige zu befürworten. Als er es für sich allein that, schauderte auch der König zurück; nicht bloß, weil die Ausführung viel Geld kostete, sondern weil ihm eine strenge Ueberwachung aller geistigen Mittheilungsthätigkeiten doch gar zu „„chinesisch"" vorkamen." Aber wir haben es schon erwähnt, das, was die Regierung wollte: Gleichzeitig anhalten und loslassen, dieß war gar nicht zu erreichen, und der Versuch, die Aufgabe durch ein Censurgesetz zu lösen, rein vergebliche Mühe; denn man darf nie vergessen, daß Preußen gar kein bloßes Schweigen, kein Geheimniß dieser oder jener Thatsachen erzwingen *), sondern eine preußenthümliche Religion, oder wenn man lieber will, eine Religion des Preußenthums gründen wollte, was ohne allen Glauben, Liebe und Hoffnung füglich nicht möglich war. Möchte jene Zeit doch bei allen Staatsmännern, ohne Unterschied der Partei, für alle Zeiten die Ueberzeugung gegründet haben, daß präventive Maßregeln irgend einer Art

*) Nur die Verfolgung der Lutheraner sollte Geheimniß bleiben, und hierüber gelegentlich zu wachen, hatte die Censur allerdings die Aufgabe.

gegen die Presse, und die Absicht, sich von Regierungswegen der Presse zu bedienen, contraria opposita sind. Eine Staatsgewalt kann das eine oder das andere System wählen, aber wer sie mit einander verbinden, sie neben einander verwenden will, der beweist, daß die Lehren der Zeit für ihn verloren waren.

V.

Czaar Ivan Wassil'jewitsch und die Bureaukratie.

Sicut erat in principio et nunc et semper.

Czaar Ivan Wassil'jewitsch der Schreckliche, so erzählt die russische Volssage, befiehlt einst seinem ersten Diener, Ivan Ivanowitsch, als er gerade ausgestreckt auf dem Ofen liegt, er soll herunter kommen und ihm die Stiefel ausziehen. Der Staatskanzler hat aber keine Lust, hebt bloß den linken Fuß auf, klatscht mit der herabhängenden Hand am Ofen, und sagt: Ofen! ich befehle dir, trage mich zum Czaar. Hat der Ofen des Tages Ohrensausen, oder ist er übler Laune? Ich weiß es nicht. Genug, er rührt sich nicht. Nach einer Weile ruft der Czaar: aber Ivan Ivanowitsch! der Ofen kömmt ja nicht. Was kann ich dafür, sagt der Verwaltungschef, du hast ja gehört, daß ich es ihm befohlen habe. Ja so! antwortete der Czaar, und dabei ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. Kindlich treues Bild einer wohleingerichteten, vielgliederigen Bureaukratie! Auch daß die Sage den finstern Blutmenschen zu einem gutmüthigen Schlaraffenkönige umgedichtet hat, ist nicht ohne Bedeutung. Die hitzigsten Tyrannen sind gerade die willfährigsten Werkzeuge der Günstlinge, die ihre Schwächen kennen.

Den 2. December 1851.

VI.

Frankreich nach der Revolution vom 2. December 1851.

So eben trägt der Telegraph die Kunde über Europa hin, daß der Neffe heute früh, am Jahrestage der Schlacht von Austerlitz und der Kaiserkrönung seines Oheims, eine Nachbildung des achtzehnten Brumaire versucht hat. Ob der Schlag gelingen werde, und auf wie lange? ist eine Frage, die wir aus leicht zu errathenden Gründen unbeantwortet lassen müssen. Einige andere Betrachtungen aber sind von der Art, daß sie sich ohne Rücksicht auf die eigene politische Ueberzeugung bei einigem Nachdenken von selbst aufdringen. Zunächst gibt dieser Vorfall wieder Zeugniß von dem Werthe der geschriebenen Constitutionen; der 2. December lehrt auf's neue, daß die Thatsache der Gewalt, und nicht der Buchstabe entscheidet, der die Gewalt angeblich, oder vermeintlich geschaffen hat. Ferner zeigt diese neue Staatsveränderung, wohin Frankreich auf dem Wege seines Freithums gediehen ist: während es beständig den Gipfel der Ehre und des Wohlseyns im nächsten Augenblicke erreichen zu sollen wähnt, ist es res nullius geworden, die bekanntlich Jedem gehört, der es der Mühe werth findet, die Hand darnach auszustrecken. Es ist lächerlich, hiebei noch von Volksstimme und Mehrheit zu sprechen. Endlich predigt die neueste Geschichte von Frankreich mit Donnerstimme die warnende Lehre: es ist das größte Unglück, wenn bei einem Volke durch Unglück oder eigenes Verbrechen die alte, geschichtlich festgewurzelte Dynastie erlischt. Uebrigens ist Eins gewiß, die gegenwärtige Regierungsveränderung in Frankrich ist so wenig die erste, wie sie die letzte seyn wird, sie ist nichts als ein

Schritt vorwärts in dem großen Prozesse der Fäulniß und Verwesung, von welchem mit sterblichen Augen selbst noch nicht einmal der Anfang vom Ende abzusehen ist.

Den 5. December 1851.

VII.

Die heutige Staatsreligion.

Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht,
So weiß ich auch sein Wollen und Handeln.

Kern des einzelnen Menschen, wie der Gesellschaft, ist die Religion. Der heutige Staat soll, so behauptet man, keine Religion haben. Großer Irrthum! Auch die moderne Gesellschaft hat ihre Staatsreligion, aber diese ist nicht positiv, sondern negativ. In sofern ist sie ein Vernichtungskampf gegen jeden positiven Glauben. Mit einem Worte die heutige Staatsreligion ist der Indifferentismus. Indifferentismus ist aber jene Auffassung der Religion, kraft welcher dem Menschen jedweder Glaube nicht etwa im gleichen Maaße werth und angenehm (was unmöglich wäre), sondern gleichmäßig verhaßt, und ein Gegenstand der Verachtung ist.

Den 11. December 1851.

VIII.

Der Kampf des Lebens und die Stabilität.

Ein gesundes Urtheil über politische Zustände im Großen und im Kleinen ist unmöglich, wenn wir nicht von dem un-

verrückbaren Grundprincip ausgehen, daß es weder eine Musterverfassung, noch überhaupt einen Zustand ungetrübten Friedens, oder unangefochtener Ruhe gibt; das Leben der Gesellschaft, wie das des Einzelnen, ist ein unausgesetzter und ununterbrochener Kampf. Niemand hat das Recht, zu sagen: so ist es, und so soll es bleiben. Im Gegentheil muß Alles, was da ist, seine Existenz vertheidigen oder untergehen. Dieß gilt auch von den Staaten und allen politischen Erscheinungen. Jede derselben hat mit eigenthümlichen Uebeln, Gefahren und Krankheiten zu kämpfen, jede ist vergänglich und sterblich, wie alles Menschenwerk. In Summa: auch das politische Leben ist ein Krieg, den kein Waffenstillstand unterbricht, kein Friedensschluß beendigt. Wer: absolute Ruhe! auf seine Fahne schreibt, wie gewisse Stabilitätsmänner vor dem Jahre 1848, der hat schon abdicirt.

Den 18. December 1854.

IX.

Armenpflege und Communismus.

Wer den Grundsatz annimmt und zugibt: jeder Staat, jede Gemeinde, oder überhaupt jede politische Gesellschaft hat die Rechtspflicht, ihre Armen zu erhalten, oder umgekehrt: jeder Bedürftige hat ein Recht auf das, was er zu seinem Lebensunterhalte braucht, der hat die erste Sprosse einer Leiter betreten, deren letzte ohne alle Rettung, kraft der unerbittlichen Gewalt der Logik, in den Communismus führt. Dieser aber kann eine dreifache Gestalt annehmen. Entweder Plünderung aller Besitzenden durch die Armen, was jedenfalls nur ein kurzer Durchgangspunkt wäre. Zweitens: Sklaverei aller Unvermögenden, denn diejenigen, welche den Armen ernähren, würden auch seine Herren seyn wollen, so

bald es ihnen gelänge, die Stärkern zu seyn. Drittens: Allgemeine Unfreiheit aller Staatsgenossen, unumschränkte Tyrannei derer, welche als Verwalter des vermeintlich gemeinschaftlichen Eigenthums die Gewalt in Händen hätten.

Den 24. December 1851.

X.

Ermattung der Revolution.

Es ist nicht vorauszusehen, welch ein Maaß von Blut und Gräueln noch über Frankreich sich ergießen wird, bis die Periode der Revolution in der Weltgeschichte „endgültig" geschlossen ist. Eins aber scheint gewiß. Der revolutionäre Pruritus ist vorüber; die ungeheure Mehrheit der jetztlebenden Franzosen glaubt nicht mehr an das Heil, welches die Revolution der Menschheit bringen könnte. Ein großer, weltgeschichtlicher Zeitabschnitt will zu Ende gehen. Natürlich kann der Schluß der revolutionären Periode nur mit dem Wiedererstarken der Einheit des christlichen Glaubens und der Wiederherstellung der Einheit der christlichen Kirche zusammenfallen. Täuschen nicht alle Zeichen, so stehen wir dieser freudigen Wendung der Dinge näher, als noch vor drei Jahren die kühnsten Hoffnungen gereicht hätten. Uebrigens scheint nicht Frankreich das Land seyn zu sollen, in welchen der revolutionäre Geist seine letzten Zuckungen thut. Viele Gründe sprechen dafür, daß der letzte entscheidende Kampf in England statt finden wird, wo der politische Protestantismus gezeugt, und der moderne Unglaube geboren ist. Menschlichem Ansehen nach werden dort die Gegensätze, sowohl die kirchlichen, als politischen und socialen sich am einfachsten und reinsten gegenüberstellen, und die Krankheit der Gesellschaft dort ihr Ende finden, von wo sie ausging.

---

24. December 1851.

XI.

Unsere Lage am Schluße des Jahres und die Zukunft.

Das Jahr 1851 hat den alten Satz, daß das Unwahrscheinliche und menschlichem Ansehen nach nicht zu Erwartende, gerade das Wahrscheinliche sei, neu bekräftigt und bewährt. Es ist kein neuer Ausbruch eines politischen Erdbebens erfolgt, im Gegentheil, der Weltlauf hat eine Wendung genommen, die gerade in die entgegengesetzte Richtung zu führen scheint. Sollte wirklich die Vorsehung der europäischen Menschheit eine Frist zur Besinnung geschenkt haben? oder sollte gar die vorläufige Ruhe ein Vorbote einer neuen Zeit und ein Zeichen seyn, daß die Periode der Empörung gegen weltliche und geistliche Autorität mit starken Schritten ihrem Ende nahet? oder läßt umgekehrt der Sturm nur für den Augenblick nach, um mit verdoppelter Wuth wieder loszubrechen? Ohne unser Erinnern sieht Jedermann, daß alle diese Fragen mit eben so vielem Rechte in mehr als einem Sinne beantwortet werden können. Thatsächlich gewiß ist nur, daß die Revolution öfter eine Schlappe erlitten hat seit dem Jahre 1848, als es ihr seit der Stunde ihrer Geburt beim Sturme auf die Bastille wiederfahren ist. Es scheint ein großes Geheimniß laut werden zu wollen; die Wahrheit: daß es mit der Revolution bestellt ist, wie mit der aufgeklärten öffentlichen Meinung des vorigen Jahrhunderts überhaupt, von welcher Friedrich Schlegel sagt: sie ist, von vorne angesehen, ein fürchterliches Ungeheuer, und auf den Rücken geworfen, ein ganz gewöhnlicher Frosch.

Zuvörderst hat Oesterreich mit der großen Lüge des Constitutionalismus gebrochen; es hat erklärt, daß der Kaiser Kraft seines Rechtes und seiner durch den Erbgang von

seinen Vorfahren erworbenen Macht, und nicht durch ein Stück Papier regiere, welches die Revolution geschaffen und die politische Irrlehre des Jahrhunderts sanctionirt hatte. Die Minister sind wieder des Kaisers Diener, nicht die der Volksrepräsentanten, und sie sind Dem verantwortlich, dem sie dienen. Daß die Unterthanen, auch solche, welche nicht Beamte sind, bei der Ausübung der Regierung betheiligt seyn können, ist durch diese neue Ordnung der Dinge keineswegs ausgeschlossen. Nur wird der Kaiser die zu diesem Ende nöthigen neuen Institutionen aus eigener freier Bewegung ordnen und einsetzen, während die vom Jahre 1848 durch die revolutionäre Meute aufgedrungen waren. Wir haben es schon gesagt und wiederholen es: mit diesem Schritte hat Oesterreich eine Bahn betreten, die in Deutschland neu und dennoch die einzige ist, welche möglicher Weise zum Heile führen kann. Wenn ihr Vertrauen und rechtes Verständniß von unten her entgegen kömmt, dann können wir jenen Schritt der österreichischen Regierung als den Anfangspunkt der Rettung unseres Vaterlandes segnen.

Auch was vor einigen Wochen in Frankreich geschehen ist, darf als ein nicht unerfreuliches Ereigniß begrüßt werden. Es ist ein Schritt aus der Lüge des Repräsentativstaates, aus der grauen Theorie des Constitutionalismus, mit der der Staat nie auf einen praktisch grünen Zweig kommen kann, heraus in's Leben und in die Wirklichkeit. Schon das ist ein Gewinn, daß die constitutionellen Fictionen, wie vielleicht noch nie gerade von Demjenigen mit Füßen getreten sind, welcher der Neffe dessen ist, den die Geschichte den Sohn und Erben der Revolution nennt. Abgesehen davon hat der Sieg Louis Napoleons für den Augenblick wenigstens den Triumph des rothen Socialismus abgewendet, der Frankreich gewiß und vielleicht noch einen größeren Theil Europa's mit blutigen Gräueln bedeckt haben würde. Napoleons Sieg hat auf's Neue gezeigt, wie unendlich schwach die revolutionäre Partei an Zahl und Kräften gegenüber jeder bestehenden Regierung ist,

welche in ganz gewöhnlichem und alltäglichem Maaße Muth und Verstand genug besitzt, die Macht zu gebrauchen, die thatsächlich in ihren Händen liegt. In allen diesen Beziehungen ist es unmöglich zu verkennen, daß Napoleons Sieg wirklich ein erfreuliches Ereigniß war, wenn gleich von seinem Rechte eben so wenig die Rede seyn kann, als, um anderer Beispiele zu geschweigen, von einer Befugniß Ludwig Philipps zur Herrschaft über Frankreich. Die Art und Weise endlich, wie die Armee bei dieser Regierungsveränderung intervenirte, spiegelt deutlich Frankreichs Zukunft ab; es geht ohne rechtmäßige Dynastie mit starken Schritten unaufhaltsam der Prätorianerherrschaft entgegen.

Je bedrohlicher diese Aussicht ist, desto sehnsüchtigere Blicke werfen alle Denkenden und Wohlgesinnten auf den christlichen Glauben und die Kirche, von welchen uns allein (wie ausdrücklich oder stillschweigend alle Parteien einräumen) besseres Heil kommen kann. Hier genüge es, auf ein merkwürdiges Zeichen der Zeit aufmerksam zu machen. Während im Jahre 1830 die damalige elende Regierung durch Demonstrationen gegen den katholischen Cultus die Volksmeinung zu födern trachtete, weiß heute Louis Napoleon kein besseres Mittel Popularität zu gewinnen, als daß er das Pantheon dem christlichen Cultus restituirt. Seltsame Umkehr der Zwecke wie der Mittel! ja! es scheint gewiß, Frankreich ist von dem Berufe erlöst, den ihm der Zorn Gottes auferlegt hatte; es hat aufgehört, Mittelpunkt und Oberhaupt der Revolution zu seyn. Täuschen nicht alle Zeichen, so ist dieses Geschäft auf England und sein gegenwärtiges Cabinet übergegangen; Lord Palmerston hegt und pflegt jedes Samenkörnlein der Empörung in jedem Winkel der bewohnten Erde, und hat, seitdem er die Gefühle seines Herzens beim Empfang Kossuth's offenbart, jedes Dunkel gelichtet, welches noch über seiner politischen Gesinnung schwebte. Ob es ihm gelingen wird, in irgend einem Winkel von Europa oder Amerika die Funken der Revolution zur hellen Flamme anzublasen, darüber werden

hauptsächlich die Ereignisse des beginnenden Jahres entscheiden. Inzwischen hat das zu Ende gehende noch über eine Erscheinung endgültig den Stab gebrochen, welche zur Zeit ihres ersten Auftretens die Feinde der allgemeinen Kirche mit maaßlosem Jubel, redliche und ängstliche Gemüther aber mit banger Sorge erfüllte. Auch in Oesterreich ist jetzt von Staatswegen die Secte der sogenannten Deutschkatholiken für eine strafbare und verbotene politische Gesellschaft erklärt. „Die über den Ursprung, Bestand und die Tendenzen der sogenannten Lichtfreunde, der frei christlichen und deutsch katholischen Gemeinden gepflogenen Erhebungen“, sagt der deßfallsige Erlaß, „haben zur Ueberzeugung geführt, daß die unter diesen oder ähnlichen Namen gebildeten Gesellschaften unter dem Deckmantel eines angeblich religiösen Bekenntnisses, politische Parteibestrebungen verfolgen, daher als vorwaltend politische Vereine angesehen und zu behandeln sind. Da eine genauere Prüfung des Zweckes und der bisherigen Wirksamkeit dieser Genossenschaften ihre gefährliche, auf Untergrabung der sittlichen Grundlage der Gesellschaft und des Staates abzielende Richtung außer Zweifel gestellt hat, so hält sich die Regierung für verpflichtet, den Bestand dieser, mit dem öffentlichen Wohl unverträglichen Genossenschaften nicht länger zu dulden.“

Die österreichische Regierung folgt durch dieses Verbot nur dem Beispiele fast aller übrigen Staaten Deutschlands. Jene beiden Brander, welche bekanntlich einst das preußische Ministerium Eichhorn gegen die katholische Kirche losließ, haben also gerade von Staatswegen zerstört werden müssen, nachdem sie sich den kirchlichen Interessen als ziemlich ungefährlich erwiesen hatten. Der Indifferentismus ist nicht im Stande, eine Secte zu bilden, die äußerlichen Bestand und sichtbaren Zusammenhang hätte; denn seine Zwecke der Regirung des religiösen Lebens lassen sich eben so gut und noch besser außerhalb aller und jeder kirchlichen, oder quasikirchlichen Gemeinschaft erreichen. Entsteht aber auf dem Boden

des Indifferentismus eine äußere Gemeinschaft, so wird und muß sie kraft innerer Nothwendigkeit den Charakter einer politischen geheimen oder halbgeheimen Verbindung annehmen, und so zuerst mit der Staatsgewalt feindlich zusammenstoßen, die in ihrer leidenschaftlichen Kurzsichtigkeit aus Haß gegen die allgemeine Kirche unklug genug war, die Entstehung solcher Sekten zu begünstigen. Die Kirche ihrerseits aber kann diesem Hergang, der für sie immer ein Prozeß der Reinigung von allen faulen zum Abfall reifen Gliedern seyn wird, mit großer Ruhe zuschauen.

Möchte sich aber auch vor allem die katholische Welt mit der doppelten großen Wahrheit durchdringen, daß, so wie einerseits ein Besserwerden der heutigen Zustände nur dann möglich ist, wenn der lebendige katholische Glaube wieder zur Herrschaft kömmt, so anderseits diese Herrschaft nicht von dieser oder jener politischen Institution abhängt. Freiheit der Kirche von dem unnatürlichen Druck und Zwange der Staatsgewalt ist heute die Losung. Vergessen wir aber nicht, daß eben diese Freiheit, wenn sie uns auch im vollsten Maaße würde, immer nur Mittel seyn kann, und daß die Ehre Gottes und der Triumph der Wahrheit und des Guten auf Erden der Zweck bleibt.

Nachschrift der Redaction.

München, den 1. Januar 1852.

Aus dem dieser Betrachtung voranstehenden Datum werden die Leser ersehen haben, daß Lord Palmerstons erfolgter Rücktritt, als ihr Verfasser sie schrieb, damals noch nicht bekannt war. Die Zukunft muß nun lehren, ob dieser Rücktritt wirklich einen Systemswechsel bedeutet, oder ob das Ministerium, auch ohne Palmerston, die Palmerston'sche, von dem Unterhause wiederholt gebilligte und von der englischen Presse vielfach als wahrhaft englisch gerühmte Politik, unter minder insolenten, minder kossuthfreundlichen Formen fortsetzt, das heißt, ob England das Protectorat aller Wühler und Wühlereien fortdauernd sich zulegen wird — ein Protectorat, an dem sein Handelsegoismus und sein radikaler Nopopery-Geist gleichen Antheil haben mögen.

III.

Die philosophischen Fragmente des Fürsten Alexander Wolkonsky.

Der sicherste Weg, sehr schlecht zu werden, ist ein böses Herz mit einem unklaren Kopfe. Man kann sagen, daß dieses der geistige Zustand unserer Zeit ist; eine um so trostlosere Zeitlage, weil das Uebel sich selbst stets von Neuem erzeugen muß, und seiner Natur nach das Heilmittel abweist. Ein klarer Geist ist schon durch diese glückliche Eigenschaft, welche Natur oder Erziehung ihm gegeben, vielfach vor praktischen Verirrungen bewahrt. Die Evidenz der richtigen Grundsätze, die Nothwendigkeit, welche die Consequenz einer Folgerung auflegt, besiegen häufig den Eindruck der Leidenschaft oder lassen ihn doch nicht auf die Dauer wirken. Eine solche glücklichere Beschaffenheit der Erkenntnißkräfte läßt zu deutlich das Böse, die Unordnung als Thorheit, als Unrecht sich darstellen. Wo aber das Denken getrübt ist, eine unglückliche Erziehung die Erkenntniß verkehrt hat, da ist das letzte Mittel, auf den Willen nachhaltig zu wirken, genommen. Daher in dieser Zeit die allgemeine Verwirrung der Begriffe, die Knechtschaft unter den herrschenden Schlagwörtern, die Herrschaft der Phrasen, das Spiel mit Grundsätzen. Daher jene abenteuerlichen Systeme der Philosophie

und der Staatslehre, die man besser als systematisirte Gottlosigkeit, Anarchie und Räuberei bezeichnen würde.

Andererseits ist es ein durch psychologische Erfahrung wie durch innere Gründe feststehender Satz, daß der Wille vielfach auf die Erkenntniß zurückwirkt. Er ist auch ein Auge des Herzens. Der Wille, obgleich eine an sich blinde Potenz, hat doch gleichsam seine Fühlhörner, mit denen er den Boden vor sich untersucht, ehe er sich mit der Erkenntniß darauf einläßt. Und ist der Wille nicht das Auge, so ist er es doch, der dasselbe hin- oder abwendet, auf- oder zuschließt, je nachdem es seinem Verlangen behagt.

Diese Sätze in der Anwendung auf die Bedürfnisse unserer Zeit durchzuführen, Vorschläge zur praktischen Geltendmachung derselben zu machen, ist die Aufgabe eines Werkchens, worauf wir als auf eine geistesverwandte Erscheinung die Leser der historisch-politischen Blätter aufmerksam zu machen uns nicht enthalten konnten. Es sind die philosophischen Fragmente des Fürsten Alexander Wolkonsky*), praktische Vorschläge in aphoristischer Form, aus denen durchgehends ein klarer Blick und ein wohlwollender Sinn hervorleuchten, also gerade jene Eigenschaften, welche der Aufgabe entsprechen, die der Verfasser sich gesetzt hat.

Derselbe beginnt mit einer Darstellung der Zustände, zu deren Abhülfe die philosophischen Fragmente beitragen sollen. Diese Zustände erscheinen dem Verfasser als bedingt durch den Stand der Philosophie im letzten Jahrhundert. Dortmals wurde das religiöse Element als veraltet beseitigt; die Philosophie allein kann die Seele nicht befriedigen; daher eine Leere, welche weder die materialistischen noch die spirtualistischen Lehrformen ausfüllen konnten; daher ein Hin- und

*) Conseils de philosophic pratique par M. le prince Alex. V***. Paris. A. Franck. 1. ed. 1847, 2. ed. 1851. Deutsch unter dem Titel: „Philosophische Bruchstücke vom Fürsten Alex. W. Leipzig in Commission der Rein'schen Buchhandlung. 1847.

Herirren der Geister wie in wüster Nacht; daher bei vielen ein gänzliches Verzweifeln, bei kräftigeren Naturen ein herber Criticismus, traurige Erscheinungen, welche sich besonders in der Literatur, l'expression de la Société, wie der Verfasser sie nennt, kundthun, daher nach dem Verlust des christlichen Geistes in der Gesellschaft das Streben nach Individualismus, der sociale Egoismus einerseits, andererseits das Streben, jede Individualität in der Gesammtheit aufgehen zu lassen bei den Socialisten, die Nivellirungssucht der Revolution.

Eines der wirksamsten Mittel zur Hebung dieser Zustände erkennt der Verfasser in einer gesunden und praktischen Philosophie, welche im Bunde mit der Religion das Denken gerade richte und das praktische Urtheil bilde. Dieses der leitende Grundsatz, der sich durch das ganze Werk zieht und auf alle Seiten des Lebens angewendet wird.

Wir müssen in der That einen tiefen Verfall des philosophischen Studiums beklagen. Ermüdet, von den Philosophen stets von einem schwindlichen System zum andern geführt zu werden, haben viele alle Achtung vor dem Philosophiren verloren und sehen die Philosophie nur mehr als verwirrte, mit dem Leben zerfallene Speculationen an. Die Folge hievon ist der Untergang alles philosophischen Geistes in den anderen Wissenschaften, eine seichte und weite Empirie ohne alle Grundsätzlichkeit und Begrifflichkeit, dennoch ist die Philosophie der gemeinsame Boden, auf dem sich alle politischen und religiösen Parteien begegnen, die Basis, von welcher aus Unterhandlungen angeknüpft werden könnten, ein wesentliches Mittel also zur Besserung unserer Zustände.

Nach dem Grundsatze, daß klares Denken die Bedingung alles richtigen Urtheilens und Handelns sei, hebt der Verfasser der Bruchstücke die specielle Durchführung seines Thema's mit der Anempfehlung eines tüchtigen Unterrichts in der Logik an. Diesen will er jedoch durchaus als einen von praktischer Uebung und beständiger Anwendung auf alle Verhältnisse des Lebens begleiteten wissen, une logique sans cesse

en action, wie er sich mit Bonnet ausdrückt. Als Muster einer solchen Logik, welche die Anwendung auf das Leben durchführt, legt Herr Fürst W. die Logik des Italieners Melchior Gioja*) vor. Eine Analysis dieser Schrift dient ihm als Mittel, seine Ideen über praktische Behandlung der Logik auseinander zu setzen.

Dieses Hervorheben der Logik wird nun freilich genug seyn, um die philosophischen Bruchstücke bei einem großen Theil des Publikums in Mißkredit zu bringen. Da gibt es solche, unterster Ordnung, welche vor dem „*Barbara celarent*“ erzittern, und wo sie den Namen Logik hören, blos an eine geistige Fechtkunst denken, an scholastische Spitzfindigkeiten, welche mit einer Distinction wie mit einer Zauberformel jede Einwendung bannen sollen. Andere sind von der ihnen angebornen Virtuosität zu sehr überzeugt, um den Adlerflug ihres Genies durch solche enge Fesseln hemmen zu lassen. Sie lieben es, Geistesfunken auf das Papier hinzuwerfen, die freilich kein Licht und kein Feuer, wenigstens kein zusammenhängendes und andauerndes geben können. Andere von der ernsteren Kaste der Gelehrten wollen die blos logische, verständige Behandlung nicht; die Speculation soll unumschränkt regieren. Von jenen nicht zu sprechen, die, weil sie nach dem Grundsatz ihrer Philosophie Denken und Seyn zusammenwerfen, Gegner der Logik aus System sind, oder, wenn man will, Alles so sehr zur Logik machen, daß sie dabei ganz aufgeht.

„Der Mensch lernt denken, wie er gehen lernt,“ eine demüthigende Wahrheit, welche die Bruchstücke sehr schlagend

*) Melchior Gioja, geboren zu Piacenza 1767, gestorben zu Mailand 1829, war 1803 bis 1814 Director der statistischen Abtheilung bei dem Ministerium des Innern im Königreich Italien. Seine Schriften sind philosophischen und staatsökonomischen Inhalts, und zeichnen sich durch Klarheit und Ordnung aus, welche letztere jedoch mitunter in eine zu mathematische Behandlung verfällt.

ausdrücken. Selbst die beste Anlage bedarf auch hier, wie überall, der Theorie und der Uebung. Oder sind hier allein keine Fehler möglich, hier allein die Erkenntniß des Rechten so leicht, so nothwendig? Da müßte es keinen Irrthum auf Erden geben! Diejenigen aber, deren wissenschaftliche Methode die logische Strenge verschmäht und blos die schaffende Kraft der Spekulation wirken lassen möchte, vergessen, daß jedes Bilden, soll es nicht ein Spiel werden, an Gesetze gebunden seyn muß, das kühnste Schaffen sich in das Leere verliert, wenn es regellos vordringt und ohne sichere Basis aufbaut. Auch ist das Schaffen nicht Jedermanns Sache, und dennoch die wissenschaftliche Bildung auch vielen nothwendig, denen eine gesunde Logik unentbehrlich ist.

Zu dem klaren Denken muß auch ein klarer Ausdruck hinzukommen. Man verkennt vielfach, daß das Tiefe zwar dunkel, aber darum nicht alles Dunkle auch tief sei. Schillernde Ausdrücke gefallen einem schlechten Geschmacke, wie Kindern die schillernden Farben. Wie viele Masken wären hier abzureißen, die dem Thoren imponiren, die aber der solide Gelehrte verschmäht. Er hält es für das Höchste, die tiefsten, umfangreichsten Gedanken auf den möglichst einfachen und klaren Ausdruck gebracht zu haben, die Sache selbst sprechen zu lassen, nicht aber alltägliche Dinge mit buntem Gewande zu bekleiden. Wie viel hat nicht ferner die Sucht nach Originalität im Ausdrucke geschadet! Eine feste Terminologie ist unentbehrlich für die stätig und sicher fortschreitende Entwicklung jeder Wissenschaft. Wenn wir recht unterrichtet sind, begann die Chemie ihr so rasches und glückliches Vorwärtsschreiten dann, als ihr eine festbestimmte und gutgeordnete Terminologie gegeben wurde. Mag mitunter der hergebrachte Ausdruck minder passend, minder bezeichnend seyn; er ist aber doch ein Allen verständliches Zeichen des Gedankens, das durch den Gebrauch schon längst seine alte Bedeutung abgelegt hat und zu einer festgestempelten, durch allgemeine Anwendung sanctionirten Münze geworden ist, wäh-

rend jeder willkürlich gewählte Terminus einer Spielmarke gleicht, die jeder sich bilden kann.

Von der Bildung der Erkenntniß gehen die philosophisch praktischen Winke auf die des Willens über. Große Kräfte des Willens, sagt der Verfasser, bringt der Mensch mit in die Welt. Sie sind ein wichtiger Keim, der glückliche oder schlimme Früchte mit der Zeit hervorbringen kann. Daher bedarf diese so gerne sich entfaltende und ihre Freiheit gebrauchende Kraft einer Schranke und diese ist der christliche Geist der Erziehung. „Indem der Mensch von einer Lehre sich durchdringen läßt, welche die Seele erhebt, indem sie dieselbe Demuth lehrt, welche zugleich die hohe Bestimmung und die Schwäche der Menschheit erkennen läßt, wird der Mensch von seiner Größe und seinem Elend durchdrungen, und er wird sich bewußt werden, daß sein Wille frei ist, und zugleich durch Pflichten gebunden."

Es folgen praktische Vorschläge betreffs der Erziehung der Familie, welche für die Gesellschaft, und betreffs der Erziehung des Weibes, welche für die Familie so wichtig ist. Allerdings hat der Verf. in letzterer Beziehung eine Erziehung zu beklagen, die nur dazu dient, Verbildete zu bilden, zu beklagen, daß gerade in Deutschland das politische und philosophische Fieber, ich möchte hinzusetzen, die wachsende Genußsucht, das Familienleben zerstört, zu welchem der Deutsche nach der ihm angebornen Anlage, nach seinen Gebräuchen und Lebenseinrichtungen, selbst nach dem Charakter seines Landes und seiner Städte eine so glückliche Hinwendung erhalten hatte. Müssen wir das von Fremden lernen?!

Von der Erziehung wird der Unterricht vom Verf. richtig unterschieden. Er durchgeht die verschiedenen Stufen desselben: niedere, Real-, mittlere und gelehrte Schulen, letzteres mit besonderem Augenmerk auf die staatswirthschaftlichen Facultäten, welche er als Lehranstalten der gesammten Staatsadministration auffaßt und auf die projectirten staatsmännischen Bildungsanstalten. Zu diesem Theile hätten wir Vieles

beizusetzen, was freilich von einem Staatsmanne nicht so im Einzelnen ins Auge gefaßt werden konnte und — auch dieses gehört zu den verzweifelten Uebeln.

Vom Gebiete des Wahren und Guten hält es Fürst W. nicht für überflüssig, auch auf das des Schönen überzugehen. Die Schönheit der Form, sagt er, ist nicht eine bloße eitle Zierde. Er weist darauf hin, welches Gewicht das Alterthum mit Recht darauf legte, in Allem einen schönen Geist in einem schönen Körper zu sehen. Er deutet hier auf eine vielleicht nicht hinreichend erkannte Seite der Gymnastik, auf die Wichtigkeit der feinen Sitte, die in unseren Tagen immer mehr abnimmt. Es sind Formen, die nicht bloß Mode sind, nicht bloß eine launische und stets wechselnde Norm der Eitelkeit; es sind Seiten der äußeren Sitte, welche der einfache, stets gültige Ausdruck der christlichen Bescheidenheit, Zucht, Mässigung und Nächstenliebe sind, das Abbild eines geregelten Innern, die Harmonie des ganzen Menschen; und diese haben mit dem christlichen Sinne abgenommen.

Nicht minder treffend sind die Bemerkungen über den Zustand der Künste, und namentlich über manche Einseitigkeiten, in welche die bildenden verfallen sind. Nach dem halb heidnischen Styl des XVIIten und XVIIIten und dem antiken Purismus des beginnenden XIXten Jahrhunderts, ist man einer Seits in eine zwar besser gemeinte, aber, bei dem Vulgus der Künstler, nicht minder beschränkte Kunstrichtung verfallen. Statt den Geist des Mittelalters aufzunehmen, hat die Nachahmung, mit Ausnahme einiger großen Meister, sich vielfach nur an die Fehler gehalten: steifer Faltenwurf, gezwungene Stellungen, schlechte Zeichnung und kaltes Colorit, greller Goldgrund, bizarre Spielereien; das ist sicherlich auch Manier und Mode! Anderer Seits ist die Kunst, angesteckt von dem kalten Scepticismus und Indifferentismus der Zeit, einem glaubens- und charakterlosen Eklekticismus gefolgt, der sich mit dem bunten Flitter aller Style und Zeiten bekleidet, oder sie hat den höheren, heiligen, ernsten und edlen Gebieten

ganz entsagend, sich ausschließlich den niederen Beziehungen des gemeinen Lebens, ohne göttlichen Funken, als grobe Dienstmagd gewidmet. Es ist ein Beweis der Schwäche unserer Zeit, daß sie nicht im Stande ist, Neues zu schaffen, sondern zu Formen, in denen sie nicht mehr leben kann, ihre Zuflucht nimmt, statt zum Absolutguten auf den von der früheren Zeit gebauten Stufen vorzuschreiten. Während die Einen dem krassesten Unglauben verfielen, sind die Andern theilweise eben so abgebrochen zum Mittelalter zurückgekehrt, wie im XVIten Jahrhundert der naturgemäße und stätige Gang der Entwicklung der mittelalterlichen Kunst durch den sogenannten klassischen Humanismus unterbrochen ward, der sich wieder zur Antike wandte.

Bis hieher reichten die philosophischen Bruchstücke in ihrer ersten Auflage von 1847. Die Bestätigung seiner Behauptungen, welche der Verfasser in den Erfahrungen der sofort eintretenden Periode fand, bewogen ihn, in der zweiten noch ein Kapitel beizufügen, das die specielle Anwendung seiner Grundsätze auf das politische Gebiet enthalte. Wie bei der Logik Gioja's Werk, so legt Fürst W. hier das Haller'sche Werk über Restauration der Staatswissenschaft zu Grunde, um seine Ansichten zu entwickeln.

Wann werden diese gesunderen Ansichten geltend werden? Wir wissen es nicht! Noch einmal! wir haben Resignation gelernt und eine sehr trostlose. Man hat sich fast abgewöhnt, eine Besserung im Großen zu erwarten, und hat sich angewöhnt, nur immer Widerwärtiges zu hören. Doch sind edlere Erscheinungen, wenn auch seltener stets vorkommend, immerhin ein Trost.

IV.

Preußische Zustände.

Zweiter Artikel.

In unserm ersten Artikel haben wir einen factischen Irrthum uns zu Schulden kommen lassen, den wir hier berichtigen wollen. Das Ministerium des Innern hat die Provinzialstände nicht der Begutachtung und Einführung der neuen Gemeindeordnung wegen, sondern der Vorberathung der neuen Einkommensteuer wegen zusammenberufen. In Betreff der rechtlichen Beurtheilung dieses Schrittes bleibt sich indessen diese Sache gleich. Der materielle Vorwand hat mit der formalen Rechtsfrage weiter Nichts zu thun.

Wir hatten im ersten Artikel die Frage aufgeworfen, ob die Reactivirung der Provinzialstände, gleichviel ob provisorisch oder definitiv, mit der in Preußen für den Augenblick geltenden Verfassung im Einklang oder im Widerspruche stehe, und die Beantwortung dieser Frage war dahin ausgefallen, daß, dieser formale Rechtsboden einmal vorausgesetzt, allerdings eine Verfassungsverletzung vorliege, und eine Klage auf Verfassungsverletzung von Seite der Kammern durchaus begründet seyn würde. Es bleibt nun die Beantwortung der

zweiten Frage noch übrig, nämlich die Frage nach der Nützlichkeit oder Opportunität jener Maßregel.

Leider steht es einmal in Preußen wie auch in manchen andern Ländern so: daß nämlich das einmal als gültig angenommene Verfassungsrecht mit der Wohlfahrt des Staates sich im Widerspruche befindet. Und daß jenes höhere innere Recht, welches mit einer gewissen Nothwendigkeit aus den geschichtlichen Zuständen hervorgeht, mit dem Buchstaben der Verfassung entschieden kollidirt. Ein solcher unheilvoller Widerspruch ist jedesmal die Folge einer übereilten revolutionären Gesetzgebung; und sehr selten, vielleicht nie, wird es gelingen, ohne Verletzung des durch die Revolution vorgeschriebenen Modus die Basis des geschichtlichen Rechtes auch formal wieder zu gewinnen.

Wenn man einmal sich von der Nothwendigkeit überzeugt hatte, die von der Verfassung aufgehobenen Provinzialstände wieder in's Leben einzuführen, so war der verfassungsmäßige Weg klar vorgeschrieben. Man mußte den Kammern einen solchen Vorschlag machen, und durfte nicht, wie es hier geschehen, vorgreifen. Man hat dieses unterlassen, theils weil man diesen Weg für das dringende Bedürfniß zu langsam hielt, theils aber auch und zwar besonders, weil man wenig Hoffnung auf eine Zustimmung der Kammern hatte. Es ist möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß den jetzt versammelten Kammern dennoch dieser Vorschlag zur definitiven Reactivirung der Provinzialstände gemacht werden wird. Möglich auch, wenn auch nicht so wahrscheinlich, daß die Kammern auf diese durchgreifende Veränderung der Verfassung eingehen. Wenn aber eine solche Zustimmung der Kammern wirklich erfolgen sollte, so hat die provisorische Reactivirung der Provinzialstände jedenfalls den Weg dazu gebahnt. Das fait accompli, zumal wenn es sich in seinen Wirkungen als zweckmäßig herausgestellt, hat auf die preußischen Kammerpolitiker einen unwiderstehlichen Einfluß, wie die Erfah-

rung mehrfach bewiesen hat. Doctrinäre Vorurtheile und ein konstitutionelles System, was man sich in den letzten Jahren als heilige Ueberzeugung eingeredet hat, läßt eine solche moderne liberale Versammlung gar selten auf Anträge eingehen, welche nach dem beliebten Worte Reaction schmecken (sobald man sie nämlich dabei läßt). Vor der Wirklichkeit, vor dem fait accompli verschwindet aber in der Regel diese hitzige, aber ziemlich schlecht begründete Ueberzeugungstreue. Zuletzt haben die Leute vor dem Erfolge doch einen viel tiefer begründeten Respect, als vor ihren eigenen Phrasen, und wo man ihnen nur neben einem entschiedenen Willen erst auch einen gelungenen Erfolg zeigen kann, da sind sie rasch und wunderbar umgestimmt, und eine neue Theorie, die mit diesem Erfolge im Einklange steht, ist schnell gefunden. Ich gebe auf die politische Consequenz und Ueberzeugungstreue der meisten preußischen Kammermitglieder nicht einen Pfifferling, ohne damit behaupten zu wollen, daß es in manchen andern Ländern eben viel besser damit bestellt sei. Wenn also die definitive Reactivirung der Provinzialstände in dieser Session durchgehen sollte, so hat der unverfassungsmäßige Schritt des Ministers des Innern sicher zu diesem Resultate das Meiste mit beigetragen. Sollten sich, nebenbei bemerkt, die Kammern indessen gegen die Provinzialstände aussprechen, so kann man darum doch mit Gewißheit annehmen, daß sie nichts destoweniger bleiben werden, und daß die Staatsregierung sie doch abermals zusammenberufen wird. Der Heiligkeit des Eides wegen, für welche ja auch die Kreuzzeitung bei Gelegenheit der Dessauischen Angelegenheit plötzlich zu schwärmen anfing, wird man eine verfassungsmäßige Reactivirung durch die Kammern, die freilich schon von vorn herein verletzt war, versuchen; wenn dieser Versuch indessen nicht gelingt, so wird sich schon ein dialectisches Auskunftsmittel finden lassen, welches der Staatsregierung die Möglichkeit gewährt, die Verfassungsmäßigkeit der Provinzial-

stände im Gegensatze zu der Ansicht der Kammern zu behaupten.

Indessen ist wohl anzunehmen, daß die Kammern nicht blind gegen den unverkennbaren Nutzen, ja gegen die absolute Nothwendigkeit der Provinzialstände seyn werden. Das Resultat ihrer jüngsten, wenn auch unverfassungsmäßigen Berathung ist zu glücklich ausgefallen. Diese ganz ruhige, gegenständliche Debatte bildet einen so wohlthuenden Kontrast zu den hohlen und doch so gefährlichen Kammerdeklamationen der letzten Jahre, daß ein tiefer, überwältigender Eindruck zu Gunsten der Provinzialstände bei Allen, die in ihrer doctrinären Rechthaberei nicht blind und wüthend verrannt sind, nicht ausbleiben kann.

Zweierlei hat sich als Erfahrungssatz in Preußen herausgestellt, daß nämlich weder allgemeine Kammern, noch die bloße Beamtenbureaukratie im Stande ist, lebensfähige, den individuellen Bedürfnissen der einzelnen Provinzen angemessene Gesetze zu geben. Sowohl die Bureaukratie, als die allgemeinen Kammern werden immer nach abstrakten Theorien eine allgemeine Schablone zuschneiden müssen; sie werden es müssen, wenn sie auch nicht wollen. Und die geschichtliche Entwicklung der Rechtszustände wird stets Gewalt durch diese Factoren der Gesetzgebung leiden müssen, wenn nicht ein anderes, modifizirendes, die Individualität und lebendige Eigenthümlichkeit der wirklichen Zustände vertretendes Element hinzutritt. Daß eben die Provinzialstände dieses Element sind, das haben sie in ihrer dießmaligen anspruchlosen Wirksamkeit so evident bewiesen, daß es fast zur moralischen Unmöglichkeit wird, von ihnen in der Zukunft abzusehen. Auch daß die übertriebene bureaukratische Verwaltung in Preußen in den Provinzialständen das beste und zugleich mildeste und loyalste Gegengewicht erhält, oder wenigstens bei weiterer Fortentwicklung derselben erhalten kann, auch das ist in dieser ersten und letzten Session derselben durch

die ganze Art und Weise ihrer Behandlung der Gegenstände hell zu Tage getreten.

Es hat sich gezeigt, daß weder ein gutes Gemeindegesetz, noch eine richtige Vertheilung der Abgaben ohne Concurrenz der Provinzialstände möglich sei. Wir wollen damit keineswegs sagen, daß die Provinzialstände bei diesen Gegenständen ihrer Berathung bereits so entschieden eingegriffen, und die volle Gewalt ihrer realen Tendenz entfaltet hätten, wie es möglich gewesen, und für die Zukunft wünschenswerth sei. Aber wer einigermaßen das Talent besitzt, aus dem Keime, aus der ganzen Anlage, wie sie hervorgetreten, die künftige Frucht zu erkennen, der muß sich zu dem freudigen Bekenntnisse bewogen fühlen, daß Preußen mit der Reactivirung der Provinzialstände ein gründliches Heilmittel seiner desorganisirten Zustände endlich wieder gefunden hat. Nie werden wir aber darum die unaufrichtigen und im besten Falle auf unbewußter Selbsttäuschung beruhenden Mittel billigen, die man zu ihrer Wiedereinführung ergriffen hat, indem der Satz bei jedem Katholiken fest steht, daß Unaufrichtigkeit und Unwahrheit auch in der Politik Sünde ist, daß die Unwahrheit eben so wenig dem Staatsmanne, als dem Privatmanne geziemt, und daß sie beiden in der Regel auch äußeres Verderben, jedenfalls aber immer inneres Verderben der Seele bringt. Was der Seele des einzelnen Menschen schadet, schadet auch der Staatsseele, und es ist keine Rettung aus unsern traurigen Zuständen möglich, wenn dieser Grundsatz nicht in Theorie, wie in Praxi wieder zur größern Geltung kommt.

Wir können uns nicht enthalten, hier einen vergleichenden Blick auf Oesterreich zu werfen. Leider, möchten wir fast sagen, hat Preußen durch diese Reaktivirung seiner Provinzialstände, einen großen Vorsprung gewonnen, und um so mehr, als die Provinzialstände für Oesterreich, wo möglich noch ein größeres Bedürfniß sind, als für Preußen. Die

Gemeindeordnung gibt uns ein naheliegendes Beispiel. Sowohl in Preußen als in Oesterreich war ein neues Gemeindegesetz erlassen, welches die verschiedenartigsten Zustände über einen Kamm schor, und welches jede gesunde natürliche Gemeindeverwaltung, diesen Grundpfeiler jedes Staates, zuletzt zerstört haben würde. In Preußen hat man noch zu rechter Zeit mit der Einführung dieses Gemeindegesetzes inne gehalten; man hat denen, die am besten über die Möglichkeit und Zweckmäßigkeit der einzelnen Bestimmungen, in Bezug auf ihre Provinzen, urtheilen können, dasselbe zur gründlichen Berathung vorgelegt. Man hat dadurch nicht nur für den nächsten Augenblick den subversiven Einflüssen dieser aus der Vogelperspective herab gegebenen Gesetzgebung einigermaßen vorgebeugt, sondern auch den Weg zu einer stetigen, richtigen Verbesserung und Entwicklung der Gemeindegesetzgebung, zu einer angemessenen Controlle der Verwaltung gefunden und betreten. In Oesterreich dagegen beräth man nicht nur fort und fort über die Frage, ob Provinzialstände überhaupt, und mit welchen Befugnissen sie eingeführt werden sollen, sondern die Bureaukratie bemächtiget sich auch einstweilen der gesammten Gemeindeverwaltung in so subversiver Weise, daß die Provinzialstände, wenn sie endlich wirklich ins Leben treten, bereits eine unheilvolle Zerstörung vorfinden werden, und daß die Bureaukratie bereits als fait accompli in Besitz jeder Position factisch gesetzt seyn wird, wenn endlich der gesetzliche Einfluß der Provinzialstände auf dem Papiere steht. Besonders ist es der Erlaß des Statthalters von Oberösterreich, des Bruders des Ministers des Innern, welcher auf das Unangenehmste überrascht hat. Es läßt sich nicht annehmen, daß dieser Erlaß ohne vorherige Rücksprache mit dem Minister des Innern selbst ins Leben getreten seyn würde. Dieser Erlaß, entscheidet schon im Voraus über die volle Unselbstständigkeit der Dorfgemeinden, und über ihre Unterwerfung unter einen bezahlten Schreiber. Daher ist die Befürchtung nicht unbegründet, daß das französische System der absoluten Centra-

lisation bei der Gemeindeverwaltung, welches sich dort und überall, wo es eingeführt war, so schwer bestraft hat, von dem Ministerium bereits im Voraus occupirt sei, und daß eine natürliche Gemeindeverwaltung, — die überall zu finden seyn muß, die Zustände seien nun, welche sie wollen, — bereits von vorn herein verurtheilt, und den Berathungen der künftigen Provinzialstände entzogen ist. Zwischen Preußen und Oesterreich besteht überhaupt der große Unterschied, daß die Bureaukratie dort mit ihrem Latein zu Ende ist, daß sie, nachdem sie ihr Zerstörungswerk gründlich vollendet, endlich selber einigermaßen zu der Ueberzeugung gekommen ist, wie sie allein nicht fähig sei, den realen Zuständen angemessene Gesetze zu geben, und zweckmäßig zu verwalten; in Oesterreich dagegen fühlt sie sich noch in einer gewissen Jugendfrische, sie hat noch ein großes Feld vor sich, wo es noch etwas zu zerstören gibt; und das Ideal, den letzten Nachtwächter der Monarchie vom grünen Tische in Wien aus dirigiren, und Alles so einrichten zu können, daß man in einer Entfernung von hundert Meilen jeden concreten Fall nach einem einfachen Formalismus entscheiden könne, steht noch im vollen Glanze als höchstes Ziel hier vor Augen. Während Preußen sich mit Bewußtseyn aus seinen überbureaukratisirten Zuständen herauszureißen sucht, — ein schweres, vielleicht unmögliches Werk — sucht man von gewisser Seite her Oesterreich in diese überbureaukratisirten Zustände erst recht hineinzubringen. Als Vorwand dazu muß die Einheit der Monarchie dienen, und man verkennt — vielleicht absichtlich — daß eine solche monarchische Einheit mit der allerverschiedenartigsten Organisation der Gemeinden je nach den verschiedenen Zuständen und Bildungsstufen derselben gar wohl möglich; ja daß die Einheit und Kraft der Monarchie durch solche individuelle historische Entwicklung der Gemeinde-, Kreis- und Provinzialstände erst recht auf die möglichst höchste Stufe gebracht werden kann.

rend jeder willkürlich gewählte Terminus einer Spielmarke gleicht, die jeder sich bilden kann.

Von der Bildung der Erkenntniß gehen die philosophisch praktischen Winke auf die des Willens über. Große Kräfte des Willens, sagt der Verfasser, bringt der Mensch mit in die Welt. Sie sind ein wichtiger Keim, der glückliche oder schlimme Früchte mit der Zeit hervorbringen kann. Daher bedarf diese so gerne sich entfaltende und ihre Freiheit gebrauchende Kraft einer Schranke und diese ist der christliche Geist der Erziehung. „Indem der Mensch von einer Lehre sich durchdringen läßt, welche die Seele erhebt, indem sie dieselbe Demuth lehrt, welche zugleich die hohe Bestimmung und die Schwäche der Menschheit erkennen läßt, wird der Mensch von seiner Größe und seinem Elend durchdrungen, und er wird sich bewußt werden, daß sein Wille frei ist, und zugleich durch Pflichten gebunden.“

Es folgen praktische Vorschläge betreffs der Erziehung der Familie, welche für die Gesellschaft, und betreffs der Erziehung des Weibes, welche für die Familie so wichtig ist. Allerdings hat der Verf. in letzterer Beziehung eine Erziehung zu beklagen, die nur dazu dient, Verbildete zu bilden, zu beklagen, daß gerade in Deutschland das politische und philosophische Fieber, ich möchte hinzusetzen, die wachsende Genußsucht, das Familienleben zerstört, zu welchem der Deutsche nach der ihm angebornen Anlage, nach seinen Gebräuchen und Lebenseinrichtungen, selbst nach dem Charakter seines Landes und seiner Städte eine so glückliche Hinwendung erhalten hatte. Müssen wir das von Fremden lernen?!

Von der Erziehung wird der Unterricht vom Verf. richtig unterschieden. Er durchgeht die verschiedenen Stufen desselben: niedere, Real-, mittlere und gelehrte Schulen, letzteres mit besonderem Augenmerk auf die staatswirthschaftlichen Facultäten, welche er als Lehranstalten der gesammten Staatsadministration auffaßt und auf die projectirten staatsmännischen Bildungsanstalten. Zu diesem Theile hätten wir Vieles

beizusetzen, was freilich von einem Staatsmanne nicht so im Einzelnen ins Auge gefaßt werden konnte und — auch dieses gehört zu den verzweifelten Uebeln.

Vom Gebiete des Wahren und Guten hält es Fürst W. nicht für überflüssig, auch auf das des Schönen überzugehen. Die Schönheit der Form, sagt er, ist nicht eine bloße eitle Zierde. Er weist darauf hin, welches Gewicht das Alterthum mit Recht darauf legte, in Allem einen schönen Geist in einem schönen Körper zu sehen. Er deutet hier auf eine vielleicht nicht hinreichend erkannte Seite der Gymnastik, auf die Wichtigkeit der feinen Sitte, die in unseren Tagen immer mehr abnimmt. Es sind Formen, die nicht bloß Mode sind, nicht bloß eine launische und stets wechselnde Norm der Eitelkeit; es sind Seiten der äußeren Sitte, welche der einfache, stets gültige Ausdruck der christlichen Bescheidenheit, Zucht, Mäßigung und Nächstenliebe sind, das Abbild eines geregelten Innern, die Harmonie des ganzen Menschen: und diese haben mit dem christlichen Sinne abgenommen.

Nicht minder treffend sind die Bemerkungen über den Zustand der Künste, und namentlich über manche Einseitigkeiten, in welche die bildenden verfallen sind. Nach dem halb heidnischen Styl des XVIIten und XVIIIten und dem antiken Purismus des beginnenden XIXten Jahrhunderts, ist man einer Seits in eine zwar besser gemeinte, aber, bei dem Vulgus der Künstler, nicht minder beschränkte Kunstrichtung verfallen. Statt den Geist des Mittelalters aufzunehmen, hat die Nachahmung, mit Ausnahme einiger großen Meister, sich vielfach nur an die Fehler gehalten: steifer Faltenwurf, gezwungene Stellungen, schlechte Zeichnung und kaltes Colorit, greller Goldgrund, bizarre Spielereien; das ist sicherlich auch Manier und Mode! Anderer Seits ist die Kunst, angesteckt von dem kalten Scepticismus und Indifferentismus der Zeit, einem glaubens- und charakterlosen Eklekticismus gefolgt, der sich mit dem bunten Flitter aller Style und Zeiten bekleidet, oder sie hat den höheren, heiligen, ernsten und edlen Gebieten

geben kann, so müssen die Anforderungen an die Befähigung der Persönlichkeiten zur Auffindung der Wahrheit für beide Corporationen auch dieselben seyn. Aus den Eigenschaften, welche jedes dieser beiden Wahlsysteme bei Wählern sowohl als Gewählten zur Bedingung macht, will man eben eine Garantie und ein Criterium für die Befähigung zur Sache haben. Ist der Wahlmodus und die Zusammensetzung von ganz verschiedenen Grundlagen ausgehend, so muß auch die Befähigung der Persönlichkeiten eine verschiedene seyn. Man muß zu dem Resultate kommen, daß nur das eine System das leistet, was man von ihm verlangt, und die richtigen Männer für die Aufgabe findet, während das andere System jedenfalls falsch oder weniger gut seyn muß, und weniger geeignete Persönlichkeiten für dieselbe Aufgabe zu produziren vermag.

Man kann die verschiedenen Wahlsysteme füglich zwei verschiedenen Examinations-Verordnungen vergleichen: die Eine sagt: Der Rechtscandidat soll die und die Collegien gehört haben, er soll in den und den Fächern examinirt werden; wenn wir ihn zum Richter geeignet finden sollen. Die andere sagt: Er braucht gar keine Collegien gehört zu haben, soll gar nicht, oder in ganz andern Fächern examinirt werden, wenn wir ihn zum Richter geeignet finden sollen. Wenn diese beiden Examinationsverordnuugen nun in einem und demselben Lande neben einander bestehen, an die Candidaten also ganz verschiedene Bedingungen gestellt werden, so ist jedenfalls gewiß, daß die Gerichte mit Männern von ganz verschiedenen Leistungsfähigkeiten und ganz verschiedenen Kenntnissen besetzt seyn werden, und zwar nicht nur in einer Weise, wie es einmal in der Verschiedenheit der menschlichen Anlagen liegt, sondern auch in einer Weise, wodurch von vorn herein die Aufgabe selbst, nämlich die Rechtsfindung schon als eine verschiedene betrachtet wird. Es wäre dieses eine Widersinnigkeit. Vermöge des geheimnißvollen Zusammenhanges zwi-

schen Inhalt und Form, zwischen der Idee und dem Organe, durch welches sie sich ausdrückt, kann es für den Inhalt auch nur eine relative bessere Form; für eine Idee auch nur ein möglichst congruirendes Organ geben. Wenn für einen Inhalt zwei entgegengesetzte Formen, für eine Idee zwei verschiedenartige Organe in Frage stehen, so kann nur immer Eines das bessere und homogenere seyn. Möglich, daß sie beide nicht taugen, aber jedenfalls muß man sich für die eine oder andere Form bei einer einheitlichen Sache entscheiden.

Nun könnte man allerdings einwenden, daß die Kammern gewissermaßen eine höhere Instanz der Provinzialstände seien, und daß zu einem Kammermitgliede auch noch andere Eigenschaften, wie zu einem Mitgliede des Provinziallandtages gehörten. Dieser Einwurf ist aber falsch, und beruht auf einer Verwechslung der Begriffe. Allerdings nimmt man auch zu höheren Richterstellen die Befähigteren und Kenntnißreicheren, man verlangt allenfalls noch ein drittes schärferes Examen von ihnen; aber die Grundlage ist doch dieselbe. Gewiß wäre es eine Thorheit, wenn man für die unteren Richterstellen nicht bloß ein gelinderes, sondern ein für den Gegenstand absichtlich ungeeignetes Examen anbeföhle, bloß um den höheren Richterstellen ein entschiedendes Uebergewicht zu gewähren. Es wäre Thorheit, wenn man mit Absicht möglichst unfähige Leute zu den Untergerichten riefe, falsche Entscheidungen derselben dadurch absichtlich beförderte, damit die höchste Instanz sie jedesmal corrigiren könne. Einmal angenommen, die allgemeinen Kammern wären die richtige höhere Instanz für die Provinzialstände, so würde daraus nur die Anforderung hervorgehen, daß sie außer denselben Bedingungen, welche die Provinzial-Landstandschaft voraussetzt, auch noch andere höhere Eigenschaften besitzen müssen. Aber die Bedingungen, die für die untere Instanz nöthig befunden, dürfen jener höhern doch auf keinen Fall fehlen; die Einheit in der Grundlage müßte für beide da seyn. Was für die

leichtere Aufgabe unerläßlich ist, wird man schwerlich als überflüssig bei der schwereren Aufgabe über einen und denselben Gegenstand betrachten dürfen. Wenn wir von dem Wirkungskreise der Kammern hier ganz abstrahiren, und die Frage vorläufig nicht erörtern, ob derselbe neben dem Wirkungskreise der Provinzialstände möglich sei, und wenn wir uns also bloß an die Zusammensetzung beider halten, so ließen sich allerdings Ausschüsse aus den Provinzialständen als höhere Instanz denken, die also aus denselben Grundlagen hervorgingen, als die untere Instanz. Oder auch umgekehrt könnte man es als zuläßig erachten, daß das Wahlsystem für die zweite Kammer auch der Zusammensetzung der Provinzialstände unterbreitet werde. In beiden Fällen würde man Einheit in den formalen Organismus bekommen, und den unvereinbaren Widerspruch dieser zwei qualitativ ganz verschiedenen Potenzen für einen qualitativ einen und denselben Gegenstand vermeiden.

Sobald demnach es einmal feststeht, daß ständische Provinziallandtage in ihrer jetzigen Gestalt für Preußen bleiben sollen, so würde es nur ein einziges Mittel geben, um die allgemeinen Kammern der Form und Zusammensetzung nach mit ihnen in Einklang zu bringen. Man müßte die allgemeinen Kammern aus den vereinigten Provinzialständen selbst bilden. Dem vereinigten Landtage, der ein so kurzes Leben hatte, lag auch bekanntlich diese Anschauung zu Grunde; aber ebenso hat auch das kurze Leben des vereinigten Landtages dem schärferen Beobachter deutlich genug gezeigt, daß trotz dieser übereinstimmenden Zusammensetzung beide Institute nicht neben einander bestehen können.

Hier kommen wir auf das zweite Moment, auf die inhaltliche Aufgabe beider Institutionen. Betrachten wir diese Aufgabe näher, so stellt sich sehr schnell heraus, daß sie eine und dieselbe, daß sie ganz identisch ist. Sowohl die vereinigten Kammern, als die Provinziallandtage haben über sämmt-

liche Gegenstände der Gesetzgebung zu berathen und Beschlüsse zu fassen. (Das verwaltende Moment der Provinzialstände lassen wir, als für diese Untersuchung irrelevant, bei Seite liegen.) Die allgemeinen Kammern sollen sich freilich vorzugsweise mit Gesetzen für die ganze Monarchie beschäftigen; da indessen ein jedes solches Gesetz auch für die einzelne Provinz gilt und Bezug hat auf das Wohl oder Wehe derselben, so ist es ganz unmöglich, einen solchen allgemeinen Gegenstand den Berathungen der Provinzialstände zu entziehen. Eine Gränze in dieser Beziehung ist weder in Theorie noch in Praxi irgend zu finden, wie dieses die früheren Verhandlungen der Provinzialstände auch genugsam ergeben haben. Das Gesetz über die Provinziallandtage vindicirt denselben auch ausdrücklich die ganze Gesetzgebung über Eigenthums- und Personenrecht, und es möchte wohl schwerlich ein Ding unter der Sonne zu finden seyn, was unter diese beiden allgemeinen Gesichtspunkte sich nicht rubriziren ließe und nicht in organischem Zusammenhange mit denselben stünde.

Sollten beide Institute fortwährend neben einander bestehen, so würde ihre Thätigkeit nur in folgender Weise geordnet werden können. Sobald die Staatsregierung die Kammern zusammenberufen wollte, müßte sie zuvor sämmtliche Provinziallandtage zusammentreten lassen und ihnen ganz dieselben beabsichtigten Vorschläge zur Begutachtung vorlegen. Nachdem nun jeder einzelne Provinziallandtag sich darüber erklärt, einer bejahend, der andere verneinend, ein dritter bedingungsweise u. s. w., alle aber jedenfalls mit der ganzen ihnen zu Gebote stehenden Einsicht und mit allen wesentlichen Gründen, die sie anzuführen wissen — wird die Regierung ganz dieselben Männer, aus denen die Provinziallandtage zusammengesetzt waren, nochmals in einen gemeinschaftlichen Saal zu Berlin versammeln, damit sie über dieselben Gegenstände dasselbe wiederholen, was sie bereits daheim auf dem Provinziallandtage besprochen haben. Zu welchem Zwecke?

Und wozu soll eine solche, im günstigsten Falle überflüssige, Procedur dienen? Alles, was zu sagen ist, ist bereits gesagt — die Regierung kennt bereits die verschiedenen Standpunkte, — sie kennt auch das Verhältniß der Stimmen. Um ein bloßes Additionsexempel der bereits abgegebenen Stimmen zu lösen, dazu wäre eine solche allgemeine Zusammenkunft, die man mit dem Namen Kammern taufte, doch etwas zu weitläufig und kostspielig. —

Aber, wird man sagen, zuvor hatten die Provinzialstände nur vom provinciellen Standpunkte aus die Vorlage zu berathen; in Berlin sollen sie alsdann vom gemeinsamen Standpunkte der Monarchie aus, als der ein ganz anderer und wesentlich verschiedener ist, die Sache betrachten. Wenn dieser Einwand richtig wäre, so müßte man annehmen, daß denselben Männern durch die bloße Reise nach Berlin hin und durch ihren Umgang mit ihren Collegen aus den andern Provinzen plötzlich ganz neue Offenbarungen über die in Rede stehende Sache werden würden; man müßte annehmen, daß ihnen das Bedürfniß der Monarchie und aller übrigen Provinzen derselben mit einemmale eben so klar und geläufig seyn würde, wie es von ihnen mit Recht in Bezug auf ihre Provinz prätendirt wird. Wenn aber der bloße Aufenthalt in Berlin eine solche wunderbare Erweiterung des Gesichtskreises und der Kenntnisse bewirken könnte, so würde die vorhergehende Versammlung der Provinziallandtage, und somit das ganze Institut derselben, im Grunde überflüssig seyn. Dieß System der Provinziallandstände geht eben von der Voraussetzung aus, daß in der Provinz ansässige Männer wohl befähigt sind, die Verhältnisse dieses ihres Kreises und dessen gesetzgeberische Bedürfnisse gründlich zu kennen und zu überschauen; daß ihnen aber der Gesammtüberblick über das allgemeine Bedürfniß der Monarchie nicht zu Gebote steht. Hätten die Männer der Provinziallandtage zugleich auch die gesetzgeberische Fähigkeit für den Gesammtstaat Preußen, so

wäre allerdings der Provinziallandtag eine durchaus unnütze erste Instanz, die keinen denkbar vernünftigen Zweck mehr hätte. Das Institut der Provinziallandtage ist nur dann zweckmäßig und wohlbegründet, wenn angenommen wird, daß allgemeine Kammern überhaupt nicht möglich seien, weil die Staatsregierung nur allein das gemeinsame Bedürfniß der verschiedenen Provinzen zu erkennen und auszugleichen im Stande sei. Sobald man diese Voraussetzung fallen läßt, sobald man neben der Staatsregierung noch eine allgemeine gesetzgebende Behörde mit genügenden Kenntnissen für möglich hält, die doch auch zu gleicher Zeit, weil sie aus Männern der Provinz besteht, auch das individualisirende Moment der Provinz vollkommen in sich darstellt, so müssen die Provinzialstände als überflüssig gestrichen werden. Und in der That sind das auch die zwei verschiedenen Systeme, die in der neueren Zeit nie neben einander haben bestehen können, sondern wovon das eine das andere stets ausgeschlossen hat. Entweder berathende Provinzialstände, bei denen der Regierung die entscheidende Stimme der Gesetzgebung allein zusteht, — oder ein Centralparlament mit entscheidender Stimme bei der Gesetzgebung, welches dann aber auch die Macht der Gesetzgebung ausschließlich an sich reißt, und die Regierung gänzlich unter seine Botmäßigkeit bringt. Berathende Provinzialstände mit einem entscheidenden Centralparlamente als Spitze, haben noch nie in lebendiger Wechselwirkung neben einander bestanden, und werden nie nebeneinander bestehen können.

Fast scheint es auch, als wenn die gegenwärtig versammelten Kammern bereits eine Ahnung davon haben, daß mit der Reactivirung der Provinzialstände ihre Todesstunde geschlagen hat. Sie sind in der That schon jetzt weiter Nichts, als eine Anomalie; und wenn weder Regierung noch Kammern selbst geneigt sind, dieses letzte Endresultat in diesem Augenblicke schon offen auszusprechen, so liegt der Grund nur

darin, daß beide sich vor dem augenblicklichen Conflicte scheuen. Die Regierung hofft, daß die Ueberzeugung von der Ueberflüssigkeit der Kammern in der nächsten Zeit noch mehr Verbreitung im Lande gewinnen werde, und diese Hoffnung wird sie auch nicht täuschen; die liberale Kammerpartei dagegen möchte ihr formelles Todesurtheil, was materiell schon ausgesprochen ist, nicht provoziren, weil sie immer noch wer weiß auf welche! revolutionäre Zeitereignisse hofft, die sie in den Stand setzen könnten, mit der ganzen Omnipotenz der Kammern wieder aufzutreten, und Provinzialstände, so wie die jetzige Regierung zugleich zu beseitigen. Wenn man auch jetzt eine ziemlich lächerliche Rolle spielt, so will man das bloße Recht, sich als Kammer zu versammeln, doch nicht gar zu rasch aufgeben. Unterdessen reactivirt die Staatsregierung in aller Stille, auch den früheren Staatsrath, dieses nothwendige Mittelglied zwischen Provinzialständen und Staatsregierung. Mit dem In'slebentreten dieser letzten vormärzlichen Einrichtung ist das System abgeschlossen und vollendet, und die Kammern, denen dann auch der letzte Gegenstand einer möglichen Thätigkeit fehlt, sind alsdann factisch unmöglich.

Es könnte einigermaßen auffallend erscheinen, warum jetzt Alles wieder nach dem System der berathenden Provinzialstände und des Staatsrathes hindrängt, während dieses selbe System sich vor 1848 doch als ungenügend herausgestellt hatte. Der Schlüssel aber zu diesem Räthsel ist leicht zu finden. Wenn die Staatsregierung in das Bestreben nach übergroßer Centralisation abermals, wie vor 1848, verfällt, so wird sich ganz dasselbe Resultat zum zweiten Male ergeben; die Provinzialstände werden alle Lebenskraft verlieren, und man wird abermals zu centralisirenden Kammern hingedrängt werden. Provinzialstände haben nur dann einen Sinn, wenn auch ein weites Feld für Provinzialgesetzgebung ihnen vergönnt wird. Decentralisation der

Gesetzgebung, und als Folge davon Decentralisation der Verwaltung, das sind die Bedingungen, in welchen allein eine kräftige Provinziallandstandschaft wurzeln kann. Wir fürchten sehr, daß die preußische Staatsregierung zu dieser Erkenntniß, wenigstens in ihrem vollen Umfange, noch nicht gelangt ist, und daß sie vor einer gewissen Autonomie der einzelnen Provinzen noch immer als vor einer die Einheit des preußischen Staates bedrohenden Gefahr zurückschreckt. Wohin aber eine zu weit getriebene mechanische Conformität der Provinzen führt, das hat sie erfahren. Jene absolute Einheit schlägt bei dem leisesten Anstoße in Revolution und Anarchie über. Wenn die preußische Staatsregierung die Provinziallandtage zu weiter nichts gebrauchen will, als um einstweilen damit die Kammern zu beseitigen, und ihnen später nicht einen großen, lebendigen Antheil an der Gestaltung des Provinziallebens einräumt, so wird sie nach wenigen Jahren in denselben Bedrängnissen seyn, wie im Jahre 1848, und das Schicksal Frankreichs, ein ewiger Wechsel zwischen Prätorianer-Regierung und Convent-Regierung, wird dann auch über Preußen hereinbrechen.

In der Hoffnung aber, daß man in Preußen wirklich etwas gelernt habe, und daß das System der Provinzialstände dort künftig eine Wahrheit seyn werde, können wir nicht umhin, anzuerkennen, daß in dieser Beziehung Preußen einen Schritt vor Oesterreich voraus ist. Oesterreich hat seinen Reichsrath, der mit dem preußischen Staatsrath correspondirt; Preußen aber hat seine Provinzialstände, über deren Existenz in Oesterreich leider noch berathen wird.

V.

Die k. k. Patente vom 1. Januar 1852.

Mit besonderer Berücksichtigung des zweiten Briefes über preußische Zustände.

München, den 10. Jan. 1852.

Der voranstehende Brief wurde der Redaction vor dem Schluße des alten Jahres von seinem verehrten Verfasser zugesandt; seitdem sind die kaiserlichen Patente vom 1. Januar 1852 erschienen, die zur Freude aller Freunde Deutschlands und Oesterreichs den darin geäußerten wohlgemeinten Besorgnissen und Befürchtungen glücklich zuvorkommen. Schon das kaiserliche Handschreiben vom 20. August 1851 haben wir, im Namen Ungarns, in diesen Blättern mit der frohen Hoffnung begrüßt: „Nun werden die Kronländer der Monarchie doch nicht mehr den bureaukratischen Schablonen einer modernen Schreiber-Uniformität geopfert werden" *). Und damals und wiederholt, vor und während und nach den Märztagen, immer haben wir als leitenden Grundsatz aller Reformen den Wunsch ausgesprochen: „Nur keine Vielschreiberei und Vielregiererei! Je weniger kosmopolitisch, je lokaler, je einfacher, je natürlicher, um so besser; denn Ungarn

*) Histor.-polit. Blätter Band XXVIII S. 503.

will ungarisch, Tyrol tyrolerisch behandelt und regiert seyn." Und erst noch jüngst in der Vorerinnerung zu der Leichenrede über die dahingegangenen Papier-Constitutionen sprachen wir es als unsere Ueberzeugung aus: „Ein Neubau hat jedenfalls nur dann Aussicht auf Dauer, wenn der Staat ihn von unten auf, Hand in Hand mit der Kirche, auf die Familie, die Gemeinde, die Provinz, überhaupt auf die Wiedererweckung eines gesunden, corporativen Lebens gründet" *). Diese Hoffnungen und Wünsche, die von allen Einsichtigeren, denen es um eine gründliche Heilung der Uebel unserer kranken Zeit zu thun ist, getheilt werden, sehen wir mit den Patenten vom ersten Januar und den dort vorgezeichneten Grundsätzen für den Neubau der österreichischen Monarchie, wie Manches auch darin noch unbestimmt und nur angedeutet seyn mag, ihrer Erfüllung entgegen gehen.

Nachdem, Dank der Treue und Tapferkeit der österreichischen Feldherren und ihrer heldenmüthigen Heere, den tapferen jungen Kaiser an der Spitze, den gewaltsamen Zerstörungen und Verheerungen der Zeit des Uebersturzes und Umsturzes durch die Kanonen Einhalt gethan worden, haben auch die österreichischen Staatsmänner, ihren ernstgesinnten, willensstarken jungen Kaiser an der Spitze, die Periode der Abstractionen und Fictionen, Gott Lob! überwunden. Das Verfassungswerk hat sich aus den luftigen Höhen allgemeiner kosmopolitischer Theorien wieder auf den festen Boden der alten kaiserlichen Erde niedergelassen. Gleich den Gefährten des Kolumbus möchten wir daher nach langen Irrfahrten diese Wiedergewinnung fester Grundlagen mit dem frohen Rufe: „Land! Land!" laut begrüßen.

Hier wird den wirklichen, den lokalen, den historischen Interessen und Ansprüchen ihre Berücksichtigung verheißen; eine Ausgleichung und Versöhnung des Alten und Neuen ist

*) Histor.-polit. Blätter Bd. XXVIII. S. 758.

in Aussicht gestellt; die Zukunft knüpft wieder an die Gegenwart, und die Gegenwart an die Vergangenheit an; alte Rechte dürfen auf Achtung, neue Bedürfnisse auf Beachtung in billiger Verständigung rechnen. Ueberall sieht man dem Ausdrucke die Vorsicht an, daß die Staatsmänner, durch theure Erfahrungen klug gemacht, in nichts Speziellem durch allgemeine Normen a priori den wirklichen Bedürfnissen, wie sie sich, nach Ausweis des Thatbestandes, und ohne Zweifel auch mit Zurathezeiehung der Betheiligten, in den verschiedenen Kronländern der Monarchie herausstellen werden, vorgreifen wollen. Auch bei der Einführung des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches ist bemerkt, „daß es nur nach angemessenen Vorbereitungen, mit Beachtung der eigenthümlichen Verhältnisse der einzelnen Länder, zu geschehen habe.“ Wie wohlthuend sticht diese zurückhaltende, schonungsvolle Sprache gegen die kategorischen Machtsprüche des vulgären Constitutionsstyles, an die wir gewöhnt waren, ab, wenn im Namen seiner tyrannischen Gleichheit keine Eigenthümlichkeit beachtet und mit der Formel: sic volo, sic jubeo jedes bestehende Recht als null und nichtig erklärt wird.

Damit ist denn auch die Zersetzung des Staates nach dem Kopfzahl-Princip beseitigt. Das Corporative nach seinen verschiedenen Richtungen: das Provinzielle, das Ständische, die Gemeinde, Grundbesitz und Adel finden ihre Anerkennung, und für die Vertretung der Kirche ist wenigstens der Raum offen gelassen.

Oesterreich darf daher keine französische, lebentödtende, Alles nivellirende Centralisation, kein bureaukratisches Telegraphen-Regiment, keine tyrannische Uniformität in Dingen, die mit der Einheit der Monarchie nichts zu schaffen haben, mehr fürchten. Gleich den Provinzen wird auch den Gemeinden die Selbstständigkeit innerhalb ihrer Sphäre zugesichert und auch hierin den lokalen Verhältnissen Beachtung versprochen: „Die Wahl der Gemeinde-Vorstände und Gemeinde-Ausschüsse wird nach zu bestimmenden Wahlordnungen

den Gemeinden mit den gesetzlichen Vorbehalten zugestanden, und für jedes Land [illegible] den besondern Verhältnissen desselben entsprechende Ordnungen für die Landgemeinden und die Städte zu bearbeiten." Auch der Zertrümmerung des Grundbesitzes beim Adel sowohl, wie bei der Bauerschaft soll vorsorglich gedacht werden. Berathende, mit Beachtung des ständischen Princips gebildete Provinzialstände (nach Distrikten) endlich bilden den Schluß des Ganzen.

Somit ist zum Beginne des Jahres ein glücklicher Anfang der Umkehr gemacht, und wir dürfen uns der Hoffnung hingeben, der Grundgedanke werde in immer klarerer Erkenntniß seine volle Entwicklung erhalten. Wir fürchten daher auch nicht, man werde die neuen Ordnungen wieder auf dem papier-constitutionellen Wege in den Bureaux der Hauptstadt machen; man wird sich dem entgegengesetzten Principe gemäß vielmehr mit Vertrauensmännern aus den einzelnen Provinzen benehmen, und die Betheiligten selbst dabei zu Rathe ziehen, um nicht noch einmal das Unglück zu befahren, das bereits Erlassene als unpraktisch, als verderblich und unausführbar zurücknehmen zu müssen.

Ein anderes Ereigniß, welches uns von Oesterreich aus zu Hoffnungen für eine bessere deutsche Zukunft berechtigt, ist der Beginn der Conferenzen zur Gründung eines mitteleuropäischen Zollvereins. Und hier ist es insbesondere die Eröffnungsrede des Fürsten Schwarzenberg, die denselben Geist athmet, den wir in den kaiserlichen Patenten begrüßt. Auch hier soll das Werk nicht damit beginnen, wie es die Revolution in den verflossenen Unheilsjahren that, daß man das Vorhandene zerstört; man will vielmehr daran, als den gegebenen Ausgangspunkten, anknüpfen, und so in allmähliger und natürlicher Entwicklung, ohne Gewaltsamkeit und Ueberstürzung, eine bessere Zukunft, eine immer innigere Vereinigung anbahnen. Auch hier das gleiche, schonungsvolle, umsichtige, allmählige Voranschreiten: „Werden", sagt in diesem Geiste einer besseren, zukunftreichen Politik Fürst

Schwarzenberg, „werden die Schwierigkeiten von sachkundigen Männern mit Ruhe und Unbefangenheit geprüft, wird von vorn herein als ein leitender Grundsatz angenommen, daß jeder zu rasche und gewaltsame Uebergang, jede voreilige Ueberstürzung zu vermeiden, und trotz der Einigung im Princhpe immerhin einzelne, durch Lokalverhältnisse bedingte Sonderstellungen zuzugestehen seien, allzu Ungleichartiges aber und im Laufe der Zeit thatsächlich oder vertragsmäßig Auseinandergegangenes, allmählig in vorher zu bestimmenden Perioden und mit Schonung aller betheiligten Interessen auszugleichen seyn werde; wird endlich von jedem Einzelnen mit uneigennütziger Selbstverläugnung und mit umsichtiger Würdigung des großen und gemeinnützigen Zweckes diesem letztern ein verhältnißmäßig geringes Opfer gebracht, so kann es kaum zweifelhaft seyn, daß unsere Bemühungen reiche Früchte tragen werden, wozu Ihre einsichtsvollen Rathschläge, meine geehrten Herren, gewiß wesentlich mitwirken werden."

Wohlthuend ist der schlichte, einfache, bescheidene und dabei seiner Würde und Macht sich gar wohlbewußte Ton, der in dieser Rede herrscht, so wie der patriotische deutsche und dabei großartige, wahrhaft kaiserliche Sinn, dem wir hier begegnen, wenn der erste Minister des Kaisers sagt: „Was Oesterreich betrifft, so könnte es sich zwar selbst genügen, indem seine Meeresküste und seine Häfen ihm einen Antheil an dem großen Weltverkehr sichern, seine Beziehungen zu Italien und zum Orient ihm die Möglichkeit bieten, sich auswärtige Märkte offen zu halten, und andererseits ein vielverzweigtes Netz von schiffbaren Flüssen, Kanälen und Eisenbahnen, reiche Schätze der Natur und ein in raschem Aufschwunge begriffener Verkehr noch durch lange Zeit dem Handel und der Industrie lohnende Beschäftigung im Innern des Reiches gewähren werden. Um jedoch den großartigen Gedanken eines mitteleuropäischen Zollbündnisses seiner Verwirklichung zuzuführen, und die Bande der Freundschaft zwischen dem Kaiserstaate und den mit ihm im deutschen Bunde

vereinten Fürsten und Völkern zu allseitigem Vortheile noch
nger und fester zu knüpfen, wird Oesterreich sich zu den
einerseits zu bringenden entsprechenden Opfern gewiß bereit
inden lassen."

Eine Zolleinigung ist dem deutschen Volke von seinen
Fürsten schon seit 1814 in Aussicht gestellt: kein Zweifel,
wäre sie, so wie die Ordnung unserer Verfassungsverhält-
nisse, von allen Seiten in diesem Geiste betrieben worden,
mit Deutschland, mit dem deutschen Bunde und den deutschen
Ländern stünde es jetzt anders, als es dermalen steht, und
die theuren Erfahrungen von 1848 wären uns vielleicht er-
spart worden.

Was noch insbesondere jeden Deutschen in der Rede des
kaiserlichen Staatsmannes mit Freude erfüllt hat, ist die beschä-
mende Ruhe, die sie den fortgesetzten leidenschaftlichen Anfein-
dungen und Verdächtigungen der preußischen Presse gegenüber
beobachtet: auch nicht die leiseste Spur einer Gereiztheit, auch
nicht die entfernteste Anspielung auf all' die insolenten Ver-
unglimpfungen eines großsprecherischen Neides und Ehrgeizes,
mit denen die österreichische Regierung für die entgegenkommen-
den Anerbietungen von dort her überschüttet ward, sondern ein
ruhiges, würdevolles, heiteres Wohlwollen, das Preußen nicht
aus-, sondern einschließt, das den preußischen Zollverein nicht
sprengen, sondern an ihn anknüpfen will. Möchte die preu-
ßische Presse, die Kreuzzeitung voran, von ihm Adel, Maaß
und Ruhe lernen, und sie wird in Deutschland für Preu-
ßen eine gewiß wirksamere Propaganda machen, als es
jetzt bei ihrer leidenschaftlichen Weise geschieht, die durch ihre
maaßlose Heftigkeit die eigensüchtigen Absichten im Hinterhalt
verräth.

Daß in Preußen, namentlich durch die Kreuzzeitung, die
Einsicht in die verderblichen Verkehrtheiten des centralisiren-
den Bureaukratenthums große Fortschritte gemacht und das
tiefere Verständniß einer organischen Gestaltung des Staa-
tes zugenommen, darüber sind wir mit dem Verfasser des Brie-

ses über preußische Zustände vollkommen einverstanden. Minder erfreulich dagegen lauten, seit die Noth vorüber, die kirchenpolitischen Nachrichten aus Berlin. Der Widerwille gegen alles Katholische ist in gewissen bureaukratischen Regionen wieder im Wachsen, und hat bereits eine sehr bedeutende Höhe erreicht. Die Katholiken dort sind daher auch nicht ohne Besorgniß. Da immer noch, nach wie vor, die einflußreichsten Staatsämter beinahe ausschließlich in den Händen von Protestanten sind, so wenden sie die Staatsmittel einer gemischten Monarchie zur protest. Propaganda an, woraus sie in ihren Parteiblättern kein Geheimniß machen. Namentlich macht sich dieß im Schul- und Kirchenwesen geltend, man darf nur z. B. das neue protestantische Kirchensystem für die wenigen Protestanten des neuerworbenen Sigmaringen mit dem kläglichen Zustande der katholischen Schulen und Kirchen in vielen preußischen Provinzen vergleichen, worin die Katholiken ungleich zahlreicher sind, aber seit Jahren vergeblich auf eine billige Beachtung ihrer gegründetsten Ansprüche harren. Die deutsche Volkshalle hat jüngst überraschende Notizen über die Unparität in diesen statistischen Verhältnissen mitgetheilt. Dabei wird in neuester Zeit die ministerielle Oberherrlichkeit wieder mit der äußersten Strenge gehandhabt; wo ein Beamter bei den Kammerverhandlungen auch in untergeordneten, unbedeutenden Fragen nicht blindlings mitstimmt, wie ihm die ministerielle Parole gegeben wird, darf er sich gefaßt halten, auf Wartegeld gesetzt zu werden. Dieser in der leitenden Bureaukratie herrschende Geist hat manchen Katholiken wieder der Verfassung zugewendet. Sie meinen, dieselbe sei freilich sehr fehlerhaft und mit mancherlei demokratischem Zeug vermischt, allein wenn es gelingen sollte, dieselbe, wie die Kreuzzeitung beabsichtigt, über Bord zu werfen, so würde es, trotz dem Schlage der Rothen am 2ten December und dem Sturze Palmerstons für die katholische Sache schlecht stehen, und der Kirche alle die Freiheiten, die ihr bisher stillschweigend zugestanden worden, wieder in aller

Stille auf administrativem Wege verkümmert werden. Sie wollen daher lieber Etwas als gar Nichts. Auch in dem heiligen Eifer, den die Kreuzzeitung für das legitime Recht gegen Napoleon entfaltet, will es sie bedünken, als sei nicht Alles von confessionellen und preußischen Nebenabsichten frei. Und wahr ist es, daß ihr Eifer nicht selten in Geifer übergeht, daß ihre Waffen nicht immer die edelsten, die ritterlichsten sind, und daß die selbstgefällige, schadenfroh-höhnische Weise, wie sie nicht nur den Präsidenten, trotz ihrem ausdrücklichen Gelöbniß, sondern auch den französischen Clerus und die ganze Nation mit der höchsten Verachtung behandelt, den Verdacht des Lesers über die Lauterkeit so leidenschaftlicher Richter erweckt; jedenfalls würde sie dem gefährdeten Rechte mehr nützen, wenn sie seine Sache mit Billigkeit und Würde und jener edlen Courtoisie führte, von der sie sich als die Vertreterin aristokratischer Grundsätze am wenigsten dispensiren sollte. Uebrigens gewinnt sie, laut den letzten Nachrichten, an der höchsten Stelle immer mehr an Einfluß, darüber ist man nicht im Zweifel. Von einem Regimente jedoch in dem Sinne der Kreuzzeitung versprechen sich die preußischen Katholiken, trotz dem, daß sie es von Zeit zu Zeit angemessen hält, die Hirtenbriefe des Fürstbischofs von Breslau in auferbaulicher Weise zu citiren, eben so wenig Heil, wenn es in entscheidenden Fragen gilt, der Kirche volle Gerechtigkeit angedeihen zu lassen, als von der Bethmann-Hollweg'schen Fraction, zu der der Thronerbe hinzuneigen scheint. Die eine wie die andere will ein protestantisches mächtiges Großpreußen, wobei die Parität sehr im Hintergrunde figuriren würde. Man sieht hieraus, daß die preußischen Zustände von Ferne ein glänzenderes Aussehen haben, als von Nahem in's Auge gefaßt. Wenigstens lautet so das Urtheil aus zuverlässigen und achtungswerthen Quellen.

Wie sich übrigens aber auch die preußischen Verfassungsverhältnisse gestalten mögen: Verfassungen sind immer nur äußere Formen, auf die Menschen kömmt doch zuletzt Alles

an. Mit den Verfassungen ist es ja wie mit den Schulplänen: sind die Lehrer tüchtig, so werden die Schüler auch bei dem schlechtesten Schulplan etwas Tüchtiges lernen, taugen aber die Lehrer nichts, so mag der Schulplan der beste seyn, er wird den Schülern nichts helfen. Unsere Zeit aber hat stets gemeint, es läge Alles nur hauptsächlich an den Plänen, und so hat sie einen Plan nach dem anderen gemacht, und immer an den Statuten verbessert, und organisirt und reorganisirt und desorganisirt, und darüber sind die Menschen und die Schüler immer schlechter geworden, bis zuletzt die Aula und die Revolution das Regiment an sich riß.

Daß lebenskräftige Provinzialstände mit allgemeinen Kammern, wie sie dermalen in Preußen bestehen, nicht verträglich sind, darüber wird jeder Einsichtige einverstanden seyn. Inzwischen gibt es doch Fragen, die so allgemeiner Natur sind, oder bei denen sich das Interesse der verschiedenen Provinzen so mannigfach durchkreuzt, daß sie entweder gar nicht, oder nur in einer gemeinsamen Versammlung der vereinigten Ausschüsse können berathen werden. Denn die Abstimmung der einen Provinz ist bei ihrer Verhandlung nothwendig davon bedingt, wie die andere abstimmt, woran sie festhält, und was sie concedirt. Es gilt dieß nicht bloß für eine Versammlung der sämmtlichen Ausschüsse aller Provinzen, es sind auch wieder Fragen denkbar, bei denen sich die Provinzen gruppenweise zusammenstellen. Wenn es sich zum Beispiel um eine Anstalt oder Einrichtungen handelt, die zwei oder mehrere Provinzen durch das gleiche Interesse verbunden, gemeinsam in's Leben führen wollen, dann werden ihre ständischen Ausschüsse hiefür in geeigneten Terminen zusammenzutreten wünschen. In dieser Weise scheint uns eine Vereinigung einiger oder aller zur Verhandlung wirklich gemeinsamer Fragen in dem Geiste des Ganzen begründet, wie dieß auch im Mittelalter der Fall war, wo die einzelnen Vertretungen, bald periodisch, bald momentan, auf die mannigfaltigste Weise auf mehr oder minder allgemeinen Tagen zusammen kamen.

Daß ein Staatsrath neben dem Ministerium ein nothwendiges Mittelglied zwischen den Provinzialständen und der Krone bilden müsse, leidet keinen Zweifel; zu diesem Zwecke aber müßte er auch in ständischer Weise, mit Berücksichtigung der verschiedenen Provinzen und namentlich der Confessionen, zusammengesetzt seyn.

Uebrigens ist der Begriff von Provinzial- und General-Ständen selbst ein schwankender und relativer. So würden z. B. Stände für Ungarn oder Böhmen, im Verhältniß zur ganzen kaiserlichen Monarchie, Provinzialstände im größeren Maaßstabe seyn; im Vergleich mit Preußen oder Bayern aber wären es allgemeine. Auch hier lassen sich keine allgemeinen Normen vorschreiben, es muß sich Alles nach den lokalen und wirklichen Verhältnissen und Bedürfnissen richten. Während z. B. unter den gegenwärtigen Umständen solche vereinigte Stände für die Lombardei oder für Ungarn mehr als ein Bedenken erwecken, fallen diese bei Tyrol hinweg; ja es wäre vielleicht ein großer Nachtheil für Tyrol, und also auch für die Krone, wenn sie Tyrol verweigert würden; denn Fragen, bei denen alle Theile des an sich beschränkten Landes zugleich und verschiedenartig betheiligt sind, können nur in gemeinsamer Berathung besprochen und verhandelt werden.

Bayern hinwiederum speziell anlangend: so ist es seit Verleihung der Verfassung ein großer Nachtheil für die Regierung, wie für das Land gewesen, daß man nicht einen guten Theil der Competenz der Kammern einer Vertretung der Kreise zugewiesen hat, indem man die Kammern auf ihren Bereich, auf das wirklich Gemeinsame, beschränkt hätte. Was ist die Folge davon? Unsere Provinzen sind sehr verschieden; nun werden Gesetze und Einrichtungen in Dingen, wobei die Einheit der Monarchie nicht betheiligt ist, die aber tief in das provinzielle Leben einschneiden, durch Majorität als für Alle gültig gemacht, ohne irgend eine Rücksicht auf die Verschiedenheit der Kreise zu nehmen; es kömmt also

ein buntes Flickwerk durch gegenseitiges Transigiren heraus, das für keinen paßt. So hat namentlich durch diese universale Kammergesetzgebung Altbayern fort und fort unendlich verloren, und die Pfalz nichts dadurch gewonnen; weil sie den Pfälzer wie den Altbayern und den Altbayern wie den Pfälzer behandeln, Alles nach Majorität. Daß übrigens eine solche allgemeine Kammer kein Band der Einheit in der Noth sei, zeigte das Jahr 1848/49. Die Pfalz war im Aufstand, und ihre Deputirten saßen in der Kammer — auf den Bänken einer Opposition, welche die Unterwerfung der Empörten hinderte. Andererseits fehlt unserer Kammer, weil ihr auch jene Dinge zugewiesen sind, die offenbar der Kreisvertretung als Provinziales zustehen sollten, troß den endlos verlängerten Landtagen, dennoch die Zeit, die Dinge ruhig zu verhandeln, die vor sie gehören. Die wichtigsten Gesetze werden daher häufig übereilt. In dieser ganzen modernen Kammerorganisation hat sich eben auch wieder das Verderbliche einer französischen Centralisation gezeigt; sie sollen ja das Volk nicht darstellen, wie es nach seiner Verschiedenheit in Ständen, Stämmen und Provinzen existirt, wie es leibt und lebt, sondern wie es nicht existirt, als Abstractum, als Volk im Allgemeinen. Die Kammercompetenz erstreckt sich daher auch als eine vollkommen centralisirte über Jeden und Jedes, bis in das Einzelnste. Die Aufgabe unserer Zeit ist es darum, diese Competenz wieder zu scheiden, und dem Allgemeinen das Allgemeine, dem Besonderen das Besondere zuzuweisen, ebenso die Nachtheile einer übertriebenen Centralisation, wie einer das Ganze zerreißenden und die Einheit lähmenden Decentralisation zu vermeiden. Die Gradationen von dem Allgemeinsten zu dem Besondersten aber richten sich nothwendig nach den lokalen Verhältnissen der einzelnen Länder und Reiche. Allgemeine Regeln lassen sich hiefür nicht aufstellen: Bayern kann kein Muster für Preußen und Preußen keines für Oesterreich seyn, Jeder muß sich selbst seinen Rock machen, wie er für ihn paßt. Zu dieser Einsicht sind wir in der schweren

Schule der jüngsten Jahre gekommen, von diesem Standpunkte aus sprechen die kaiserlichen Patente vom 1. Januar und damit hat, wenn wir nach vorübergegangener Noth nicht wieder in die alte, nur in den Tag hinein hausende, ihr Leben von heute auf morgen fristende Erschlaffung zurück verfallen, eine bessere Zukunft begonnen.

VI.

Ueber protestantische Zustände.

Vor einigen Wochen erschien bei Jackowitz in Leipzig eine Schrift unter dem Titel: „Die Rückkehr zur katholischen Kirche. Eine Aufgabe unserer Zeit und eine Stimme aus der Mitte der Protestanten" (59 S.), mit dem Motto: „Wie lange hinket ihr auf beiden Seiten?" I. Könige 18, 21.

Man beeilte sich in Sachsen, die „Stimme" zu confisciren! Leipzig ist nicht die geringste unter Deutschlands Städten, die durch ihre literarischen Schanzarbeiter seit Jahren Unberechenbares für Unterwühlung der Fundamente alles religiösen und staatlichen Lebens geleistet. Was Wunder daher, wenn die „Stimme" aus der Ferne in den Verdacht ungeheuerlicher Schuld gerieth!

Die Verwunderung steigt aber, wenn man die „Stimme" selbst hört, und trotz der strengsten Kritik eine Veranlassung preßgesetzlicher Beschlagnahme nicht zu entdecken vermag. Ihre stärksten Aeußerungen über bestehende Kirchenregiments-Zustände sind einer Schrift des königl. sächsischen Oberhofpredigers Ammon wörtlich entnommen.

Nicht ohne Grund betrachtet man daher die Confiscation

der „Stimme“ nicht weniger als ein „Zeichen der Zeit“, denn die „Stimme“ selbst!

Diese geht von der Thatsache aus, welche bereits jetzt die Aufmerksamkeit aller denkenden Beobachter anziehe, daß die Uebertritte zur katholischen Kirche sich auffallend gemehrt, seitdem in den Völkerstürmen der letzten Jahre „die trostlose Zerrissenheit der protestantischen Parteien sich in ihrer ganzen Blöße gezeigt“, und will von historischem Grunde und Boden aus den „Nachweis geben, daß die Rückkehr zum Katholicismus aus innern und äußern Gründen erfolgen mußte, und in noch ausgedehnterem Maaße erfolgen werde.“

Mit dem schmerzlichen Gefühle: „So verfuhr der gepriesene, Freiheit wollende Protestantismus!“ — sieht die „Stimme“ in dem ganzen Gebiete der protestantischen Geschichte überall ein unaufhaltsames, immer üppigeres Emporwuchern des schon an der Wiege der „Reformation“ reichlich aufgegangenen Saamens der Zwietracht — die Willkürherrschaft des neuen Kirchenregimentes, dieses „Zwittergeschlechtes geistlicher Satrapen“ (nach Ammon), um Ruhe zu schaffen, ihre selbst blutige Verfolgungswuth (z. B. im Concordien-Handel, in den kryptocalvinischen Irrungen u. s. w.) „durch die roheste Gewalt“ austoben — eine Einigung dennoch nie und nirgends erzielt werden, immer, bis in die jüngsten Zeiten, nur neue Spaltungen und neue Secten in Folge solcher Einigungsversuche entstehen — zu aller äußern Zerrissenheit und Haltlosigkeit noch die innere kommen, da „das Princip des Protestantismus dem Festhalten an dem Buchstaben der Bekenntnißschriften schnurstracks entgegen“ sei — in Lehre und Verfassung die größte Willkür einbrechen — Gleichgültigkeit, die ärgste Gleichgültigkeit um sich greifen — endlich, als „die Periode der Freigeisterei begann, diese willkommenen Einlaß in die Gemeinden der Protestanten finden, während die katholische Kirche zumeist unberührt von diesem verbrecherischen Gebahren geblieben.“

Und hören wir die „Stimme“ über das Resultat dieser

Entwicklung für unsere Tage! „Sehr mit Unrecht hat man die symbolischen Bücher einen „„papiernen Papst““ genannt. Sie haben auch nicht einen Schein von der Geltung, welche der Hochwächter des Christenthums seit Jahrtausenden in seiner göttlichen Machtvollkommenheit vereinigt. Vor dem „„papiernen Papst““ hat sich nie ein Knecht gebeugt, geschweige ein Fürst. Die symbolischen Bücher sind nur das äußere Band, welches so und so viel Tausende meist gegen ihren Willen unter dem Drucke der weltlichen Obergewalt in einem Vereine, dem es an aller innern Festigkeit gebricht, zusammenhält. An einen freiwilligen und freudigen Gehorsam unter diesem Herrn ist nie zu denken gewesen. Die protestantischen Fürsten und Herrscher, als die kirchlichen Oberbehörden, halten jene Bekenntnißschriften aufrecht, um der äußern Auflösung der Gemeinden zu begegnen; die innere dürfte hie und da längst erfolgt seyn. In den neuesten Zeiten hat die Lehr- und Glaubensfreiheit unter den protestantischen Gemeinden die höchste Stufe erreicht, und diese dadurch an den Abgrund geführt. Die akademischen Lehrer lehren anders, als die geistlichen Bekenntnißschriften; die Prediger predigen nicht selten anders, als ihnen befohlen ist und sie beschworen haben. In einer und derselben Stadt, von vielleicht kaum zwei bis dreitausend Einwohnern, findet man auf der Kanzel zwei bis drei verschiedene theologische Systeme vertreten. Kurz, Wirrwarr ohne Ende und ohne Gleichen! Und die Folgen davon? Nun, die Prediger oder die Geistlichen verrichten ihr Amt mit Seufzen, da sie nicht wissen, wem sie angehören; die Heerden, die Gemeinden sind ohne Hirten und gehen in der Irre. Die größte Gleichgültigkeit gegen alles kirchliche und religiöse Leben mußte Platz greifen, um endlich in praktischen Unglauben überzugehen.“

Dagegen erhebt sich vor der klagenden „Stimme“ die katholische Kirche in tiefempfundener Herrlichkeit — unabänderlich sich gleich in ihren Grundsätzen seit fast zweitausend Jahren — unberührt in ihrer Machtfülle von allen Stürmen

der Zeit, an menschlichen Einrichtungen aber von dem Geiste Gottes in ihr jedesmal mit dem begabt, was der Noth und den Zuständen der Zeit gut war — in kräftiger, friedlicher Einheit Segen verbreitend auf der ganzen Erde — eine treue Mutter, von ihrem Kinde im Süden geboren wieder zu finden im entferntesten Norden, von dem Sohne des Nordens nicht vermißt im Süden — in ihren heiligen Gebräuchen, Gesängen und Gebeten keinen Unterschied der Zungen und Sprache kennend, in ihren Tempeln einen ewigen Pfingsttag feiernd — zu allen Zeiten von hervorragenden Persönlichkeiten wieder aufgesucht, während die weiter nicht acclimatisirbare Pflanze des kalten, zerrissenen Deutschlands „seit dreihundert Jahren so gut wie keine Eroberungen gemacht" — gegenwärtig ebenso blühend, wie in den Zeiten ihres höchsten weltlichen Glanzes, ja, weil jetzt allein auf ihre geistige und sittliche Allgewalt gestützt, noch mehr — von der Geschichte, so leicht es auch der beliebten historischen Ehrabschneiderei werde, vor dem protestantischen Volke zu verdecken und zu verkehren, was sie für die Völker und ihre Freiheit gethan, laut beglaubigt, daß „Alles das, was man heute oft in so schönen Worten von den Segnungen des Christenthums spreche und predige, um es den Menschen anzupreisen, ausschließlich der katholischen Kirche zukomme."

Die absolute Unfähigkeit des Protestantismus, die göttliche Grundidee des Christenthums, Herstellung eines Gottesreiches auf Erden, zu verwirklichen, je einmal zur Einheit und folglich zur wahren Freiheit (im Gegensatze zu der traurigen Sklaverei unter der geschilderten Ungebundenheit, Zerrissenheit, dem bloß menschlichen „Ermessen") zu gelangen, die Unmöglichkeit einer neuen Reformation der protestantischen Gemeinden liegt der „Stimme" auf platter Hand.

Hinwiederum predigt ihr die Weltgeschichte, daß die katholische Kirche die Aufgabe des Christenthums erkannt und zu lösen gewußt, die Wunder, welche die in ihr strahlende Glaubensfreudigkeit seit fast zweitausend Jahren tausendfach

gethan — jenes „freudige, demüthige und doch stolze Leben im Glauben", von dem in der protestantischen Kirche keine Spur zu finden, jene göttliche Einfalt und Kindlichkeit des Glaubens, die in der protestantischen Welt „der kalten Selbstsucht, der überklugen Selbstweisheit, der Selbstvergötterung, der Herzlosigkeit gewichen sei."

Dazu nimmt sie, daß es unter den Protestanten weder Kirchenzucht noch Beichte, also auch keine eigentliche Seelsorge gebe, aus der Stellung der katholischen Priester zu verständigen suchend, was „Seelsorge" heiße, und nachdem sie die Wirkungen des so geschilderten Kirchenthums auf die Massen des Volkes angedeutet, nennt sie ohne Bedenken als das einzige Mittel, welches „ihr geeignet scheine, die schwere Krankheit unserer Zeit gründlich zu heilen, und die Gesellschaft vor einem vollständigen Zerfall zu sichern" — die Rückkehr zur katholischen Kirche. Es gebe gegenwärtig ohnehin nur mehr zwei Lager: „das der Christen und das der Nichtchristen", und sei die entscheidende Zeit vorhanden; daher: „Möge sie bald beginnen, die große Wanderung der Völker zu dem Heiligthume des Herrn; die Stunde ist da, und die Glocken der Zeit rufen bereits mit deutlicher Stimme!"

Man kann nicht ohne freudiges Gefühl den frischen Glaubensmuth der „Stimme" und ihr tiefes Verständniß katholischen Wesens verfolgen! Man hört in jedem Worte eine redliche, lautere Seele reden, und möchte sich scheuen, ihr nur mit einem Winke in die ernst und ruhig fließende Rede zu fallen! Und doch muß es der verdienten Würdigung eines unberührt gebliebenen Hauptpunktes wegen geschehen!

Das mißgeborne protestantische Kirchenregiment war offenbar der erste und größte Stein des Anstosses für die „Stimme." Sie sieht: die „lutherische Kirche" sei nie etwas Anderes gewesen, als „eine dienende Magd der weltlichen Gewalt"; die protestantische Genossenschaft habe als „Kirche" nie existirt, ja nicht einmal existiren wollen; die von den

Protestanten in einigen Ländern noch zur Schau getragene „Einheit“ sei „nur eine scheinbare“, von der Staatsgewalt gehandhabte, die „protestantische Kirche (um diesen Ausdruck „der Kürze halber“ zu gebrauchen) als solche längst dem Untergange verfallen, weil „ihr das wesentlichste Element alles Bestehens: eine Verfassung, ein regierendes und **leitendes** Princip fehlte.“

Der Unwille über jene kläglich mißlungene Schöpfung der „Reformation“ beirrt sogar in der Auffassung der Geschichte der Kirchentrennung selbst; denn die „Stimme“ kommt über die Vorstellung nicht hinaus, „der Abfall von der Kirche“ sei „lediglich dem Wirken der weltlichen Politik“, ihrer Lüsternheit nach den Gütern der Kirche, nach dem jus circa sacra und andern handgreiflichen Vortheilen zuzuschreiben. Luther insbesondere habe eine Trennung von der Kirche nicht gewollt, die „Reformation“ überhaupt auf eine Antastung des „Glaubensinhaltes“ der Kirche es Anfangs gar nicht abgesehen; die Augsburgische Confession und die übrigen „symbolischen Bücher“ seien, was die Glaubenslehre anlange, wesentlich nur in wenigen Stücken, in „wenig willkürlich gemachten Abänderungen, über welche wohl eine Versöhnung herbeigeführt worden seyn würde“, von der katholischen Lehre abgewichen; der Hauptanstand habe immer in der „Lehre über die **Kirchenverfassung** und das **Kirchenregiment**“ gelegen, also im Interesse der „Fürsten und Geistlichen“, nicht des „Volkes.“ „Das Volk blieb der ganzen Angelegenheit meist fremd, die Diplomaten und Theologen führten später den Federkrieg, so wie den blutigen Schwertkrieg, je nachdem es ihr Interesse mit sich brachte.“

So viel Wahres nun im ersten und letzten Satze liegen mag, so muß doch die Weise auffallen, wie im Uebrigen die ungeheure, jede Annäherung zwei Jahrhunderte hindurch zur Unmöglichkeit machende Kluft ignorirt wird, welche die **Rechtfertigungslehre** Luther's mit ihren Consequenzen zwischen der alten Kirche und den Neuerern geschaffen. **Diese**

nagelneue Doctrin war der Artikel, mit welchem nach dem hundertfältig wiedergegebenen Ausspruche Luther's und dem Dogma der „symbolischen Bücher" das „Evangelium" stehen und fallen mußte, nicht die „Lehre vom Kirchenregimente", noch selbst das oben beregte alle von Menschen getragene Lehr-Autorität, das eigene „Ich" abgerechnet, ausschließende (geschichtlich secundäre) „Princip des Protestantismus." Und jener Hauptterweis, daß von den Zeiten der Apostel bis auf Luther das „Evangelium" vergessen unter der Bank gesteckt, erscheint jetzt selbst der redlichen „Stimme" nicht einmal mehr erwähnenswerth, die reale Existenz dieser breitesten Basis giftiger reformatorischer Schmähungen gegen die alte Kirche in den „symbolischen Büchern" bloß mit Stillschweigen übergangen zu werden würdig!

Allerdings hat die große Mehrheit selbst der gläubigen Protestanten jenen viele Generationen hindurch auf Tod und Leben vertheidigten „Hauptartikel" endlich wie ein nichtswerthes verbrauchtes Waffenstück abgeworfen! Wenn aber die „Stimme" bemerkt: da die „symbolischen Bücher" die „Grundlehren" der katholischen Kirche angenommen, in der Hauptsache also Einigkeit herrsche, so gebe der übertretende Protestant im Grunde gar nichts auf, als Unsicherheit, Zweifel, Menschenwerk, Unfrieden und Zerrissenheit nach Innen und Außen; es sei auch nicht so fast dieses „Aufgeben", was „Viele beunruhige", als vielmehr der „Umstand, daß sie in der wahren Kirche Manches annehmen sollten" — so fragt sich, ob diese Beunruhigung nicht gerade darin ihren Grund hat, daß der weggeworfene alte „Hauptartikel" denn doch durch eine katholische Anschauung nicht ersetzt ist?

VII.

Literatur.

Kolping's katholischer Volkskalender für das Jahr des alten und neuen Heiles 1852. Köln und Neuß (Schwan'scher Verlag).

Der Ausspruch göttlicher Weisheit: Die Kinder der Finsterniß sind klüger, als die Kinder des Lichtes! hat durch die neueste Geschichte einen Commentar voll durchschneidender Gründlichkeit und selbstredender Klarheit erhalten. Man ist endlich den Trägern der Umsturzlehren fleißig auf ihren Verkehrswegen nachgegangen, und siehe da! zum grundschlechten Ziele fand man die Pfade unübertrefflich gut gewählt. Einen der breitesten papiernen Wege in die Herzen des arglosen Volkes mußte auch — der Kalender abgeben.

Erst nachdem unwiederbringlicher Schade gewitzigt hatte, erhob sich ein emsiges Drängen und Treiben, die verrathenen Straßen mit anderer Waare zu befahren. Der genannte „Kalendermann" ist auch dabei. Er führt ein wohlassortirtes Lager, hat den Stoff aus dem Volksleben genommen, und ihn für das Volk verarbeitet, nicht nach neuen oder fremdländischen Moden, sondern nach dem guten alten und doch ewig neuen Schnitte, nicht fein und gezìert, aber passend für den Mann und dauerhaft zum Hausgebrauche. Er läßt

glückliche Fahrt erwarten in die Werkstätten der Gesellen, in denen die Verderber zu schalten angefangen, wie einst die Fürsten und Herren in den Offenhäusern ihrer ritterlichen Mannen, in die häuslichen Zirkel des noch zwischen den Parteien streitigen bürgerlichen Mittelstandes und in die Kunkelstuben des Landvolks.

Wenn es wahr ist: eine bessere Familie, ein besserer Staat! so treibt der Kalendermann viel hohe Politik — von oberherrlicher Selbstverlorenheit, systematischer Opposition der debattirenden zweiten Gewalt und keimender Anarchie im parlamentarisch regierten Hauswesen. Diplomatische Winkelzüge aber kennt er nicht.

Nur zuweilen bleibt das Fabula docet dem Leser selbst zu entziffern. So in der Geschichte: wie der Daniel auf seinen Schultern, freilich nicht als guter Hirt, einen fetten Hammel aus dem Pferch entführt, aber, Gottes Wunder! die ganze Heerde hinter ihm drein trabt, die ersten Schafsköpfe ihm schon auf die Fersen treten, die folgenden vorbeischleichen und sich vor ihm zusammenschieben, und der Haufe immer größer, der Knäuel immer dichter wird, so daß Daniel in der Schafsgrube keinen Fuß vor den andern zu setzen vermag, und was er auch stößt und tritt, das dumme Wollenvieh nicht vom Flecke weicht. Dem entsetzten Hammelträger schwindelt vor Hexerei und Teufelsbann, und er dankt's allen Altvätern, daß der Hirte kommt, um ihn aus dem Zauber des Bösen unter den Bann der Gerechtigkeit zu versetzen. Vor öffentlichem Gerichte von dem Diebe verdächtigt, daß er mit dem leibhaftigen Teufel umgehe, macht sich der kluge Schäfer doch gar nichts daraus; hält man mich, denkt er, einmal für einen Teufelsbanner, so bleibt mein Pferch wohl ungeschoren. Desto mehr macht sich der alte Richter daraus; wie Andere mit einem Fuß im Unglauben, mit dem andern im Aberglauben steckend, während der Kopf von Aufklärung träumt, hätte er für's Leben gern hexen und zaubern gelernt. Darum läßt sich der Meister in Rechten gastliche

Herablassung und den köstlichsten Wein nicht reuen, um das geheimnißvollthuende Bäuerlein zum Schwatzen zu bringen, und als das Geheimniß vor der Weinhitze platzt, heißt es: „Doch, Herr Richter! Ihr müßt mich nicht verrathen; der Daniel, der Esel, hatte den Leithammel aufgepackt!“

Um aber der Geschichte noch einen tiefern Sinn anzudichten, forschen nicht noch heute gerade die „aufgeklärte“ Bureaukratie wie die „richtige Mitte“ nach dem Zauber, der sie im demokratischen Lager verstrickt, das sie um Lebensmittel beschritten? Daß sie mit den leitenden religiösen Grundsätzen die politischen Consequenzen auch aufgepackt, sehen sie nicht! Und scheinen andererseits die Herren der Lage besser zu wissen, wo der Zauber sitzt?

VIII.

Napoleon I. und Napoleon II.

München, den 13. Januar 1852.

Als über der blutigen Revolution der kriegerische Stern des ersten Napoleon siegreichen Glanzes aufging und höher und höher sich erhob, bis am 18. Brumaire des Jahres VIII (9. November 1793) seine Trommeln zu Saint Cloud im Rathe der Fünfhundert die Stimmen der alten jakobinischen Volksredner erstickten, und unter dem Ruf: „Grenadiers, en avant!“ die Bajonette seiner Grenadiere die Gesetzgeber, die noch eben gerufen: „à bas le dictateur! à bas le tyran! La constitution ou la mort!“ in eiliger Flucht, mit Zurücklassung ihrer „Togen“, zu den Fenstern hinausspringen machten: da

glaubten Viele durch die Begründung der neuen Militär-Dictatur sei die Revolution zu ihrem Abschlusse gekommen. Sie erwarteten von dem glücklichen Corsen eine neue Befestigung des „Autoritäts-Prinzipes“; sie hofften, er werde im allmähligen Voranschreiten zuerst die politische und dann die sittliche, und zuletzt auch die religiöse Ordnung auf's neue begründen, und so Frankreich und der Welt den verlorenen Frieden zurückgeben.

Die Wohlthaten monarchischer Ordnung unter seinem starken Arme genießend, meinten sie, werde Frankreich als der blutigen Kämpfe und der jakobinischen Wirren müde, in seine alten, ohnehin nur gewaltsam unterdrückten, monarchischen Gewohnheiten und Sitten sich wieder eingewöhnen, und so werde das militärische Regiment als Vorbereitung und natürlicher Uebergang zur legitimen Monarchie der alten, erbberechtigten Könige dienen, oder auch die neue Dynastie vollkommen die Stelle der alten vertreten. Man sieht, es sind dieselben Hoffnungen, welche sich heute an den Erwählten des zweiten Dezembers und seine Militär-Dictatur knüpfen, und wenn sie auch nicht von Napoleon II. erwarten, er werde das legitime Königthum und den erbberechtigten Herrn zurückführen — was Vielen auch als Nebensache ganz überflüssig scheint — so hoffen sie doch, die Revolution habe in dem Manne, dessen energische Gewaltthat sieben Millionen Stimmen sanctionirt, ihren Besieger, das Autoritäts-Prinzip seinen Retter und die Rothen ihren Vernichter gefunden.

Seltsames Verhängniß, daß heute Frankreich und Europa mit ihren Erwartungen und Hoffnungen von der endlichen Begründung des „Autoritäts-Prinzipes“ wieder auf demselben Punkte stehen, wo sie schon beim Beginne dieses Jahrhunderts standen! Ein unwiderleglicher Beweis, daß die Erwartungen das erstemal wenigstens getäuscht wurden, und eine Mahnung an uns, das zweitemal wohl auf unserer Hut zu seyn.

Es ist wahr, die Glocken von Notredame, die bis-

her nur zum Sturme geläutet, durften unter dem ersten Consul, nach dem Abschlusse des Concordates, wieder das Volk zur Feier des Gottesdienstes berufen; — die Emigranten wurden mit den „regicides" bei der Administration angestellt und diese Administration auf den höchsten Gipfel bureaukratischer Centralisation gebracht, so daß Alles äußerlich in der strengsten Ordnung ging. Ließ er auch zur Freude der Republikaner vor den Tuilerien die Büste des Junius Brutus feierlich installiren, so stellte er zugleich auch die blutige Festfeier des 21. Januars, das Jahresgedächtniß der Hinrichtung des Königs, ab.

Auch Ludwig XVIII. schmeichelte sich im Exil mit jener schönen Hoffnung, Napoleon werde es als das Ziel seines Ehrgeizes ansehen, nachdem er mit seinem Heldenschwert die rothen Höllengeister der Revolution niedergeschmettert und wieder gefesselt, mit hochherziger Selbstverläugnung, statt des Rechtes des Stärkeren, die Stärke des Rechtes auf den Thron zu setzen und den rechtmäßigen König zurückzuführen, sich selbst mit der zweiten Stelle und dem Ruhme begnügend, Frankreich den Frieden mit der hergestellten Autorität zurückgegeben zu haben.

Schon bei Gelegenheit des Congresses von Rastatt (1798) machte er daher Anträge in diesem Sinne, die der Mann des Schwertes aber sehr übel aufnahm. Ludwig ließ sich indessen nicht abschrecken; nach dem 18. Brumaire machte er (1801) abermals einen Versuch auf das Herz des ersten Consuls und bediente sich dabei der Vermittlung des dritten Consuls Lebrun. „Seit lange," so schrieb der verbannte König in seinem zweiten Briefe an das sieggekrönte Haupt der Republik, „müßen Sie, General! wissen, daß Ihnen meine Hochachtung gehört. Wären Sie über meine Erkenntlichkeit im Zweifel, so bezeichnen Sie mir nur die Stelle, die Sie einzunehmen wünschen, bestimmen Sie das Loos Ihrer Gefährten. Meine Grundsätze anlangend, so bin ich von Charakter sanftmüthig und werde es noch mehr aus Ueberlegung seyn. Nein, der

Sieger von Lodi, von Castiglione, von Arcole, der Eroberer Italiens und Aegyptens kann dem wahren Ruhme einen eitlen Schimmer nicht vorziehen. Indessen aber verlieren Sie eine kostbare Zeit; wir könnten den Ruhm Frankreichs befestigen; ich sage wir, denn ich bedarf dazu Bonaparte's, und er könnte es nicht ohne mich. General! Europa hat seine Augen auf Sie gerichtet, der Ruhm erwartet Sie, und ich brenne vor Ungeduld, meinem Volke den Frieden zurückzugeben."

So der König. Die Ohren Napoleon's inzwischen waren taub für einen Ehrgeiz, einen Ruhm dieser Art. Auf den Tuilerien, die der erste Consul wieder bezogen hatte, stand ja die Inschrift: „Le 10. août 1792 la royauté en France est abolie; — elle ne se relèvera jamais!" Der Josephine dagegen und seiner Schwägerin leuchteten die Anerbietungen besser ein, sie boten ihnen ja die Aussicht auf eine mehr sichere, ehrenvollere Zukunft, und machten den Wechselfällen eines abenteuerlichen Lebens, das plötzlich den Launen des Zufalls unterliegen konnte, ein legitimes Ende durch die Verbindung von Recht und Gewalt. Sie lagen daher Napoleon an, auf die Verhandlungen einzugehen. Er aber verwies die politisirenden Damen auf ihr Strickzeug. Umgekehrt wollte er König Ludwig XVIII. seiner Seits zur Abtretung seines Rechtes bewegen und machte ihm in dieser Absicht Anerbietungen. Allein, hatte sich Ludwig in Napoleon getäuscht, so verrechnete sich auch Napoleon in Ludwig XVIII. gänzlich, der jeden Gedanken an ein Aufgeben der Krone weit hinweg warf. Bonaparte sah sich also wieder auf sich zurückgewiesen. Die Krone der Lilien lag zu seinen Füßen, goldglänzend im Kothe; der „homme du destin" meinte das Autoritäts-Prinzip auch ohne das legitime Recht herstellen zu können, und so hob er sie für sich auf, und setzte sie sich am 2. Dezember 1804 in Notre Dame selbst auf das Haupt, und schmückte dann die Stirne der Kaiserin Josephine, die vor ihm kniete, mit dem Diadem. Seinen Bruder Ludwig er-

nannte er zum Groß-Connetable, seinen Schwager Murat zum Marschall von Frankreich und belohnte mit der gleichen Würde seine alten Waffenbrüder: Kellermann, Augereau, Lannes, Berthier, Massena, Moncey, Mortier, Ney, Davoust, Jourdan, Soult und Bernadotte. Das Blut aber des erschossenen Herzogs von Enghien, das am 20. März darauf in dem Kerker zu Vincennes, trotz der Bitten der Josephine, floß, gab dieser Krönung die revolutionäre Weihe. Der Kaiser, indem er den letzten Sprößling des großen Condé's in den Gräben des Schlosses füsiliren ließ, hatte mit den Bourbonen für immer gebrochen. Das Schwert gab ihm sein Recht und mit dem Schwerte meinte er es zu schirmen.

Diese blutige That des neuen Kaisers war freilich ein wenig beruhigendes Vorzeichen für die Begründung des Autoritäts-Prinzipes, allein seine Anhänger ließen sich in ihren Hoffnungen nicht irre machen; sie vertrösteten sich, der Kaiser werde auf der conservativen Bahn, die er als Consul betreten, fortschreiten.

Die Organisation des Reiches schritt auch in der That, äußerlich von wunderbaren Erfolgen gekrönt, vorwärts. Die Gesetzgebung, minder erfindend, als zusammenordnend, entfaltete ihre volle Thätigkeit: dem unter dem Consulate schon veröffentlichten code über Personenrecht, Familie und Eigenthum folgten der code de commerce; der code de procedure civile; der code d'instruction criminelle und der code pénal. Die Administration mit ihren Garantien und vielfachen Controllen, spannte das Netz der regelrechtesten Centralisation über das ganze Reich; alle seine Fäden liefen in der strengsten Uniformität in der Hand des höchsten Herrschers zusammen, der sie anzog und nachließ nach Wohlgefallen. Ein Gedanke seines Hauptes flog als oberherrlicher Befehl mit Blitzesschnelle von dem Souverain zu den Präfekten, von den Präfekten zu den Unterpräfekten, von den Unterpräfekten hinab zu den untersten und letzten Agenten und Repräsentanten der kaiserlichen Allgewalt. Alles vom Throne bis zur Hütte bewegte

sich oder stand mit militärischer Regelmäßigkeit und Disciplin stille, nach dem Winken seines Auges. Und während seine Unteroffiziere die Recruten seiner Conscription einexerzirten, waren es die Professoren seiner Universität, die die Geister in den Doctrinen des Kaiserthums unterwiesen und für seinen Dienst abrichteten. Auch die Kirche erhob sich wieder. Er gab dem Volke seine Priester, seine Tempel, seine Altäre, dem Cultus seinen Pomp und seinen Glanz zurück. An die Stelle des alten historischen Adels des gefallenen Königthums trat ein neuer glänzender kaiserlicher Adel der Tapferkeit und des Verdienstes, und ein neuer Hofstaat entfaltete im Widerscheine des neuerrichteten Thrones, Ehrfurcht gebietend, seinen blendenden Glanz.

So thronte der neue Charlemagne, der Gewaltige, auf dem Gipfel seiner Macht: um ihn her standen mit gezückten Schwertern seine zwölf Pairs, seine Marschälle, und seine Befehle erwartend seine Ministerialen, die hohen Functionäre des Reichs; und von seinem *conseil d'état* gingen seine missi dominici aus, die seine Befehle in alle Welt trugen; und die Richter sprachen in seinem Namen Recht, und die Professoren docirten in seinem Geiste, und die Kriegsheere harrten seines Winkes, um sich auf jeden Feind zu stürzen; und die Bischöfe sangen in goldgestickten Gewändern: domine salvum fac imperatorem nostrum Napoleonem; und ringsum bedeckte sich das Reich mit Straßen, Brücken, Häfen, Kanälen, Arsenalen, Spitälern, Kasernen und Palästen; und vor Allem strahlte im reichsten Glanze die Mitte dieser Herrlichkeit, die Kaiserstadt selbst, die ihre Stirne von dem Schmutz und Blut der Revolution gewaschen und mit Rosen geziert ihrem Herrn und Verherrlicher Siegeslieder sang. Da schien wohl die Autorität in dem französischen Reiche fest begründet, wie nie vorher: der wirren Anarchie war ja die strengste Ordnung, der wilden Ausgelassenheit der unbedingteste Gehorsam gefolgt; Ein Wille, Ein Gedanke beherrschte das Ganze mit unsichtbarer Zauberkraft; nirgend ein Widerstand, nirgend ein Wi-

derspruch! Welcher Herrscher hatte willigere Diener? welcher Thron stand fester? wo ruhte die Ordnung, die Autorität auf so unerschütterlichen Säulen? — Der Thurm berührte mit seinen Zinnen die Wolken des Himmels, was bedurfte es des legitimen Rechtes? Das Schwert hatte ihn gebaut, das Schwert schützte ihn. Die Hofpropheten und Astronomen weissagten der neuen Dynastie des siegreichen Schwertes eine tausendjährige Dauer!

Und dennoch war Alles nur Blendwerk und Schein, eine trügerische Decke, die kurzsichtigen Augen die sittliche Fäulniß, den Moder und den Tod verbarg!

Die Gesetzbücher, wie practisch sie in den niederen Beziehungen des Lebens seyn mochten, sie athmeten den Geist des groben materiellen Atheismus, der von keiner Veredlung und Heiligung des irdischen Lebens durch das Göttliche, das Ewige, die Religion etwas weiß, der, der Revolution entsprungen, sich so wohl mit einem unsittlichen, nur dem greifbaren Nutzen nachstrebenden Despotismus verträgt.

Die so wohlgeregelte Administration, dieß vereinte Werk des Despotismus der Könige, der Revolution und des Kaiserreiches, — was war sie Anderes, als eine jede Freiheit, jede Selbstständigkeit tödtende Centralisation, einzig darauf berechnet, alle Kräfte jeden Augenblick zur unbedingten Verfügung eines Einzigen zu stellen und ihm vor Allem Geld und Soldaten zu liefern — „eine Staatseinheit, die die Kraft der Nation brach, die aus einem lebendigen Volkskörper einen starren, mechanischen, polizeilichen, fast chinesischen Administrativstaat herausquetschte — wohl eine Einheit, aber die Einheit einer Schwadron, einer Schreibstube, eine mechanische Einheit, keine organische.“ *)

---

*) Allgemeine Zeitung, Beilage zu Num. 351, 17. Dec. 1851, Kritik der Broschüre Ludwig Napoleon's, die er drei Tage vor dem Staatsstreich vertheilen ließ, und worin er rühmt, in welcher Weise der

Auch die Wissenschaften blühten in der Sonne seiner Gnade wieder auf: die Universität mit ihrem Unterrichts-Monopol für ganz Frankreich war ja auch die Schöpfung seines Alles centralisirenden und militärisch disciplinirenden Geistes. Als bürgerliches Geniecorps dressirte sie die Geister und zog ihnen die kaiserliche Uniform an; die Seminarien hatten die Aufgabe, den kaiserlichen Fanatismus zu lehren. Tacitus, der herbe, trotzige, unbeugsame, unbestechliche Schilderer der Verderbniß der alten Kaiserzeit, wurde als gefährlicher Demagog castrirt, um der Proscriptionsliste zu entgehen; die Wissenschaften, aber nur die von greifbarem Nutzen, hatten sich der kaiserlichen Gunst zu erfreuen; mit der Ideologie wurde alle Philosophie und jeder ideale, edlere Aufschwung des Gedankens in die Acht erklärt; der Poesie war es gnädig gestattet, die Hoffeste zu verherrlichen; von Corneille sagte der Kaiser: „Hätte er zu meiner Zeit gelebt, ich hätte einen Prinzen aus ihm gemacht!“ Die Presse wurde durch einen sehr einfachen Mechanism im Zaume gehalten: Buchhändlern, die Schriften einer mißliebigen Tendenz herausgaben, wurde die Concession entzogen. Der Buchhändler Palm büßte mit dem Tode!

Dem Cultus wurde sein Glanz zurückgegeben, der Glaube wieder hergestellt! Bei großen Ceremonien ging man in Gala-Uniform in die Kirche, wie zur Parade und in die Oper. Ja, er suchte selbst seine alten Generäle dazu zu bekehren. Allein die Corruption, die herrschenden Vorurtheile, die Laster blieben, und der Unglaube wucherte um so üppiger, weil Alle sahen, daß er ihn nur zu seinem Vortheil zerstören wolle, er, der den Glauben durch seine Ungerechtigkeiten verläugnete. Die Religion sollte ja nur als Staatsdienerin dem Gewissen des Volkes unbedingten Gehorsam, nicht gegen Gott, sondern gegen seinen Stellvertreter, den Kaiser einflößen, daß je-

---

Oheim, nachdem die Könige und die Revolution ihm in der Staatseinheit Frankreichs vorgearbeitet, dem Werke durch seine Organisation die Krone aufgesetzt habe.

der als willenloses Werkzeug seinem allerhöchsten Willen Gut und Blut hinopfere. Die Priesterschaft sollte als geistige Gensdarmerie dienen. Der Kultusminister hielt sie in Zucht und commandirte sie nach seinem Befehl; die Kirche war ein Departement des Staates, wie jedes andere. Die Bischöfe hatten das Tedeum für die Gewaltthaten seiner Raubpolitik zu singen, durch die er frevelnd die Gerichte Gottes herausrief. Als er dem Papst die Legationen entriß, sagte das Reunions-Decret, er habe einen Theil der Schenkung zurückgenommen, die „Charlemagne, Kaiser der Franzosen, König von Italien, sein glorreicher Vorgänger,“ dem heiligen Stuhle gemacht; aber mit diesem ersten Raub nicht zufrieden, verwandelte er durch ein anderes „Decret“ den Kirchenstaat in zwei Departements, das des Trasimen's und das von Rom. Und während der Protector der Kirche, der Wiederhersteller des Glaubens, die Bischöfe seines Reiches zum Conzil versammelte, schmachtete das Oberhaupt der Kirche in dem Kerker von Fontainebleau. Die Bannbulle, welche es, gegen seine despotischen Zumuthungen protestirend, wider den gewaltigen Dränger erließ, schien ihm kein Hinderniß, in der Begründung des „Autoritäts-Princips“ und der Organisation des Reiches voranzuschreiten. Er ernannte Bischöfe wie Präfekten, ohne sich um den Papst zu kümmern. So war es um die Kirche bestellt.

Sie diente der Polizei und wurde von der Polizei wieder überwacht. Mit der religiösen Freiheit war es also wie mit den bürgerlichen Freiheiten: der Freiheit der Person, der Freiheit der Familie, der Gemeinde, der Provinz und jeder Corporation, welchen Namen sie immer haben mochte; Alles ging in der Centralisation auf, und diese ruhte noch immer auf dem alten atheistischen Revolutions-Princip: „la loi est athée.“ Die Ehe entbehrte gleich dem Sonntage der Heiligung; die väterliche Gewalt fand keinen genügenden Schutz in dem Gesetze; das Band der Familie war lose und locker.

Wohl hatte er aus dem Geschlecht, das im Schatten der

Klub's und zu den Füßen der Guillotine aufgewachsen war, einen neuen Adel gebildet, und einen neuen Cultus der Ehre wieder erweckt. Allein indem er Titel, Decorationen, Würden, Reichthümer in dem Maaße spendete, als sich die Begünstigten für seine Zwecke aufopferten, machte er die Eigensucht zur Triebfeder seiner Ehre, jene schmutzige Habgier, die sich ohne Selbstachtung dem Despotismus zum willenlosen Werkzeug hingiebt, um eine brillante Carriere zu machen, die dem Throne sich nahend kein höheres Ziel kennt, als um jeden Preis, auch um den der Ehre, die Gunst des Machthabers zu gewinnen, und immer größeren und glänzenderen Reichthum von ihm zu erlangen. Es war eine Ehre ohne Gewissen, daher ohne sittliche Kraft; ohne Zartsinn, daher ohne Selbstgefühl; ohne unabhängige Grundsätze, daher ohne Tugend. So wurden die ergrauten Jacobiner der Schreckenszeit, die zwanzig Jahre hindurch den alten, mit Frankreichs Geschichte verwachsenen Adel verfolgt, geplündert oder auf das Blutgerüst geschleppt, die allen Constitutionen und allen Regierungen bald als Henkersknechte, bald als Lohnlakaien, oder als Offiziere und Präfecten gedient, sie wurden nun selbst Herzoge, Grafen, Barone des Kaiserreiches und mit dem Raube aus den eroberten und unterjochten Ländern dotirt. Es waren Parvenüs, die ihr Glück gemacht, aber kein Adel; denn es fehlte ihnen der Adel der Gesinnung, jener Geist edler, sich selbst achtender Unabhängigkeit, der die von den Vätern ererbte Standesehre nicht der Gunst des Augenblick's verdankt, und sie mit aufopferndem Sinne gegen herabwürdigende Zumuthungen zu wahren bereit ist. Der Geist der wahren Ehre, statt durch die napoleonischen Adelstitel gehoben zu werden, erstarb vielmehr in dem feilen Knechtssinne, der sie als Belohnung erhielt.

So bezog sich Alles in diesem Reiche nur auf den Einen; Alles diente nur ihm, eine große Maschine, die er mit dem Drucke des Fingers in Bewegung setzte. Wozu aber verwendete er diese centralisirte Kraft? Etwa um die Früchte

des Friedens und der Ordnung zu schützen und reten zu lassen? O nein! — um mit Feuer und Schwert die Ordnung von einem Ende Europa's bis zum andern über den Haufen zu werfen und jedes alte Recht zu vernichten. Ein wahrer Sohn und Erbe der Revolution war seine Begründung der Autorität auch nichts, als die centralisirte Revolution. Was ihr Geist, der Geist eigensüchtigen Ehrgeizes geschaffen, das wurde auch zu ihrem Dienst verwendet. So wurde Frankreich unter ihm in ein Arsenal und sein Volk in eine Pflanzschule von Soldaten verwandelt, und auf den großen Heerstraßen, die er mit seinen Brandschatzungen gebaut, und auf den Brücken, die er geschlagen, zogen alljährlich die kriegende Revolution und ihre Heere mit fliegenden Fahnen aus, und triumphirend kehrten sie mit ihrem Raube heim!

Die Fürsten hatten gehofft, er werde die Autorität neu begründen und monarchische Sitten und Gewohnheiten zurückführen, und bald war kein legitimer Thron in Europa mehr, den er nicht umgestürzt oder erschüttert hätte. Es bedurfte ja nur eines seiner Dekrete, und eine Dynastie hatte aufgehört zu regieren, ein Volk war in ein Departement seines Reiches verwandelt, unter dem Joche seiner Beamten und seiner Gesetze, fort und fort ausgesogen durch seine Erpressungen, und geschleppt auf die Schlachtfelder seines Ehrgeizes.

„In seinen Beziehungen zu den andern Nationen" — so schildert ihn ein Zeitgenosse, ein Franzose — „erkannte er nichts, als das Recht der Gewalt, keinen Schiedsrichter, als den Ausgang der Schlachten. Die Ehrlichkeit hielt er in großen Staatssachen für ein Hinderniß, Aufrichtigkeit für eine Unklugheit, Edelmuth für eine Thorheit; trügend durch seine Versprechungen, verrathend durch seine Verträge, Fesseln schmiedend durch seine Bündnisse; von einem Ehrgeiz unerbittlich, wie das Schicksal, unersättlich, wie der Neid; das Unglück hassend, weil es das Erbarmen anruft, und er ohne Erbarmen war; selten verzeihend, immer nur aus Stolz, nie-

mals aus Menschlichkeit — mit einem Worte, ohne eine jener moralischen Tugenden, die bewirken, daß wir das auch bewundern, was uns in starres Erstaunen setzt, vielmehr sich haltend für den Herrn der öffentlichen Meinung auch über sein Jahrhundert hinaus, und seinem Ruhme die Sorge anheimgebend, seine Verbrechen durch den blendenden Glanz seines Namens in Vergessenheit zu bringen" *).

Die ihn beim Beginne seiner glänzenden Laufbahn mit ihren Hoffnungen als den Retter von der Revolution begrüßt, sie hofften von Jahr zu Jahr, daß sein Reich endlich seine festen, natürlichen Gränzen werde gefunden haben, und die Segnungen des Friedens beginnen: allein je weiter die Verheerung sich ausbreitete, um so weiter wichen die Ufer zurück. Dem alten Schooß der Unordnung und der Anarchie, der die neue Ordnung geboren, entstiegen immer neue Schaaren wie Lavaströme zum Verderben der Fürsten und Völker. „Nichts widersteht ihrer furchtbaren Macht, der Blitz ist nicht schneller, nicht zerstörender seine Wirkung. Die Straßen aller Hauptstädte sind offen, überall wanken die Throne, die Fürsten gehen in die Verbannung. Und wie die Armeen vordringen, bleibt nichts von dem, was vorher bestanden, Alles wird anders, so die Verhältnisse von Volk zu Volk, so die Institutionen, so die Sitten. Er gebietet den Nationen, sich andere Interessen, andere Meinungen, andere Sitten anzueignen, wenn man Sitten den Umsturz aller Grundsätze, die sie bisher beherrscht, nennen kann. Man schmeichelt sich einen Augenblick, so schreckliche Verheerungen würden ein Ziel finden, allein Bonaparte erscheint, und die Hoffnung einer besseren Zukunft entschwindet!" **)

Schon hatte sein Reich im Norden Dänemark, im Süden Sicilien, im Osten den Rhein und eine Linie, die sich

---

*) S. Lettre de M. Bergasse à l'empereur Alexandre in der Revue Européenne. Tom. VI, P. 19.

**) Lettre de M. Bergasse. l. c. P. 517.

von der Donau bis zur Türkei erstreckte, zur Gränze; das Königreich Italien, die beiden Königreiche der spanischen Halbinsel, die vierzehn Könige und Fürsten des Rheinbundes, die Kantone der Schweiz, erkannten ihn als ihren Oberherrn, ihren Protektor, oder „Mediateur“ an, oder stellten ihm, wie Polen, Preußen, ja selbst Oesterreich, Soldaten und zahlten ihm ihren Tribut!

Paris war die erste Stadt seines Reiches, Rom war die zweite und Amsterdam die dritte; das Volk in Tyrol war unterworfen; nur das spanische kämpfte noch, und England im Westen und Rußland im Osten standen allein noch in ungebrochener Kraft; der Nachfolger der deutschen Kaiser hatte ihm seine Tochter als Friedenspfand gegeben; das Oberhaupt der Kirche war sein Gefangener; der Rhein, die Weser, die Elbe, sie waren bereits französische Flüsse: — das Alles genügte ihm noch nicht! — Er beschloß, die Waffen weit in den fernen Osten, in das Herz von Rußland zu tragen, um vielleicht Petersburg oder Moskau zur vierten, und Constantinopel zur fünften Stadt seines Kaiserthums, als Erneuerer des wiedervereinigten Ost- und weströmischen Reiches, zu machen. Dann hätten sich die Marken des französischen Weltreiches bis zu den chinesischen Mauern hin erstreckt! „La voila donc enfin cette ville superbe!“ rief er, als er die alte wunderbare moskowitische Czaarenstadt mit ihren zwölfhundert Thürmen, ihren goldenen Kuppeln, ihren asiatischen Pallästen erblickte; und „Moscou! Moscou!“ riefen, in die Hände klatschend, die alten Grenadiere aus den Schlachten der Revolution und des Kaiserreiches — sie hatten das Grab ihrer Macht und ihres Ruhmes begrüßt! Das neun und zwanzigste Bulletin verkündete dem erstarrten Frankreich den Untergang der großen Armee, wie der Moniteur früher den Untergang so vieler Reiche ihm mit Jubel verkündet; es schloß mit der beruhigenden Versicherung: que l'empereur ne s'était jamais mieux porté!“ Es hatte recht, er war ja die einzige Seele

der ganzen Maschine; so lange er sich wohl befand, war nichts verloren!

Der folgende Feldzug von 1813 mit den heißen Schlachten bei Dresden und Leipzig kostete eine zweite große Armee, und mit dem 1. Jannar 1814 gingen die verbündeten Heere über den Rhein; da galt es, ihnen eine dritte große Armee entgegen zu stellen. Dreimalhunderttausend Mann hatte der erste Feldzug gefordert; dreimalhunderttausend der zweite, und jetzt forderte er von seinem Senat ein Senatusconsultum zur Conscription von neuen 300,000 Mann, für den dritten Feldzug!

So lange der Sieg seine Fahnen begleitete, ging die Maschine in schönster Harmonie. Jeder Ehrgeiz fand ja seine eigensüchtige Befriedigung: sein Ehrgeiz, der Ehrgeiz seiner Familie, der Ehrgeiz jedes Einzelnen, der Ehrgeiz der ganzen Nation! Europa war ihre Beute, und über der Macht, den Reichthümern und den Ehren vermißten sie die Freiheit nicht im mindesten. Die Sterne glänzten auf der Brust seiner Getreuen, die er ihnen verliehen, als Symbol, daß sie sich jenem napoleonischen Gestirne geweiht, dessen Kraft er zu folgen glaubte, wie er es selbst sagte. Alle waren da zufrieden, Niemand klagte, — die Mütter etwa ausgenommen, die seine Conscription in Verzweiflung brachte; da und dort ein einsamer Denker, den die Tyrannei der Geister schmerzte; ein Priester, der über die Knechtschaft der Kirche seufzte.

Als aber der Glanz dieses Gestirnes erbleichte, und das Siegesglück ihm untreu wurde, als Eigensucht und Ehrgeiz ihre Befriedigung nicht mehr fanden: da war der Augenblick gekommen, wo es sich zeigen mußte, wie fest der Neubau sei, wie tief die von ihm hergestellte monarchische Autorität gewurzelt, welches Uebergewicht monarchischer Sinn über die alten Revolutionsideen gewonnen.

Schon auf dem russischen Feldzuge war er hierüber grausam enttäuscht worden. Während er mit seiner Armee im fernen Osten weilte, das Czaarenreich zu unterjochen, hatte

General *Mallet* mit seinen Mitverschwornen — am 12. Oktober 1812 — durch ein falsches Bulletin die Nachricht von seinem Tode verkündet, sich einiger Autoritäten bemächtigt, und Alles vorbereitet zur Wiederherstellung — nicht des legitimen Königthums, sondern der *Republik*! Die Geistesgegenwart des Commandirenden der Militär-Division wandte noch den kühnen Streich in dem Augenblicke ab, da er gelungen schien, und *Mallet* büßte mit seinen Genossen seine Verwegenheit mit dem Tod. Das war ein ernstes, bedeutsames Zeichen!

Der Augenblick war jetzt wieder entscheidend. Bisher hatte der Wille des Kaisers als die höchste und einzige Autorität gegolten. Nach der Weise einer Cabinetsregierung that er ihn durch seine *Cabinetssecretäre* seinen *Ministern* kund. *Senat und gesetzgebender Körper*, stumme Genossenschaften, kamen ihm stets mit der Willfährigkeit von Bedientenseelen bereitwillig entgegen. Sein conseil d'état hatte nur die Controle und das Schiedsrichteramt über die Administration. Nirgend war also eine Gewalt, die je einen Einspruch gegen seine Despotie gewagt hätte, den gefangenen Papst etwa ausgenommen.

Auch jetzt kam der Senat zu ihm in die Tuilerien und bewilligte ihm ein Senatusconsult zur Conscription von neuen 300,000 Mann, mit den hochtönenden Worten: „*Wir werden kämpfen und sterben für das Vaterland zwischen den Gräbern unserer Väter und den Wiegen unserer Kinder.*" Allein der gesetzgebende Körper, der ihm bisher mit stummem Sklavensinn die Freiheiten, die Schätze und das Blut von Frankreich zur beliebigen Verfügung preisgegeben, öffnete jetzt, da ganz Europa, von den Pyrenäen bis zu den chinesischen Gränzen racheglühend über die Gränzen Frankreichs hereingebrochen, zum ersten Mal den Mund zu herben Vorwürfen! Der Kaiser, eine solche Sprache nicht gewohnt, fuhr die rebellischen Bedienten mit Entrüstung an und hieß sie auseinandergehen und in ihren Familien Be-

trachtungen über den Frieden zu einer Zeit anstellen, wo Frankreich mehr denn je seiner Krieger bedurfte.

Allein mit dem entwichenen Kriegsglück war seiner Macht und Autorität der Nerv durchschnitten: der Senat, statt „zwischen den Gräbern und Wiegen zu kämpfen und zu sterben", erklärte die „dechéance" Napoleons und seiner Familie, und setzte Talleyrand an die Spitze einer provisorischen Regierung. Ihm selbst blieb nichts, als die Abdankung. Der Kaiser hatte aufgehört zu regieren, sein Reich aufgehört zu existiren!

Welch eine plötzliche Veränderung! Gestern war Paris die sieggekrönte Königin der Welt, heute von einem „Barbaren-Meere" umwogt! Statt die Marken ihres Reiches bis zu der chinesischen Mauer auszudehnen, ritten Kosaken und Tartaren hurrarufend die Boulevards entlang! Das war der letzte Lohn der Nemesis, den Frankreich davongetragen nach zwanzigjährigen Kriegen, und um den Preis von vier Millionen seiner Kinder, die auf den Schlachtfeldern oder den Guillotinen geblutet!

Jetzt konnte es sich abermals zeigen, welchen Fortschritt das Autoritäts-Princip in Frankreich unter dem Kaiserreich gemacht, welche Kraft monarchische Gesinnung und Sitte wieder gewonnen. Die Macht Napoleons war gefallen, und Frankreich in der Gewalt seiner so lange mit frevlem Uebermuth ausgeraubten und mit Füßen getretenen Feinde. Mit ihnen kehrte das alte Königsgeschlecht nach den Tagen der Hinrichtungen und der Verbannung in die Heimath zurück. Nur es allein konnte Frankreich Schutz verleihen, daß ihm nicht geschähe, wie es den Völkern gethan, daß wenn es vollen Schadenersatz geleistet, ihm dann nicht auch seine Schätze entführt und sein Land unter die Sieger getheilt würde. Die Rettung Frankreichs, sein Länderbestand, seine Unabhängigkeit lag also in den Händen der Bourbonen; was sie selbst erlitten, berechtigte sie, reumüthige Unterwürfigkeit und freudige Anerkennung ihres Erbrechtes, als des

letzten Rettungsankers für Frankreich, zu finden. Indessen, was geschah? Jener Kammerdiener-Senat, der mit so schmeichlerischer Unterwürfigkeit vor dem Kaiser gekrochen, statt den rechtmäßigen Fürsten und sein Erbrecht anzuerkennen und sich ihm Verzeihung bittend zu unterwerfen, bot ihm vielmehr, als sei er und nicht der König der Sieger, die Krone im Namen der Volks-Souverainetät an, und machte sich zur Bedingung, daß der in das Erbe der Väter Heimgekehrte zuerst die von dem Senat, in volkssouverainem Geiste, am 6ten April votirte Charte beschwöre, und daß er erst dann, und nicht vorher, von dem Senat als König würde erklärt werden! So wenig hatte das Kaiserthum zur Begründung der monarchischen Autorität gedient; der Usurpator war gefallen, die Revolution aber beherrschte unbesiegt und ungebrochen nach wie vor die Geister. Sie stürzte auch sogleich den kaum errichteten legitimen Thron wieder über den Haufen, als ihr Feldhauptmann zum zweitenmale von Elba wieder erschien. Der eigensüchtige Ehrgeiz, der unter dem mittelloseren Bourbonen seine Rechnung nicht fand, wollte es in den hundert Tagen noch einmal mit dem Manne versuchen, der seine Kaiserkrone in der Patrontasche gefunden und seine Corporale zu Fürsten gemacht; aber noch einmal mußte er sich, nicht frei der besseren Ueberzeugung, sondern knirschend dem Waffenglück unterwerfen.

Von einer Bewältigung des Revolutionsgeistes durch die napoleonische Herrschaft mit ihrem unbedingten, stummen Gehorsam und ihrer Geistesknechtschaft, ihrer Militärdictatur und ihrer Centralisation kann also keine Rede seyn. Wie wäre es auch anders möglich gewesen? denn nur dort nimmt der Revolutionsgeist ab, wo das Rechtsbewußtseyn erstarkt. Des Corsen Regierung aber war eine fortgesetzte Verhöhnung und Verletzung aller Rechte, und daher eine Vernichtung des Rechtsbewußtseyns. Die Revolution feierte in ihrem gekrönten Emporkömmling, der eine lebendige Protestation gegen jedes herkömmliche und erbliche Recht war, vielmehr ihren höchsten

Triumph. Der Bann, den Pius VII. über ihn gesprochen, war der feierlichste Protest der wahren Autorität gegen die usurpirte der Revolution. Und Gott hat ihn erhört: ein Lufthauch — und der stolze Bau, der so vielen Millionen das Leben gekostet und für den Europa mit Trümmern und Leichen bedeckt wurde, stürzte unaufhaltsam zusammen!

Das ist die Geschichte des ersten Napoleon, des Oheims, und der von ihm gegründeten Autorität; jetzt, nach sechsunddreißig Jahren, ist durch eine wunderbare Fügung der Vorsehung das Schicksal Frankreichs zum zweitenmale in die Hand eines Napoleoniden, in die des Neffen gegeben; statt der königlichen Lilien und des republikanischen Hahns steht wieder der kaiserliche Adler auf den französischen Fahnen und Standarten!

Ob sein Ausgang derselbe trostlose, klägliche seyn wird, das wird davon abhangen, ob der Neffe seinen Ehrgeiz seiner Mission, oder gleich dem Oheim seine Mission seinem Ehrgeize aufopfern wird.

Daß aber der alte Napoleonismus in seinem zerstörenden, weltbeherrschenden Glanze sich nicht zum zweitenmal wiederholen wird, das liegt in der Natur der Dinge; denn zu dem Napoleonismus gehört ein Napoleon und eine napoleonische Zeit. Was wäre der erste Napoleon geworden ohne seine Zeit, und wie anders hätte sich seine Zeit ohne das despotische Feldherrengenie Napoleons gestaltet!

Wie die Vergangenheit Louis Napoleons, ehe er sich am 2ten December 1851 der Zügel der Herrschaft bemächtigte, eine andere war, als die des Oheims: so wird auch, menschlicher Voraussicht nach, seine Zukunft eine andere seyn. Er ist ein Anderer, als sein Oheim, und die Vortheile und Nachtheile seiner Lage sind auch andere. Der Fall seines Oheims, der Fall Karl's X., der Fall Louis Philipp's, der Fall der Februarrepublik werden als lehrreiche, warnende Bilder vor seiner Seele stehen.

Was seinem Staatsstreich die Sanction von sieben oder

acht Millionen Stimmen gewonnen, das ist das Bedürfniß Frankreichs nach einer starken Regierungsgewalt.

Die Illusionen der demokratischen Freiheitsschwindelei sind zerronen; die Stürme von 1848 haben die Luft von den schwülen, schweren Schwefeldünsten für den Augenblick gereinigt; der Geist der Revolution ist ermattet; Frankreich ist der Umwälzungen, der ewigen Parteikämpfe, des unfruchtbaren Haders parlamentarischer Eitelkeiten und Intriguen müde; es will Ruhe, es will Ordnung, es will Sicherheit.

Nachdem sie sechszig Jahre hindurch die religiösen, die sittlichen, die rechtlichen, die ökonomischen Grundlagen unterwühlt und fort und fort mit dem Rechtsbewußtseyn jede Autorität angefeindet, geschwächt und vernichtet, sehen sie endlich den Abgrund vor ihren Augen; da schreit das müdgehetzte Volk, wie der Hirsch nach dem Quell, nach einer starken Autorität, einer eisernen Regierungsgewalt.

Republik, Parlament, Preßfreiheit, Redefreiheit, Nationalgarde, Universität, selbst die Justiz — Alles gibt es der Gewalt hin, und ist bereit, sich jedem Decret, jeder Ordonnanz zu unterwerfen, wenn es nur von den Folgen seiner Revolutionen: von der rothen Socialdemokratie und ihrer drohenden Anarchie gerettet, und ihm Sicherheit und Ordnung zurückgegeben wird.

Nachdem die Ausschweifungen zuchtloser Freiheit es dem Verderben nahe gebracht, fühlt es Durst und Hunger nach einem schonungslosen, die Revolution niederschmetternden Despotismus. Das ist der Sinn jener sieben Millionen Stimmen; und ist diese vox populi auch keine vox Dei, so ist sie doch eine vox naturae, die in ihrer Verzweiflung nach Heilung schreit und von sonst nichts wissen will.

Hierin liegt die Stärke des Napoleoniden, und deshalb hat ihn sein Name und das Andenken an den gewaltigen Arm des Kaisers auf den Präsidentenstuhl gehoben. Von ihm, „der nicht länger am Steuerruder angeschmiedet seyn wollte, während das Schiff dem Ab-

grunde zu trieb", hoffen sie die Begründung einer starken Autorität; darum hat die Armee seine Sache zu der ihrigen gemacht; darum haben Bürger und Bauer und Geistlichkeit den Act des zweiten Decembers als einen Rettungsact begrüßt, und darum lassen sie heute schweigend oder mit Beifall Gewaltsmaßregeln über sich ergehen, deren bloßer Gedanke Frankreich, unter den Bourbonen, in Feuer und Flamme gesetzt hätte.

Die Furcht vor den Rothen hat die Februarrepublik gestürzt, und die Verfassung in die Hände des Präsidenten gelegt.

So ist er jetzt, was seine Vorgänger seit Napoleon I. nicht mehr waren, frei von den parlamentarischen Fesseln, Herr des centralisirten Frankreichs; und wie die Armee ihn zuerst durch ihr Votum auf den Schild gehoben, so ist auch die Armee seine erste Stütze und seines Befehls gewärtig. Die verachtete Uniform der Nationalgarde hat der Präsident mit der Uniform der Linie vertauscht; dem Bürgerkönigthum und der Republik ist das napoleonische Militär-Regiment gefolgt. Seinen Hofstaat und sein Heergefolge bildet das ganze napoleonische Frankreich, die Veteranen der Kaiserzeit, ihre Söhne und Enkel und ihre ganze Clientel.

Zwei Mächte, die seinen Vorgängern den Untergang bereitet: die Tribüne und die Presse, hat er für jetzt wenigstens entthront und zum Schweigen gebracht. Das Regiment der Journalisten und Advokaten hat ein Ende. Die Zurückgabe der St. Genofevakirche, strengere Heiligung des Sonntags, strengere Wirthshauspolizei, eine neue militärische Eintheilung Frankreichs, Deportirung und Exilirung der Häupter der republikanischen und socialistischen Opposition und die Umgestaltung der Nationalgarde sind gefolgt. Endlich hat er durch die Wiedereinführung der Verfassung vom Jahre VIII. sich die unbedingte, freie Selbstregierung, die napoleonische Oberherrlichkeit über die napoleonische Centralisation gewahrt. Zwar hat er sich auch hier dem „einzigen Souverain," dem Volke,

für verantwortlich erklärt; allein er hat Niemand das Recht gegeben, ihn bei diesem Souverain zur Verantwortung zu ziehen, sondern nur sich die Befugniß vorbehalten, in Krisen und bei Fundamentaländerungen der Verfassung an diesen Souverain zu appelliren. Hiemit hat er seine Begründung der Autorität begonnen.

Das sind die Vortheile seiner Lage, denen Schwierigkeiten ohne Zahl und tiefe innere Widersprüche gegenüber stehen.

Der erste und mächtigste Gegner ist eben jener revolutionäre, rebellirende Oppositionsgeist des eigensüchtigen Neides und Stolzes, der kein Recht und keine Autorität über sich dulden mag, der alles Höhere herunterreißt, durch Spott und Hohn und ewiges Kritisiren, Anfeinden und Verdächtigen in den Staub zieht und es so lange lächerlich und verhaßt macht, bis er es zertrümmert hat. Seit Jahren zu einer Nationalkrankheit geworden ist er in der Presse mit der Feder, in den Kaffe's und Salon's mit der Zunge, auf der Straße mit Dolchen, Pistolen und Pflastersteinen thätig. Ja, er hat selbst bei seiner Erwählung den Ausschlag gegeben, indem sie nicht dem Rechte die Ehre gebend, den Berechtigten, sondern den Unberechtigten wählten. Die Einen wollten keine legitime Gewalt, die Anderen wagten es nicht, der allgemeinen Gleichgültigkeit und Abneigung gegenüber. Und auch Louis Napoleon selbst sagte nicht zu dem Souverain, zu dem Volke: wähle frei zwischen mir und dem Grafen Chambord; sondern er sagte: wähle mich oder Niemand; sein Ja war er, sein Nein existirte nicht. Hätte er die Hochherzigkeit gehabt, seinem Ehrgeiz dieß Opfer abzugewinnen, wie glänzend stünde er jetzt da, wäre er dennoch gewählt worden! So aber steht er da, wie Louis Philipp, zwischen dem Rechte und der Revolution mitten inne. Hat er durch einen Staatsstreich an das Volk appellirt, so wird sich ein Anderer das gleiche Recht beilegen, sprechend: „Das Volk ward von Dir betrogen, ich will thuend, wie Du gethan, auch Deine Verfassung stürzen und das Volk auf's

Reue befragen.“ So steht ihm die Revolution racheburstig wegen der Füsilirten und Deportirten mit dem Mörderdolche gegenüber, während die Legitimisten sein Recht nicht anerkennen. Von beinahe acht Millionen erwählt und mit der Dictatur bekleidet, darf er es dennoch nicht wagen, frei auszureiten, ohne eine rothe Kugel zu befürchten! So sehr hat der Revolutionsgeist in diesem unglücklichen Lande mit dem sittlichen Gewissen alle Sicherheit vernichtet! Und wird die Vorsehung sein Leben so lange schützen, wie das Louis Philipp's? Und was nachher?

Sein zweiter Gegner ist jener von der Revolution und dem Kaiserreiche und fort und fort genährte selbstsüchtige Ehrgeiz: Jeder steht vor dem Erwählten gierig mit offenen Händen. Schon jetzt weiß er sich vor Petitionen nicht zu helfen. Napoleon I. hatte den Raub Europa's unter sie zu vertheilen, er dagegen muß mit den Finanzverlegenheiten kämpfen. Wer aber nichts erhält, geht nach altem Herkommen zur Opposition über und sucht sich an ihm in der Presse zu rächen, die so eine fortdauernde Quelle der Verlegenheiten bilden wird. Dieser Opposition die Spitze zu bieten, und seinem Senat, seinem gesetzgebenden Körper und der Presse gegenüber, hat er nicht die imponirende Vergangenheit, die historische Persönlichkeit Napoleons I.; er kann ihnen nicht die Blitze von Lodi und Marengo, die Sonne von Austerlitz und Friedland entgegenhalten; er hat keine Eroberungen gemacht, keine Schlachten geschlagen, sondern nur einige Werke über Kriegswesen geschrieben.

Sein Verhältniß zur Armee ist darum nicht minder delikat. Ein Militär-Regiment führend, ist er kein General; die Sanction seiner Macht verdankt er zuerst dem Votum der Armee, die doch zu gehorchen und sich zu schlagen, aber nicht zu votiren hat. Wird sie sich nun damit begnügen, ihm als Polizeimacht gegen die Revolution zu dienen? Wird sie ihn nicht zum Krieg nöthigen? Fällt der Krieg aber unglücklich

aus, — was dann? Ist er umgekehrt vom Sieg gekrönt, wird der siegreiche General ihn nicht verdunkeln und stürzen? —

Das Volk erwartet viel, sehr viel von ihm. Wie es früher Alles von der Freiheit hoffte, so hofft es jetzt Alles von der Autorität; bei den ruinirten Zuständen dieser Zeit, bei der Uebervölkerung und der herrschenden Genußsucht gibt es aber Erwartungen, die keine Regierung erfüllen kann.

Und wird dann die Stimmung bei der Wankelmüthigkeit des National-Charakters, und gestachelt und gehetzt von der vereinigten Opposition aller feindlichen Parteien nicht umschlagen, und sich gegen den Günstling von heute, ihren Erwählten, kehren?

Frankreich ist blasirt, voll abgenützter, erbleichter Illusionen und lebendig Gestorbener, hat es einen traurigen Mangel an großen Männern, an schöpferischen Geistern und starken Charakteren, die das Vertrauen des Volkes besitzen; wird es nun dem Präsidenten gelingen, die in Skepsis und Apathie versunkene und niederer Genußsucht fröhnende Menge zu neuem Leben, zu einer heilsamen Thätigkeit zu begeistern, statt daß sie ewig in inneren, aufreibenden Kämpfen ihre Kraft vergeudet? Polizei und Armee reichen da nicht aus, ohne würdige Beschäftigung kein Ende der Revolution.

Man sieht, der Schwierigkeiten sind nicht wenige; das Werk hat kaum erst begonnen! Als Retter Frankreichs aber, als Matador der rothen Republik ist er der Revolution gegenüber auf die Arena von freien Stücken gesprungen. Daß er napoleonischen Ehrgeiz und Hartnäckigkeit besitzt, hat er bei Straßburg und Boulogne bewiesen, Attentate, die er bei seinem Besuche in Ham als Jugendsünden verdammte; er hat es aber auch als Präsident gezeigt, indem er sich als den einzigen Mann der Rettung gab. Daß er aber auch napoleonische Verschwiegenheit, Entschlossenheit, Umsicht, Gewandtheit und Kenntniß des französischen National-Charakters besitzt, hat er durch den zweiten December bewährt. Die Macht, die er

jetzt besitzt, war sein Sinnen und Streben von früher Jugend an; sie zu behaupten, gilt ihm sein eigenes Leben nichts; er wird daher auch das Leben Anderer nicht schonen, und von allen Hülfsmitteln seiner Macht bis zum Aeußersten Gebrauch machen; wer von dieser Gesinnung erfüllt ist, der vermag in einer Zeit, wie die unserige, allerdings viel. Der Kampf, ein Kampf auf Leben und Tod, hat begonnen; der Ausgang wird davon abhangen, ob er Frankreich seinem Ehrgeiz, oder seinen Ehrgeiz Frankreich und der Sache Gottes und des Rechtes aufopfert; denn nur so wird er die Revolution geistig besiegen, und Frankreich und Europa den Frieden mit dem Sieg der Religion, der Sittlichkeit und des Rechtes zurückgeben. Dem ungläubigen revolutionären Frankreich steht ein gläubiges, ein gerechtes, reich an Frömmigkeit und reich an Barmherzigkeit und allen christlichen Tugenden gegenüber: möge Gott sein Gebet zur Rettung der ältesten Tochter seiner Kirche erhören, und sich Frankreichs und Europa's erbarmen!

IX.

Aphoristische Zeitläufte.

30. December 1851.

Palmerston.

Nach dem Sturze des Lord Palmerston ist es doppelt interessant, sich mit der Frage zu beschäftigen, welche Motive lagen seiner verderbenschwangern Politik zu Grunde? Manche haben dieselbe durch bitteren Haß gegen den Fürsten Metternich und Guizot erklären wollen. Allein abgesehen davon, daß diese Momente doch nur bis zum Sturze der genannten

beiden Minister gewirkt haben würden, so blieb es immer unerklärlich, wie die zahlreiche Partei, durch welche Lord Palmerston sich am Ruder der Gewalt erhielt, auf so rein individuelle Neigungen und Abneigungen einging. Leider ist eine andere Erklärungsweise bei weitem zutreffender. Bei vielen gebildeten Engländern hat sich eine Art von politischer Religion gebildet, die im entschiedenen Gegensatze zu dem steht, was alle rechtlichen Leute in England während der ersten französischen Revolution glaubten und wünschten. Es ist ein durch und durch unrechtlicher und dabei namenlos bornirter, spezifisch-englischer Liberalismus, in dem sie gefangen stecken. Kraft dessen verwechseln sie die alt-englische Nationalfreiheit mit dem französisch-revolutionären Freithum vom modernsten Wurfe, bringen dieses quid pro quo mit der Ueberzeugung in Verbindung, daß es Englands Beruf sei, jene revolutionäre Freiheit in allen fünf Welttheilen zu schützen, und knüpfen daran die ausschweifendsten Erwartungen für Englands Handel und Industrie. In der geheimen Hoffnung nämlich, daß jedes Land, welches mit englischer Hülfe und unter englischer Anleitung der Revolution verfällt, seine eigene Industrie zu Grunde richte, und seinen Markt unbedingt den englischen Fabrikaten öffnen müsse, glaubt diese Schule den gegenwärtigen widersinnigen und unnatürlichen Zustand des englischen Gewerbwesens verlängern zu können, wenn es ihr gelingt, den englischen Markt über alle noch nicht revolutionirten Länder auszudehnen. Wir gestehen, daß dieser Schlüssel zur Politik viel innere Wahrscheinlichkeit für sich hat.

X.

Den 3. Januar 1852.

Ausgang des österreichischen Constitutionalismus.

In Oesterreich ist die Vervollständigung des am 20sten August vorigen Jahres begonnenen Werkes einfach und ohne eine Spur eines Widerspruches vor sich gegangen. Wer irgend noch gezweifelt hätte, welche Thorheit und welcher Frevel es war, diese uralte Monarchie in die modern revolutionären Formen des Repräsentativstaates hineinzudrängen, der kann daraus seine Belehrung schöpfen, mit welcher Leichtigkeit der Staatskörper in die gewohnten Fugen zurückspringt, so wie der von einigen verkehrten Sophisten geübte widernatürliche und abgeschmackte Zwang aufhört. In der That hat Niemand in Oesterreich, mit Ausnahme einer kleinen Bande von josephinischen Doctrinärs, den Constitutionalismus gewollt, und diese Gesellschaft hat während der Revolutionsperiode zum Heil der Monarchie Zeit und Gelegenheit gehabt, sich selbst zu richten. Möge sie sich für immer unschädlich gemacht haben, möge aber auch alles Gute, welches so lange in Oesterreich latent war, frei und eine gewisse geistige Faulheit überwunden werden, die sich unter der früheren Regierung so lange über die gebildeten Schichten der Bevölkerung gelagert hatte.

XI.

Ursprung der Charte Ludwigs XVIII.

Die Wurzeln jenes unglücklichen Machwerkes, welches so viel zum Verderben Frankreichs und der ganzen europäischen Gesellschaft beitrug, der constitutionellen Charte von 1814, diese Wurzeln gehen weit hinaus, bis in die erste Zeit des napoleonischen Konsulats. Damals bestand in Paris ein royalistisches Comité, als dessen Mitglieder der Abbé von Montesquiou, Royer Collart, der Marquis von Clermont Gallerande und Becquet genannt werden. Dieß waren eingefleischte Doctrinairs aus der englischen Schule, die seit dem ersten Aufgähren der Revolution an denselben Grundsätzen festgehalten hatten und festhielten, welchen Ludwig der Achtzehnte späterhin in seiner unglücklichen Charte zur Herrschaft verhalf. Die königlich gesinnten Emigranten haßten diese Geistesrichtung ebenso, wie sie selbst deren Adepten verhaßt waren. Jene liberale Schule hatte zuletzt auch den kurzsichtigen und schwachen Ludwig den Sechszehnten umgarnt, und einer der letzten Acte dieses unglücklichen Monarchen vor seiner Gefangennehmung war der, daß er seinen Bruder in Koblenz durch einen seiner Vertrauten vor den unbedingten Anhängern des Königthumes unter den Auswanderern warnen ließ. Dergleichen Züge muß man immer mit in Anschlag bringen, wenn davon die Rede ist, das Scheitern des Widerstandes gegen die Revolution erklärlich zu finden.

XII.

Max Procopius Freiherr von Freyberg-Eisenberg.

Geschildert von Dr. K. Höfler.

Manibus data lilia plenis.
Horat.

Erste Abtheilung.

Jugendleben, geistige Bestrebungen, äußere Verhältnisse.

Vorwort der Redaction.

Max Freiherr von Freyberg war im Leben, wie in seinen Schriften ein Ehrenmann und ein Edelmann im vollen Sinne des Wortes, würdig im geehrten Andenken fortzuleben. Frei und fern von aller Gemeinheit, bemühte er sich nur dem Edelsten und Höchsten zu dienen, und war darum auch den Edelsten und Besten ein theurer Freund, und wurde selbst von den Gegnern seiner Ueberzeugung als ein fleckenloser Charakter geachtet. Ein Mann ernsten, frommen, wahrhaft katholischen und deutschen Sinnes gehörte sein Herz seinem Könige und seinem bayerischen Vaterlande, wie das Weniger. Er war ein thätiges Mitglied und mehrere Jahre hindurch Vorstand der bayerischen Akademie der Wissenschaften. Milden und sanften Herzens, aber unerschütterlich in seinen Grundsätzen, verlor

er in einer Zeit reich an schmerzlichen und schmachvollen Erinnerungen, auf die ehrenvollste Weise alle seine Aemter — nachdem er vorher ein Minister-Portefeuille abgelehnt. Unermüdlich und stets zum Dienste bereit, war dieß ein Opfer wahrer und edelster Treue, welches er sich und seinem König schuldig zu seyn glaubte.

Des Ranges wegen, den Freyberg an der Akademie einnahm, sowie wegen seiner Stellung in der schriftstellerischen Welt Bayerns, durften daher seine Freunde mit vollster Zuversicht erwarten, daß dem Herkommen gemäß ihm eine anerkennende Gedächtnißrede in der öffentlichen Festsitzung der Akademie am 28. Nov. 1851 gehalten werde.

Allein der Tag und seine Festsitzung ging vorüber, und Freybergs wurde nicht gedacht. Professor Dr. Höfler war der mit der Gedächtnißrede beauftragte Festredner; seine Rede aber unterblieb. Dafür wird er nun den Lesern dieser Blätter den Seligen nach seinem Leben und Wirken schildern. Ueber das Schweigen an jenem Tage aber diene unsern Lesern Folgendes zur Erklärung.

Die Censur, sonst in Deutschland abgeschafft, besteht bei unserer Akademie noch in voller Kraft, das heißt: sie übt als eine solidarisch verbundene Corporation dieselbe über die akademischen Veröffentlichungen ihrer Mitglieder selbst aus. Namentlich gilt dieß von jenen feierlichen Gelegenheiten, wo ihre Mitglieder in öffentlicher Versammlung als Redner auftreten. Die Sprecher erscheinen hier als die offiziellen Vertreter der gelehrten Genossenschaft, und ihre Worte haben daher auch vorher in so weit ihre Gutheißung empfangen, daß sie nichts enthalten, was die Achtung verletzen könnte, die eine Akademie sich selbst schuldig ist. Da nämlich eine Akademie von Staatswegen jedenfalls eine der ersten Pflegerinnen und Hüterinnen der höchsten geistigen und moralischen Güter der Gesellschaft seyn sollte, so darf das Publikum erwarten, daß in einer Rede, welche mit ihrem Vorwissen und in ihrem Namen gehalten wird, nichts vorkomme, was die Grundlagen al-

ler gesellschaftlichen Ordnung angreift, oder die gute Sitte und den öffentlichen Anstand verletzt, abgesehen von den Rücksichten, an welche der Redner nach oben und gegenüber seinen Collegen und den geladenen Ehrengästen gebunden ist. Der Engländer würde sagen: England erwarte von jedem seiner Akademiker, daß er sich wie ein englischer Gentleman ausdrücke. Allein, daß eine solche akademische Censur in einer Zeit, wo die Ueberzeugungen und Meinungen in allen Gebieten des Glaubens und Wissens so unendlich weit und schneidend auseinander gehen, ihre nicht geringen Schwierigkeiten habe, liegt auf der Hand. Die Regierungen, — die doch mit den Schriftstellern in keiner solchen engen Verbindung stehen, wie eine Akademie mit ihren Mitgliedern, — und von denen eine bloße Erlaubniß der Veröffentlichung gefordert wird, haben diese Schwierigkeiten der Censur zur Genüge erfahren. Wie sehr aber müssen sie sich steigern, wenn ein Redner einer Akademie, die ja selbst die verschiedenen und sich entgegengesetzten Zeitrichtungen natürlich theilt, den Charakter und das Wirken eines ausgezeichneten Mannes schildern soll, dessen Bedeutung nur darin bestehen kann, daß er scharf einschneidend, mit übermächtigem Geist, in eine also zerrissene Zeit eingegriffen, und daher begeisterte Freunde, aber auch erbitterte Gegner, so außerhalb wie innerhalb der Akademie, gefunden. Es wird bei Beurtheilung einer solchen Rede ein ungewöhnlicher Grad von Gerechtigkeitssinn in Ausmessung der Freiheit und von Billigkeit und feinem Tacte in Bemessung des Anstandes erfordert. Unsere Akademie scheint, wie noch in frischem Gedächtniß ist, hierin Unglück zu haben, um mich des mildesten Ausdruckes zu bedienen.

Geheimrath Dr. v. Ringseis hielt bekanntlich eine der letzten Gedächtnißreden auf eine Illustration der medizinischen Wissenschaften. Seine Rede, die scharf ausgeprägte Ueberzeugung des Verfassers nicht verläugnend, hielt sich inzwischen objectiv an die Sache, fern von allen verletzenden Persönlichkeiten. Dieß hinderte inzwischen ein Mitglied nicht,

in einem auswärtigen Blatte mit der maaßlosesten, jedes sittliche Gefühl verletzenden Leidenschaftlichkeit über die Rede und den Collegen in lauter Persönlichkeiten herzufallen, und bei dieser Gelegenheit Universität und Akademie, deren Mitglied der Verunglimpfer war, auf die insolenteste und empörendste Weise, Angesichts des gebildeten Deutschlands, mit einer ekelhaften Mistjauche von Verachtung und Hohn muthwillig zu übergießen. Das Scandal war so grell und schreiend, daß statt des Staatsprocurators und eines ministeriellen Disciplinarverfahrens, die Entrüstung der Ehrenmänner aller Parteien, wie groß auch ihre sonstige Meinungsverschiedenheit seyn mochte, darüber die gleiche und ungetheilte war. Die Sache kam also in der Akademie zur Sprache; ihr Urtheil konnte nicht zweifelhaft seyn; der Schuldige gestand mündlich seine Schuld; überreichte auch dem Vorstand eine genügende schriftliche Abbitte und Ehrenerklärung; zog sie dann wieder zurück; reichte dafür eine zweite ungenügende ein, und verharrte hiebei trotz aller früheren Zusagen. Die Akademie verhandelte nun zum zweitenmal dieß öffentliche Scandal, um ihre und ihres Mitgliedes Ehre gegen Insulte zu wahren, die aus ihrem eigenen Schooße muthwilliger Weise hervorgegangen waren. Sie sprach also mit Majorität ihre Entrüstung über ein so beispielloses Benehmen aus. Ihr Vorstand, Herr Hofrath Thiersch, erhielt den Auftrag, diese Erklärung amtlich zu veröffentlichen. Er fand inzwischen für gut, dieselbe ohne seinen Namen der Allgemeinen Zeitung einzusenden. Es war wohl mehr als befremdend, daß diese Erklärung, die die tiefgekränkte Ehre einer Körperschaft, an deren Spitze er stand, wahrte, und die einem unverantwortlich mißhandelten Mitgliede die Achtung seiner Collegen aussprach, ohne den Namen ihres Vorstandes, wie doch Akademie und Publikum von seinem Pflichtgefühle erwarten durften, erschien. Es scheint mir dieß eine hyper-diplomatische Zurückhaltung, von der ich gewünscht hätte, sie wäre im Probejahre 1848 beobachtet

worden, als die demokratischen Aussendlinge der Wiener Aula mit ihrer Fahne zum Bruderkuß nach München kamen. — Die Allgemeine Zeitung ihrer Seits, die in ihrem Blatte das geschehene Scandal zu Gunsten des Schuldigen wiederholt, und sehr ausführlich besprochen hatte, versteckte, zum Vortheil ihres Freundes, die eingeschickte Ehrenerklärung hinten an, zu den Inseraten sie relegirend*), so daß sie in der That eher den Augen des Publikums entzogen, als mitgetheilt ward. So wurde es damals mit einer akademischen Gedächtnißrede gehalten!

Dr. Höfler's Gedächtnißrede war nicht so glücklich, die bestellte Censur zu passiren; es wurden Anstände gegen sie erhoben, in deren Folge ihre Abhaltung unterblieb.

Da die Actenstücke weder von der einen noch der andern Seite hier vollständig vorliegen, so kann ich natürlich auch auf eine Erörterung der streitigen Punkte nicht eingehen. Nur eine Bemerkung erlaube ich mir. Ich bin, wie aus dem Vorhergehenden ersichtlich, weit entfernt, in Abrede zu stellen, daß ein offizieller akademischer Redner nicht auf Rücksichten Bedacht nehmen müsse, die für den unabhängigen Schriftsteller nicht bestehen; und würde er bei ihrer absichtlichen oder unabsichtlichen Verletzung in billiger Verständigung ihrer Anerkennung sich weigern, so hätten die Censoren vollkommen Recht, wenn sie darauf unnachsichtlich verharrten. Allein wenn diese Rücksichten so weit ausgedehnt werden, daß die Censoren selbst die längst als mangelhaft anerkannten

*) Als nicht in dem Blatte selbst stehend, führte sie dieß Actenstück auch in ihrer Rubrik nicht auf, wohl nur unabsichtlich? Die früheren Artikel der Gegenseite wurden dagegen, — wohl eben so unabsichtlich? — genau in der Rubrik aufgeführt! Das sind so die kleinen Künste des kleinen Krieges, die ich auch nicht erwähnen würde, wenn sie nicht in das Gemälde unserer Zeit gehörten, unter den § Gerechtigkeitssinn in Mittheilung öffentlicher Actenstücke.

Lang'schen Regesten *) als ein opus academicum unter den Schutzmantel ihres Interdictes auch gegen den gegründetsten Tadel nehmen: dann wird Jeder, der die Freiheit der Wissenschaft achtet, mit Entrüstung das Schweigen dem Reden vorziehen. Solche Grundsätze, nicht nach einer, sondern nach allen Seiten hin gleichmäßig beobachtet, würden die Akademie in eine Taubstummen-Anstalt verwandeln; keine Partei kann sie billigen.

Zum Glück ist ein Schriftsteller, der zu den Lesern dieser Zeitschrift spricht, nicht an die Etikette einer akademischen Censur gebunden; er hat nicht die gleichen Rücksichten, wie ein offizieller Festredner, nach oben, nach unten, nach rechts und links hin zu nehmen. Ich habe darum auch keinen Anstand genommen, zur Ehre dessen, den die folgenden Blätter schildern, ihm unsere Spalten zu öffnen: er mag daher das Bild des edlen bayerischen Freiherrn — auch eines letzten Ritters alter Treue in einer Zeit treuloser Frechheit und feiger Schmarotzerei — statt seiner Rede in der bayerischen Akademie, hier dem katholischen Deutschland in's Gedächtniß zurückrufen.

Zum Schluß wird es überflüssig seyn, hier ausdrücklich zu erklären, daß die obigen Bemerkungen über Vorstand und akademische Censur sammt und sonders, weder direct noch indirect, von Professor Höfler herrühren; wie ich sie vielmehr ohne sein Wissen aufgezeichnet, so werde ich sie auch gegen Jedermann vertreten.

München, den 5. Januar 1852.

Guido Görres.

---

*) Mein Freund, Dr. Böhmer, der doch anderwärts in diesen Dingen als eine Autorität gilt, äußerte bei seinem jüngsten Hierseyn, daß unser Reichsarchiv nichts besseres thun könne, als eine neue Ausgabe der Lang'schen Regesten zu veranstalten. Ein Glück, daß er dieß wissenschaftliche Urtheil in keiner Festrede zu äußern versuchte!

Die historische Klasse der königl. Akademie der Wissenschaften hat in der kurzen Frist von drei Jahren (1848 bis 1851) drei ihrer ordentlichen Mitglieder verloren *), von denen jeder der Hingegangenen theils durch Fähigkeiten, Geist und Kenntnisse, theils durch Charakter, Lebensschicksale und äußere Stellung das Maaß des Gewöhnlichen überragte.

Zuerst 1848 zwei Männer, die im Leben oft und scharf einander bekämpft, von Angesicht zu Angesicht vielleicht nie sich gesehen hatten, die entschiedenen Träger zweier sich fliehenden Richtungen, die, beide glühend für das, was sie erfaßt, der Haß gegen den Zwingherrn Deutschlands und das eigenthümliche Schicksal vereinte, daß, nachdem der Eine nur durch die Flucht dem Kerker entrann, der andere längere Zeit darin schmachtete, Beide den heimathlichen Boden verlassend, in Bayern Zuflucht und gemeinsame Heimath fanden — jenem Bayern, dem bei Erhebung Tirols Joseph von Hormayr 1809 in feindlicher Schlachtreihe gegenüber gestanden, während Joseph von Görres 1813 in der Befreiungszeit in ihm napoleonisches Vasallenthum und undeutsche (französische) Zeit-Tendenzen mit jenem Worte bestritten hatte, welches gleich den Wogen des Meeres hinrauschte, noch spät die Hörer nach Gefallen ergriff, sie begeisterte, prophetisch erschütterte, mit Schrecken oder mit Wonne erfüllte. Leuchtend wie mit Blitzen des Geistes der Eine, ruhelos geschäftig, in der Wahl der Mittel beherrscht von dem Ziele, das er zu erreichen gedachte, von eminentem Gedächtnisse und gleicher Schärfe des Verstandes, aber der verneinenden Richtung hingegeben, eben deßhalb den Schwingungen der Außenwelt folgend, nicht Herr sondern Diener des Augenblicks, Alles von der Gegenwart hoffend, Alles von ihr befürchtend, ein Vulkan, der sich selbst verzehrte. Der Andere, aus ernsterem

*) Zuerst Joseph von Görres, gest. 29. Jan. 1848; dann Joseph Freih. von Hormayr, gest. 5. Nov. 1848; hierauf M. P. Freih. von Freyberg, gest. 21. Jan. 1851.

Stoffe geformt, in mehr wie einem Gebiete der Wissenschaft tief bewandert, selbst Meister, nicht ein gewöhnlicher schulphilosophischer Geist, als vielmehr von seltener Intuition; die Höfe der Großen eben so meidend, als jener sie suchte, ein Mann aus dem Volke, der die irdische Größe nur nach dem inneren Gehalte bemaß; sanft in dem Umgange, scharf mit der Feder, demüthig und stolz, Stahl oder Stein, wie es der Augenblick gebot, und das stets im Auge behaltene Ziel seines kraftvollen Strebens, seines kühnen, nachhaltigen Wirkens. Beide, der geschichtliche Sänger der Japhetiden und der begeisterte Herold des Hauses Wittelsbach ruhen jetzt in gleicher gastlicher Erde; Joseph v. Görres hingemäht von den Ereignissen einer unheilschwangeren Zeit, Joseph Freih. v. Hormayr, nachdem er noch für kurze Zeit durch dieselbe Katastrophe, die den rheinischen Eichbaum gefällt, einen vorübergehenden Triumph gefeiert, selbst den Sturz jenes Lenkers der Kabinete erlebt, welchem er erst eben so tief gehuldigt, als er ihn nachher unversöhnlich verfolgte; nachdem er endlich den ersten Theil der Revolution gesehen, die Joseph von Görres, mit festem Blicke dem Tode in's Auge schauend, sterbend vorhersagte, und deren furchtbar zerstörende Wirkungen in Hormayr's Seele die Liebe seiner Jugend, die Sympathie für Oesterreich, die Bewunderung für des Kaiserhauses Schwert und Schild, Eugen's und Laudon's Nachfolger, wieder erweckten.

Von milderen, aber nicht von minder edlem Stoffe war der dritte in jenem Todesbunde, welcher die historische Klasse der königl. Akademie getroffen, Max Procopius Freih. von Freyberg-Eisenberg, des Freih. von Hormayr Vorgänger in dem Directorium des Allgemeinen Reichsarchives, seit Westenrieder's Tode fast beständiger Sekretär der historischen Klasse, mehrere Jahre hindurch auch Vorstand der königl. Akademie, und dieß in dem Zeitpunkte wissenschaftlichen Aufschwunges, den Schelling seinem Nachfolger hinterlassen, Deputirter und Staatsrath, gefeierter gelehrter Gesellschaften und adelicher, weitberühmter Orden Mitglied.

Gehörten jene beiden Männer der Generation an, welche mit der ersten französischen Revolution die Bühne der Weltgeschichte betrat, mit der titanischen Kraft der Himmelsstürmer erst tabula rasa machte, dann den Erdkreis auszutheilen suchte, so war der Freih. v. Freyberg, sowohl der Zeit seiner Geburt, als seiner Abstammung nach, einem Kreise von Männern zugewiesen, deren Lebensaufgabe mehr auf die Erhaltung des im Sturme der Zeit geretteten, als auf die Zerstörung des Alten und das kühne Schaffen einer neuen Ordnung der Dinge gerichtet seyn mußte. Und gilt der Satz, welcher als Grabschrift um das Monument des letzten deutschen Papstes in Rom sich schlingt: „**Proh dolor! Quantum refert in quae tempora vel optimi cujusque virtus incidat!**“ nicht bloß für das Zeitalter Adrian's VI. und der Glaubensspaltung, so möchte er in der Periode der Säcularisation, des Umsturzes des tausendjährigen Kaiserreiches, der künstlichen Centralisation und des zweiten Actes der europäischen Revolution an mehr wie einem Manne, namentlich aber an Max Freih. v. Freyberg seine Anwendung finden: Proh dolor! quantum refert in quae tempora vel optimi cujusque virtus incidat!

Wie nämlich die letzten Lebensjahre des Freiherrn in eine Epoche fielen, als, um mit Niebuhr zu reden, der Talisman der Revolution zerschlagen wurde, und nun das Ungethüm von der Isar zur Donau, von der Donau zur Spree sich lavinenartig fortwälzte, so umgab seine Jugendjahre die Aufhebung der fünfhundertjährigen landständischen Verfassung, die Vernichtung der Hochstifter und Prälaturen, der Verfall, eine längere Zeit hindurch die drohende Vernichtung aller kirchlichen Anstalten, in denen das alte Bayern seine Kraft, seine Weihe, seinen Stolz gefunden hatte. Es ist denjenigen, an deren Wiege das erste Flügelrauschen der Befreiung Deutschlands von fremdem Joche tönte, die, im Kometenjahre geboren, die Hitze des Blutes in ihren Adern spüren, die die Reben jenes Jahres glühend zeitigte, mehr als schwierig, sich in

die Tage convulsiver Spannung zu versetzen, als die Deutschen vom Osten und vom Westen sich die Imperatoren erbaten, ihre zerrütteten Zustände für sie in Ordnung zu bringen, und nur die Ereignisse der letzten Jahre gewähren einigermaßen einen Schlüssel hiezu: wohl aber ist es vollkommen begreiflich, daß in den Tagen wilder Zerstörung dessen, was bisher eine religiöse Scheu behütet, ein tiefes Gemüth sich gewaltsam von dem lauten Markte des Lebens abgestoßen fühlen, früh anfangen mußte, sich in Gebieten heimisch zu finden, die im Lärm des Tages vergessen, verschollen, ja mißgeächtet waren.

Zerstörte die Außenwelt, was Jahrhunderte gezeitigt und aufgespart, so baute ein sinniger Geist das Zerstörte in Gedanken wieder auf, verbesserte die Mängel, oder wies ihnen in der historischen Entwicklung des Ganzen den gebührenden Raum an. Sprach die Politik dem Hergebrachten das Recht des Daseyns ab, so mußte instinctmäßig ein tiefes, durch das Studium der Geschichte geläutertes Gefühl nicht bloß den inneren Grund der Berechtigung einer ferneren Existenz, sondern auch die bleibende Lücke im Staatsleben empfinden, die durch gewaltsame Beseitigung der natürlichen Entwicklung das aufzuführende Werk bereits schadhaft machte, ehe auch nur seine Fundamente ausgebaut waren. Gerade aber dadurch entstand zuletzt ein nicht mehr auszugleichender Conflict mit der Außenwelt, die bewunderte, was dem Andern unbedeutend und werthlos erschien, und verachtete, was dieser lieb gewonnen hatte; bis endlich in dieser gegenseitigen Reibung der Innen- und Außenwelt die eine ihre Tiefen immer mehr erschloß, die andere durch kalte Geringschätzung dessen sich rächte, was gerecht zu würdigen ihr unbequem geworden war, und als Träumerei bezeichnete, was zuletzt nicht bloß auf subjectiven, sondern auch auf sehr rationellen Gründen beruhte.

Aus altadelicher Familie entsprossen, wurde der Freih. Max v. Freyberg am 3. Januar 1789 in Freising geboren,

wo der Prunk des fürstbischöflichen Hofes, an welchem der Vater die Stelle eines Oberjägermeisters bekleidete, die uralte Kapelle des heil. Corbinian in jenem alten Dome, dessen Portal die Statue Friedrich Barbarossa's schmückt, die ersten, wohl tief eingeprägten Anschauungen des Knaben wurden. Seit 1797, wo die Familie nach München zog, erhielt Freyberg seine Erziehung theils hier, theils in dem Theresianum zu Wien, endlich im Hause der königlichen Edelknaben, mit welchen er auch, nach der Sitte des bayerischen Hofes, den sieggekrönten Kaiser der Franzosen bei dessen Anwesenheit zu München auf seinen Ausfahrten zu Pferde begleitete. Im Herbste 1807 bezog er die Universität zu Landshut, welche damals, sowohl was die Tüchtigkeit der Professoren, als die große Anzahl hochbegabter Studirenden, endlich das freundliche Verhältniß beider zusammen betraf, sich in dem Zustande ungemeiner Blüthe befand. Das Haus des nachherigen Bischofs von Sailer versammelte damals die Elite der akademischen Jugend. Savigny war als jugendlicher Lehrer von Marburg dort hinüber gekommen; Clemens Brentano und seine Schwester Bettina, die jungen Tiroler Salvotti und di Pauli gehörten seinem Kreise an Der Kronprinz Ludwig, welcher selbst an der Ludwigsuniversität studirte, hatte zwar dieselbe bereits wieder verlassen, allein viele junge Männer, welche, wie der nachherige Reichsrath Graf August v. Rechberg, der Oberappellationsgerichts-Präsident Freih. v. Gumppenberg, der Reichsrath Graf Carl v. Seinsheim, Finanzminister, der Cultusminister Eduard v. Schenk, der Geheimrath v. Ringseis rc., später in Bayern eine Rolle zu spielen berufen waren, befanden sich noch daselbst, bildeten, zum Theile mit dem Savigny'schen Kreis, Freyberg's Gefährten in den schönsten und entscheidenden Tagen des akademischen Lebens, und blieben seine Freunde in den schweren Kämpfen, die seine Pilgerfahrt auf Erden verkürzten.

Während dieser akademischen Zeit war es, daß die Aufhebung der landständischen Prälaturen, welche der Aufhebung

der landständischen Verfassung den Weg bahnte, die gewaltsame Deportation der Bischöfe von Chur und Trient, und die Verfolgung ihrer Anhänger, die Tiroler dem Aufrufe derjenigen geneigt machten, welche sie zum Aufstande gegen Bayern trieben. Als sie die Bataillone vernichteten, welche zu ihrer Bewältigung abgeschickt worden, dann die Gränze überschritten und selbst München bedrohten, regte sich das patriotische Gefühl der in Landshut studirenden bayerischen Jugend. Eine Deputation ward abgesandt, den König des Beistandes der Studentenwelt zu versichern, welche die Waffen zu ergreifen, sich mit dem Feinde zu messen begehrte. Aber schon in der Nähe von Moosburg traf die Abgesandten — unter ihnen Freyberg — der den Eifer abkühlende, wohlgemeinte königliche Wille: „Die Buben sollen studiren."

Seltsames Zusammentreffen! Während Freyberg, der nachherige königl. bayer. Reichsarchivs-Director und Staatsrath, zur Vertheidigung des Vaterlandes sich aufmachte, wurde der Angriff auf Bayern von einem anderen späteren Reichsarchivs-Director und Staatsrathe geleitet, dem Akademiker Freih. v. Hormayr, und war der Kampf zwischen beiden 1809 entbrannt, so wurde er, bekanntlich auf bayerischem Boden erneut, erst 1847 beendigt.

Bald hatte Freyberg Gelegenheit, den Krieg in nächster Nähe zu sehen. Als nach der Schlacht von Eckmühl der von der Hauptarmee getrennte linke Flügel des österreichischen Heeres sich auf Landshut zurückzog, der Uebergang über den Fluß von den Bayern forcirt, und die Masse von Munitions- und anderen Wägen, welche nicht schnell genug auf den Hofberg entkommen konnten, in der Stadt abgeschnitten worden war, sprengte ein österreichischer Uhlan vor der St. Martinskirche an einen Pulverwagen heran, riß denselben auf und feuerte, um sich, die Verfolger und Verfolgten, Universität und Stadt, in einem Trümmerhaufen zu begraben, die Pistole in den offenen Karren ab. Sie versagte. Der Mu-

thige spannte auf's neue, als das Geschrei des Entsetzens von Seite eines Bürgers, der sprachlos bisher zugesehen, ihn irre machte. Ohne den Versuch nochmal zu wagen, setzte der Uhlan seinem Pferde die Sporen in die Seite und verschwand im Getümmel. —

Die Anlage zur Poesie, welche schon in diesen Jahren Freyberg's Gemüth vielfach erheiterte, ihm bis in seine letzten Lebensjahre treu blieb, in harten körperlichen Leiden ihn tröstete, im Unglücke ihn aufrichtete, und, als er bereits an der Spitze der Akademie stand, ihn noch zu freundlichen Ergüssen bewog, ist auch wohl Ursache geworden, daß sich sein Sinn so früh der Kunst erschloß, in diesem Gebiete Wurzel schlug. Kaum hatte er 1810 die Universität absolvirt, so begab er sich, von einem unwiderstehlichen Zuge ergriffen, nach dem Süden, besuchte Rom und Venedig, und da die französische Occupation den Dogenpalast, wie den Vatican geplündert hatte, begab er sich auch nach Paris, den Raub des civilisirten Europas, Napoleon's Trophäen zu schauen und die Meisterwerke zu studiren, für die das siegreiche Frankreich, im Geräusche der Waffen, weder Beruf noch Zeit besaß.

Es ist jetzt, wo die Kunstepoche König Ludwig's wie ein Stern an uns vorüberging, eine Anforderung, welcher sich beinahe Niemand mehr entziehen kann, aus der Sphäre des Berufs- und Geschäftslebens, der Alltagswelt hervorzutreten, und die Seele am warmen Hauch der Künste zu erlaben. Bleibt die Leichtigkeit, womit dieses jetzt geschehen kann, eine der herrlichsten geistigen Errungenschaften der Gegenwart, so darf man sich nicht verhehlen, daß, was jetzt eine ungetrübt fließende Quelle des Genusses ist, es nicht vor vierzig Jahren war; Freyberg aber zu den wenigen Männern gehörte, welche, in dem Toben des Krieges und unter den steten Territorialveränderungen in seinem Gefolge, innere Ruhe genug besaßen, nicht bloß selbst den lebensvollen Sinn auf die edleren Schöpfungen des menschlichen Geistes zu richten, sondern auch,

was ihrem Auge klar geworden war, Andern gleichfalls zur klaren Anschauung zu bringen. Seine ersten Schriften, wie über den Phygalischen Fries, das Leben Raphael's, über die Kunstausstellung in München 1817, seine Tagebücher aus Italien, Rom und Venedig, welche von 1819 bis 1823 herauskamen, geben eben so Zeugniß von dem edlen Feuer, das in ihm brannte, als wie er den göttlichen Funken in Andern zu wecken bemüht war, selbst in das Verständniß einer so Vielen verschlossenen Welt kühn und sicher eingedrungen war. Was in dem Garten Europas gleichsam als ein Surrogat für den Verfall der politischen Größe, der Freiheit und Selbstständigkeit Italiens entstanden war, hatte in ihm einen mächtigen Wiederhall gefunden; der an den Mustern ausgezeichneter Künstler geläuterte Geschmack, das tiefe und richtige Gefühl für das Schöne, das vom Wahren unzertrennlich ist, die Kenntniß dessen, was auf einem ungleich herrlicheren Gebiete, als dem unlauterer Leidenschaften vor sich gegangen, blieben auch für ihn kostbare Denkmäler, erleichterten ihm das Eindringen in die lebensvollsten Perioden der neueren Geschichte, und verliehen seinem Geiste jene Frische, daß, als er sich später in das ermüdende Detail archivalischer Forschungen stürzte, das trockene Material ihn nicht, wie so Viele, überwältigte, sondern die Sichtung, Ordnung und Beherrschung, die künstlerische Durchdringung und Belebung des Stoffes in allen seinen Werken hervortritt. Wer aber weiß, wie ungelenk der Stoff der bayerischen Geschichte ist, wird auch das Verdienst zu schätzen wissen, Leben in das Unorganische gebracht zu haben.

Neben dieser Richtung, welche damals als ästhetisch, als unpraktisch und den Sonderling bezeichnend, von mehr als Einem mit scheelem Blicke betrachtet wurde, verabsäumte Freyberg nicht, sich für den eigentlichen Staatsdienst auszubilden. Er bestand im Jahre 1812 den Staatsconcurs mit Auszeichnung und wurde, nachdem er den Acceß bei dem kgl.

Kreis- und Stadtgerichte München angetreten, der kgl. Gesandtschaft zu Wien, welcher der nachherige Staatsminister des Aeußern, Graf von Rechberg, vorstand, beigegeben.

Ehe er dahin abreiste, war er Zeuge, beinahe Opfer, jenes entsetzlichen Unglücks geworden, welches das Hochwasser des Jahres 1813 über so viele Familien der Hauptstadt brachte. Auch Freyberg war an jenem schrecklichen Märztage auf die zweite Isarbrücke gegangen, um den Einsturz eines Hauses in der Au mitanzusehen, welches jeden Augenblick eine Beute der tobenden Fluthen zu werden bestimmt schien. Niemand von den Hunderten, welche sich zu gleichem Endzwecke auf die steinerne Brücke begaben, ahnete ein Unglück; auch Freyberg nicht, welcher, um dem Schauplatze des elementarischen Tobens näher zu seyn, eben das letzte Brückenjoch verlassen hatte, als ein zu seinen Füßen wie ringsum ertönendes jammervolles Getöse ihn veranlaßte, statt zur Au, hinter sich zu blicken. Er stand an einem Abgrunde; die Brücke, welche er soeben überschritten, war hinter ihm mit allen Hunderten, die sie getragen, in den Fluß versunken, das Haus aber, dessen Einsturz man fürchtete, steht noch.

Mußten die schwierigen Verhältnisse, welche bei dem Congresse zu Wien zu schlichten waren, als es sich darum handelte, Bayern seinen gegenwärtigen Länderbestand zu geben, Freyberg eine tiefe Einsicht in unsere auswärtigen Verhältnisse gewähren, so scheint durch die Berührung mit der diplomatischen Welt in ihm das Verlangen entstanden zu seyn, sich mit der inneren und geheimen Geschichte Bayerns näher bekannt zu machen, wie man andererseits in jenen Tagen, welche aufstrebende Talente so gerne unterstützten, willig demjenigen, der bereits einen so tiefen Blick in Bayern's auswärtige Zustände geworfen, eine angemessene Verwendung auch nach dem Schlusse des Congresses anwies. Schon 1816 wurde ihm daher mit dem Titel eines Legationsrathes der Zutritt zu den geheimen Archiven verliehen, eine Stellung, welche er auch nachher behielt, als er zum Regierungsrathe bei der

königl. Regierung des Isarkreises ernannt wurde, wozu sich wenige Wochen vor seiner Vermählung mit der ältesten Tochter des damals in Ungnade gefallenen Staatsministers Grafen von Montgelas, einer durch Geist und edle Weiblichkeit ausgezeichneten Dame — der Titel eines Ministerialrathes gesellte (Januar 1824).

Schon damals hatte Freyberg den Cyclus jener historischen Werke eröffnet, welcher ihm drei Jahre später die Aufnahme als ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften erwarben. Den Uebergang von den kunsthistorischen Werken zu den speciell geschichtlichen bildete aber die dem Könige Max I. gewidmete älteste Geschichte von Tegernsee (1822), jener Abtei, deren hohe Verdienste um die Cultur von Oberbayern, um Religion und Civilisation, um Kunst und Wissenschaft sich mit denen jeder neueren Schöpfung messen können. Zwei Jahre später reihte sich an diese Schrift die von der königl. Akademie zugleich mit zwei anderen Bearbeitungen gekrönte Preisschrift über das altdeutsche Gerichtsverfahren an (1824). Mit der letzteren zumal war ein breiter Boden gewonnen, welchen Freyberg seitdem nicht wieder verließ. Zwar traf ihn kurz nach dem Regierungsantritte des Königs Ludwig dasselbe Schicksal, welches ihn im letzten Regierungsjahre dieses Fürsten überraschte, er wurde in temporären Ruhestand versetzt, jedoch dieß erste Mal mit dem Versprechen baldiger Wiederanstellung, welches denn auch durch Freyberg's am 29. Dezember 1825 erfolgte Ernennung zum Reichsarchivsdirector erfüllt wurde. Dadurch erlangte er diejenige äußere Stellung, in der er nach seinen Vorstudien zu wirken vermochte, und in der sich nun auch auf dem gewonnenen wissenschaftlichen Boden eine ausgebreitete Wirksamkeit für ihn eröffnete.

XIII.

Procopius Freiherr von Freyberg-Eisenberg.

Geschildert von Dr. K. Höfler.

Manibus date lilia plenis.

Virgil.

Zweite Abtheilung.

…lerisches, amtliches und politisches Wirken und letzte Lebensschicksale.

… eine Zeit in Europa, in welcher eine straffe, völ…
Centralisation in allen Zweigen, nach französischem
… die höchste Staatsweisheit galt. Heute, nachdem
…lich in Frankreich, die überaus verderblichen Folgen
… kömmt man mehr und mehr davon zurück, und
… Decentralisation wird dort, wie anderwärts,
… lauter. Auch das allgemeine Reichsarchiv war
… der Centralisationsepoche; aus allen Archiven
…eren reichsunmittelbaren Territorien wurden hier
… Urkunden, bis zum Anfange des fünfzehnten
…, massenhaft aufgespeichert. Während aber hier
… zu bewältigender Urkundenschatz von mehr als
… Million Documenten aus allen Theilen des
… sich centralisirt fand, wurden die zum Theile

äußerst zweckmäßig angelegten äußeren Archive zerstört, fast sinnlos; die Wissenschaft wie der Staat erlitten einen gleich großen Nachtheil. Da bedurfte es also eines Mannes von Geist und Kenntnissen, um für den Schaden, welchen die Anstalt bei ihrer Geburt angerichtet, auch eine ergiebige Frucht hervorzubringen!

Der Geheimerath von Lang, dessen Feder sich zuletzt wider diejenigen kehrte, in deren Interesse er anfänglich geschrieben, hatte als kärgliches Surrogat für die Zerreißung alles inneren Zusammenhanges der Archive des neuen Königreiches die Herausgabe der mageren Regesta Boica begonnen, deren Werth nicht bloß dadurch leidet, daß die Urkundenauszüge so überaus dürftig und unvollkommen sind, sondern daß man nicht einmal annehmen darf, daß bloß die ausgezogenen und einregistrirten Urkunden vorhanden sind; abgesehen davon, daß der ausgesprochene Wille, nur Auszüge von Orginalien zu liefern, die geschichtliche Kunde beeinträchtigt, welche beglaubigte Copien ebenso zu ihren Quellen zählt, als Orginalien. Lang's Behandlung der Regesten, welcher, um unter Hunderten von Beispielen nur Eines anzuführen, bei der Urkunde des Grafen von Dachau, der Bodenstein 1140 dem Bischofe von Bamberg überließ*), von einunddreißig Zeugen, unter welchen zehn Ministerialen, also die Ahnherrn des heutigen Adels, nur Einen, bei der Urkunde Kaiser Friedrichs I. von 1157**) von zwanzig testes des kaiserlichen Urtheilspruches nur sechs anführte, von zwölf Zeugen der Bestätigung gar keinen — war, wie man sieht, so willkührlich, so unwissenschaftlich, daß dadurch der Endzweck der Regesten, dem Forscher die Mühe zu ersparen, die Orginalien selbst zu befragen, gänzlich verkehrt wurde, und die ersten Bände der Regesten geradezu umgearbeitet werden dürften.

*) I. S. 157.
**) I. S. 225.

XIII.

Max Procopius Freiherr von Freyberg-Eisenberg.

Geschildert von Dr. K. Höfler.

Manibus data lilia plenis.
Horat.

Zweite Abtheilung.

Schriftstellerisches, amtliches und politisches Wirken und letzte Lebensschicksale.

Es war eine Zeit in Europa, in welcher eine straffe, rücksichtslose Centralisation in allen Zweigen, nach französischem Vorbild, als die höchste Staatsweisheit galt. Heute, nachdem sich, namentlich in Frankreich, die überaus verderblichen Folgen entwickelt, kömmt man mehr und mehr davon zurück, und der Ruf nach Decentralisation wird dort, wie anderwärts, lauter und lauter. Auch das allgemeine Reichsarchiv war eine Frucht der Centralisationsepoche; aus allen Archiven der früheren reichsunmittelbaren Territorien wurden hier die ältesten Urkunden, bis zum Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts, massenhaft aufgespeichert. Während aber hier ein nicht zu bewältigender Urkundenschatz von mehr als einer halben Million Documenten aus allen Theilen des Königreichs sich centralisirt fand, wurden die zum Theile

und zum Ministerialrathe ernannten Frhrn. v. Hormayr erschien, hatte Freyberg bereits ein anderes Werk begonnen, welches beweisen konnte, wie richtig er dasjenige erkannt hatte, was der bayerischen Geschichte zu einer tiefen und quellenmässigen Auffassung noch fehlte. Denn anstatt nach jener modernen Taschenbuchmanier in irgend einer Periode der bayerischen Geschichte nur den Stoff zu einer akademischen Gelegenheitsrede zu erblicken und durch einen vielfach gesuchten Effect eine vorübergehende Bewunderung der geistreichen Behandlung zu erzielen, hielt es Freyberg seiner Stellung als Reichsarchivs-Director angemessener, die Beziehungen der bayerischen zur deutschen und europäischen Geschichte in allen Perioden in einer Sammlung von Quellenschriften zu erweisen, und was Jahrhunderte lang in der Unnahbarkeit der Archive verborgen gewesen, dem gelehrten Forscher, wie der grösseren Anzahl der Geschichtsfreunde zu eröffnen. Er hegte hiebei den Gedanken, welcher Pertz und die Herausgeber der Separatabdrücke der ältesten Quellenschriftsteller Deutschlands, eines Einhart, Ruotger ꝛc., noch jetzt leitet, daß keine noch so treue Compilation die Frische und Genuität eines Original-Schriftstellers ersetze, und für die Kenntniß und richtige Auffassung einer bestimmten Zeit die Lectüre eines aus dieser hervorgegangenen Autors weiter fördere, als die auf der Kenntniß gedruckter Werke beruhenden Ausarbeitungen Späterer. Endlich mochte ihn hiezu, gleich Fink und Frhrn. v. Aretin, die Einsicht in die Masse des erst noch zu verarbeitenden handschriftlichen Stoffes vermögen, von dessen Ausdehnung und Wichtigkeit für die Geschichte sich wirklich nur der eine Vorstellung machen kann, der nach ausgebreiteten historischen Vorstudien zur Verwaltung eines grösseren Archives gelangt.

Ein außerordentlich reichhaltiges Material tritt uns denn auch in den „historischen Schriften und Urkunden“

entgegen und beweist, wie Freyberg von Anfang an nicht der kleinlichen Art und Weise jener Archivare huldigte, die da meinen, sie besäßen die Kenntniß ihrer Archive, wenn sie auch nur ihre Repertorien kennen. Waren die historischen Schriften und Urkunden für diese eine Aufforderung tiefer hinabzusteigen, und sich mit der historischen Bedeutung der Archivalien bekannt zu machen, so waren sie zu gleicher Zeit sprechende Zeugnisse gegen die, die da meinen, die Geschichte sei eine abgegränzte Wissenschaft, und die Thätigkeit des Historikers bestehe höchstens darin, je nach der Subjectivität des Einzelnen die abgeschlossene Thatsache in vollerem oder minder vollem Lichte zu zeigen, etwa sie gleich einer Schaumünze zu drehen und zu wenden. Auch Freyberg wußte wohl, welche Gefahr er laufe, wenn er der von Compendium zu Compendium wandernden geschichtlichen Ansicht durch neue Thatsachen entgegentrete; er besaß aber Muth genug, während er selbst vor der herrschenden Meinung so viel voraus hatte, als die neue Forschung der recipirten, von der Mehrzahl der sogenannten Gebildeten, getheilten Ansicht voraus eilt, auch auf die Gefahr der persönlichen Verkennung hin, den Satz geltend zu machen, daß keine Wissenschaft weniger abgeschlossen sei, als die Geschichte, von keiner mehr es gelte, daß der Tag den Tag belehre, als von ihr, die Summe der unbestreitbaren Thatsachen, wie schon Johann von Müller bemerkt, sich auf ein ziemlich Geringes erstrecke.

Wie schwer es aber namentlich in der bayerischen Geschichte sei, zur Wahrheit durchzudringen, und wie hier besonders noch mehr verlangt werde, als bloß Wissensdurst und Wahrheitsliebe, zeigte er für diejenigen, welche im Spiegel früherer Zeiten die spätern zu erkennen vermögen, in dem Traume Balde's über den Verlauf der bayerischen Geschichte. Der ruhmgekrönte Dichter, aufgefordert, die Zeit Maximilians I. zu beschreiben, sah durch die Censur, welche

der Churfürst selbst übte, „das Kräftigste und Treffendste gestrichen.“ Sein Zeitgenosse Rader, trat, Gefahr witternd, vor der Epoche Ludwig des Bayern zurück; Brunner, welcher die schwere Periode zu beschreiben wagte, fiel in Maximilians Ungnade; Burgundius erlebte es, daß sein Werk von dem erzürnten Churfürsten zu Boden geworfen wurde. Da zog sich der kluge Biselius, zu gleicher Arbeit berufen, schon nach einem Jahre von der bayerischen Geschichtschreibung mit den Worten zurück: „ihm gefalle ein Weib nicht, das schon vier Männer ermüdet.“ Auch Freyberg stieß mehr wie einmal auf unbesiegbare Schwierigkeiten. Sie zu bewältigen, war nur dem Manne vorbehalten, der den Helden, welcher nun einmal nicht bloß ein Kaiser, sondern auch ein großer Kaiser seyn mußte, selbst zum Dichter und Gelehrten machte, obschon Ludwig der Bayer selbst erklärt hatte, er sei nur ein einfacher Soldat, miles, scripturarum et literarum subtilitatum ignarus.

Freyberg hatte sich mit der Sammlung historischer Schriften ein weites Feld gezeichnet; es umfaßte, wenn man die von dem gelehrten Professor Moritz bearbeiteten codices von Ensdorf und von Passau dazu rechnet, beinahe alle Jahrhunderte der bayerischen Geschichte. Wir finden darin mit dem alten Kaiserrechte, in dem es heißt: „Der herzoge von Bayern hat' die vierden stimme an der kur und ist des reiches schenke“, Kaiser Ludwig's Rechtsbuch, das diejenige Sphäre der Wirksamkeit des baierischen Kaisers eröffnet, welche wahrhaft segenbringend war; mit der berühmten Synode von Altheim (916) die Casseler Reimchronik aus dem XIV. Jahrhunderte, den Behmprozeß Caspar des Torringers, wie Albrechts III. Verhandlungen über die böhmische Krone; mit dem III. Theile von Wiguläus Hund's bayerischem Stammbuche (nach Libius und Oefele) den lehrreichen Briefwechsel Herzog Albrecht's V. mit Kaiser Max II., des Herzogs Ferdinand Reise nach Italien,

wie vertraute Briefe Herzog Maximilian's I. und Churfürst Maximilian's II.

Mitten in dem, was von der Größe und dem Ruhme Bayern's Zeugniß gibt, stößt man dann auf die mit Trauer erfüllten Aufzeichnungen des Pfalzgrafen Otto Heinrich über Leben und Sterben seines Bruders Philipp, von dem er tiefbetrübt meldet: „ist also mein lieber Bruder seelig, zeitlich davon zu reden, vor ein fürsten elendtlich gestorben, daß ich glaub, daß in fiehl Jahren khein fürst nie so elendt ist gestorben, er hat weder landt noch leidt, weder Regierung verlassen noch gehabt, ich will geschweigen weder ein Dörfchen oder ein Haus, darinnen er hat wohnen mögen, das sein aigen gewest war, will geschweigen, in waß hoch Bekhümmernussen, anfechtungen etlicher schulden, auch andre Verhindernüssen, die ihm begegnet ist, zusambt solches großes schmerzens seiner krankheith erlitten hat und gedult“ — in Wahrheit, somit eines der nackten Knäblein mit dem Steckenpferde, wie sie das Wappen der jungpfälzischen Hauptstadt darstellt.

Es lag nicht in Freyberg's Art, lange zu argumentiren, wohl aber durch die That zu zeigen, was er wollte. Eben deshalb hatte er auch denen entgegen, welche in der bayerischen Geschichte gerne Land und Volk auf die Seite schieben möchten, schon in der Sammlung der historischen Schriften den Stoff möglichst gleich zur Beleuchtung der dynastischen Anforderungen, wie zur Aufhellung der Volksgeschichte aufgenommen.

Diesen Standpunkt, angemessen einem Vertreter des Landadels, den die Natur der Dinge hinweist auf Behauptung der richtigen Mitte zwischen dem dritten Stande und der Krone, hielt Freyberg auch in dem größten seiner historischen Werke fest, das man als das rühmlichste Denkmal seiner Wirksamkeit als Reichsarchivar betrachten kann, in der Geschichte der bayerischen Landstände (2. Bde. 4. 1828), an welche sich sodann in vier Quartbänden die durch eine

akademische Rede eingeleitete pragmatische Geschichte der bayerischen Gesetzgebung und Staatsverfassung seit Max I. anschloß.

Beide Werke, welche sich gegenseitig ergänzen, bezeichnen den Höhepunkt seiner literarischen Thätigkeit, sowie, neben dem außerordentlichen Umfange seiner Kenntnisse der vaterländischen Geschichte, sein Hauptziel in einer Zeit, welche ebenso nach neuen Gesetzen dürstete, als sie durch Aufgebung der historischen Basis den Ausspruch jenes großen Rechtsgelehrten bestätigen zu wollen schien, der ihr den Beruf zur Gesetzgebung absprach. Schon der innere Zusammenhang beider Werke unterscheidet Freyberg's Arbeit von der Geschichte der bayerischen Landstände (1822) des nachherigen Präsidenten von Rudhart. Freyberg war es nicht blos darum zu thun, eine übersichtliche Darstellung des ständischen Wesens, sondern eine bis in's Einzelne eindringende Geschichte der Entwicklung der Volksfreiheiten, des Kampfes der Stände mit der Fürstenmacht, ja der politischen Bewegung des eigentlichen Volkslebens zu geben. Denn wo wollte man in den Zeiten des Verfalles des Bauernstandes und der consequent fortschreitenden Ausbildung der Fürstenmacht dieses noch suchen, wenn nicht bei seinen gesetzlichen und althergebrachten Vertretern, die zwar gerne dem Herzoge erklärten*): „es stehe nicht in ihrer Meinung mit ihrem Fürsten von der Freiheit zu disputiren; eines jeden Herz und Gemüth sey, sich gegen ihn als ihren rechten Herrn zu halten“, aber auch als getreue Unterthanen der Zuversicht lebten, „der Herzog werde sich auch als ihr gnädiger Landesfürst beweisen und sie bei ihrer Freiheit belassen.“ Selbst in ihrer letzten allgemeinen Zusammenkunft 1669 — denn die unter dem Churfürsten Max Joseph IV. bereits ausgeschriebene allgemeine

*) Pragm. Geschichte der bayer. Gesetzgebung B. I. S. XVII.

Versammlung der Stände verhinderte der Graf v. Montgelas, befürchtend, sie möchte ein Nachhall der assemblée nationale werden — gaben sie gleich einer testamentarischen Bestimmung die Willensmeinung: „wie sie für alles, was in dem Nutzen des Landes verwendet wird, einzustehen hätten, wie sie sich aber auch den vom gesammten Reiche verfaßten reichsverfassungsmäßigen Beschlüssen nicht entziehen könnten“ *).

Man hat bekanntlich bei dem Aufbaue der neuen Monarchien die noch vorhandenen ständischen Elemente meist dem Repräsentativsysteme zu Liebe aufgeopfert, welches im Sinne und nach der Lehre moderner Volkssouveränität ausgeführt, selbst nur der Vorläufer des unumschränkten Wahlrechts, weder dem Königthume Stärke, noch der Nation wahre Freiheit, am wenigsten aber dem Staate Kraft verleiht, wohl aber, wie seine Anhänger selbst sagen, auf einer Fiction beruhend, Argwohn und Spannung mehrt, und noch immer, wo es sich consequent auszubreiten vermochte, einen Vernichtungskampf zwischen Königthum und Volkspartei veranlaßte. In den früheren Zeiten verdankte Bayern mehr als einmal seine Erhaltung der landständischen Verfassung, die, mit dem Volke verwachsen, noch vorhanden war, selbst als die landesherrliche Regierung, der Staat, wie wir es jetzt nennen, durch die Ereignisse des Krieges beseitigt war; in ihr bestand die wahre politische Bewegung des Volkes, die Ziel und Maaß im eigenen Schwerpunkte fand, und selbst in den Tagen des leidenschaftlichen Umsichgreifens, als man unter Herzog Wilhelm IV. zu dem drastischen Mittel seine Zuflucht nahm, Fürst und Volk vor den bösen Einflüssen der Hofpartei zu retten, letzterer „den Laufzettel“ zu schreiben, war die Abweichung von dem rechten Gleichgewichte nur vorübergehend und die Störung desselben von Außen hergekommen. Dagegen wurden in Bayern Scenen wie die in Preußen, wo die Stände ihrem Herzoge mit Schlägen drohten, abgewendet durch den

*) L. c. I. S. 195.

gesetzlichen Sinn des Volkes, die Achtung fremder Rechte, welche die Bürgschaft für die Erhaltung der eigenen ist, die Gegenwirkung der einzelnen Stände selbst, von denen der Prälatenstand, so gut wie der der Ritter oder der Städte den Interessen der Andern nicht blindlings folgte, endlich durch die Kraft der einzelnen Fürsten.

Wie aber die letztere, namentlich im Zeitalter der Glaubensspaltung sich bewährte, die Unsicherheit der Zeiten eine größere Concentration der Gewalten nothwendig machte, der Verfall der Kaisermacht und das Aufkommen des römischen Rechtes die Ausbildung der Territorialmacht begünstigten, Bayern's entschiedenste Fürsten unverholen das Ziel sich steckten, die ständische Macht zu brechen, ist dann nicht blos der Gegenstand des begonnenen Werkes, sondern recht eigentlich der Inhalt der pragmatischen Geschichte der bayerischen Gesetzgebung, die ich eine Geschichte der Ausbildung der Territorialmacht zum Absolutismus des XVIII. Jahrhunderts nennen möchte, wie kaum ein anderes Land eine ähnliche aufzuweisen hat.

Beide Schriften zusammen sind wahre Fundgruben der schätzbarsten historischen Nachrichten, und da in den Gesetzen die Gebrechen der Zeit sich am treuesten abspiegeln, ein wahres Bild der Macht Bayern's unter den vier ersten Fürsten des wilhelminischen Zweiges, seines Verfalles unter den vier letzten. Kehrt nun das Alte, namentlich bei einem Volke, welches so sehr an seinen Gewohnheiten hängt, wie das bayerische — wenn auch in veränderter Gestalt beständig wieder, so müssen Darstelluugen dieser Art auch einen bleibenden Werth für den Gesetzgeber, den Beamten, den Richter, wie den Gelehrten, für jeden haben, der nicht blos dem Taggeschlechte angehört. Und ist diese Quelle der reichhaltigsten Belehrung für Alle, die ein Herz für's Vaterland besitzen, ein ehrenvolles Denkmal, das Freyberg in der Literatur der deutschen Geschichte sich für lange Zeit gesetzt, so ist sie auch ein bisher nicht erreichtes, ein wohl schwer zu erreichen-

des Vorbild für die Thätigkeit bayerischer Archive, der sprechendste Beweis, wie ein Mann von Geist, tüchtigem Willen und soliden Kenntnissen die Archive fruchtbar zu machen verstand.

Rechnet man nun noch hinzu, daß Freyberg in der Zeit, als er die eigene Thätigkeit wie die ihm zunächst untergebenen Kräfte zur Abfassung dieser ausgedehnten Schriften verwandte, gleichsam um sich zu zerstreuen, die „Löwenritter," einen historischen Roman, die „Staufer von Ehrenfels," halb Roman und halb Geschichte, dann, nachdem die poetische Ader sich einmal durch die Klippen des historischen Studiums den Weg gebahnt, einen Cyclus von „Novellen" (1828), „die malerische Reise nach Oberitalien" (1830), die „heiligen Reime spanischer Sänger" schrieb, seit 1832 die Leitung der bayerischen Annalen übernahm, so kann man sich eine Vorstellung von der geistigen Concentration, dem Ernste und dem schaffenden Leben machen, das Freyberg entwickelte.

Es würde aber nothwendig hiedurch seyn, dem Innerlichen so sehr zugewandter Sinn der Außenwelt geradezu entfremdet worden seyn, wäre nicht der Mann, welcher an tiefer Kenntniß der früheren Zustände unseres Vaterlandes alle anderen zu überragen begann, von zwei Seiten veranlaßt worden, seine Thätigkeit auch andern als gelehrten Arbeiten zuzuwenden. Schon im Jahre 1828 war ihm mit Beibehaltung seiner Stellung bei dem Reichsarchive das Referat im obersten Kirchen- und Schulrath anvertraut, er zum Ministerialrathe ernannt worden. Als solcher wohnte er auch unter dem Vorsitze des Ministers v. Schenk der Commission bei, welche zur Prüfung des Studienplanes ernannt worden war, und durch ihre Zusammensetzung mit würdigen und theilweise ausgezeichneten Männern zu den größten Hoffnungen berechtigte. Einige Zeit später erhielten die Archive und Archivsconservatorien ihre neue Einrichtung, der gemäß sie dem Reichsarchive untergestellt wurden, dessen Refort also in einem Grade

erweitert wurde, von welchem es zweifelhaft bleibt, welcher Vortheil dadurch dem Staate, den auswärtigen Archiven zumal oder auch nur dem Reichsarchive erwuchs, welches um Nutzen aus dieser Einrichtung zu ziehen, sich vor Allem mit denjenigen umgeben mußte, die den auswärtigen Dienst aus eigener Erfahrung kennen gelernt hatten. Diese in der Natur der neuen Organisation gelegene Einrichtung gleichfalls durchzusetzen, war aber Freyberg nicht vergönnt, so daß die Organisation selbst somit nur eine halbe blieb, ihres eigentlichen Sinnes entbehrte.

In dem nächstfolgenden Jahre 1838 wurde der bisherige Ministerialrath zum Staatsrathe ernannt und vertrat Freyberg als solcher wiederholt und in schwierigen Geschäften das Ministerium des Innern. Als dann Schelling „zur Lösung einer das Wohl Deutschlands berührenden Aufgabe" dem Rufe S. M. des Königs von Preußen folgte, wurde auch die Vorstandschaft der königl. Akademie der Wissenschaften und des Generalconservatoriums Freyberg übertragen. Wie ihn aber das Vertrauen des Königs Ludwig zu diesen Stellen erhob, hatte ihn bereits 1830 das Vertrauen seiner Standesgenossen in den Landrath, von 1835—1848 regelmäßig in die Kammer der Abgeordneten berufen.

Die Aufregung, welche der Antheil an politischen Debatten täglich, stündlich schafft und erhält, die ermüdende Erledigung der in ihrer größten Vielheit doch immer eine gewisse Monotonie bewahrenden Nummern des Geschäftslebens, und die Ungetheiltheit, Ruhe und Sammlung des Geistes, welche der gelehrte Beruf verlangt, sind drei von einander so strenge geschiedene Sphären, daß in der Regel die eine schon die ganze Thätigkeit eines Mannes in Anspruch nimmt, und selbst die Wenigen, welche neben dem Antheile an politischen Dingen noch Muße für literarische Beschäftigungen finden oder neben dem Geschäftsleben noch hierin thätig sind, es in der Regel durch frühzeitige Consumtion ihrer Kräfte büßen müssen, dem Verlangen des inneren Genius auch neben der äu-

ßeren Thätigkeit Raum gegeben zu haben. Ist es daher doch seit Lori's Schicksal eine gewöhnliche Sache, wenn die literarische Wirksamkeit den Gebietenden unbequem geworden, den Gelehrten in das Geschäftsleben zu versetzen, dessen polypenartigem Umfangen die meisten sich nicht mehr zu entwinden vermochten. Aus der dreifachen Verstrickung rettete jedoch Freyberg theils die poetische Stimmung seines Geistes, theils die praktische Richtung, welche seine Studien von Anfang an gewonnen, so daß er einen leichten Uebergang vom Geschäftsleben zur Literatur, von dieser zu jenem fand; endlich entwickelt der menschliche Geist in ehrenvoll zusagenden Verhältnissen eine eben so große Spannkraft als es unter entgegengesetzten ungewöhnlicher Energie bedarf, sich von den Fluthen des Mißgeschickes nicht bedecken zu lassen.

Mitten unter dieser beinahe erdrückenden Thätigkeit, welche sich bis 1847 in kaum mehr zu bewältigender Art vermehrte, wurden nicht nur die Regesten fortgesetzt, sondern auch neben den neuen Beiträgen zur vaterländischen Geschichte und Topographie 1837, der Einführung und Beleuchtung des codex traditionum Sancti Castuli in Moosburg 1840, die Geschichte H. Ludwig des Brandenburger's in den Denkwürdigkeiten der historischen Klasse, und die Biographie H. Ludwig's des Reichen von Bayern-Landshut ausgearbeitet, welche zwar nur im Manuscript vorhanden, dadurch aber besonders wichtig ist, daß sie Bayern in dem Zeitpunkte behandelt, als es anfing, gegen das übermächtige Haus Habsburg sich auf Ungarn und Böhmen zu stützen, und selbst die Grundlagen zu der in späterer Zeit so folgenreichen Verbindung mit Frankreich zu legen.

Das Lehrreichste jedoch, was meinem Gefühle nach Freyberg in jener Periode verfaßte, war die in öffentlicher Sitzung der Akademie vorgetragene Gedächtnißrede auf den ehemaligen Staatsminister Grafen v. Montgelas 1839, welche ihrem Hauptinhalte nach aus den noch nicht zur Veröffentlichung bestimmten eigenhändigen Denkwürdigkeiten des vieljährigen

Leiters der bayerischen Politik fließend, den Bau jenes Systems nachwies, das Bayern aus dem drohenden Schiffbruche des 27jährigen Continentalkrieges herausriß und die neue Monarchie auf Fundamenten begründen half, die den Umsturz der alten ständischen Ordnung, des Clerus und Adels, in sich schlossen. Haben wir vor unsern Augen gesehen, wie im entgegengesetzten Sinne gehaltene Maaßregeln der Epigonen das starke System allwaltender Polizeigewalt erschütterten, dann auf's Neue die wankenden Steine zusammengekittet wurden, bis endlich die verhängnißvolle Stunde den Tragstein des Ganzen zerschmetterte; sahen wir dann, wie in der dritten Generation der Sturm, welcher Centraleuropa durchbrauste, die Fundamente des Baues erfaßte, und stehen wir jetzt gleich den Juden unter dem idumäischen Fürsten zwischen dem unvollendeten Neubaue und dem noch nicht völlig niedergerissenen Altbau: so lehrt die Rede die furchtbaren Schwierigkeiten, die maaßlosen Opfer, wie die außerordentliche Kraft des Geistes kennen, die es kostete, in Mitten einer theils fieberhaft gährenden, theils chaotisch verschwommenen Zeit ein Neues zu schaffen. Aus dem Untergange des deutschen Kaiserreiches, aus dem Umsturze der kirchlichen Anstalten, aus der Vernichtung der landständischen Verfassung war wie aus drei Factoren nach einer ungeheuern Reihe von Organisationen, die da kamen und als Geburten der Noth des Augenblicks auch schnell wieder verschwanden, die neue Monarchie mit ihrer Krone und dem Bestande ihrer Länder hervorgegangen: der Zeiten und des Grafen von Montgelas Werk. Es war der Mühe werth, dieß öffentlich nachzuweisen, und diesen Act historischer Pietät gegen einen Staatsmann auszuüben, der, dem Freiherrn durch verwandtschaftliche Bande verbunden, am Abend seines Lebens in seinen tiefsten Ansichten sich mit denen befreundet hatte, welche Freyberg von früherer Jugend an bis zum Tode als das Endziel aller menschlichen Wirksamkeit betrachtete. — Dieselbe Ungunst indessen, welche diese Rede erfahren, die ob-

wohl das Tüchtigste, was über die neuere Geschichte Bayerns geschrieben worden,. ich nicht Einmal citirt gefunden, hatten auch Freyberg's Erzählungen aus der bayerischen Geschichte zu bestehen, deren 2 ersten Bände im Drucke, der dritte im Manuscript vollendet wurden. Sie gehören unstreitig zu dem Besten, was über bayerische Geschichte herausgekommen; namentlich herrscht in der Einleitung zum ersten Bande ein so tiefes, sinniges Verständniß des germanischen Heidenthums, eine so scharfe Auffassung des ursprünglichen Wesens unserer Nation, daß das große Problem des verhältnißmäßig so leichten Ueberganges unserer Vorväter zum Christenthume, wodurch sie die Weltgeschichte an sich rissen, erst dadurch zur klaren Anschauung kam. Leider schadete den Erzählungen, die nicht Fragmente sind, sondern die fortschreitende Entwicklung eines der edelsten deutschen Stämme in anmuthiger Erzählung berichten, ihr dem Inhalte nicht entsprechender Titel. Sie sind Erzählungen nur, in wie ferne alle Historie Erzählen (ἱστορεῖν) ist, im Uebrigen die Resultate der ernstesten Studien, welche, wie man eben Dinge schreibt, die längst geistiges Eigenthum geworden sind, ohne äußere Hülfsmittel zu Rathe zu ziehen, auf ein leeres Blatt Papier niedergeschrieben werden, längst verarbeitet und durchdacht, eine siegreiche Bewältigung des Materiales, das Andere erdrückt, oder von ihnen, gleich wie aus einer Walzmühle, mühsam in dicken Bänden durchgetrieben wird. Der dritte Band umfaßte die Periode der Welfen somit das Ganze die ältere Blüthezeit Bayerns, als dieses noch seine Größe in der Größe des Kaiserthumes erblickte, und mit diesem auf das Innigste verbunden, seine Herzoge als deutsche Kaiser oder doch als Schirm und Hort jener höchsten irdischen Gewalt sah, dessen Träger, wie es hieß, dem Reiche „Hulde schwor, daz er daz recht sterke und unrecht krenke, und das riche verspreche an seinem rechte, und daz riche alle zit mere und nit ermer mache.“ *)

*) Des Schwabenspiegel Landrechtsbuch C. 101.

In dieser Art und Weise war die Thätigkeit des Frhrn. v. Freyberg nicht blos äußerst vielseitig, zwar ungewöhnlich getheilt, für ihn selbst ruhelos, aber auch fruchtbringend, stets nach Einem Ziele gerichtet, des Zweckes, wie der Mittel sich sehr wohl bewußt.

Sein ganzes Leben bestand in Schaffen und Wirken und der höchste Genuß darin, sich des richtig Erkannten, des wohldurchdrungenen, des geistig Bewältigten zu erfreuen.

Schon sein Aeußeres machte den Eindruck eines Mannes, der niemals sich Muße gönnte, in geistiger Arbeit erstarkte, nur den Gedanken hatte, die schwere Last zu tragen, welche theils innerer Beruf, theils der Wille des Königs ehrenvoll auf ihn geladen. Heiter im Umgange, erschloß er gerne im Freundeskreise die ganze Kindlichkeit eines vom Hauche der Welt unentweihten, edlen Gemüthes. Anspruchslos und bescheiden liebte er es, sein Wissen eher zu verbergen, und indem er Andere veranlaßte, das Ihrige zu zeigen, die eigenen Kenntnisse zu prüfen, den Schatz des eigenen Wissens zu vermehren, anderen freundlich davon mitzutheilen. Strenge gegen sich selbst, milde gegen Andere, mit Worten karg wie mit seiner Zeit, war ihm Andern wohl zu thun ein nie ermüdendes Geschäft. Es hätte zu seinen größten Freuden gehört, ein reiches geistiges Leben um sich her zu verbreiten, weßhalb er auch nichts so sehr bedauerte, als daß ihm in den Stellen, welche er bekleidete, die Mittel nicht gegeben waren, sei es die Endzwecke der königl. Akademie, sei es die des Reichsarchives so zu fördern, wie er wünschte, und das literarische Bedürfniß gebot. Hielten ihn Geburt und Erziehung von jeder leidenschaftlichen Heftigkeit, geschweige von der Ungeschlachtheit der Diction, der Prärogative untergeordneter Naturen gleich sehr ab, so war er doch bereit, den hingeworfenen Handschuh mit männlichem Muthe aufzunehmen, verschmähte aber eben deßhalb jede Intrigue, jeden falschen

hinterlistigen Zug. Ein durchaus gerader rechtlicher Charakter bezeichnet all sein Wirken, wie sein äußeres Benehmen jene edleren aristokratischen Formen schmückten, die ihm zur zweiten Natur geworden waren. Fühlte er sich als Sprosse eines alten Stammes, so fühlte er auch die doppelte Pflicht, sich der Ahnen nicht unwürdig zu erweisen. So war er Aristokrat im edelsten Sinne des Wortes; eben deßhalb war auch seine Liebe zum Königthume zutiefest in seinem Wesen begründet; durch geschichtliche Studien genährt, mit seinem ganzen Seyn verwachsen. Hätte er in den Kreuzzügen gelebt, er würde mit jenem Ritter gewetteifert haben, welcher, als im heißesten Kampfgewühle Richard Löwenherz, von den Saracenen umringt, nicht mehr zu retten schien, laut ausrief: „Ich bin der König!" und nun selbst gefangen, Leben und Freiheit seinem Könige rettete.

So aber einem weniger romantischen Zeitalter angehörig, reihte sich Freyberg jener Klasse von Staatsmännern an, die dem aufsteigenden Sturme der Revolution durch Verstärkung der Regierungsgewalt begegnen zu können hofften. Dieses Gepräge trugen auch entschieden alle seine Handlungen als Mitglied der höchsten politischen Corporation. Allein eben so entschieden verlangte er auch von der Regierung Selbstbeschränkung, Bewahrung eines Rechtszustandes, Aufrechthaltung der Sitte, Anknüpfung an die höchsten Endzwecke des menschlichen Daseyns, Erkenntniß und Bethätigung der Erkenntniß, daß der Staat nicht für sich selbst, sondern eines höheren Endzweckes willen vorhanden sei. Gerade weil es sein Stolz war, des Königs treuer Diener nicht bloß zu heißen, sondern auch zu seyn, war er über das, was das Königthum zu erstreben habe, für sich niemals im Zweifel, und so sehr er deßhalb bereit war, einem energischen Willen so weit nur immer möglich nachzugeben, und indem er das Unliebste erduldete, es kaum sich selbst, geschweige Andern gestehend, so gab es

doch Eine Schranke, die zu überschreiten, Niemand in der Welt ihn bewegen konnte.

Drei und dreißig Jahre lang hatte er in dieser Art gewirkt, in der Kammer der Abgeordneten, wie im Staatsrathe, in den Sitzungen der königl. Akademie, wie als Schriftsteller seine Grundsätze ausgesprochen, die Resultate seiner Forschungen mitgetheilt, im Leben bewährt, was er wissenschaftlich begründet, die Anforderungen der Kirche, wie des Königthums, des Staates wie der Wissenschaft stets zu vereinigen bemüht. Zu den äußeren Ehrenstellen war die vielfache Wahl als Ehrenmitglied: der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften in Prag, der Gesellschaft für nordische Alterthümer in Kopenhagen, vieler historischen Vereine in Deutschland 2c., zu dem adeligen Hausorden des heiligen Georg, dem der bayerischen Krone, sowie der Danebrog hinzugekommen. Ein reiches schönes Leben lag hinter ihm; ein nicht minder reiches schien sich ihm aber erst noch zu eröffnen, als nach dem freiwilligen Rücktritte des Frhrn. v. Schrenk das Vertrauen des Königs den Staatsrath von Freyberg zur Uebernahme des Cultusministeriums (Februar 1847) berief. — Der Frhr. v. Freyberg lehnte diese ihm übertragene Würde entschieden ab. Ueber die Motive dieses seines Entschlusses hat er sich aber selbst niemals ausgesprochen, auch nicht einmal seinen intimsten Freunden mitgetheilt, welche Anträge ihm damals gestellt worden. Er handelte auch hierin, wie in allen Lagen seines Lebens selbstständig, als ein Mann, der keine andere Richtschnur kannte, als die Stimme der Pflicht und seines Gewissens allein. — Vier Monate später war Freyberg aller seiner Stellen entkleidet, der eines Staatsrathes, eines Vorstandes des allgemeinen Reichsarchives, eines Vorstandes der Akademie und des Generalconservatoriums; er verlor fast Alles, was der Staat oder königliche Gunst verleihen konnten. Es blieben ihm — die Ruhe seines Gewissens, seine Verdienste um die Wissenschaft, wie um das Vaterland, die Hoheit seines Ge-

räthes, womit er die härtesten Schläge des Geschickes ruhig
nd unerschüttert trug. Sein Nachfolger im Allgemeinen
Reichsarchive ward der Frhr. v. Hormayr, dem nach einer
ngen und sorgfältigen Extradition das Reichsarchiv über-
eben wurde, dasselbe, wie die untergeordneten Archive in
em ihm eigenen Sinne zu verwalten. Die Fortsetzung der Rege-
ten verblieb Freyberg — aber ohne die Macht, über die bisher
hätigen Kräfte zu verfügen. Erst nachträglich wurde ihm das
Recht der Staatsräthe, zum außerordentlichen Dienste ver-
endet zu werden, zuerkannt.

Man erzählt sich von König Karl V., daß er nach frei-
illiger Niederlegung seiner Kronen in San Just, Gott für
ichts so sehr gedankt habe, als daß er ihm die Ruhe zur
Vorbereitung für das Allen gemeinsame Ende geschenkt. Ist
s erlaubt, die Gesinnung eines Privatmannes, der mit einem
Male den Endzweck seines Lebens, fast könnte man sagen,
as Leben selbst verlor, mit der eines großen Kaisers zu ver-
leichen, so möchte ich diesen Vergleich wagen. So tief den
rhrn. v. Freyberg die erlittene Behandlung schmerzte, so herr-
ich zeigte sich jetzt der Adel seiner Seele. Sah Joseph von
Görres, auf dem Todbette mit dem Schicksale der Völker
eschäftigt, im ahnenden Geiste ihr Dahinschwinden im Par-
eigewühle voraus, so beklagte der Frhr. v. Freyberg, als
s ihm nicht mehr vergönnt war, seine Stimme zur Abwehr
es Unheils zu erheben, nichts so sehr, als den drohenden
Umsturz der alten Monarchie. Die Zerreißung seiner lite-
rarischen Pläne, die Zerstörung seiner politischen Existenz,
selbst das Härteste, als nach Hormayr's frühem Tode, ihm
ie Stelle nicht wieder zu Theil wurde, die er zwei und
wanzig Jahre mit Ehren bekleidet, brachte keine Klage über
eine Lippen, aber erschüttert durch die Umwälzungen zehrte
as Unglück der Zeit im Stillen am Mark seines Lebens.

Am 15. Januar 1851 überfiel ihn auf einmal die Krank-
eit, deren tödtlicher Charakter sich sogleich zu erkennen gab.
Doch ward ihm so viel klares Bewußtseyn zu Theil, mit

vollster Hingebung die Tröstungen der Religion empfangen, zum Tode sich vorbereiten zu können, mit dessen Gedanken er sich längst vertraut gemacht hatte. Vom Anfange seines thätigen Lebens hatte er ein gründliches Studium als eine der Bedingungen erachtet, selbst zum Frieden zu kommen, dieses höchste Glück der Erde auch Anderen bereiten zu können. Er hatte, so weit seine Kräfte nur immer reichten, darnach getrachtet und das Verhältniß des Menschen zu Gott, das er in seinen wenigen bekannten ascetischen Schriften so tief erfaßt, zu inniger Anschauung zu bringen gewußt. Er war hinabgestiegen in die geheimnißvolle Werkstätte menschlicher Gedanken und Empfindungen, um die wahren Gründe der Thatsachen zu erforschen und seinem Geiste den inneren Zusammenhang der Begebenheiten klar zu machen. So konnte er enden, wie er gelebt, ruhig, anscheinend schmerzlos, mit ungetrübter Heiterkeit in seinen Zügen, mit einem Frieden, wie er nur denen sich mittheilt, die ihn in Gott gefunden.

Er starb am 21. Januar 1851 — in der unablässigen Förderung des eigenen geistigen Lebens, in Fleiß und Hingebung für das Wahre und Edle, in ruhiger Gelassenheit, im Ernst und reinen Willen ein Vorbild für Viele, die da leben; bis zum letzten Hauche ein edler treuer Diener des Königs, eine Zierde der bayerischen Akademie, ein fester Kämpfer für Recht und Wahrheit, ein liebreicher glücklicher Gatte, ein zärtlicher Vater der Armen und Verlassenen Zuflucht und Stütze, ein tüchtiger Gelehrter, ein rechtlicher Mann, ein innerlich und äußerlich vollendeter Christ. Ehre und Segen seinem Andenken!

XIV.

Ueber die äußeren Verhältnisse der katholischen Gemeinde zu Magdeburg.

In der Gegend des jetzigen Regierungsbezirks Magdeburg hat der Katholicismus seine Erhaltung einzig den Klöstern zu verdanken. Mit Ausnahme der älteren Missionen zu Aschersleben, Burg und Stendal, und der neuen Mission zu Quedlinburg sind an allen Orten, wo jetzt noch katholische Gemeinden sind, früher Klöster gewesen, die durch Gottes wunderbare Fügung die furchtbaren Stürme der sogenannten Reformation überlebten, und die Kirchen- und Schulbedürfnisse der übriggebliebenen Katholiken in reichlichem Maaße befriedigten.

So war es in der Neustadt-Magdeburg, zu Gr. Ammensleben, Althaldersleben, Meyendorf, Hamersleben, Huysburg, Marienbeck bei Badersleben, Halberstadt, Adersleben, Hedersleben, Marienstuhl bei Egeln und Hadmersleben bis zur Zeit der Säcularisation.

Diese größtentheils im eilften und zwölften Jahrhunderte entstandenen Klöster waren Jahrhunderte hindurch ein großer Segen für ihre Gegend durch Wohlthätigkeit, zu deren Uebung es ihnen an Mitteln nicht fehlte. Das Kloster Hamersleben z. B. soll eben so viele Hufen Acker besessen haben, wie

viele Tage im Jahre sind. Gegen die Aufhebung suchten sie sich zu schützen durch die Behauptung, daß sie den alten deutschen Reichslanden angehörten, und deßhalb den Klöstern in den säcularisirten Entschädigungs-Ländern nicht gleichgestellt werden dürften. Trotz ihrer rechtlichen Deduction, daß sie auf Grund des Reichsdeputations-Hauptschlusses nicht aufgehoben werden dürften, wurden sie im ersten Jahrzehent des laufenden Jahrhunderts sämmtlich aufgehoben, und ihr Vermögen, mit Einschluß der Stiftungskapitalien, wurde confiscirt. Die Klostergüter kamen theils für einen billigen Preis in die Hände der Speculanten, theils wurden sie Domainen. In soweit der Reichsdeputations-Hauptschluß die Befugniß der Klosteraufhebung ertheilte, war derselbe vollständig in Anwendung gebracht, mit der Erfüllung seiner Bestimmung, nach welcher aber auch für die Unterhaltung des Gottesdienstes und des Schulunterrichts, den die Gemeinden von den Klöstern herkömmlich erhalten hatten, gehörig gesorgt werden mußte, sieht es dagegen etwas trübe aus. In dieser Beziehung hört man nichts als Klagelieder. Bei dem Eintritte in die weiten Hofräume der vormaligen Klöster bemerkt man in der That einen traurigen Contrast. Die Wirthschaftsgebäude werden nämlich mit der größten Sorgfalt in einem guten Zustande erhalten; sieht man sich aber um nach den Kirchen-, Pfarr- und Schulgebäuden, so sieht man entweder leere Stellen, oder gewahrt vernachlässigte Gebäude, die unter den übrigen als die verlassenen und verachteten dastehen. Man sieht hier das Charakteristicum unseres Zeitalters: der Materialismus steht triumphirend neben dem Heiligthume der Religion, auf welches er mit Hohn und Verachtung herabsieht, einen Kreuzgang nach dem andern zerstört und der Religionsübung hinderlich wird, wo es nur geschehen kann. Wenn man die äußeren Angelegenheiten der katholischen Kirche in dieser Gegend, wie sie zur Zeit der Klöster gewesen sind, mit ihrem jetzigen Zustande vergleicht, so wird man sehr leb-

haft erinnert an den Menschen, der von Jerusalem nach Jericho ging.

Am meisten hat die katholische Gemeinde zu Magdeburg gelitten durch Aufhebung und Zerstörung des vormaligen St. Agneten-Klosters in der Neustadt-Magdeburg. Gegen das Jahr 1230 wurde dieses Kloster von dem Erzbischof Albert II. gestiftet, der die Cisterzienser-Nonnen aus dem Gertruden-Kloster zu Buckau dorthin versetzte. Bis zum Jahre 1243 hatte der Probst dieses Klosters nur die Seelsorge für die in demselben befindlichen Nonnen des Cistercienserordens, die übrigen Bewohner des Klosters gehörten zu der dortigen St. Jakobigemeinde. Mittelst Urkunde vom 13. Mai 1243 übertrug der Erzbischof Wilbrand (Willebrand) dem Probst auch die Seelsorge über die übrigen Klosterbewohner, und mittelst Urkunde vom 4. Juli 1254 wurde die Klosterkirche von dem Erzbischof Rudolph zu einer Pfarrkirche erhoben; dem Kloster wurde eine Gemeinde zugewiesen und ihm das Pfarrofficium incorporirt. Friedrich II., König von Preußen, bestätigte dieß Verhältniß, indem er bestimmt erklärte, daß die Katholiken in Magdeburg, Sudenburg und in der Friedrichsstadt zu dem St. Agneskloster eingepfarrt seyn und bleiben sollten; auch wurde bei der im Jahre 1810 erfolgter Aufhebung des Klosters die Klosterkirche als Pfarrkirche anerkannt.

Als im Jahre 1804 die Aufhebung des Klosters eingeleitet wurde, mußten sich die Abtissin, Constantia Schmidt, und der Probst, Jakob Straßfeld, über die Verpflichtungen des Klosters in Betreff der Kirche und Schule der katholischen Gemeinde unter dem 22. März des bezeichneten Jahres zu Protokoll erklären.

Nach dieser Erklärung war die Kirche nicht besonders fundirt; sämmtliche Bau- und Reparaturkosten wurden vom Kloster bestritten, und fielen demselben allein zur Last.

Die Seelsorge der Geistlichen im Kloster erstreckte sich über die Katholiken in der Stadt Magdeburg und deren Vorstädten Neustadt, Sudenburg und Thurmschanze, und über

diejenigen, die auf dem Kloster selbst und auf der Klosterfreiheit wohnten; ferner über diejenigen, welche in einem Umfange von mehreren Meilen um Magdeburg herum, z. B. in Schönebeck, Calbe, Frohse und Salze wohnten. Drei bis vier Meilen weit, z. B. nach Gardelegen wurden die Geistlichen oft zu Krankenbesuchen gerufen, und ließ das Kloster mit seinem Wagen sie gewöhnlich dorthin fahren, ohne daß dafür Vergütung gegeben wurde."

Die Seelenzahl der katholischen Gemeinde ließ sich nicht genau bezeichnen, und wurde dieselbe auf ungefähr 2500 angegeben.

Fundirt waren folgende Andachten:

Der Probst des Klosters hatte wöchentlich vier heilige Messen zu lesen für die Revenüen einer Vicarie. Diese hatte zwei Hufen Acker im Benekenbeker Felde und vier Hufen zwei und zwanzig Morgen Wiesenwachs in der Pupendorfer Feldmark.

Ein Universarium für den General Wallrave, dessen Stiftungskapital 500 Thlr. beträgt.

Ein Universarium für den Bürger und Bauer, Johannes Hausmann, der zu diesem Zwecke 300 Thlr. legirt hatte.

Der Offizier Knoblauch hatte durch Schenkung von Paramenten eine heilige Messe fundirt, für deren Abhaltung das Kloster jährlich 8 gGr. entrichtete.

Zwölf Bruderschaftsmessen, deren Stifter nicht bekannt war. Das Kloster bezahlte für eine jede derselben dem celebrirenden Geistlichen 8 gGr.

Der Probst war zugleich Pfarrer an der Klosterkirche, und es wurden ihm zwei, an hohen Festtagen drei Ordensgeistliche als Gehülfen auf Kosten des Klosters gehalten.

Das Kloster unterhielt eine Schule, die unter Aufsicht eines der Klostergeistlichen stand, und gegen 150 Kinder zählte. Der Lehrer wurde von dem Kloster besoldet, und hatte den Unterricht unentgeltlich zu ertheilen, so daß die betreffenden Eltern, wenn sie sonst nicht wollten, nicht das

Geringste an den Lehrer zu zahlen brauchten. Die Kinder erhielten von dem Kloster die erforderlichen Schulbücher, und diejenigen, welche von der Schule zu weit entfernt wohnten, so wie die armen Kinder wurden unentgeltlich gespeist, und letztere wurden auch bei Gelegenheit der ersten heiligen Communion auf Kosten des Klosters gekleidet.

Das Kloster besaß bei der im Jahre 1810 erfolgten Aufhebung 1235 Morgen, 135 Quad. F. Land, 13 Hufen, 5 Morgen 91½ Quad. F. Wiesen, 10 Häuser auf der sogenannten Klosterfreiheit; 6 Kolonistenhäuser; ein Haus im Weinberge; eine Gärtnerwohnung und 4¼ Morgen Garten. Die Klostergrundstücke, mit Ausschluß der Gebäude, wurden auf 140,453 Thlr. 14 gGr. 8 Pf. abgeschätzt.

Auf Befehl Napoleons wurde der Theil der Neustadt, wo das St. Agnetenkloster lag, wegen der Nähe der Festungswerke am 8. März 1812 zerstört. Sämmtliche Klostergebäude mit Einschluß der Kirche und des Schulhauses wurden niedergerissen. Fast Alles, was in der Kirche war, wurde vernichtet und verschleudert, und was nicht zerstört worden war, wurde verschenkt oder verkauft. Die Orgel wurde in die protestantische Kirche zu Unseburg verschenkt; eine Glocke wurde verkauft, die andere verschenkt; die Stühle in der Kirche wurden theils zerschlagen, theils entwendet, sogar das Fensterglas wurde verkauft.

Am 15. März 1812 zog nun der Pfarrer Ignatius Hilberg cum Sanctissimo von seinem Kaplan Natalis Stork und von vielen Gemeindegliedern begleitet voll Wehmuth und Trauer in Procession nach der Stadt Magdeburg. In der protestantischen Kirche zum heiligen Geist fanden sie vorläufig Aufnahme, und sie erhielten den Mitgebrauch derselben zur Abhaltung des Gottesdienstes. Die Geistlichen und der Schullehrer wurden sogar in die zufällig vacante zweite Predigerwohnung aufgenommen, und es wurde auch gestattet, daß in derselben der Schulunterricht ertheilt werde. Auf den Antrag um Ueberweisung irgend einer vacanten Kirche in Magde-

burg wurde der katholischen Gemeinde von dem Könige von Westphalen, Hieronymus Napoleon, mittelst Decrets vom 10. November 1812 die St. Catharinenkirche als Eigenthum überwiesen. Kaum sieben Wochen war in dieser Kirche katholischer Gottesdienst abgehalten, so wurde sie schon wieder zum Militärmagazin genommen, und die katholische Gemeinde wurde wieder in die Kirche zum heiligen Geist verwiesen. Am 11. April 1814 wurde die St. Catharinenkirche der katholischen Gemeinde wieder eingeräumt. Später reklamirte die St. Catharinengemeinde ihre Kirche, die ihr auch von Friedrich Wilhelm III., König von Preußen, unter dem 15. Mai 1816 zurückgegeben wurde, während der katholischen Gemeinde die Kirche des hiesigen Liebfrauenklosters als Eigenthum überwiesen wurde. Mit dieser Kirche ist die Gemeinde sehr zufrieden, denn sie ist groß und schön; sie ist die älteste Kirche Magdeburg's, im eilften Jahrhundert erbaut, und sie ist den Katholiken um so lieber, weil der heil. Norbertus, der das frühere Chorherrenstift in ein Prämonstratenserkloster umgewandelt hatte, einst in derselben das Wort Gottes verkündigt, das heil. Opfer gefeiert und auch vom Jahre 1134 bis 1626 im Tode geruht hat. Diese Kirche war aber lange Zeit Magazin gewesen; die Reinigung und gehörige Einrichtung derselben forderte bedeutende Kosten, zu deren Bestreitung eine Collecte bewilligt wurde. Erst im Jahre 1827 wurde eine Orgel beschafft, und die Glocken fehlen jetzt noch; es fehlt der Kirche überhaupt der dem katholischen Cultus entsprechende Schmuck. Es war daher eine große Freude für die Gemeinde, als der Prälat Zeidler des Prämonstratenserstifts Strahof in Prag aus Pietät gegen die frühere Ruhestätte des heiligen Ordensstifters Norbertus im vorigen Jahre ihr ein schönes Altarbild für ihre Kirche schenkte. Er steht jetzt im Begriffe, derselben eine neue große Freude zu bereiten durch das in Aussicht gestellte Geschenk einer Glocke. Auch der Abt Heinl des Stifts Tepl zu Marienbad hat aus demselben Grunde der in Rede stehenden Kirche sein Wohl-

wollen zugewendet; und auf das Vertrauen zu der Fürbitte des heil. Norbertus, den die St. Mariengemeinde als Compatron ihrer Kirche verehrt, wird die Hoffnung gegründet, daß noch andere Klöster des Prämonstratenserordens ein Gleiches thun und nach Kräften dazu beitragen werden, damit an dem Orte, wo der heil. Ordensstifter einst lebte und wirkte, wo er im Tode ruhte, wo er jetzt um seine Fürbitte angerufen wird, das heilige Kleinod des Glaubens bewahrt und die Ehre des Herrn in würdiger Weise verkündet werden könne.

Die Hauptlücken aber, die noch vorhanden sind, muß der Fiscus inzwischen als Besitzer der Klostergüter ausfüllen. Von den Commissarien Sack und Vollrath, die beauftragt waren, den Zustand des Klostervermögens zu untersuchen, wurde unter dem 24. März 1804 in dem Falle der wirklichen Aufhebung des Klosters Folgendes gutachtlich beantragt.

Zur Bestreitung der Cultuskosten müßten gezahlt werden 416 Thlr. 8 gG.; es müßten vier Geistliche angestellt werden, von welchen ein Jeder außer freier Wohnung 400 bis 500 Thlr. Gehalt erhalten müsse. Ferner müßten angestellt werden zwei Schullehrer, von welchen der eine zugleich Küster, der andere Organist seyn könne, und ein jeder müsse außer freier Wohnung 250 bis 300 Thlr. Gehalt erhalten. Die Geistlichen könnten ihre Wohnung in dem Kloster, oder in einigen dem Kloster gehörigen Häusern erhalten und die Schule könne in dem auf der Klosterfreiheit gelegenen, dem Kloster gehörigen Hause, in welchem sie bis dahin war, ferner verbleiben.

Diese Vorschläge sind bis jetzt noch nicht ausgeführt. Die Klostergebäude wurden vollständig zerstört, und die katholische Gemeinde hat weder ein Pfarrhaus, noch ein angemessenes Schulhaus. Der Grund und Boden, auf welchem das Kloster gestanden, wurde von dem Fiscus verkauft, die Klostergrundstücke wurden theils verwendet zur Entschädigung derjenigen Privaten, welche bei der Zerstörung der Neustadt

Verluste erlitten hatten, theils werden dieselben jetzt noch durch Verpachtung benutzt, die katholische Gemeinde aber mußte abziehen, ohne daß bis jetzt für die „Unterhaltung ihres Gottesdienstes und Schulunterrichts, den sie herkömmlich vom Kloster genossen hatte,“ gehörig gesorgt worden ist. An Cultusgeldern werden nur 136 Thlr. gezahlt. Es sind nur drei Geistliche: ein Pfarrer mit 438 Thlr. 1 gGr. 8 dl. und zwei Kapläne, ein Jeder mit 328 Thlr. 16 gGr. 3 dl. Gehalt nebst Mieths-Entschädigung angestellt. Der Antrag um Anstellung eines vierten Geistlichen ist bis jetzt ohne Erfolg geblieben, obgleich ein vierter Geistlicher dringend nothwendig ist, da die Gemeinde gegen 4000 Seelen zählt, von welchen gegen 400 in dreißig verschiedenen Ortschaften zerstreut wohnen. Vier Geistliche, deren Anstellung schon bei der Einleitung zur Aufhebung des St. Agnetenklosters für nothwendig gehalten wurde, wurden später um so nothwendiger, als mit dem Pfarramte auch das bischöfliche Commissariat verbunden wurde. Einer Person sind dadurch zwei Aemter übertragen, von welchen ein jedes allein einen Mann beschäftigt. Dem Commissarius hat man weder den erforderlichen Hilfsarbeiter zugegeben, noch gibt man ihm die Mittel, auf seine Kosten einen solchen halten zu können.

Nicht für zwei, sondern nur für einen Lehrer wurden 328 Thlr. 16 gGr. 3 dl. Gehalt ausgezahlt. Zwei Lehrer genügten aber nicht einmal, sondern es war auch ein dritter nothwendig; und um die Anstellung desselben möglich zu machen, wurde von der geistlichen Behörde die zweite geistliche Stelle zu Marienstuhl aufgehoben, und das Einkommen derselben mit 219 Thlr. 10 dl. zum Lehrergehalt der Schule zu Magdeburg verwendet, so daß im Ganzen 547 Thlr. 17 gGr. 1 dl. als Gehalt für drei Lehrer vorhanden waren. Von dieser Summe bezieht der erste Lehrer 350 Thlr., der zweite, der zugleich Organist ist, 157 Thlr. 17 gGr. 1 dl., und der dritte, der zugleich Küster ist, 40 Thlr., welcher letztere seit 1819 auch eine Miethsentschädigung von 40 Thlr. bezieht.

Augenblicklich aber bezieht ein Pensionär von dem Einkommen der ersten Stelle 150 Thlr., und ein Pensionär von dem Einkommen der dritten Stelle 60 Thlr. Pension. Daß das Lehrergehalt so dürftig ist, und daß namentlich der zweite und dritte Lehrer von ihrem Einkommen nicht leben können, ist für die Schule ein großes Uebel, die außerdem gar keine Mittel hat, die Kosten für die übrigen Bedürfnisse, z. B. für Brennmaterial, zu bestreiten, und ist dieselbe daher in materieller Hinsicht in einem sehr traurigen Zustande.

Nach einem Ministerialrescript vom 4. Mai 1822 wurde beabsichtigt, derselben zur Verbesserung ihrer Lage aus dem Neuzell'schen Fond einen jährlichen Zuschuß von 300 Thlr. zuzuwenden, was leider! nicht blos nicht ausgeführt, sondern auf später wiederholt gestellten Antrag ausdrücklich abgelehnt worden ist.

Ein nicht minder großes Uebel ist die Lage und die Beschaffenheit des Schulhauses. Dasselbe ist eine Viertelstunde von der Kirche entfernt, die Schulkinder wohnen größtentheils ebenfalls weit entfernt von der Kirche. Es ist darum unthunlich, sie vor dem Unterrichte erst zur Kirche kommen zu lassen, und können dieselben in der Woche nicht einmal an dem Gottesdienste Theil nehmen. Das Schulhaus selbst aber leidet an Beschränktheit, unzweckmäßiger Einrichtung und Altersschwäche. Es trägt nicht blos die Spuren großer Vernachlässigung an sich, sondern es droht auch mit theilweisem Einsturz. Die Ausführung der nothwendigsten Reparaturen ist nicht zu bewirken trotz der Anweisung eines Ministerialrescripts vom 23. Dezember 1827, das also lautet: „Der Königlichen Regierung wird auf den Bericht vom 7. d. M. eröffnet, wie es keinem Zweifel unterworfen ist, daß das St. Agnetenkloster dortselbst die dasigen katholischen Schulgebäude aus seinen Mitteln seit dem Normaljahre des westphälischen Friedensschlusses von 1624 und gemäß des Landrechts von 1740 unterhalten hat, daß solches aus freiem Willen geschehen und es bei dem Kloster gestanden habe, die Schule ein-

gehen zu lassen, kann mit Rechtsgründen nicht behauptet werden, da Freigebigkeit und Schankungen die rechtliche Vermuthung nicht für sich haben."

„Nach dem Reichsdeputations-Hauptschluß vom 23. Februar 1803 konnte das Kloster nur mit der Modalität aufgehoben werden, daß die Religionsübung und der Kirchen- und Schulfonds der katholischen Gemeine nach Vorschrift des westphälischen Friedens erhalten, oder mit andern Worten, daß die Gemeine hinsichtlich derjenigen Leistungen zur Unterhaltung ihres Gottesdienstes und des Schulunterrichts, den sie herkömmlich vom Kloster genossen hat, nicht deterioris conditionis werde."

„Es kann also nicht bezweifelt werden, daß Fiscus die Baulasten an der Kirche und Schule, die vormals das Kloster getragen hatte, jetzt, nachdem letzteres aufgehoben ist, allein zu tragen hat."

„Hiernach hat die Königliche Regierung die jetzigen und künftigen Baukosten der katholischen Kirchen- und Schulgebäude dortselbst auf den etatsmäßigen Kirchen- und Schul-Patronatsbaufonds zu übernehmen."

Das St. Agnetenkloster hatte auch einen besondern Kirchhof für die katholische Gemeinde, der ihr durch die Zerstörung des Klosters ebenfalls entzogen und bis jetzt noch nicht zurückgegeben worden ist.

Die oben angegebenen Fundationen sind sämmtlich vernichtet; die Reklamation des Wallraveschen und Hausmannschen Stiftungskapitals von 500 resp. 300 Thlr. ist bis jetzt erfolglos geblieben.

Die Gemeinde ist arm und besitzt als solche keinen Fond zur Bestreitung der nothwendigen Kosten für die Kirchen- und Schulbedürfnisse. Mit den Cultusgeldern können nur die nothwendigsten Ausgaben bestritten werden; zur Beschaffung und Erhaltung der erforderlichen Paramente und Utensilien sind keine Mittel vorhanden. Ja, es ist recht betrübend, wenn die katholische Gemeinde in einer Provinzialhaupt-

stadt trotz wohlbegründeter Rechtsansprüche kein geregeltes Pfarr- und Schulsystem erlangen kann, wie es zu einer gedeihlichen Wirksamkeit in Kirche und Schule durchaus erforderlich ist. Im Ganzen ist an allen übrigen Orten aufgehobener Klöster in der hiesigen Gegend in fraglicher Hinsicht besser gesorgt, als in Magdeburg, selbst um manche neugegründete Missionsstelle ist es wohl besser bestellt, als um das Pfarr- und Schulsystem in Magdeburg. Hier ist ein Titel ohne Mittel, während die Gaben der Liebe an mancher Missionsstelle recht Erfreuliches aufbauen. — Es bleibt daher ein großer Raum für Klagen und Wünsche.

Der Besitz eines Pfarrhauses und eines zweckmäßigen Schulhauses in der Nähe der Kirche, Anstellung eines vierten Geistlichen, sowie die Verbesserung der Lehrergehalte sind die Hauptwünsche, und Gott mag geben, daß dieselben bald erfüllt werden. Wenn dieß geschehen soll, so muß freilich mehr Wohlwollen und weniger Vorurtheil gegen die Katholiken regieren, als ein hochgestellter Beamter 1845 in einem officiellen Berichte zu erkennen gegeben hat in folgenden Worten: „Die Bewegungen, die von Breslau und Schneidemühl ausgegangen sind, haben sich auch den katholischen Gemeinden unsers Verwaltungsbezirks mitgetheilt, und in Magdeburg, Halberstadt und in der Umgegend von Salzwedel haben sich mehr oder minder zahlreiche Vereine von dem römischen Stuhle losgerissen. Selten wohl hat ein Ereigniß so große und allgemeine Theilnahme erweckt, wie dieses. Die große Masse der Evangelischen sieht darin eine Wiederholung der Reformation und einen neuen, folgenreichen Sieg des Protestantismus, und betrachtet die Ausgeschiedenen als die Ihrigen. Die aber, welche noch des traurigen Conflictes gedenken, welcher das letzte Regierungsjahr eines verehrten Königs trübte, schmeicheln sich mit der Hoffnung, daß fortan auch der katholische Staatsbürger nicht mehr zwei Gebietern, von denen der Eine in Berlin, der Andere in Rom wohnt, sondern nur einem Könige gehorchen werde.“ Solche Worte

gewähren dem Katholiken wenig Trost, und sie sind nicht geeignet, Vertrauen und Hoffnung zu begründen. Der Katholik erkannte die Bedeutung der „Bestrebungen, die von Breslau und Schneidemühl ausgegangen sind", besser, und indem er im Widerspruche mit der An- und Absicht eingebildeter Patrioten gegen jene „Bestrebungen" kämpfte, zeigte und bethätigte er den wahren Patriotismus. Wie überall, so blieb auch in Magdeburg die katholische Kirche ruhig stehen und ließ die „Bestrebungen" wie Schatten an sich vorübergehen, während sich der Anhang der „Bestrebungen" immer mehr im Sande verliert. Ihr früherer Prediger, Ritschke, ist im vorigen Jahre reumüthig in den Schooß der katholischen Kirche zurückgekehrt, und wie lange sein Nachfolger, Kerbler, die „Bestrebungen" noch erhalten werde, wird die nächste Zukunft zeigen. Ohne Zweifel ist man durch die Ereignisse der jüngsten Zeit belehrt, zu der Erkenntniß gekommen, daß es in der Welt traurig aussehen würde, wenn die „Bestrebungen von Breslau und Schneidemühl", unter der Fahne des Robert Blum, zur Herrschaft gelangt wären mit dem neuen Evangelium: nehmt Gott, was Gottes und dem Kaiser, was des Kaisers ist. Möchte man doch endlich auch zu der Erkenntniß kommen, daß der Katholicismus die festeste Stütze des Thrones und die einzige Quelle des Heils für die Völker ist, weil er am kräftigsten und wirksamsten die Lehre verkündet: gebt Gott was Gottes, und dem Kaiser, was des Kaisers ist.

XV.

Aphoristische Zeitläufte.

I.

Deutsche Einheit.

Es gibt nicht leicht einen undeutschern und unhistorischern Gedanken, als jene deutsche „Einheit", welche durch die Revolution von 1848 in's Leben gerufen werden sollte. Der bloße Gedanke dieser centralisirten Uniformität widerstrebt dem deutschen Geiste dermaßen, daß daraus allein schon erhellen würde, wie die beiden Reisediener und Musterreiter der Fichte'schen Philosophie: die Halbslaven Jahn und Arndt, welche ihn hauptsächlich verbreiteten und unter die Leute brachten, gar keine Kerndeutschen waren. Im Gegentheil: es ist eigentlich ein specifisch deutscher Charakterzug, daß jeder Stamm, jeder Zweig des großen Baumes, möglichst bald eigene Wurzel schlägt, sich sondert und seinen eigenen Boden gewinnt. Sobald die junge Brut flügge wird, dulden die Alten sie nicht mehr im Neste, oder der eigene Trieb führt sie hinaus in die Ferne, weithin über Land und Meer; jeder Stamm richtet sich seines Gefallens auf eigene Hand ein; die Glieder des großen Ganzen werden durch mehr oder weniger enge

Bande zusammengehalten. So war es zur Zeit der Völkerwanderung, so während der Züge der Wickinger, so im Mittelalter und bis auf den heutigen Tag. Die deutsche Einheit hat ihren Mittelpunkt nicht in einem nationalen Oberhaupte, sondern im Kaiser, dessen Würde eine kirchliche war. Nicht das Blut oder die Sprache, sondern der Glaube hielt die germanischen Stämme zusammen.

Den 6. Januar 1852.

II.

Der Handstreich vom 2. December und seine Beurtheiler.

Die Staatsveränderung, welche Ludwig Napoleon, wie es scheint, dauernd an die Spitze der französischen Angelegenheiten gebracht hat, ist beendigt, wenn anders in diesen geschwinden Zeiten, in Beziehung auf Staatsveränderungen, anders als im allervorläufigsten Sinne von einem Ende die Rede seyn könnte. Natürlich sind über diese völlig unerwartete Wendung der Februar-Revolution Urtheile der entgegengesetztesten Art laut geworden. Louis Napoleon ist von der einen Seite als Retter der Welt und Mann der Vorsehung vielleicht über das billige Maaß hinaus gepriesen worden; von der andern dagegen wegen Meineid und betrügerischen Bruches der Constitution in einer Weise geschmäht worden, die Viele zu seiner Vertheidigung drängte, die sonst wahrlich nicht zur Schwärmerei für die neubonapartistische Politik hinneigen. Insbesondere hat ihm die Kreuzzeitung, welcher es ein gefundener Handel war, auf den für Napoleon stimmenden französischen Clerus tückische Seitenblicke werfen zu können, durch ihre, mitunter unsinnigen, Angriffe auch in Deutschland mehr als einen Anhänger geworben.

Wie überall im Leben und in der Politik, kömmt es auch heute bei dem Urtheile über diese Vorgänge auf scharfe Sonderung der Gesichtspunkte an. Scheinbar entgegengesetzte Ansichten können jede in ihrem Zusammenhange und innerhalb ihrer Gränzen gleich richtig seyn, wenn man den Standpunkt des Urtheilenden unparteiisch erwägt, und sich die Mühe gibt, zu verstehen, was er sagen will. Napoleon's Standpunkt ist ein anderer, gegenüber dem rechten Herrn und Erben der Krone von Frankreich, ein anderer gegenüber der Revolution, ein anderer endlich gegenüber jenem Gedankendinge, welches der wunderliche publicistische Sprachgebrauch dieser Zeit das „französische Volk" zu nennen pflegt, und wovon wir unten ausführlicher sprechen werden.

Das Nächste und Sicherste ist nun ohne Zweifel, daß jener unorganische Haufe von acht Millionen Wählern Heinrich V. sein königliches Recht so wenig nehmen konnte, als er es von eben jener aufgelösten Gesellschaft empfangen hat. Sollen wir aber, wie viele Royalisten der ersten Revolution, dem tollen und wahrhaft verbrecherischen Gedanken Raum geben: man müsse, damit es besser werde, nur ja dem Uebel Gelegenheit geben, sich auf die Spitze zu treiben? Wir hoffen, bei jedem Vernünftigen hat dieses Zerrbild eines Gedankens, welcher namenloses Unglück über Frankreich gebracht hat, sich bereits selbst gerichtet; es ist nicht nur erlaubt, es ist heilige Pflicht, während jenes illegitimen Provisoriums, während dessen Heinrich der Fünfte nicht regiert, an Schutz und Sicherheit für Leben, Eigenthum und alle sonstigen Güter zu denken, und jedes dazu dienliche Mittel als vorläufige Hülfe in der Noth gewissenhaft zu benutzen.

Dieß vorausgesetzt, kann man ebenso fest von dem definitiven Rechte Heinrich's des Fünften überzeugt seyn, als man andererseits die provisorische Hülfe in der Noth, welche L. Napoleon leistet, gern und dankbar annehmen mag. Seinerseits war aber Louis Napoleon wohl befugt, zu thun, was er that, wenn er in seinem Gewissen überzeugt war, daß er

allein unter den vorhandenen Umständen Frankreich retten könne, und daß sein Vaterland und ganz Europa zu Grunde ginge, wenn es dem Socialismus gelänge, ihn vom Ruder der Gewalt zu verdrängen. Daß das scheußlichste Extrem der Revolution unmittelbar an seine Stelle getreten wäre, ist im guten Glauben kaum zu bezweifeln. Allein jedem Versuche, sich in der ihm verliehenen Gewalt zu behaupten, stand sein auf die Verfassung geleisteter Eid entgegen, kraft dessen er nach drei Jahren die Präsidentschaft in die Hände der Nationalversammlung zurückgeben sollte. Hierauf war er beeidigt, während seine Gegner in der Nationalversammlung keinen Eid geleistet hatten, nicht schon vor dieser Zeit an seinem Sturze zu arbeiten. Fern sei es von uns, die frivole Ansicht unserer Zeit über den politischen Eid vertheidigen und zur unsrigen machen zu wollen. Aber die doppelte Frage steht frei: konnte mit dieser einseitigen Eidesleistung regiert werden, und durfte, damit nur der Buchstabe der Verfassungsurkunde gerettet werde, ein Eid gehalten werden, der augenscheinlich zum Verderben Frankreichs und Europas gereichte? wer nicht der schlimmsten und geistlosesten Art des Buchstabendienstes, wer nicht dem heillosesten Constitutionalformalismus huldigt, der wird wissen, wie er diese Frage zu beantworten hat, womit freilich nicht ausgeschlossen ist, daß die Fluth von politischen Eiden, in denen Nichts beschworen wird, oder die nicht gehalten werden, vielleicht das größte Unglück unserer Tage ist. Louis Napoleon war in der glücklichen Lage, sein Gewissen retten zu können. Er hatte nicht nöthig, sich um Lösung seines Eides an den Papst wenden zu müssen. Er rettete Frankreich, und legte dem anderen Contrahenten, von dem er seine Gewalt erhalten hatte, einfach die Frage vor, ob er damit zufrieden sei? Mit welcher ungeheuern Mehrheit die Antwort erfolgte, liegt heute offen vor den Augen der Welt.

Aber nun die andere Seite der Sache. Ein Recht kann die Abstimmung jener acht Millionen Wähler nicht geben,

denn diese haben selbst kein Recht, über die höchste Gewalt in Frankreich zu verfügen. Sie können Niemand verpflichten, weder die anderen Franzosen, noch die übrigen Völker, noch die Minorität, noch auch sich selbst. Es ist gar kein Hinderniß, daß sie nicht Morgen mit demselben Rechte oder Unrechte anders stimmen. Es ist auch gar nicht einmal richtig, daß diese acht Millionen den L. Napoleon haben wählen wollen. Zum Willen gehört Kenntniß der Sache und volle Freiheit des Entschlusses. Bei wie wenigen sind diese Bedingungen vorhanden gewesen. Man kann nicht sagen, daß Jemand eine Sache will, die er als das geringere Uebel wählt. Denn er wird sich ihrer entledigen, so wie er glaubt, sie los werden zu können. Höchstens kann man sagen, diese acht Millionen sind zufällig in einer Sache zusammengetroffen, die sie nicht wollten, nämlich in der Ausschließung des rothen Socialismus.

Dieses sogenannte französische Volk ist also ein nonens, ein Gedankending, ein Wesen, welches weder Leben noch Rechte hat, noch geben kann. Niemand ist von dieser Wahrheit tiefer durchdrungen, als wir; vergessen wir aber auch nicht, daß auf dem angeblichen Willen dieses vermeintlichen Wesens nicht bloß die Rechte der Nationalversammlung beruhen, welche L. Napoleon heimschickte, sondern überhaupt alle sogenannten Verfassungen, welche Frankreich seit dem Sturze der rechtmäßigen Königsmacht empfangen hat.

Den 7. Januar 1852.

III.

Die neuen österreichischen Verfassungsgrundsätze.

In Oesterreich sind mit dem Constitutionalismus auch die Grundsätze und leitenden Ideen des Repräsentativ-Staats verschwunden. Jene Verfassung ist für immer abgeschafft.

Mit Gottes Hülfe, so scheint es, kehrt Oesterreich zu seiner alten, ihm angebornen, natürlichen Ordnung zurück. Dieß ist ein inhaltsschwerer, ernster Vorgang, und es knüpfen sich an diese Thatsachen Folgerungen und Betrachtungen der interessantesten Art. Zunächst nämlich findet sich endlich die alte Behauptung Fiévée's bestätigt, wonach jede politische Institution so viel werth ist, als ihre Abschaffung Mühe kosten werde. Hiernach hat die österreichische Constitution vom 4ten März nicht den allergeringsten Werth; sie wird abgeschafft, ohne daß in dem weiten Reiche auch nur eine Stimme des Bedauerns sich erhebt, ein Ton des Widerspruchs vernommen wird; Niemand kennt sie, Niemand vermißt sie, Niemand trauert um sie. Andererseits ist aber auch die Schlußfolgerung gestattet: wenn die Errungenschaft der Revolution von 1848 mit so leichter Mühe beseitigt werden kann, welche ungeheure Anklage erwächst daraus für jene Träger der Gewalt, welche einer so oberflächlichen, revolutionären Bewegung, wie der von 1848, so ohne allen Widerstand nachgaben? Wie wenig die Nation von einem Rufe nach Repräsentativ-Constitution wußte, beweist, was jetzt geschieht; aber wenn dem also ist, warum ließ sich die damalige Regierung von einigen schlechten Advokaten, verrätherischen Beamten und turbulenten Schulknaben in dem Maaße imponiren, daß sie nachgab, ohne sich auch nur zu dem leisesten Versuche eines Widerstandes zu ermannen? Wahrlich, man kann von tieferm Hasse gegen die Ideen, wie gegen die Resultate der Revolution durchdrungen seyn, und dennoch anerkennen, daß die Gerichte Gottes gerecht sind, wenn er die Feigheit und sittliche Fäulniß einer verdorbenen Gewalt durch die Rückwirkung züchtigt, welche von der Unbotmäßigkeit ausgeht, die eben jene Schwäche der Oberen in den unteren Regionen erzeugte. Einstweilen glauben wir Oesterreich am meisten zur Beseitigung seiner Schwurgerichte Glück wünschen zu müssen, deren Abschaffung sicherem Vernehmen nach vom ganzen Lande mit dem lautesten Jubel aufgenommen ist. Die

ungeheure Masse des Bürger- und Bauernstandes sah die Verpflichtung, in regelmäßig wiederkehrenden Perioden nach einer oft entlegenen Stadt wandern zu müssen, um dort wider Neigung und Beruf, Kriminalrichterdienst zu leisten, für eine neue Frohnde der verhaßtesten Art an, die ihm die Advokaten aus bisher noch unbekannten eigennützigen Gründen auferlegt. Der Bürger und Bauer weiß jetzt für die Beseitigung dieser verhaßten und unsinnigen Plage seinem Kaiser gerade den meisten und aufrichtigsten Dank.

IV.

Unglauben und Aberglauben im achtzehnten Jahrhundert.

Wie sich jeder Mensch und jedes Zeitalter durch seine Sympathien und Antipathien selbst am besten charakterisirt, so auch das vorige Jahrhundert durch das, was es vergötterte, so wie durch das, was es leidenschaftlich haßte und verfolgte. Daß Abenteurer, wie Cagliostro und St. Germain, die gebildeten Klassen ganzer Hauptstädte, wie Wien und Paris, nach sich zogen, wie der Magnet die Eisenfeilspäne, daß sie der vornehmen und eleganten Welt auch das Verrückteste und Abenteuerlichste als gewisse und unzweifelhaft feststehende Wahrheit aufhefteten, daß ihnen Geld, Kredit und Einfluß in demselben Verhältnisse zuwuchsen, als ihre Ansprüche sich steigerten, und daß ein Zweifel an ihre Glaubwürdigkeit bei einer zahllosen Klasse von Menschen für einen sacrilegischen Frevel gegolten haben würde, — dieß Alles leidet nach den glaubwürdigsten Berichten aus jener Zeit nicht den mindesten Zweifel. Umgekehrt ist es aber auch bekannt, welche Wuth und Erbitterung sich der gesammten Aufklärung, mit Einschluß der „zeitgemäßen" Regierungen, der

mächtigte, so oft es irgendwo auf die unschuldigste Weise von der Welt spukte. Jede Geistererscheinung wurde im eigentlichen und wörtlichen Sinne als Regierungsangelegenheit und Staatssache behandelt, von Amtswegen auf's genaueste untersucht, wie eine Staatsfrage vom höchsten Interesse zum Behufe der natürlichen Erklärung erforscht, und dann durch alle amtlichen und freiwilligen Organe des Zeitgeistes geläugnet. Woher dieser Widerspruch? Er ist mehr anscheinend als wirklich. Der Glaube an St. Germain und das krampfhafte Abläugnen der Möglichkeit des Wiedererscheinens nach dem Tode gehen genau aus einer und derselben Quelle hervor. St. Germain stand im Rufe: im Besitze einer Essenz zu seyn, die das Leben auf Jahrhunderte hinaus verlängern könne; wir hatten also, die Wahrheit und Wirklichkeit dieses Schatzes vorausgesetzt, wenigstens die Aussicht auf die Möglichkeit: eines Mittels habhaft zu werden, welches uns dem großen Rechenschaftsberichte vor dem Richterstuhle Gottes wenigstens auf lange Zeit hinaus entzöge. Grund genug, Herrn von St. Germain und seinen Kumpanen mit möglichster Hochschätzung und Ehrerbietung zu begegnen. Umgekehrt, wenn auch nur ein einziges Mal eine einzige Wiedererscheinung eines Todten wirklich bewiesen und dargethan würde, so wäre damit nach der allgewöhnlichsten, hausbackenen Logik eine Fortdauer nach dem Tode festgestellt, und der bedenkliche Schluß nahe gelegt, daß der gemeinschaftliche Glaube aller Zeiten und Völker an Himmel, Hölle, Mittelzustand und Gericht, den die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts als Ammenmährchen behandelte, doch wohl Etwas für sich habe. Daher mußte bei jedem unerklärlichen Gepolter u. s. w. u. s. w. der Heerbann der Aufklärung aufgeboten werden, um den Fall natürlich zu erklären, weil sonst die Sache des Unglaubens durch unverschämte Facta leicht auf's Höchste gefährdet werden konnte. Es begreift sich leicht, daß bei solcher Gelegenheit auch allen Mährchen, Sagen und Legenden, mochten sie auch noch so unschuldig, naiv und herzig seyn; moch-

ten sie auch noch so wenig Anspruch machen, für Geschichte zu gelten, dennoch ein unbarmherziger Vertilgungskrieg angekündigt wurde. Zur Erheiterung unserer Leser wollen wir ihnen im Nachfolgenden eine der Waffenthaten aus diesem Feldzuge mittheilen. Der Autor derselben ist der Hofrath und Professor Justus Christian Hennings, welcher um das Jahr 1780 zu Jena bei der Aufklärung angestellt war *).

„Johann Christoph Beckmann ertheilet die Nachricht, daß eine Fürstin zu Anhalt, zu der Zeit, als sie hoch schwanger gewesen, oft in ihrem Zimmer auf der fürstlichen Residenz zu Dessau alleine gespeiset, und nach der Mahlzeit die auf der Servielette gesammelten Brocken aus dem Fenster schütten lassen. Hierbey sey der Umstand anmerkenswerth, daß sich allzeit eine große Kröte unter dem Fenster eingefunden, welche diese Brocken verzehrt habe. Nach einiger Zeit, als die Fürstin bei ihrem Gemahl im Bette gelegen, wäre eine unbekannte Frauensperson mit einer Laterne in der Hand, zu ihr vor das Bett gekommen, welche zu ihr gesagt habe: „Ihre Frau Kröte dankte sehr fleißig für die Brocken Brod's, die sie unter ihrem, nämlich der Fürstin, Fenster genossen, und schickte ihr diesen Ring aus aufrichtigem Triebe zur Dankbarkeit, den sie wohl bewahren, und Sorge tragen möchte, daß er allzeit in diesem fürstlichem Hause bliebe, so würde es denen darin wohnenden von dem fürstlichen Hause Anhalt wohlgehen, und der Stamm nicht aussterben. Diesem wurde beigefüget, man sollte alle Christnächte in dem Schlosse fleißiger Aufsicht auf das Feuer haben, weil das Schloß in solcher Nacht leicht in Brand gerathen, und ganz und gar abbrennen könnte. Noch eine andere und gemeine Erzählung saget, daß, als eine gewisse Fürstin zu Anhalt des Nachts in ihrer Ruhe gelegen, eine Frauensperson mit einer Laterne zu ihr vor's Bett gekommen, und sie sehr dringend gebeten, ihrer Frauen, die in Kindesnöthen liege, und ohne sie nicht entbunden werden könnte, zu Hülfe zu kommen, mit angehängter Versicherung, sie solle sicher und gefahrlos dahin und auch wieder zurückgebracht werden. Die Fürstin

*) Von Geistern und Geistersehern.

habe nach vielen seufzenden Bitten, den Wunsch der Bittenden erfüllet und wäre darauf durch einen bekannten Gang, mit Vorangehung der Frauensperson, welche mit der Laterne geleuchtet, unter der Erde weggeführet worden, und zu der in Kindesnöthen arbeitenden Frau gekommen. Sie sey auch dieser behülflich gewesen, und nach geschehener glücklicher Entbindung in vorhin bemerkter Begleitung wieder nach ihrem Zimmer gebracht worden. Diesem Umstand fügt man bei, daß der unterirdische Gang sogar unter der Mulde und dem Mühlenwerke weggegangen, und hätte die Fürstin das Rauschen des Wassers und der Räder eigentlich hören können. Bald hierauf wäre die gedachte Frauensperson in einer von den folgenden Nächten nochmals zu der Fürstin gekommen, hätte sich im Namen ihrer Frauen für die gehabte Mühe bedanket, und den Ring mit eben den Erinnerungen angeboten, wie vorher gemeldet worden. Ob man nun gleich nicht weiß, was es für eine Fürstin von Anhalt gewesen, mit der sich dieses begeben haben soll, auch die Zeit, zu der sich der Vorgang ereignet, unbestimmt ist, so ist es doch eine von vielen Jahren her im Schwunge gewesenen Tradition, auch ist d. Ring noch vorhanden, der seiner Masse nach vom Golde, und ungefähr zwischen Kronen und Dukatengold die Probe hält, an der Farbe etwas bleich, unten etwas schmäler und offen, oben aber breit mit drei Diamanten eingefasset, die alt und nicht allzuwohl poliret sind. Es wird auch noch heute zu Tage alle Christabende das Feuer auf dem Schlosse in den Gemächern der Bedienten mit einbrechender Dämmerung, in dem fürstlichen aber gegen acht Uhr ausgelöscht, und muß der Hausvogt in Begleitung unterschiedener anderer niedriger Hausbedienten bis nach Mitternacht gegen drei Uhr durch alle Gemächer patrouilliren gehen. Welche Umstände insgesammt doch so viel an Tag legen, daß an der Sache wenigstens etwas seyn müße, wenn sie gleich in einigen Stücken durch Nebeneinschaltungen so verunstaltet worden, wie die Geschichte von dem Oldenburgischen Horne. Es mag auch wohl ein frommer Betrug mit unterlaufen, und die Absicht bei dem Ring darauf abgezwecket haben, die fürstlichen Besitzer desselben zu mehrerer Sorgfalt in ihren fürstlichen Angelegenheiten und Häusern aufzumuntern, und zu erinnern, wie denn dergleichen öffentliche Pfän-

der mehrentheils als Erinnerungszeichen dieser und jener Pflicht aufgestellt zu werden pflegen. Es kann auch seyn, daß eine fürstliche oder andere in der Alchemie erfahrene Person, diesen Ring verfertiget, und ihr gemachtes Gold bei der Nachwelt aufbewahren wollen. Damit aber die Veräußerung und der Verlust dieses Ringes um so mehr behindert werden möchte, hat man vielleicht die anderen Umstände dazu erdichtet und ausgebreitet. Dieses ist, allem Ansehen nach gewiß, daß er vor dem Jahre 1467 nicht dagewesen seyn könne, weil in demselben Jahre das fürstliche Schloß abgebrannt, und folglich die Ermahnung zur Bewahrung des Feuers fruchtlos und die Glaubwürdigkeit dieses Pfandes würde verloren gegangen seyn. Wahrscheinlich aber ist es, daß bald nach diesem Jahre der Ring niedergelegt worden, um künftig bei Erblickung desselben sich der Pflicht zu erinnern, mit dem Feuer behutsamer umzugehen. —

Weil nun in dieser Geschichte die Gespenstervertheidiger ebenfalls eine beruhigende Ueberzeugung von der Wahrheit ihrer Meinung zu finden glauben, so will ich nur außer den bereits angeführten beurtheilenden Anmerkungen des vorhin berührten Beckmanns, noch dieses beifügen, daß viele Erzählungen durch die Länge der Zeit, vermittelst einer Abnahme und Zugabe so pflegen verunstaltet zu werden, daß sie fast unkennbar werden, und bloß in der Larve der Mährchen auftreten. Vielleicht war die große Kröte ein ziemlich langes Mädchen, mit Namen Margaretha, und diese Kröte, oder Grete — woraus man hernach eine Kröte machte — war sehr arm. Ein Bedienter und Aufwärter der Fürstin hatte etwa eine Neigung gegen die Grete, und warf ihr zum Fenster aus der Serviette, in ihre Schürze Stücke Braten, halbe und ganze Tellerbrödchen. Bei diesen guten Bissen konnte das arme Mädchen sich gar wohl verschönern, und in ihrer Bildung vervollkommnen, daß der Laquai oder Kammerdiener, der ohnehin von der Mutter Natur ein etwas verliebtes Temperament zur Mitgift erhalten haben mochte, eine große und verstärkte Liebe auf sie warf, daher endlich die geliebte Grete in seinem Kopfe herum spuckte, wie eine Maus, die in einen ausgehöhlten Kürbiß kriecht, und nicht wieder heraus kann. Gretchen fühlte auch wohl eine Gegenliebe, doch entehrte sie dieß lebhafte Gefühl nicht dadurch, daß sie einen Preis von

Gelbe auf ihre Gegengunst gesetzt hätte, vielmehr siegte ihre Keuschheit und würde durch eine eheliche Verbindung mit ihrem Geliebten belohnt. Als nun diese Frau — die Frau Grete — in Kindesnöthen lag, fiel ihrem Ehemann ein, daß seine Fürstin ehedessen ausgezeichnete Gnadensgesinnungen gegen solche nothleidende Weiber durch guten Rath, Arzneien, Goldtinkturen 2c., werkthätig bewiesen und die Nothleidenden durch persönliche Gegenwart und kräftige Zuredungen unterstützet; daher ihm dieß Muth machte ebenfalls bei der Fürstin Rath und Trost zu suchen. Er hatte vielleicht eine Mühle gepachtet, worinnen er mit seiner Frau wohnte. Solche Mühlen liegen gewöhnlich sehr tief, daher wird der Umstand faßlich, es sei die Fürstin durch einen Gang unter der Erde begleitet worden. Das Rauschen des Wassers und der Räder erweckte in ihr die Idee, als ob über ihr ein Wasser fließe. Der gewesene Hofbediente mochte ferner in der Alchemie bei Hof etwas gelernt haben. Er war ein Adeptus — im vollen, oder nicht vollen Verstande — und als ein solcher glaubte er, wie bei solchen Leuten gewöhnlich ist, mit der ewigen Vorsicht Gottes in genauer Verbindung zu stehen, dünkte sich für weiser als andere, und hielt sich zu Prophezeiungen berechtigt. Daher verfertigte er zur Dankbarkeit den beschriebenen Ring, und fügte seine wohlmeinenden Erinnerungen bei, die auch von keiner überspannten Seelen- und Verstandeskraft zeugen. Denn er konnte schon wissen, daß an dem Christabend mehrentheils mit vielen Lichtern und Wachsstöcken unvorsichtig umgegangen würde, daher er durch sein Anrathen an diesem Abend auf's Feuer aufmerksam zu seyn, gefährlichen Feuersbrünsten vorbeugen, und eben auch dadurch seine dankbarvolle Liebe an den Tag legen wollte. — Dieses Beispiel lehret, wie aus einer wahren Geschichte, durch Mißdeutungen und Zusätze eine solche Verunstaltung erfolgen könne, wodurch die Menschen die Wahrheit in Unwahrheit, Thathandlungen in Fabeln und Gespensterpossen verwandeln.

Die Zeit hilft der Natur, und säugt, was sie gebahr;
So wächst und blüht und reift, was doch ein Unding war."

Den 15. Januar 1852.

V.

Louis Napoleon vom Verfasser „„unserer Politik."" Berlin 1852."

Wir haben uns schon öfter an diesem Orte über Ludwig Napoleon, seinen Staatsstreich und seine Stellung zum heutigen Frankreich ausgesprochen. Der Kern unseres Urtheiles war, daß wir keine Bürgschaft übernehmen können, weder für die Weisheit und Gerechtigkeit seines künftigen Regiments, noch für die Dauer desselben; daß wir andererseits es aber auch für ungerecht und unklug halten, einen Mann, der sich in der Lage des Präsidenten befindet, und Frankreich vor gränzenlosem Unheil rettete, indem er sich an dessen Spitze gestellt hat, mit Schmähungen anzufallen, bloß deßhalb, weil es möglich ist, daß seine Regierung auch zum Nachtheil der Welt ausschlage, seine in diesem Augenblicke verträgliche und verständige Politik abscheulich ausarten könnte. Die Zukunft kennt freilich Gott allein, aber eben deßhalb soll der Mensch nicht überklug seyn, nicht das Gras wollen wachsen hören, nicht vergessen, daß dem Tage seine Bosheit genügt, mithin nicht Politik machen wollen für eine bedingt möglich ferne Zukunft, sondern einfach und schlicht das thun und lassen, was der Augenblick fordert und der Tag verlangt. Wenn daher in Frankreich, wie es allerdings menschlichem Ansehen nach der Fall ist, nur die Wahl offen stand zwischen einer Dictatur eines neuen Bonaparte, oder einem Siege des rothen Socialismus, der alsbald ein Gemetzel veranstaltet haben würde, wie Frankreich es in den schauerlichsten Momenten seiner Schreckenszeit noch nicht kennen gelernt hatte, so haben Jene recht und wohl gethan, welche für Ludwig Napoleon, und nicht für den rothen Socialismus stimmten, und der Clerus hat nicht minder wohl und recht daran gethan, wenn er zu dieser Stimmgebung aufforderte. Freilich kann

man theoretisch ganz richtig bemerken: warum hätte es nicht auch einem Franzosen in seinem Gewissen frei stehen dürfen, sich aus Ekel und Abscheu vor allen Phasen der Revolution aller und jeder Abstimmung zu enthalten? Aber eine solche Abstinenz wäre nicht französisch, und wer sich in Frankreich der Stimmgebung enthielt, hätte dabei thatsächlich gewiß, fast ohne Ausnahme, den Rückgedanken gehabt: es muß erst das Uebel auf die Spitze getrieben werden, ehe Ordnung und Recht mit Heinrich V. wiederkehren können. Entfernen wir also Ludwig Napoleon, so viel an uns ist, vom Ruder der Gewalt, und suchen wir es lieber in die Hände der consequent-revolutionären Faction zu bringen. Und dieser eben so unklugen als unsittlichen und gefährlichen Vernünftelei entgegen zu wirken, war allerdings die Aufgabe des Clerus und der von ihm dazu gewählte Weg: zur Stimmgebung für Ludwig Napoleon aufzufordern, der einzig geeignete und mögliche, wenigstens der kürzeste und praktischste; umgekehrt ist aber auch Niemand, der in Frankreich für Napoleon gestimmt hat, oder außerhalb Frankreich die Verlängerung seiner Amtsgewalt für ein erfreuliches Ereigniß ansieht, deßhalb mit dem neu befestigten Präsidenten der Republik verheirathet. Bei jeder, diesem günstigen Stimme oder Meinungsäußerung versteht sich die Klausel von selbst: quamdiu se bene gesserit. Vollends abgeschmackt ist es, wenn die Kreuzzeitung uns Katholiken einen Vorwurf daraus machen will, daß wir uns durch die Maaßregeln, welche Louis Napoleon zu Gunsten der Kirche getroffen, günstig hätten für ihn stimmen lassen. Wir antworten darauf einfach: Ja, es ist, wie Ihr sagt! gleich wie Jeder, der irgendwie eine Gunst und Neigung für die Häresien des sechszehnten Jahrhunderts verräth, auch in anderen, scheinbar neutralen Dingen auf die Sympathie aller pietistischen Organe des Erdkreises rechnen kann, gerade eben so können und wollen wir im geringsten nicht unser Mitgefühl für jeden Träger der Gewalt in Abrede stellen, der, wofern er es nur aufrichtig

und ehrlich meint, worüber Gott allein Richter ist, das Organ der göttlichen Offenbarung ehrt, außer welchem kein Heil ist: die wahre und allgemeine Kirche Jesu Christi. Er wird immer, seine Treue und seinen guten Glauben vorausgesetzt, selbst wenn er in anderen Dingen irren oder fehlgreifen sollte, sich an diesem Faden wieder zurecht finden können und, was das Wichtigste ist, die Barmherzigkeit Gottes wird auch den Anfang eines, der Kirche geneigten Willens und jede ihr Wohl bezweckende That nicht unbelohnt lassen. Noch nie hat ein Monarch oder Gewalthaber der Kirche eine Wohlthat erwiesen, ohne dafür in dem unzweideutigen Segen Gottes seinen vollwichtigen Lohn zu empfangen, eine Lehre, die freilich den Juden (Althäretikern) und Heiden (modernen Pantheisten), wenn gleich aus entgegengesetzten Gründen, nichts anderes seyn kann, als ein Aergerniß und eine Thorheit.

Wir haben unsere Ansicht über Louis Napoleon und seine heutige Stellung im Obigen noch einmal recapitulirt, um uns auf's Allerentschiedenste gegen jede Uebertreibung, jede Caricatur und jede Schönfärberei nach der einen, wie nach der andern Seite hin auf's Entschiedenste zu verwahren. Jedenfalls wird uns der geneigte, wie der ungeneigte Leser keiner Parteilichkeit gegen den Präsidenten der französischen Republik und seinen Staatsstreich bezüchtigen können. Welch' ein Grad von roher, plumper Schmeichelei gegen die Person Dessen, der heute über Frankreich gebietet, von Verläugnung aller Grundsätze des Rechtes und der nationalen Ehre, von gesinnungslosem Hinwegschreiten über jede rechtliche Grundlage der Politik, muß also dazu gehören, wenn die Broschüre: Louis Napoleon von dem Verfasser „unserer Politik", (Berlin 1852), die zu Gunsten der neuesten Staatsveränderungen in Frankreich geschrieben ist, selbst uns mit Schrecken, ja mit patriotischer Scham erfüllt hat. Louis Napoleon ist ein Factum, ein historisch nothwendiges, ein besseres als sein Gegentheil: der Sieg des rothen Socialismus. Er ist ein Factum, wofür wir unter den heute obwaltenden Umständen

Gott aufrichtig zu danken haben, weil es dem müde gehetzten Europa eine, wer weiß, wie kurze Verlängerung einer peinlichen und unsicheren Ruhe verschafft. Aber über diese Gränze hinausgehen, dieses Factum distilliren wollen, um den daraus gewonnenen Napoleons-Liqueur als das allein ächte und rechte Lebenselixir zu verkaufen; vergessen, daß auch der Kaiser und sein Neffe weiter nichts sind, als Phasen und Durchgangspunkte in der großen Geschichte der Revolution, endlich gestützt auf das sogenannte napoleonische Staatsprinzip, der Idee der Legitimität mit unglaublicher Keckheit und schneidendem Hohne entgegentreten — das ist mehr, als wir selbst in unserer Zeit, von einem deutschen Schriftsteller erwartet hätten. „Aber warum," sagt die oben angeführte Schrift, fragt man weiter, „ist es von allen Napoleoniden gerade Louis Napoleon, der an die Spitze des französischen Wahlreiches treten, und das Prinzip, welches sein Onkel begründet hat, durchführen soll?"

„Es ist es deßhalb, weil er gewagt hat, es zu seyn, und hiermit den Beweis geliefert hat, daß in ihm das Princip seines Onkels lebt. Das hat er jetzt bewiesen durch den Staatsstreich; das hat er früher bewiesen durch seine Versuche in Straßburg und Boulogne — Unternehmungen, die ihn vor dem orleanistischen Frankreich compromittirten, aber bei dem Volke nicht geschadet, sondern genützt haben. Denn es ist etwas, daß er es gewagt hat, die Manen des Kaisers zu beschwören, daß er es gewagt hat, mit Gefahr seines Kopfes. Ja, ich sage, das Volk hat ihn eben deßhalb zum Präsidenten gewählt, weil es ihm zutraute, daß in ihm das napoleonische Princip lebe; es hat ihn eben deßhalb gewählt, weil es von ihm einen Staatsstreich erwartete. Alle diejenigen, welche Louis Napoleon zum Präsidenten gewählt, haben von vornherein den Staatsstreich votirt, während diejenigen, welche keinen Staatsstreich wollten, ihre Stimme Cavaignac gaben. Louis Napoleon wurde gewählt, um einen Staats-

streich zu machen, und er hat die Erwartungen seiner Wähler nicht getäuscht."

„Man sieht, wie das napoleonische Princip lebt, indessen das Legitimitätsprincip todt ist. Kein Bourbon, kein Orleans hat es gewagt, sein legitimes oder halblegitimes Recht persönlich geltend zu machen; Louis Napoleon hat es gewagt, im Namen des napoleonischen Princips aufzutreten. Ich wiederhole, was ich früher gesagt: den Bourbonismus findet man nur noch in den Denkmalen der Geschichte, und seine Lilien schmücken nur die Grüfte. Aber aus dem Grabsteine von St. Helena ist ein Geist erstiegen, der findet die Ruhe nicht bis zur Posaune des jüngsten Gerichtes, wenn er nicht durch die Erfüllung seines Princips versöhnt wird."

„Dem Neffen ist jetzt die Aufgabe geworden, dieses Princip zu erfüllen, und dadurch die Manen des Kaisers zu sühnen. Der Weg dazu ist vorgezeichnet, es gibt nur einen Einzigen."

Dieß ist, wie die Taschenspieler sagen: ein starkes Stuck. Aber noch mehr: der Verfasser hat den merkwürdigsten Abschnitt der Geschichte seines Vaterlandes, die Erhebung Preußens gegen Bonaparte's Uebermacht, so rein und völlig vergessen, daß er Seite 90. wörtlich folgendes schreiben konnte: „Will man nun gleichwohl nicht davon lassen, in dem Namen Napoleon ein Schreckgespenst zu sehen, das man mit all den unseligen Erinnerungen bekleidet, welche der Gedanke an die Eroberungspolitik des Kaisers hervorruft, so würde in diesem Falle die Gerechtigkeit gebieten, dem Bilde des Kaisers auch die Verdienste hinzuzufügen, die er sich um Europa erworben hat. Man weiß, daß er es war, der den Krater der französischen Revolution schloß, und man hat gesehen, daß nachdem dieser Krater in Frankreich geschlossen war, alle die kleinen Krater in den Nebenländern ganz von selbst erloschen." (Im Gegentheil: Napoleon war es, durch dessen Eroberungen die Revolution erst eine eigentlich europäische wurde.) „Diese

napoleonische That war also ein europäisches Verdienst, welchem allerdings die napoleonische Eroberungspolitik die Kehrseite bildet. Aber selbst diese Eroberungspolitik ist nicht durchaus fruchtlos für Europa gewesen. Selbst die Anschauung seiner Größe, die Napoleon den Völkern gab, ist ein reeller Gewinn, wie es die Völker selbst instinktartig gefühlt und dafür diesem Manne so Vieles verziehen haben. Darum spricht der deutsche Bauer, der so viel durch die napoleonischen Kriege gelitten, gleichwohl nie gehässig von Napoleon, sondern immer mit einer innern Achtung, und selbst in unseren altpreußischen Provinzen, die von Napoleon am meisten gelitten, kann man in den Bauernhütten oft das Bild Napoleons neben dem Bilde des großen Friedrich sehen. Sogar der Bauer in Rußland hat dieses Gefühl; er spricht von dem weißen Czaar des Westens, wie von einem Wesen höherer Art, von einer halb-mythischen Person. Haben die Völker sich an dem Bilde Napoleon's erhoben, so konnten es noch mehr die Könige, denen sich eine Herrschergröße darstellte, wie niemals eine Herrschergröße, die dem monarchischen Princip wieder neue Kraft gab. Denn da sah man, was Einherrschaft vermag, und niemals sind republikanische Ideen in Europa so ohnmächtig gewesen, als zur Zeit Napoleons."

„Auf keinem traditionellen Rechte ruhend, ist der Napoleonismus, wir wiederholen es, allerdings ein gefährliches Princip. Allein es ist das unvermeidliche Princip des heutigen Frankreichs. Man muß die Existenz dieses Princips acceptiren, so gewiß, als man die Revolution nicht ungeschehen machen kann, und man möge dabei nicht vergessen, daß Frankreich auch unter Ludwig XIV. eine gefährliche Macht war, und daß auch andere Mächte gefährlich werden können. Ist aber dieses Princip einerseits gefährlich, so ist es andererseits zugleich erfrischend und anregend. Denn nicht gebunden an die tausend kleinlichen Bedenken, vor welchen man in den alten legitimen Staaten oft nicht zum Denken, und

noch viel weniger zum Handeln kommt, fängt der Napoleonismus von vornherein mit der That an. Darum hat Napoleon so viel geschaffen, in der Armee, in der Administration und in dem Justizwesen, wovon die übrigen Continental-Staaten ihrerseits so viel entlehnt haben."

„Es scheint wohl, das alte Europa bedarf eines solchen Princips in seiner Mitte, um nicht zu stagniren. Denn kaum war Napoleon gestürzt, so gingen die alten Monarchien alsbald wieder in Stagnation über, und die Zöpfe wuchsen wieder üppig empor. Desgleichen lebten aber auch die Revolutionstendenzen wieder auf, die unter Napoleon erstickt waren."

„Man hatte gewähnt, die Revolution für immer zu schließen, durch die Restauration der Bourbons, aber gerade unter den Bourbons brach sie wieder auf. Gewiß, es war eine falsche Politik, den Napoleonismus in Frankreich ausrotten zu wollen. War Napoleon darnieder geworfen, nachdem er Europa so oft herausgefordert, so erheischte freilich die Sicherheit der Zukunft, ihn vom Throne zu entfernen, aber man hätte seine Dynastie anerkennen sollen, indem man den Kaiser selbst als Geißel behielt. Man hätte bedenken sollen, daß die bourbonischen Traditionen todt sind, und wenn sich wiederum ein traditioneller Rechtszustand in Frankreich bilden sollte, daß man nur dann auf den napoleonischen Traditionen weiter bauen durfte; dann blieb die Revolution geschlossen und Frankreich wäre zu einer festen Verfassung gelangt. Aber verführt durch unklare Legitimitätsideen, wähnte man die alte Monarchie herstellen und das französische Staatswesen an bourbonische Traditionen knüpfen zu können, welche in Frankreich keine Macht mehr haben. Der Sohn Napoleons hätte auf einem festen Boden gestanden; aber die restaurirten Bourbons standen bodenlos; und weil es so war, wuchsen ihnen die liberalistischen Tendenzen, denen sie unvermeidlich nachgeben mußten, alsbald über den Kopf. Fünfzehn Jahre genügten daher, um

den Fond von Autorität, welchen Napoleon geschaffen und hinterlassen hatte, vollständig abzunutzen und aufzubrauchen. Die Julirevolution brach aus, und halb Europa gerieth in neue Bewegung."

Solche Reden sind böse, sehr böse Zeichen! Noch hat das Elysée die Schulden aus seinen Carenzjahren vor dem Staatsstreiche nicht bezahlt, und schon begegnen wir solchen Zeichen und Wundern in der preußischen Schriftstellerwelt, und noch dazu bei einem Autor, den wir als einen der rüstigsten und gewandtesten Gegner der Abstraktionen des Repräsentativstaates kennen lernten. Jetzt, da die Zeit ihn drängt, auch die positive Seite seines Systems zu enthüllen, verweist er uns auf den zum Princip erhobenen französischen Bonapartismus in seiner vollen, rohen Nacktheit. Das ist all sein Reichthum. Wunderliche Leute diese preußischen Publicisten! während die Einen mit überspitzter Pfiffigkeit im Katzenschritt ihre gleißnerische Tücke entfalten, fällt der sittlich-politische Cynismus der Andern roh und plump mit der Thür in's Haus. Alles erwogen und beim Lichte betrachtet, ist uns aber diese Enthüllung „Unserer Politik" doch immer noch lieber, als die fromme Duldung und der christliche Eifer der Kreuzzeitung. Jene gibt sich heute schon, wie sie ist, und wenn wir vorkommenden Falles bei einem Conflicte mit dem wiedererstandenen Bonapartismus nicht wüßten, was wir von „Unserer Politik" zu erwarten hätten, so wäre es lediglich unsere Schuld. Die rundschauende Kreuzzeitung dagegen geberdet sich heute, wie wenn sie den Napoleoniden und seinen Anhang verschlingen wollte. Aber wenn es dem „lieben Evangelium" taugt, wird auch sie zur rechten Zeit und Stunde ihren Basler Frieden zu schließen wissen. Die Uebergänge werden sich dann, wie bereits öfters geschehen, schon finden.

XVI.

Literatur.

I.

...manus Faselmaier, Doctor der Röthe und Communist in der rothen Social-Republik Ikaria-Schlaraffiana, von E. Schöchlin. Frankfurt 1851. (Brönner) 20 S.

Das Büchlein soll zwei Mücken mit Einem Schlage tref... al! Zur Schilderung der platten Gemeinheit in den Lehren ...d Ansichten der Meister im „glückseligen Ikarien" läßt der ...rfasser den rothen Doctor „neue wissenschaftliche Ausdrücke" ...affen, um zugleich „der herrlichen philosophischen Sprache ... Deutschen seine Verehrung darzubringen, und durch die... ben kurz und klar das Wesen der Sache zu bezeichnen." ...ch habe nämlich Hegel'sche Philosophie gehört, daher meine ...ren Definitionen!" — bemerkt Faselmaier und bestimmt ...B. das Wesen der ikarischen „Ehe" als die „durch Anti...thie solvable, sexuale, momentane Sympathieunion zweier ...rch Androgynallianz verbundener physisch contraponirter ...dividuen."

Der Versuch, die Abgeschmacktheit philosophischen Kau...welsches an dem grauenhaften Wahnsinne communistischer

Systeme, und umgekehrt, darzustellen, erscheint aber als ein schwieriger; denn jene tritt vor diesem nothwendig immer wieder in den Hintergrund.

So geschieht es, wenn Dr. Faselmaier den Satz: „Die Liberalen der alten Schule stritten sich nur um die Freiheit der Personen; aber wir gehen einen Schritt weiter und sagen: „„Auch die Sachen sind frei!““ in treffender Weise bis zu der äußersten Consequenz verfolgt: „Die Ikarier kennen keinen Arbeitszwang, sondern nur einen Zwang des Müssiggehens“; denn die Ausgleichungs-Commission hat strenge darauf zu sehen, daß nicht etwa durch Talent, Fleiß und Geist eine „Ueberlegenheit stattfinde.“ Wenn er aber ausführt: „Die Moral der Ikarier beruht auf dem Grundsatze, daß die Triebe als bauchredende Stimme der Natur und des Weltgeistes unbeschränktes Recht auf Befriedigung haben; die Unterdrückung eines Triebes ist die Unterdrückung des bauchreden wollenden Weltgeistes, und man begeht, indem man ihm in's Wort fällt, ein Verbrechen gegen die Majestät der Welt und der Menschennatur“ — muß da nicht mit zu bitterm Ernste der Gedanke gegen den gesetzten Zweck laufen: daß leider! auch über „Ikarien“ hinaus weit und breit im „christlichen Staate“ diese Moral gilt, welche das Reich des Teufels dadurch zerstört, daß sie den Teufel zum Engel macht.

Doch hat sich der unhandsame Stoff unter der gewandten Behandlung des Verfassers der „Motion des Abgeordneten Schwindelreich“ weiland am Frankfurter-Parlament nach Möglichkeit gefügt.

II.

: christliche Familie. Fünf Predigten in der Domkirche
u Breslau gehalten von Dr. H. Förster. Zweite Auf-
age. Breslau 1851 (Hirt). VIII u. 60 S. 8.

Man hat in unserer Zeit mehr als je über feind-
: Angriffe zu klagen, welche sich unaufhörlich, viel-
i' sogar auf dem Wege der Gesetzgebung des „christlichen
aates", gegen den Bestand der „christlichen Familie" rich-
Der Grund dieser systematischen Anfeindung liegt am
ze; der entchristlichte Staat, nach dem der „Zeitgeist"
bt, kann eine christliche Grundlage nicht ertragen.
Um so eindringlicher muß der „christlichen Familie" ihr
ht als der allein an sich menschenwürdigen Gestaltung der
nilie überhaupt gewahrt, die ausschließliche, von der Kirche
s mit der zartesten Sorgfalt gegen Verunreinigung be-
itzte Erhabenheit ihres Wesens im Volke zum ausgepräg-
1 Bewußtseyn gebracht werden.
Die eigenthümlichen Schwierigkeiten dieser Aufgabe ma-
n sich aber erst recht fühlbar, während man in den vor-
zenden Predigten des bekannten Kanzelredners, Domherrn
rster, ihre vollständige Lösung Schritt für Schritt mit Be-
digung sich vollenden sieht.
Der Verfasser benützt die ersten Zeilen seiner Schrift,
s katholische Deutschland neuerdings auf die „Geschichte
: häuslichen Gesellschaft" von Generalvikar J. Gaume
fmerksam zu machen, die ihm die Anregung und einen
eil des Stoffes geboten habe. Aber gerade die unüber-
fliche Behandlungsweise des so ungemein beziehungsrei-
n Gegenstandes ist das wesentliche Verdienst seiner Pre-
ten.

Nicht Ein Moment aus der ganzen Tiefe der kirchlichen Anschaunug bleibt ohne gebührende Würdigung, indem der Verfasser an der Hand der Geschichte die „christliche Familie in ihrem Ursprunge“ nachweist, sie „in der ersten Kirche“ in rührenden Bildern vor Augen führt, ihre Reinheit als allein „unter der Pflege der Kirche“ gewahrt in schlagenden Gegensätzen schildert, sie „in ihrem Verfall“ mit großen ergreifenden Zügen abzeichnet, wie er sich in unsern Tagen offenbart, nachdem menschliche Weisheit geglaubt hat, das Christenthum durch körperliches Wohlbehagen ersetzen zu können, endlich die „Ursachen des Verfalles und die Mittel der Errettung“ darstellt.

Die Schrift verdient, wie als Leitfaden für Kanzelredner, so zur häuslichen Erbauung Raum zu gewinnen, besonders auch unter dem christlichen Frauengeschlechte, das durch den Ertrag derselben in der Schlesischen Fürstin und Landespatronin Hedwig geehrt werden soll, in deren Grabeskirche zu Trebnitz die Pilgerschaaren eine Ziegelpflasterung beschreiten, welche nach der Beschreibung des Verfassers eines Stalles kaum würdig wäre.

III.

Geschichte der Stadt Breisach von P. Rosmann, Decan und Stadtpfarrer in Alt-Breisach, und Faustin Ens, Professor zu Troppau. Mit einem Vorwort von Dr. Weiß. Freiburg 1851 (Wagner). XVI. und 477 S. 8.

Nur als „erster Versuch“ einer Specialgeschichte der uralten, später von den Römern als besonders fester Waffen-

platz in hohem Werthe gehaltenen, von der altdeutschen Sage als Sitz des Heldengeschlechtes der Harelungen und Ritter Eckart des Treuen, der dem Breisacher Hauptfort Eckartsberg den Namen gegeben haben soll, oft genannten Keltenstadt, an die, als einen der wehrfähigsten Ecksteine Deutschlands, seit Urzeiten fast alle Strömungen der deutschen Geschichte anschlugen, will vorliegendes Buch gelten.

Die Erzählung subsummirt auch, bis auf die Zeiten König Rudolf's von Habsburg, fast nur unter die allgemeine deutsche Geschichte, und weiß dabei außer der Existenz zweier Grafen von Breisach seit Ludwig dem Frommen, einer Belagerung der an die Herzoge von Franken gekommenen Stadt durch Otto I., einigen Breisgauischen Klosterstiftungen unter den von Heinrich IV. für ihre Ansprüche auf Schwaben mit Breisach u. s. w. entschädigten Zähringern, der Begabung des Münsters mit den (mailändischen) Reliquien der heiligen Brüder Gervasius und Protasius durch Friedrich I., der mit zwei ungedruckten Urkunden erhärteten Anhänglichkeit der Stadt an Friedrich II. — vielfach kaum den bloßen Namen „Breisach" oder „Breisgau" aufzubringen. Die plötzlich auftretenden bischöflich Basel'schen Rechte auf Breisach bleiben unerklärt, wie die auffallende Abtretung derselben an König Rudolf, welcher die Stadt wieder unmittelbar unter das Reich stellte, und ihr ein eigenes Stadtrecht gab.

Die inneren und äußeren Verhältnisse werden nun klarer! Von Ludwig dem Bayer an Oesterreich verpfändet, mit eigenen Mitteln von dem unglücklichen Beschützer Papst Johann XXIII., Herzog „Friedel mit der leeren Tasche", an das Reich gekauft, aber doch sammt den andern „Kaiserstühler Städten" bald wieder freiwillig den alten Herren unterstellt, kam die Stadt 1469 pfandsweise an Karl von Burgund, und sah nun den gräulichen Peter von Hagenbach als Landvogt in ihren Mauern, dessen Leben, Thaten und abscheuliches

Ende, sowie die Befreiung aus der Burgundischen Pfandschaft ausführlich dargestellt werden.

Es ist nämlich nicht die Schuld der Verfasser, wenn großen Theils des Specialgeschichtlichen weniger ist, und die benützten Quellen meistens nur secundärer Natur sind! Sie geben, was zu geben ihnen möglich ist! Die Archive Breisach's sind den harten Geschicken der Stadt mit unterlegen. Was Bernhard von Weimar und seine raubsüchtige Soldateska übrig ließen, vernichteten Brand und Verschleppung. Zu Schneidermaaßen fand der Pfarrer Rosmann die wichtigsten Urkunden zerschnitten!

Die Geschichte der Reformationsbewegungen in Breisach läßt den beklagenswerthen Verlust der Acten um so schwerer fühlen, als dort der durchaus außerordentliche Fall vorkommt, daß nicht nur der lutherisch-gesinnte Stadtpfarrer seinen eifrigsten Anhang, sondern auch die rebellischen Bauern vom Jahre 1525 ihre zugeschwornen Verbündeten, welche sie heimlich in die Stadt einlassen sollten, im Cisterzienser-Nonnenkloster Marien-Au hatten. Die entsetzte altgläubige Bürgerschaft, vor deren Zorn der Verführer mit etlichen Nönnlein floh, bestrafte aus kaiserlicher Vollmacht den Verrath mit Aufhebung des Klosters und dessen Zerstörung bis auf den Grund, errichtete aber zu derselben Zeit, wo zahllose und unschätzbare Kunstdenkmäler vor dem neugläubigen Fanatismus der Vernichtung anheimfielen, den noch heute bewunderten kunstreich geschnitzten Hochaltar im Münster.

Eine ausführliche Erzählung von dem erbarmungswürdigen Schicksale Breisach's unter den Wechselfällen des dreißigjährigen Krieges bildet den Glanzpunkt des Buches. Eine Zeit lang drehte sich der ganze Kampf in Süddeutschland um den Besitz Breisach's, und an dem Namen der unglücklichen Stadt hängt ein großer Theil der Thaten Bernhard's von Weimar.

Daß dieser mit Barthold als ein „Verderber" Deutschlands, welcher „der Nachwelt verantwortlich sei für seine Tha-

, nicht für seinen geheimen Willen" (zu dem Verrath an
iser und Reich auch noch den Verrath an seinen fran-
ischen Verbündeten zu fügen) — verurtheilt wird, glaubt
s „Vorwort" dem „nationalen Standpunkt" nachrühmen
müssen.

Da aber die Wahrheit nie „national", sondern immer
tholisch ist, so erscheint ein „nationaler Standpunkt", wie
r vorliegendes Buch auch auf mittelalterlich kirchliche Ver-
ltnisse angewendet wissen zu wollen scheint, am Geschicht-
reiber nicht immer zuträglich, noch weniger wünschenswerth,
ß er der „einzige sei, der sich in der Geschichtsdarstellung in
rkunft halten wird."

Nach dem Tode Bernhard's unter immer unseligen Ge-
icken noch zweimal (1697 und 1714) aus französischer Bot-
ßigkeit von Oesterreich gewonnen und ebenso oft wieder
s köstliches Juwel an den Fremdling verloren, kam Brei-
ch mit dem Breisgau 1805 als ein Trümmerhaufe an Ba-
n; mit dem Reiche war auch die enge an dessen Schicksal
kettete Stadt zu Grunde gegangen.

Die treue Liebe zu Oesterreich hatten aber alle erduldeten
iden in den Herzen der Breisgauer nicht geschwächt; begei-
rt erhoben sie sich in den neunziger Jahren gegen das fran-
ische Revolutionsheer zum freiwilligen Kampfe für ihren
iser, muthig stritten unter ihnen, damals Studienfreunde,
ch die beiden Verfasser; über die Schilderung dieser Vor-
nge aber gehen sie schnell hinweg, wohl müde — schmerz-
her Erinnerungen.

Ein bleibendes Denkmal patriotischer Pietät haben sich
: Verfasser mit diesem Buche gesetzt; ungleich dankbarern
toff aber für die ältere Zeit würde die dem Vernehmen
ch von Professor Ens beabsichtigte Bearbeitung der Ge-
ichte von Bregenz, wo er sich jetzt aufhält, bieten.

IV.

Die älteren Matrikel des Bisthums Freising von Dr. Martin von Deutinger, Domprobst.

Es gehörte zu den löblichen Einrichtungen des Mittelalters, daß jede Stadt ihren Chronisten, jedes Kapitel seinen kirchlichen Historiographen hatte, so daß alle politischen und kirchlichen Vorkommnisse im prägnanten Style ihre Aufzeichnung fanden, um urkundlich auf die Nachwelt gebracht zu werden. Diese Anordnung ist leider wie so Manches abgekommen, und unseres Wissens hat nur Frankfurt seine Stadtchronik noch bis in die neueste Zeit fortgesetzt. Die Chroniken der Klöster sind lange vor deren Aufhebung verstummt, und auch in den Domkapiteln regte sich keine Thätigkeit, die alten Diöcesan-Matrikel zu erneuern. Durchweg gebricht es der späteren Zeit an historischem Sinn, ein Mangel, wie er gerne in Tagen einzutreten pflegt, wo ein Geschlecht von heute auf morgen lebt, wo Alles sich überstürzt, und keine neue Schöpfung ihr Jahrhundert überlebt. So werden die nach uns lebenden Generationen, in Ermanglung beglaubigter Urkunden, sich in der Hauptsache nur mehr auf Journale berufen können, und die gedruckten Lügen werden für documentirte passiren.

Was die Geschichte der einzelnen Kirchen und die Verwaltung der Diöcesen betrifft, so tritt jetzt schon der Mangel an gediegenen Diöcesanbeschreibungen allenthalben hervor. Wer weiß es, Wer bestimmt es, wann diese oder jene Kirche gebaut oder consecrirt worden sei? man überläßt es den Gemeinden, auf beiläufige Nachrichten hin die

eit eines Jubiläums anzugeben, ja es ist bei der letzten Säcularisation selbst mehrfach der Fall vorgekommen, daß der Staat Kirchen in Anspruch nahm und wieder verkaufte, welche ine Stadt oder ein Burgflecken vor noch kaum zwei Jahrhunderten aus eigenen Mitteln erbaut und unterhalten hatte, und die ein Eigenthum eines Stiftes oder Klosters geworden. Die Möglichkeit war gegeben, nachdem die Urkunden darüber nicht aufgewiesen werden konnten.

Bei dieser Sachlage ist es ein Gebot der Pflicht und ein dankenswerthes Werk von Seite dessen, der die Arbeiten Vieler auf sich nimmt, wenigstens zu retten, was von früheren Aufzeichnungen und kirchlichen Documenten noch zu retten ist. Es geschieht darum nur mit der größten Ehrerbietung und in dankbarer Anerkennung des entschiedenen historischen Verdienstes, wenn wir auf das obige, bereits in einer Reihe von Bänden erschienene Werk von der Hand eines Mannes aufmerksam machen, der selber als Generalvicar ein Vierteljahrhundert die Verwaltung der Diöcese in seiner Hand gehabt, und als Mitglied der Akademie der Wissenschaften in der historischen Klasse für die Entwicklung des großen Umfangs seiner ungewöhnlichen Kenntnisse längst ein rühmliches Feld sich eröffnet sah. Wir geben nur dem allgemeinen Urtheile das Wort, und sagen nicht zu viel, wenn wir in Frage stellen, ob nach der Vollendung des Obigen noch eine Diöcese in Deutschland ein ähnliches Werk aufzuweisen habe? Es ist, was so lange ersehnt war, eine mit dem mühseligsten Fleiße und der sorgfältigsten Forschung ausgeführte Diöcesanbeschreibung auf Grund der noch vorfindlichen alten und neuen Matrikel, worunter als älteste die Conradinische Matrikel vom Jahre 1315, genannt von Bischof Conrad III, sich befindet. Noch vor einem Jahrhundert war es üblich, daß wenn ein Bischof die Diöcese visitirte, die Confirmation ertheilte, oder eine neugebaute Kirche weihte, genaue Regesten geführt und das Reise-

diurnale im Archiv hinterlegt wurde, ein Gebrauch der nothwendig wieder in Kraft treten müßte. Solche und ähnliche Aufzeichnungen können für die Folgezeit ein Material von großer Wichtigkeit bieten, wenn gleich die mannigfaltigen Berechtigungen und verschiedenen Besitztitel nicht mehr wie früher an Kirchen und kirchliche Pfründen sich knüpfen. Bis auf ein Jahrhundert, nämlich bis zum Jahre 1740, reichen auch die Freisinger Diöcesanbeschreibungen. Die älteste enthält die sämmtlichen Collegiatstifte und Klöster, Decanate und Pfarreien, Filialen und Kapellen, das Recht der Collation u. s w. Die Diaconate standen damals noch im Archidiaconats-Verbande und die Prärogative dieses Titels blieb bei dem Stifte Raitenbuch noch ein halbes Jahrtausend, bis der letzte Archidiaconus 1830 starb. Sodann folgen die Güter, welche ein Bischof von Freising zu Lehen zu geben hat; item die Renten und Gefälle aller freisingischen Herrschaften, alle Burghuten und Pflegämter. Die andere Matrikel des Generalvicars Sunderstorfer fällt in die Zeit der Reformation, und stammt aus dem Jahre 1524. Hier finden wir statt der Archidiaconate Oberpfarrämter, welche die Renten bezogen, während die Pfarreien, ein offenbarer Mißbrauch, von Substituten gegen einen bestimmten Jahresgehalt versehen wurden.

An diese schließt sich eine Patronats-Matrikel mit der tabellarischen Uebersicht der Präsentationsrechte, der Lasten und Reichnisse und der freien bischöflichen Collationspfründen. Endlich folgt die große Beschreibung des bischöflichen Rathes und Canonicus Schmidt, ursprünglich in mehreren Octavbänden verfaßt, und enthaltend einen statistischen Ueberblick des Bisthums, die Reihenfolge der Bischöfe, die Ehrenvorzüge der Diöcese und ihrer Oberhirten, die Wahl, die Facultäten und privilegirten Rechte der Bischöfe, das Diöcesanrituale, die Concordate und Recesse, die Weihbischöfe und die ganze bischöfliche Regierung im Allgemeinen, so wie die Beschrei-

bung der Pfarreien, die Inhaber der Pfarreien und Beneficien, den Kirchenschatz, bis auf die Glocken und die Summe der Altäre und Stiftungen, in besonderen Theilen. Wichtig ist es, alle Rechte und Verleihungen von Seite des römischen Stuhles, die Synodalacten u. s. w., kennen zu lernen.

Es handelt sich hiebei um die altbayerische Erzdiöcese und die eigentliche Metropole des Landes, deren Cathedrale kürzlich durch Professor Dr. Sighart in einer kunstgeschichtlichen und bereits in diesen Blättern besprochenen Monographie so meisterhaft beschrieben wurde, daß wir hoffen, es werden nach diesem Vorgange, und nachdem auch der Dom in Regensburg von Schuegraf, jener in Bamberg (wie angekündigt, von Professor Zeuß), und die kaiserliche Basilica von Speyer durch von Geißel, historisch dargestellt ist, bald auch die übrigen Cathedralen, namentlich der nunmehrige Dom oder die Liebfrauenkirche in München, nicht lange mehr einer ähnlichen ausführlichen Geschichte ihrer Erbauung, ihrer im Verlauf der Zeit erlittenen Veränderungen und ihres heutigen Zustandes entbehren. Ueberhaupt steht es zu wünschen, daß der durch die beiden letzten General-Versammlungen der katholischen Vereine Deutschlands gefaßte Beschluß, daß der Clerus die Kenntniß und Wiederbelebung der christlichen Kunst, und die Aufzeichnung und Erhaltung der noch aus den Stürmen der letzten Jahrhunderte geretteten kirchlichen Denkmäler, zumal aus der germanischen Periode sich eifrigst angelegen seyn lassen möge. Zuversichtlich werden nach dem Vorgange des katholischen Clerus in England und Frankreich, und nach dem Beispiele der Diöcesen Cöln, Münster, Paderborn, auch in den Diöcesen Bayern's, wo wenigstens die antike Kunst bisher so reichliche Pflege fand, solche religiöse Kunstvereine, unter den Auspicien des hohen Episcopates, constituirt, nicht lange mehr ein unerfülltes Bedürfniß bleiben.

Einen Beweis, daß der Sinn für die Wiederherstellung und Säuberung der Dome von den Erinnerungen der Zopf-

zeit in Bayern wieder lebendiger erwacht, und die Begeisterung für kirchliche Architectur einen neuen Aufschwung nimmt, liefert der Umstand, daß auch der Dom in Augsburg seiner Restauration unter der eifrigen Bemühung seines Oberhirten entgegensieht, nachdem auch dort die quellenmäßige Bearbeitung der Diöcesangeschichte, angeregt durch den Herrn Domcapitular Steichele, einen raschen Fortgang nimmt.

Schließlich bemerken wir noch, daß der hochwürdige Herr Herausgeber obiger Diöcesanbücher kürzlich im II. und III. Band der Beiträge zur Geschichte des Erzbisthums München und Freising auch dem Passionsspiel in Oberammergau unter Zusammenstellung aller darüber erschienenen Relationen eine historische Darstellung gewidmet hat, die auch im besonderen Abdruck erschien, und eine erwünschte Ergänzung zu Mone's Schauspielen des Mittelalters bildet, da dieses bayerische Spiel bekanntlich der einzige lebendige Ueberrest jener alten, heiligen Dramatik ist, die in der katholischen Vorzeit sich in reichster Blüthe entfaltete und den größten Einfluß auf Leben und Bildung der Völker Europa's geübt hat.

XVII.

Die Sache Schleswig-Holsteins.

)ie Geschichte ist eine strenge und unerbittliche Richterin
)ie Thaten der Menschen; sie fällt aber ihre Urtheile nicht
ell, sondern sie läßt die Acten so völlig spruchreif wer-
aß meistens viele Jahrzehnte, ja bisweilen Jahrhunderte
r vergehen, und selten dasjenige Geschlecht, über wel-
ie urtheilt, diesen Spruch erlebt. Es kommen aber auch
ıhmsfälle vor, in welchen diese Richterin binnen kürze-
rist in den Stand gesetzt wird, ihr Urtheil zu sprechen,
iner dieser Fälle ist die Sache Schleswig-Holsteins.
ochgehenden Wogen der Begeisterung für die Revolu-
n den Herzogthümern sind schnell verronnen, der Rausch
sgeschlafen, und mag er auch Diejenigen, welche aus
babylonischen Kelche der Auflehnung und Empörung
je Züge gethan, in einem Zustande zurückgelassen haben,
lchem sie betäubt sich die Augen reiben und nicht klar
en, was für ein Unglück sie über ihr Vaterland ge-
haben, so sind doch im Allgemeinen die Zeitgenossen
die wahre Tendenz der schleswig-holsteinischen Revolu-
:e in's Reine gekommen. Um so mehr ist es jetzt an

der Zeit, da früher jede Stimme, welche auf die wahre, volksthümliche, historisch-politische und staatsrechtliche, oder gar auf die religiöse Seite der Sache hinwies, überhört wurde, mit Ruhe und Klarheit sie von diesen verschiedenen Gesichtspunkten aus zu beleuchten; es kann dieß, sobald es mit gehöriger Sachkenntniß geschieht, nicht anders als höchst belehrend seyn, sowohl für Diejenigen, bei welchen noch dieser oder jener Zweifel obwaltet, als auch für Solche, die bereits, auf dem völlig richtigen und festen Rechtsboden stehend, sich doch über den einen oder andern Punkt noch näher zu orientiren wünschen. Der Aufgabe nun, nach allen jenen Richtungen hin über die Sache Schleswig-Holsteins Licht zu verbreiten, hat sich der bekannte, jetzt wieder in Dänemark weilende Theologe, Doctor **A. G. Rudelbach**, unterzogen, indem er an Claus Harms ein Sendschreiben gerichtet hat, in welchem dieser Gegenstand ausführlich erörtert wird. Dasselbe führt den Titel: „Die Sache Schleswig-Holsteins, volksthümlich, historisch-politisch, staatsrechtlich und kirchlich erörtert; nebst einer Apologie der Lehre und Praxis der evangelisch-lutherischen Kirche hinsichtlich des Gehorsams gegen die Obrigkeit, des Eides und der Fürbitte für die weltlichen Fürsten. Stuttgart 1851.“ Sein Motto ist: „Quis tulerit Gracchos de seditione querentes.“ — Diese Schrift ist vorzüglich dadurch veranlaßt, daß Claus Harms sich bewogen gefunden hatte, auf das Urtheil, welches die „Berliner Evangelische Kirchenzeitung“ von Hengstenberg über die unverantwortliche Theilnahme vieler lutherischer Prediger an der Revolution abgegeben, in einem Schreiben an den genannten Herausgeber diese zu vertheidigen und zu beschönigen. In einer Sprache, welche in vieler Beziehung ihm Ehre macht, hat sich Rudelbach an seinen Amtsbruder gewendet, und um dem eigentlichen Ausgangspunkte seiner Schrift — eben jener Apologie seiner Confession — ein thatsächliches und juristisches Fundament zu geben, eine Untersuchung über jene oben ange-

deuteten Verhältnisse Schleswig-Holsteins vorangeschickt. Dieser Bestandtheil der Schrift ist in der That von sehr großem Interesse; jener apologetische Theil allerdings auch, aber während wir dort mit dem Verfasser völlig Hand in Hand gehen und seinen Schlußfolgerungen überall nur zustimmen können, sind wir hier in der Lage, gegen seine Argumentation einige wesentlichen Bedenken erheben zu müssen.

Der erste Gegenstand, welcher hiebei in Betracht zu ziehen ist, wird durch die Frage geboten: „Ist Schleswig, seiner Bevölkerung nach, ein deutsches Land, oder ist es jemals ein solches gewesen?" Denn, abgesehen von jeder staatsrechtlichen Verbindung zwischen den beiden Herzogthümern, ist eben das Schlagwort: „Schleswig ist ein völlig deutsches Land", ein mächtiges Mittel für die doctrinären, wie für die rothen Revolutionäre gewesen, um die Sympathien in Deutschland für den Krieg gegen Dänemark anzufachen. Es war dieß aber weiter Nichts, als ein Mittel, welches der Zweck heiligen sollte. So sehr nun zwar jeder wahrhaft patriotische Deutsche die Verkleinerung beklagen muß, welche im Laufe der Jahrhunderte das einst so große Reich erfahren hat, so konnte man bei einiger Besonnenheit und ruhiger Betrachtung es sich doch nicht verhehlen, daß, wenn wirklich der Grundsatz: ein völlig deutsches Land müsse auch zu Deutschland gehören, eine Geltung haben sollte, dieß Argument zu allererst auf das Elsaß passen würde, dessen schmählicher Verlust, durch die heimtückische Politik und den Raub Frankreichs herbeigeführt, eine auch nach Jahrhunderten unvernarbte Wunde Deutschlands geblieben ist. Allein während die Revolution die Lust, und so lange es sich auch mit Worten thun ließ, den größten Muth zeigte, mit Rußland einen Kampf auf Leben und Tod zu wagen, um allenfalls die schwarz-roth-goldene Fahne auf dem Ural aufzupflanzen, legte sie vor Frankreich die allergrößte Ehrfurcht an den Tag, und

Diejenigen, welche gegen ihre „gleichen Brüder mit den gleichen Kappen“ begreiflicher Weise ihr vermeintliches nationales Princip nicht verfechten wollten, deckten sich mit der faden Ausrede: „Ja, die Elsässer sind zufrieden, die wollen eben nicht zu Deutschland gehören.“ Wie nun statt des gewaltigen Kampfes gegen Rußland der kleine, aber sehr demüthigende Krieg gegen Dänemark herausgesprungen ist, wie namentlich Preußen sich bei diesem an die Spitze stellen konnte, darüber vermögen wir, als uneingeweiht in das Gewebe der Politik, freilich keine Kunde zu geben; sehen wir aber bloß auf den äußern Schein, so möchte man sich freilich versucht fühlen, zu meinen, es sei dieser kleine Krieg eben deßhalb vorgezogen worden, weil man ihn als ein sehr leichtes und wohlfeiles Mittel zu finden glaubte, sich das Ansehen einer sehr deutschen Gesinnung zu geben. Allein der Erfolg hat es gezeigt, wie sehr man sich über diesen Kampf getäuscht hatte, indem die Schleswiger als Volk — einzelne Advokaten und andere Schreier kommen dabei nicht in Betracht! — eben auch nicht zu Deutschland gehören wollten, und zwar aus viel besseren Gründen, als die Elsässer. Denn, so viel auch die Gelehrten der Revolution sich abgemüht haben, aus der Geschichte früherer Zeiten darzuthun, die Schleswiger seien ein eigentlicher deutscher Stamm, die Sprache ein Dialect der deutschen, der politische Zusammenhang mit Deutschland uralt, so verhält sich dessenungeachtet die Sache ganz anders. Nur in dem Sinne, wie Jakob Grimm eine deutsche Mythologie geschrieben hat, für welche ihm die Edda und überhaupt die Sagen des Nordens als die wichtigsten Quellen gedient haben, nur in diesem Sinne könnte auch Schleswig deutsch genannt werden. Ohne daß die Verwandtschaft aller skandinavischen Stämme mit dem deutschen und den aus Deutschland ausgewanderten Völkern in Abrede gestellt werden kann, so besteht dennoch ein großer Gegensatz zwischen jenen und diesen, den man am passendsten durch die Ausdrücke Nord-

germanen und Südgermanen bezeichnet. Die Schleswiger aber gehören ihrer Abstammung nach unstreitig zu den am meisten nach Süden vorgedrungenen Nordgermanen, wie sich dieß insbesondere in der Namengebung der Städte, Dörfer, Weiler, Häiden, Moore, Bäche, Seen, Hügel, wie überhaupt der ganzen Oertlichkeit zeigt, zum Beispiel Kilde für Quelle, Kjor für Sumpf, Lund für Hain, Oe für Insel u. s. w. Diese Namengebung hängt in gar vielen Fällen gerade mit der skandinavischen Mythologie zusammen, z. B. Thorskilde, Fröslev, Bjolderup, Wonsbaek. Manche dieser Namen hat man in neuerer Zeit auf eine sehr ungeschickte Weise verdeutscht; so hat man aus Haarslev: Hadersleben, aus Thorskilde: Tortschal, aus Runetoft (die Runenwiese): Rundhof, aus Bögeskov (Buchenwald): Beuschau gemacht; gerade diese Art der Verdeutschung ist ein sehr sicherer Fingerzeig, wie wenig deutsch alle jene Namen sind. Rechnet man dazu, daß der gesammte nordische Sagenkreis in Schleswig wie in seiner Heimath lebt, ja sogar der mythische Stammvater, König Dan, hier zu Hause ist, so kann man nicht anders als mit dem deutschen Forscher Müllenhoff zugestehen: daß „diese Sagen eben so entschieden wie die Sprache beweisen, daß die deutsche Nationalität hier ihre Gränzen gefunden hat."

Aber diese Gränze bestand auch von jeher in politischer Beziehung; sie wurde bestimmt durch die Eyder, bis zu welcher, wie sie noch heute Schleswig von Holstein scheidet, Jütland reichte. Eben diese dänische Provinz schied man nachmals in Nord- und Süd-Jütland, welches letztere dann von der Hauptstadt den Namen Schleswig erhielt. Trotz der mannigfachen Kämpfe, welche seit den Zeiten der Karolinger bis in das vierzehnte Jahrhundert in diesen Gegenden stattfanden, trotz der verschiedenen Umwälzungen, welche sich hier zutrugen, blieb dennoch Schleswig stets ein dänisches Land;

die Eintheilung desselben, die Gerichtsverfassung, indem Schleswig mit Nord-Jütland zu Viborg einen gemeinschaftlichen Gerichtshof hatte, die Gesetzgebung und die Sprache, Alles war dänisch. Alle Gesetzbücher, wie namentlich der berühmte Jydske Lovbog, waren bis in diese Zeit dänisch oder lateinisch abgefaßt, aber auch in den Bearbeitungen dieser Art traten schon wieder dänische Worte hervor. Dieß ist auch in dem Apenradener Stadtrechte vom Jahre 1284 der Fall, welches, als alleinige Ausnahme, nur in plattdeutscher Sprache sich erhalten hat; aber auch hier ist man wegen des angegebenen Umstandes auf ein dänisches Original zu schließen berechtigt. Eben so war auch die Ordnung des Kriegswesens durchaus dänisch, und bei der kirchlichen Eintheilung, nach welcher Schleswig als Suffragan zu Lund gehörte, wurde nicht einmal auf Süd-Jütland besondere Rücksicht genommen, vielmehr die Insel Alsen nicht zum Bisthum Schleswig, sondern zu Odense gezählt.

Wenn es demnach bis zum Beginne des vierzehnten Jahrhunderts keinem Zweifel unterliegen kann, daß die politisch-staatsrechtlichen Verhältnisse Schleswigs keine andern, als die waren, daß dieses Land einen integrirenden Bestandtheil der dänischen Monarchie bildete, so fragt es sich, in wie fern seit jener Zeit sich die Dinge vielleicht anders gestaltet haben? In dieser Hinsicht kommen vornämlich drei historische Momente in Betracht, an welche sich die falsche Meinung und das Partei-Interesse gehängt haben; dieß sind die sogenannte Constitutio Valdemari vom Jahre 1326, die Wahl Christians von Oldenburg zum Herzog von Schleswig und Holstein im Jahre 1460, und die von König Friedrich IV. im Jahre 1720 vorgenommene Wiederherstellung des früheren Verhältnisses Schleswigs zu Dänemark.

Was zunächst jene Waldemarische Constitution anbetrifft, so ist dieselbe erst um das Jahr 1448 zum Vorschein gekom-

men; es ist daher zweifelhaft, ob nicht das Ganze eine spätere Erdichtung ist. Ihrem Inhalte nach soll sie bestimmt haben, daß Schleswig mit Dänemark nicht vereinigt werden dürfe, und zwar soll diese Anordnung von dem im Jahre 1326 in Folge einer Revolution auf den Thron erhobenen König Waldemar zu Gunsten seines Oheims, Gerhard III. von Holstein getroffen worden seyn, indem er, wie es heißt, Schleswig als erbliches Fahnlehen, ohne die gewöhnliche Lehensverpflichtung, übergeben habe. Von allen besonnenen Historikern, namentlich von Falk, einem in dieser Hinsicht unparteiischen Gewährsmanne, ist aber die erwähnte Constitution längst als ein Actenstück bezeichnet worden, welches durchaus keinen Anspruch hat, für einen die Krone Dänemark bindenden Staatsvertrag zu gelten; es fehlt ihr alle diplomatische, juridische und sogar historische Beglaubigung. Allerdings haben zu mehreren Malen die Grafen von Holstein darnach gestrebt, das Herzogthum Schleswig aus dem Nexus, in welchem es zu Dänemark stand, herauszuziehen und sich anzueignen; allein ihren Absichten trat Kaiser Sigismund, welchen man bei den hierüber obwaltenden Streitigkeiten zum Schiedsrichter gewählt hatte, sehr entschieden entgegen. Er sprach sein Urtheil im Jahre 1424 dahin aus: „daß das ganze südliche Jütland, worin Schleswig, Gottorp und andere Orte, zugleich mit Dänischwald und der Insel Alsen und der Provinz Friesland, gewöhnlich Heerdten genannt, mit allen Rechten und Pertinenzien gehört habe und gehören müsse nach dem Rechte des utile et directum dominium zum König und Königreiche Dänemarks, und daß derselbe eingesetzt werden solle und müsse in den Besitz des benannten Herzogthums und der benannten Lande mit allen ihren Pertinenzien, wohingegen die Grafen Heinrich, Adolf und Gerhard kein Recht auf Grund des Lehns hin an das genannte Herzogthum mit den Pertinenzien desselben weder gehabt haben, noch ferner haben sollen.“

Das zweite hierher gehörige historische Moment ist die Wahl Christian's I. von Oldenburg zum Herzog von Schleswig und Holstein. Dieser war im Jahre 1448, nach dem Tode Christoph's von Bayern, diesem als König von Dänemark gefolgt, und hatte, da dieß vorzüglich auf Vermittlung seines Oheims, des seit 1439 mit Schleswig belehnten Grafen Adolf von Holstein, geschah, im Voraus durch einen Revers, mit Bezug auf die Waldemarische Constitution, sich verpflichtet, er werde als König die Nichtvereinigung Schleswigs und Holsteins mit Dänemark unverbrüchlich halten, und zwar: „wie es die Könige und Ritter des Reiches zu Dänemark in der Vorzeit begriffen haben." Wie auch diesem Reverse durchaus keine Gültigkeit beizulegen sei, dafür steht wiederum das Zeugniß Falk's ein, welcher sagt: „Das Anerkennungsdocument Christian's I., die Waldemar'sche Constitution betreffend, ward zu einer Zeit ausgestellt, da er selbst erst Aussicht hatte, die dänische Krone zu erwerben, und ehe er noch wirklich König von Dänemark geworden war; zu einer Zeit folglich, da er auf eine verbindende Weise für Dänemark nicht handeln konnte." Aber nicht einmal eine persönliche Verbindlichkeit Christian's möchte dadurch contrahirt seyn, denn der Revers leidet an formellen Mängeln; durch die hinzugefügte Clausel: „wie es die Könige u. s. w.", hatte sich Christian ohnehin den Rückzug gesichert, zum Ueberfluß verpflichtete er sich kurz darauf seinen Wählern durch eine ausdrückliche Capitulation dahin: „daß kein Schloß, Lehn oder irgendwelche Pertinenzien des Reichs vom König abgehändigt werden dürften", so wie auch, „daß er in allen öffentlichen Handlungen Nichts ohne des dänischen Reichsraths Willen und Zustimmung unternehmen wolle." Da dann im Jahre 1455 Herzog Adolf selbst sich noch den Erblehnsbrief erneuern ließ, so liegt hierin eine ganz vollständige Anerkennung der völligen Richtigkeit jenes Reverses sammt der Waldemarischen Constitution.

Die einfache Klarheit dieses Rechtsverhältnisses wurde aber durch die Begebenheiten, welche bei dem Tode des gedachten Herzogs (1459) eintraten, getrübt. Christian zog, da Adolf keine Kinder hinterließ, ganz folgerichtig Schleswig als erledigtes Lehen ein; er wollte aber bei dieser Gelegenheit auch Holstein requiriren, worauf der Graf Otto von Schaunburg die rechtmäßigsten Ansprüche hatte. Zu diesem Zwecke veranstaltete er zu Ribe (1460) eine gemeinschaftliche Wahl der schleswigischen und holsteinischen Ritterschaft, welche ihn, der schon seit zwölf Jahren der rechtmäßige Lehnsherr war, zum Herzog erwählen sollten. Dieß geschah, und hierauf erließ der König sogleich die Confirmation der Landesprivilegien und deren sogenannte „tapfere Verbesserung.“ Der ganze Act war ein völlig rechtloser; es fehlte für Schleswig, wo er ohnehin ganz überflüssig war, die Zustimmung des dänischen Reichsraths, und für Holstein die des Kaisers. Rudelbach bezeichnet diesen Act aber noch weiter als einen „ehrlosen Handel“; seine Richtigkeit wird nicht bloß von dänischen Schriftstellern, sondern auch sogar von Anhängern der schleswig-holsteinischen Sache anerkannt; es genügt, unter diesen Dahlmann zu nennen, welcher geradezu darthut, daß dieser Handel eine Kränkung der Rechte Dänemarks enthalte. — Es scheint, als ob man von dieser Seite her um so leichter dieß zugeben zu können geglaubt habe, weil in dem ersten Privilegium die vielbesprochenen Worte: „Desse vorbenomeden land lauen wy na alle unseme vermogen holden an gudeme vrede, vnde dat se bliuen ewich tosamende vngedelt“, vorkommen. Der Sinn dieser Worte ist aber nach deren richtiger Bedeutung in der plattdeutschen Sprache kein anderer, als der, daß den vielen Landestheilungen und dem Wechsel der Herren vorgebeugt werden sollte, keineswegs, daß die Herzogthümer in jedweder Beziehung völlig unzertrennbar zusammengehören sollten. Die Urkunde selbst und ihre nachmalige Bestätigung gibt dieß auf das

deutlichste zu verstehen, indem sie eine durchaus verschiedene Verwaltung und Gerichtsverfassung für Schleswig und für Holstein feststellt, insbesondere blieb auch für alle Zukunft jene große Verschiedenheit bestehen, daß man von dem holsteinischen Landestribunal an das deutsche Reich, und aus Schleswig nach Dänemark appellirte. „De olde Konung Kersten", wie in der Volkssprache Christian I. genannt wurde, zeigte sehr bald selbst, wie er die Gemeinschaft der beiden Herzogthümer verstand, indem er das Bündniß des holsteinischen und schleswigischen Adels, zuerst gegen seinen Bruder Gerhard geschlossen, dann auch gegen ihn gerichtet, völlig untersagte. Die größte Zweideutigkeit liegt aber in dem oben angedeuteten vermeintlichen Wahlrechte Schleswigs; trotzdem daß der König ein solches, freilich unrechtmäßig, eingeräumt hatte, sprach er doch von sich und seinem Bruder als den Erben nach der Geburt, und sein Nachfolger, Friedrich I., war vollkommen im Rechte, zu erklären: „daß der dänische Reichsrath nie darein gewilligt, und daß Dänemark sein Recht an Schleswig in dieser Beziehung eben so behaupte, als es demselben zustehe, einen Herrn und König des ganzen Reichs zu wählen." Indessen selbst das „Ungedelt" wurde schlecht beobachtet; die zwiespaltige Wahl der Ritterschaft Schleswigs, nach dem Tode Christian's I., führte alsbald eine Theilung des Herzogthums herbei, die auch nachmals sich öfters wiederholt hat. Von jener Zeit an, bis zum Beginne des achtzehnten Jahrhunderts, trat zu verschiedenen Malen, namentlich auch im Jahre 1660, bei der Uebertragung der Souverainetät an König Friedrich III., die Zugehörigkeit Schleswigs zu Dänemark und seine völlige Geschiedenheit vom deutschen Reiche auf's Klarste hervor.

Allen nur irgend möglichen Zweifeln in Betreff des zuvor entwickelten Verhältnisses Schleswigs zu Dänemark machte aber das Jahr 1720 ein völliges Ende. Es war dem Her-

zoge von Gottorp, im Frieden zu Roeskilde (1658), gelungen, ohne daß damit der Lehnsnexus aufgelöst wäre, seinen Landestheil von Schleswig als souveraines Dominium zu erhalten; er verdankte dieß der Krone Schwedens, mit welcher sein Haus es schon verschiedene Male gegen Dänemark gehalten hatte. In den nachfolgenden Kämpfen gelang es den dänischen Königen mehrmals, den gottorpischen Landestheil, den der Herzog durch seine wiederholte Felonie eingebüßt hatte, zu erobern, und endlich wurde im Jahre 1720 das alte Verhältniß Schleswigs zu Holstein völlig wieder hergestellt; alle Großmächte Europas nahmen dieses Verhältniß durch nach und nach eingehende Anerkennungen unter ihre Garantie, und König Friedrich IV., welchem es gelang, die Renuntiation sämmtlicher berechtigten Lehnserben zu erwirken, wurde im Jahre 1721 in Schleswig als alleinigem souverainen Landesherrn gehuldigt. Dieses wichtige historische Moment erscheint begreiflicher Weise in der Färbung, welche ihm die Anhänger der Revolution gaben, als nicht zu Recht bestehend.

(Schluß folgt.)

XVIII.

Dr. Wilhelm Meinhold

und sein hinterlassenes Werk: „Der getreue Ritter, oder Sigismund Hager von und zu Altensteig und die Reformation."

II.

Bei der Theilnahme, welche die Schicksale und der so plötzliche Tod Dr. Meinhold's gefunden, wird es unseren Lesern nicht unangenehm seyn, ehe wir mit den Proben aus seinem hinterlassenen Werke beginnen, einen von der „Deutschen Volkshalle" veröffentlichten Brief seines Sohnes über die letzten Augenblicke des Vaters vorauszuschicken:

L. J. Chr. Charlottenburg, den 5. Dec.

Hochverehrtester Herr!

„Sollte die betrübende Kunde von dem unerwartet hereingebrochenen Tode meines theuren, unvergeßlichen Vaters noch nicht durch die öffentlichen Blätter zu Ihnen gedrungen seyn, so verpflichtet mich die Liebe, die Sie meinem seligen Vater so reichlich erwiesen, und die auch er nicht minder zu Ihnen, hochverehrter Herr, hegte, selber, mit gebeugtem, aber ergebenem Herzen, dieselbe zu bringen."

„Schon seit einem halben Jahre hatten ihn Unterleibsbeschwerden ergriffen, ohne deßhalb Befürchtungen schlimmer Art zu wecken; sie stellten sich auch zwei Tage vor seinem

Tode wieder ein, wurden jedoch bald gehoben und es war alle Hoffnung auf Besserung vorhanden. Indessen der Herr wollte es anders, und am 30sten vorigen Monats ¼ Uhr nach Mitternacht, nachdem er eine Zeit lang geruhig geschlafen, hob er seine brechenden Augen noch einmal gen Himmel, und nach dem Ausrufe: „„O Gott, nun kommt der Tod! mein armes, armes Weib!““ fragte er, wie spät es sei? und wie es gesagt, wandte er sich auf die andere Seite, und war nicht mehr! Ein Gehirnnervenschlag hatte seinem Leben ein Ende gemacht.“

„Meine Mutter war allein, und wir Söhne alle weit entfernt; doch die Todesbotschaft hat uns Alle bis auf Einen hier vereinigt, und mir wenigstens ist noch das schmerzliche Glück zu Theil geworden, dem guten Vater den langen Abschiedskuß zu geben (am 3. December Nachmittags 4 Uhr), bevor er beerdigt wurde, und noch am Sarge für sein ewiges Heil zu flehen.“

„Ach! er sah so wehmüthig ernst aus, wie er eingekleidet im Sarge lag, und der Gottesfrieden, den er sonst hatte, schwebte noch über seiner Stirne. Die große Liebe, die er sich hier bei Vornehm und Gering erworben, trotzdem, daß sein Vorhaben, zur katholischen Kirche überzutreten, allgemein bekannt war, zeigte sich vornehmlich nach seinem Tode. — Einen Lorbeerkranz hatten sie ihm auf sein von wilden Lebensstürmen durchwühltes und durch ungeheure Kämpfe frühzeitig ergrautes Haupt gesetzt, den er auch mitgenommen hat in's Grab, und wolle der Herr, daß er ihn noch trage, wenn er wieder aufersteht! Die Lorbeeren aber, die er trägt, hat er sich ja im Dienste des Herrn erkauft!“

„Sein Werk: „„Hager und die Reformation““, das seine einzige Freude in seinen letzten Tagen war, und über das er Ihnen, wenn ich nicht irre, schon Manches mitgetheilt hat, ist nun zwar leider nicht vollendet, aber der erste Theil wenigstens abgeschlossen. — Gleich als ob der Geist ihn triebe, erhob er sich die letzten Tage vor seinem

Tode früher zur Arbeit, als gewöhnlich, und zwei Tage vorher, bald nach Mitternacht, „„weil es ihn dränge““, wie er zu meiner lieben Mutter sagte. — Und so hat er denn nun, bis zum letzten Athemzuge, fast ununterbrochen für den Sieg der heiligen Kirche gearbeitet Tag und Nacht, und keine Opfer gescheuet, ja selbst sein Leben daran gewagt; denn es war fast übermenschlich, täglich zwölf Stunden zu arbeiten. So hoffen wir denn zu Gott, daß er einen gnädigen und barmherzigen Richter gefunden. Zwar war es ihm nicht vergönnt, sein von schrecklichen Kämpfen Zeit seines Lebens zerrissenes Herz mit dem Balsam der katholischen Segnungen zu heilen; aber die gebenedeiete Jungfrau, deren geweihetes, von Ihnen, wenn ich nicht irre, überkommenes Medaillon er bis zur Sterbestunde auf seiner Brust trug, hat ihm doch wunderbaren Trost verliehen *); und deß bin ich fest überzeugt, mit der heißen Sehnsucht und Begierde, der sacramentalen Gnade theilhaftig zu werden, ist er hinüber geschlummert. — Und nun bitte ich Sie, verehrter Herr! bei der Freundschaft und Liebe, die Sie zu meinem unvergeßlichen Vater hatten (doch darum brauche ich wohl nicht erst zu bitten!), auch seiner im Gebete zu gedenken; der Herr aber möge ihm die ewige Seligkeit schenken! — Hager, sein einziges und letztes Vermächtniß, werden wir Erben, sobald die Zeit es gestattet, nebst dem Aufrufe an die evangelische Geistlichkeit, der Oeffentlichkeit übergeben, und Gott wolle, daß es viele Früchte bringe!“ —

Mit der ausgezeichnetsten — — — —

A. Meinhold,
Candidat der katholischen Theologie.

---

*) Er war ein Verehrer der göttlichen Mutter, und nahm daher das ihm unerwartet zugeschickte Medaillon mit großer Freude an, indem er zugleich schrieb, daß er es tragen würde. Darum tröste uns das Gebet des heiligen Bernhard: „Gedenke, o Jungfrau, daß es noch nie erhört worden, daß du Jemand verließest, der nur um deinen Beistand flehte“ 2c. 2c.!

Wir kommen nun zu den Proben seiner historischen Dichtung, das Reformations-Zeitalter mit seinen streitenden Richtungen darstellend, und die Streiter an unseren Blicken vorüberführend, wobei er durch die begleitenden Anmerkungen mit ihren Citaten bedacht ist, den Leser darauf aufmerksam zu machen, daß seine Schilderungen keine Bilder der Phantasie sind, sondern auf historische Data und Aussprüche der Reformatoren sich gründen.

Es war bald nach der Niederlage des Herzogs Heinrich von Braunschweig bei Nordheim, welche von Luther und seinen Genossen als ein „Gottesurtheil" zu Gunsten der neuen Lehre angesehen wurde, und die entmuthigendste Wirkung auf die Anhänger des alten Glaubens äußerte, daß Sigismund Hager, schon halb lutherisch, mit seinem Pfarrer Johannes Forst, der früher Famulus bei Luther gewesen war, und jetzt nach jenem „Gottesgerichte" sich mehr und mehr zu ihm hingezogen fühlte, und mit einem alten Ritter, Franz von Dietrichstein, welcher auch bereits zu wanken anfing, beschloß: sie wollten sich alle Dreie aufmachen, um mit eigenen Augen bei Luther in Wittenberg nach dem neuen Glauben und seiner Wirkung sich zu erkundigen, worüber so viele widersprechenden Gerüchte in ihrem Vaterlande (Oesterreich) umliefen.

Die Reise zu Dr. Martin Luther.

(Mitte des siebenten Briefes.) *)

Da sprach der alte Franciscus von Dietrichstein: Aber daß wir uf andere Gedanken kommen, werthe Freund und

*) Die Briefe an die Gräfin Oldofredi-Hager, in welchen die Erzählung eingetragen ist, sind jedesmal durch eine längere, die Ansichten des Verfassers von dem Reformationswerke und dessen Geschichte behandelnde Auseinandersetzung, die mit dem Inhalte der

Gesellen! so wisset, daß unfern von hier mein alter Waffenbruder, Elias von Lörmer uf Neuendorf, gesessen, der ein Ausbund aller katholischen Tugenden ist. Selbigen wollen wir heimsuchen und bei ihm die Früchte vergessen, so uns das „reine lautere Wort" bis dato gewiesen. Wir haben zusammen gefochten vor Wien, Pavia und im Bauernkriege, und hab ich kaum ein frömmeren Mann, der mäßiglicher gewesen, gesehen. Keusch war er, wie ein frischgeboren Knäblein; doch dieweil seine Gesellen ihn einmal trunken gemacht, gelobete er, nimmer widder, sei's des Wein's oder des Biers, oder sonst eines starken Getränks, das Geringste zu genießen. Habe ihne vor etlichen Jahren erst wieder heimbgesuchet, allwo er noch immer solcherlei Getränk verredete. War aber ein Wittwer, und hatte nur ein einig Töchterlein bei vierzehn Jahren. Darum, sprach er, hab ich Gott mein zeitlich Gut gelobet und begunnen, ein Kloster vor alle ausgesprungenen Nonnen zu bauen, so sich in Wahrheit sehnen, Buße zu thun, die aber kein ander Kloster widder aufnehmen will. Wo sollen die Würmleins hin, welche Lutherus verführet, wann ihnen die Lust dieser Welt vergället ist, und das Gewissen kommt und an ihre Seele poltert? Mein Töchterlein mag etwan heute oder morgen ihre Domina spielen, wenn sie es nicht vorzeucht, ehelich zu werden, was ich ihr anheimstellen

---

Erzählung nicht immer in nothwendigem Zusammenhange steht, eingeleitet, worauf dann die Erzählung selbst folgt. In den Umfang der „Proben" fallen vollständig zwei solcher Briefe, der achte und der neunte. Der erste handelt, was den einleitenden Theil der Briefe betrifft, von der „sechsten Ursache der schnellen Verbreitung der Reformation", und schildert die Licht- und Schattenseiten der „außerordentlichen, ja großen Persönlichkeit Luthers"; der zweite ergeht sich in dogmatisch-psychologischen Erörterungen über den „einzigen Punkt, in welchem Luther ursprünglich von der allgemeinen Kirche abgewichen" — die „Lehre von der menschlichen Freiheit." Wir lassen die Erzählung ohne diese, natürlich selbst wieder aus dem Zusammenhange gerissenen, Unterbrechungen unzerstückelt folgen.

will, wenn sie zu verständigen Jahren gelangt ist. Ich hab
f die Dotation all mein Vermögen verwendet und hoffe zu
Gott, daß es ein gut katholisch Werk ist, so ich unter-
nommen."

„Und besahen wir Beede hierauf das Kloster, welches
nicht am Dorf auf einem Hügel am Bach gelegen und fast
gänzlich schon ufgerichtet war. Alle Zellen, Refectorium,
Küche, Kirche ꝛc. waren gar räumlich und säuberlich einge-
richtet, und über der Hauptporten stunden die Worte unseres
Herrn: venite ad me omnes, qui laboratis et onerati
estis etc."

Solches war uns angenehme und trabten wir lustig wei-
ter, bis wir an ein Eck Waldes gelangeten, allwo ein Kerl
saß, so die Kühe hütete und in Lutheri Hauspostill lase.
Sprach, er wäre der Pfarrherr zu Neuendorf, und als wir
uns seines Handwerks verwunderten, gab er zur Antwort, daß
die undankbaren Bauern ihne zwängen, umbwechselnd zu hü-
ten, und heute sein Tag sei. Könne sich Armuths halber
einen Knecht halten, und müsse darumb nur selbst in den
sauren Apfel beißen. Das wäre der Dank davor, daß der
theure Gottesmann Lutherus das Volk von dem Pabest und
einer Tyrannei gefreiet. Unter dem Pabest hätten sie den
Dienern des Teufels Alles umsonst geben, aber den Dienern
des wahren Gottes gäben sie Nichtes, ja wöllten ihnen noch
das Wenige nehmen, so sie hätten ꝛc.

So thät mein Dietrichstein ganz verwundert die Frag:
ob denn sein alter Freund Lörmer auch lutherisch worden,
daß er seinen Pfarrherrn die Kühe hüten ließ?

Wäre von Luthero selbsten bekehret, aber der Glaube
wär ihme nur bis an die Rippen kommen, nicht an sein
Herze. Läge jetzt und hätt die bösen Blattern *), verrede

*) Die Lustseuche, welche bekanntlich damals noch unheilbar war. Denn das einige Jahre vorher von Paracelsus erfundene und noch jetzt gebräuchliche Heilmittel war noch wenig bekannt.

aber das Nachtmahl, so viel er ihne dazu vermahnet, und hätte davor, als ein abtrünniger Bub, widder zu einem katholischen Pfaffen geschicket, um ihme die papistischen Sakrament zu reichen. Möchte auch allbereits schon todt seyn, denn am Morgen, als er ausgetrieben, wäre das Geschrei gegangen, daß er fast schwach wär.

Als das mein Dietrichstein hörete, schriee er für Schmerz: Du leugst, verdammter Pfaff! es ist so unmüglich, daß dein Patronus lutherisch worden, als daß er die bösen Blattern hab'!

Solches verdroß den Kerl und gab zur Antwort: Wenn du papistische Sau das nit gläuben willt, so geh' zum Teufel und laß mich in Frieden! worauf er mit seinem Vieh in den Busch trieb, auch nit widder umkehrete, wie sehr wir ihme baten.

Davor begegneten wir aber alsbald seinem Küster, welcher ihme in einem Essenstopf das Mittagsbrod nachtruge; trieb erst ein groß Geschwätze, als wir ihne anredeten, von der großen Ungerechtigkeit seines Patroni, anerwogen selbiger den tummen Schneider Müller zum Pfarrherrn erwählet, hergegen ihne den Küster spielen ließe, obschon er gelahrter in der Schrift wäre, als der tumme Schneider, wie auch die ganze Gemein sage. Und müsse er dem geizigen Schelm nur das Essen nachtragen, weil ihme die Gemein solch Officium in der Mittagszeit bei allen Bauern auferleget, wovor er von einem jeglichen zu Weihnachten eine Wurst überkäm; sonst würd er sich hüten rc.

Als der Kerl uns letzlich nu auch zu Worte kommen ließ, bestättigte er leider Gott's die Sag, so sein Priester gethan, und als dem alten Dietrichstein die Thränen herfürbrachen und er schluckende sprach: aber wie ist es müglich, daß er die bösen Blattern hat? gab er zur Antwort: das macht die papistische Werkgerechtigkeit, worauf er gebauet. Hat allhie ein Kloster gefundiret vor ausgesprungene Nonnen, worüber jeder hirnhabende Mensch in der ganzen Gegend

in Gespötte trieb. Denn es fanden sich bald an die zwölf
Metzleins, wovon er eine, Clara von Bittbach geheißen, zur
Abbatissa machete, etwan, weil sie ihme die frömmste schiene.
Aber sie trug noch das reine lautere Wort im Herzen, und
war nur von allerlei Noth gezwungen, widder die Nonne zu
spielen. Summa: selbige Nonn bekehrete ihne alsbald zu
dem neuen lutherischen Glauben, also, daß er auch selbsten
zu Wittenberg gewest ist. Als das die andern Nonnen verspüreten,
wollten sie auch Bekehrer haben (Ihr versteht schon,
sprach er lachende, was ich sagen will!), und fielen diese Haberkatzen
sich alle Tage in die Haare und balgeten sich oftermalen
am hellen Morgen uf dem Klosterhof, also, daß es
ein Gräuel zu sehen war. So ging das Ding ein Weil,
bis der Patronus ein groß Stück Geldes vor die Bauleute
verschickt bekam, dieweil er selbigen noch was Rechtes schuldig
geblieben. Mein Metzlein hatt es aber kaum verspüret,
nahm sie bei Nacht und Nebel das Geld und lief zum Teufel,
worauf er im Zorn die andern Nonnen mit der Hetzpeitsche
auch zum Teufel jagete, und Nichtes zum Dank gewonnen,
als die böse Krankheit, womit die Metze ihn beschenket.
Aber da müget Ihr es mit Händen greifen, welch' ein Gräuel
unserm Herrn Gott die Werkgerechtigkeit ist, daß er sie also
strafet an diesem elendigen Menschen. Und dennoch, Ihr
Herren, ist er so verstocket und verblendet, daß er, wie man
spricht, ich aber unmüglich glauben kann, auf seinem Todtenbette
widder zum Pabestthum umkehren will, obschon er am
besten weiß, wohin ihn die papistischen Werk geführet. Gläub's
wer's will, ich gläub's nicht, daß ein Mensch so tumm sein
kann!

Hatte mein Dietrichstein nicht geseufzet, so begann er
jetzo zu seufzen, sprach: wir müssen hinauf reuten; ich muß
ihn selbsten sehen, ob's etwan doch noch ein böser Leumund
wär. Aber an dem Kloster sahen wir schon, daß hier in
Wahrheit Wunderliches fürgefallen. Die Hauptporte stund

weit offen und stach aus selbiger die Deichsel von einem Wagen herfür. Aus einem Fenster unten hatt eine Kuh den Hals gestrecket, und im oberen Gaden flogen die Tauben auch durch die zuschlagenen Fenster aus und ein. Eine Burg war nicht fürhanden, sondern ein alt verfallen Haus mit Stroh gedecket, aber Niemand auf dem Hof, weder drinnen zu sehen. So ließen wir unsre Pferd von unsern Knechten halten, und dieweil wir das Geschrei von einem Weibe hören, gehen wir selbigem nach, sehen aber zu unserem Entsetzen ein jung, fast nacketes Weib, gar schön von Gestalt, mit gelben langen Haaren, so wie ein Mantel über ihre Blöße walleten, an einer Ketten mitten in der Stuben liegende. Da prallen wir zurücke, hergegen sie an der Ketten uf uns einspringet, wie ein wildes Thier die Zähne fletschet, und schreiet, als laut sie kann, in währendem sie mit dem Finger uf Dietrichstein weiset: ja kumm nur her du schandbarer, feister Luther, ich friß dich auf mit meinen Zähnen!

Darumb schlugen wir die Thüre wieder zu, alsbald wir konnten, und klopften auf der andern Seiten, wo uns eine Stimm entgegenscholl: seid Ihr's, lieber Herr Pfarrer? ach Gott, wie lange hab ich mich nach Euch gesehnet! — Die Stimm kam aber von dem elendiglichen Lörmer, welcher im Bette lag mit blöden Augen, sein Antlitz und insonderheit die Nas' mit schwarzen Pflastern bedecket.

Da hob der alte Dietrichstein abermalen an zu schlucken und gab mit gebrochener Stimmen zur Antwort: Ich bin nicht der Pfarrer, ich bin dein alter Waffenbruder Franciscus von Dietrichstein; ist's müglich, mein Elias, was ich von dir gehöret, ist's müglich, ich kann's nit gläuben?

Ja, es ist Alles wahr! gab der Kranke mit heiserer Kehlen zur Antwort: Ich hab zum Lohn für mein Lutherthum die bösen Blattern empfangen. Ach, Luther, Luther! wehe, wehe!

Ille. Und warest ehender so keusch, als ein frischgeborner Knabe?

Elo. Ja, Bruder; aber ich wachete und betete, wie der Heiland lehret, und betäubete und bezähmete meinen Leib mit St. Paulo! Aber seit ich in Satans Schule gelernet: daß keine Werk uns seligen, wie gut sie wären, und hinwieder keine Werk uns verdammen, wie böse sie wären, besondern allein der Glaub uns selige, ward ich alle Tage lasser, bis mir jetzo der Herr den verdienten Lohn gegeben. Ach Luther, wehe, wehe!

Hierauf kunnte mein Dietrichstein weiter Nichtes herfürbringen für lautem Schlucken, als daß er abermalen ausrief: wie ist's müglich, wie ist's müglich, mein Elias?

Da sprach der arme Lazarus: wie's müglich sey? höre dies Exempel, mein Bruder! In meiner Vaterstadt war ein Spittel vor alte Leute, und mußte sich ein jeglicher, der's gut haben wollte in seinem Alter, mit etzlichen Gülden hineinkaufen. Umsonst kam Niemand hinein, obschon man Etzlichen einige Gülden daran zu schenken pflegete, wann sie einen guten Fürsprecher hatten. Darum kam's, daß ein Jeglicher, der in das Spittel wollte, in jungen Jahren sparete, und sich's oft an der Kost abdarbete, damit er nur den Kaufschilling gewönne. Als die gute Stadt nu lutherisch wurd, sprachen die neuen Spittelväter: es wär ein papistisch, geizig und ärgerlich Ding, die Leut nur vor Geld in's Spittel zu lassen; hergegen ein recht evangelisch Werk, auch derer sich zu erbarmen, die Nichtes hätten und Nichtes brächten. Was geschah? Als das Volk dieses hörete, sparete Niemand mehr, und die, so sich einen Schatz gesammelt, vergeudeten ihn alsbald, wie der verlorne Sohn, jubilireten und sprachen: wir kommen nu umsonst in den Spittel. Eia, lasset uns fröhlich seyn! Aber der Fürst war anderes Sinnes, und nachdem er vergeblich das unartige Volk bedräuet, verschloß er in seinem Zorne den Spittel gänzlich, also daß Niemand mehr hinein kunnte. Merket, Ihr Herren! der Spittel ist das Himmelreich, der Kaufschilling seind die guten Werk, die Fürspre-

cher, wenn etwan ein Dreierlein fehlet, sind Christus und seine Heiligen, die neuen Spittelväter seind die lutherischen Prädicanten, das Volk ist die Christenheit, so jetzt überall mit uns armen Thoren seinen gesammelten Schatz wieder vergeudet; der zornige Fürst aber, der den Spittel verschleußt, ist der gerechte Gott. Merkestu jetzo, mein Bruder, wie's müglich? Die Sünde stecket in uns Allen, wie das Unkraut in der Erden, und raufestu es nit aus, und sprichst: es schadet nicht! wird es bald das gute Pflänzlein, so du gesäet, ersticken.

Als er solches gesaget, schriee das elendige Mägdlein uf der andern Seiten widder also in die Höhe, daß die Fenster schwirreten, worauf der arme Lazarus die trägen Arme gen Himmel hube und also zu schlucken begunnte, daß ein Stein in der Erden sich hätte vor Jammer umkehren mügen.

So riefen wir nu alle Drei ebenmäßig: was ist's mit dem elendigen Maidlein, so in der anderen Stuben gar nacket an einer Ketten lieget, und abereins so gräulich schreiet?

S'ist mein einig Kind, sprach der arme Lazarus, und mehret dies erschröckliche Gericht Gottes über mich also, daß Job gegen mich ein glücklicher Mensch zu preisen. Denn Job verlor seine Kinder und seinen gesunden Leib unschuldig, ich aber hab mein Kind und meinen gesunden Leib durch meine Schuld verloren. Ach, Luther, Luther! wehe, wehe! Ihr Berge fallet über mich, und ihr Hügel bedecket mich! Ach, es ist zuviel, und nimmer ein Mensch, wie ich, gestrafet!

Also klagete er lange Zeit, bis er wieder in etwas ruhig wurde und sprach: Als mich der Teufel trieb, gen Wittenberg zu diesem Seelenmörder zu reisen, nahm ich mein Töchterlein, Helene, auch mit, so eine schöne Jungfer bei 19 Jahren war. Da kartet es Satan, daß Melanchthon's ältester Sohn sie lieb gewinnet, sich heimlich mit ihr verlobet und sie Beede mit ihrem eignen Blut auf einem Zeddul sich ewig Liebe und Treue schwuren. Letzlich komme ich

hinter den Handel und willige, wiewohl ungerne, ein. Auch Melanchthon läßt einen Brief an mich laufen, worin er seine Einwilligunge giebet. Aber was geschieht? Der thürstigliche Luther hatte just eine Fehde mit den Juristen und dem Konsistorium zu Wittenberg, dieweil sie die heimlichen Ehegelübde gebilliget, auch Einem, Namens Caspar Beyer, gestattet, uf solch heimlich Gelöbniß seine Braut zu ehelichen. Darüber ergrimmet der Münch, schreiet: es wär papistischer Sauerteig, kanzelt seine eignen Juristen abe *), nennet sie papistische Säu, Lotterbuben, Sophisten 2c.; es sölle hinfüro kein heimlich Gelöbniß mehr in seiner Kirchen seyn; die Eltern möchten nachgehends einwilligen oder nicht, es blieb ihm gleich; sobald ein heimlich Gelübd füraufgangen, würde Nichtes aus der Hochzeit; schlaget darauf ein Knipplein mit dem Finger, und schreiet wie besessen, und als laut er kann, von der Kanzel: ich, Martin Luther, Prediger dieser Kirchen, nehme dich heimlich Gelübd und den väterlichen Willen, so darauf gegeben, sammt dem Pabest, deß Geschäft du bist, und dem Teufel, der dich gestiftet hat, kopple euch zusammen, und werf euch in den Abgrund der Höllen, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes. Amen.

Solches Alles wissen wir nicht; setzen den Hochzeitstag an, und kommen auch alle Gäst und wünschen der Braut Glück, aber der Bräutigam kümmet nicht, weder sein Vater, Magister Philippus. Davor läuft ein Brief von Luther mit einem Boten ein, worin er diesen Ehebund, weilen ein heimlich Gelübd füraufgegangen, verfluchet, vermaledeiet und in

*) Man sehe den Brief Luthers an den Kurfürsten Johann Friedrich vom 22. Januar 44, und die folgenden, worin sein trotziger Hochmuth ihn dieß Alles selbst erzählen läßt, bei De Wette V, 611 ff. Die Hauptursache seines unversöhnlichen Zornes war aber wohl: weil die Juristen seine widerspruchvollen Schriften spottweise „Catönichen" nannten, und sie als ungeeignet zur Entwerfung eines besonderen Kirchenrechtes erklärten.

den Abgrund der Höllen verwünschet, auch meinem Töchterlein ihren Blutbrief zurissen, und, ich sprich nit, womit sonsten, besudelt, zurückesendet, ja der Bote sprach: er hätte Vater und Sohn geprügelt, dieweil sie nicht von dem Handel hätten lassen wöllen, und letzlich den Sohn bedräuet, ihne von der Oberkeit einsperren zu lassen, wenn er nicht den Blutbrief meines Töchterleins widder herfürlangete *). Wäre der Fürfall ein halb Jahr später geschehen, als er sich allbereits mit den Juristen verglichen, hätte er sicher seine Einwilligunge gegeben, wie bald darauf dem Caspar Beyer **);

*) Dieser That rühmt sich der Reformator noch in einem lateinischen Briefe vom 4. Aug. 44 an Johann Lang mit folgenden Worten: „So habe ich den Sohn des Magister Philippus, der sich mit schrecklichem Eide einem Mägdlein verpflichtet (adstrinxisset), mit Dreistigkeit (fiducia) losgesprochen, so den Herzog Ernst von Braunschweig an unserm Hofe (in aula nostra) losgerissen, der das Eheversprechen mit seinem eigenen Blute, außer den hinzugefügten Schwüren, geschrieben hatte.“ Bei De Wette V, 676. In dem eben angezogenen Briefe an den Kurfürsten setzt er noch hinzu: „daß er große Mühe gehabt, den Mag. Philippus und sein Weib von der Hochzeit abzuwenden, oder vielmehr abzuschrecken.“ So handelte derselbe Mann, welcher früher gelehrt hatte: „Heirathen sei nothwendiger, als Essen und Trinken, Fegen und Auswerfen, Schlafen und Wachen!“ Vom ehelichen Leben. Altenburg. Ausg. II. fol. 209 a.

**) Als endlich die Juristen Luther darin nachgaben, daß fortan alle heimlichen Ehegelübde verworfen werden sollten, ließ er sich die Hochzeit dieses Beyer gefallen, gegen welche er früher so entsetzlich geeifert hatte, ja, er lud ihn selbst in einem lateinischen Briefe vom 27. Febr. 45 zu seiner Braut ein, der so schmeichelhaft ist, daß weder De Wette noch ich ihn begreifen kann, da Falschheit keineswegs in dem Charakter Luthers lag. Man lese diesen Brief selbst a. a. O. S. 721. Was aber seine, auf Verwenden des Kurfürsten mit den Juristen abgeschlossene Versöhnung anbelangt, so war sie nur scheinbar. Denn noch kurz vor seinem Tode nahm der fürchterliche Mann seinem Sohn Johannes das Versprechen ab:

i aber mußt mein arm Kind seinen Zorn mit dem Wahn-
m büßen. Denn als sie ihren zurissenen und besudelten
utbrief wieder sahe, fiel ihr gleich das Haupt mit dem
yrthenkranz auf den Busen. So saß sie ein Weil, und
s sie letzlich das Haupt wieder aufrichtete, war sie tobsüch-
g, mußte noch an ihrem Hochzeitstag und in ihrem Hoch-
itspracht an Händen und Füßen gebunden werden, dieweil
gleich anhub, sich die Kleider vom Leibe zu reißen, was
auch jetzunder noch thut, wenn sie freie Hände hat.

Als wir uns nu Alle entsatzten, sprach er weiters: Aber
meinet Ihr, daß das Gericht Gottes über mich elendesten
Wurm der Erden hiemit zu Ende sei? Mit nichten! Ich kann
nen katholischen Priester gewinnen, um mich von meinen
Sünden zu absolviren, wie sehr ich darumb bestrebt gewest,
ich muß dahero gläuben, daß der Herr mich ganz in seinem
rn verworfen, und ich hier zeitlich und dort ewiglich ge-
gt werden soll. Aber auch das ist leider meine Schuld,
ine große, große, schwere Schuld! Denn wisset, Ihr Her-
n, daß ich zu meinem und ihrem Verderben auch alle meine
Unterthanen lutherisch gemachet, und um an dem Pfarrgut
lucriren, einen Schneider hab zum Priester einsetzen las-
t. Darum versaget mir Jeglicher den Dienst, einen katholi-
en Priester zu rufen; spricht: er wölle mich nit mit Leib und
eelen zur Höllen fahren lassen, sölle doch bei dem Schnei-
r zum Sacrament gehen. Und, wenn Etliche auch durch
in vielfach Bitten sich bewegen lassen, daß sie ja, ja!

---

* kein Jurist werden zu wollen. „Denn wo ich wüßt", fügt er hinzu, „daß du wolltest ein Jurist werden, wollte ich dich über die Elbebrucken in die Elbe stürzen und ertrinken lassen, zweifelte auch nicht, ich wollte diese Sünde eher gegen Gott verbeten, dann wenn ich dich ließ wider meinen Willen einen Juristen und Schalk werden." Ratzenberger's Leben Luther's, herausgegeben von Neudecker S. 136. Der Sohn versprach es dreimal, kein Jurist zu werden, ward aber dennoch ein Jurist! Der würdige Sohn eines würdigen Vaters!

sagen, gehen sie doch hinaus und lassen's unterweges. Hiezu kommt, da ich mich nicht rühren kann und mein Töchterlein unsinnig ist, daß das böse Volk mir Alles stiehlet und fortträget, selbst aus der Stuben, worin ich liege. Halten's für keine Sünde, dieweil der Glaub allein selig machet, und nicht die Werke, wie der Pfaff ihnen alle Sonntage fürschwätzet. Urtheilet nu, Ihr Herren! ob es einen elendigeren Menschen, als mich, geben kann, und ob die Hand Gottes in Wahrheit nicht schwerer auf mir ruhet, denn weiland auf dem armen Job?

Da sprach Er Johannes Forst: so freuet Euch; ich bin ein katholischer Priester!

Als das der arme Lazarus hörete, brach durch seine blöden Augen ein heller Strahl, hub auch an, so freudig zu lächeln, daß das Pflaster auf seinem Antlitz verrucket ward, und wir zu unserem Entsetzen die nackte Todtennase sahen, in währendem er die dürren Arme herfürstreckete und rief: seid Ihr ein Priester; so erbarmet Euch und höret meine Beichte und spendet mir die heiligen Sacramente, denn ich fühl, daß ich etwan noch heute oder morgen sterben werd.

Hierauf gab Er Johannes zur Antwort: da müget Ihr sehen, daß unser Herr Gott vor Euch elendigen Lazarus gesorget und Euch mit Nichten gänzlich verstoßen will. Denn ich würde Euch nit haben helfen können, wenn es mir nicht eins und abereins wie durch eine göttliche Eingebunge beigegangen wäre: nimm deine priesterlichen Kleider und etwas Chrysam, auch etzliche geweihte Hostien mit auf deine Reise, wenn etwan unterwegs auf der Landstraßen ein Sterbender läg, oder sonst in lutherischen Landen ein Mensch eines Priesters begehrete, sein aber gleichwohl nicht mächtig werden könnt. Und so hab ich's denn gethan und will Euch helfen, obschon ich selbsten ein armer Sünder bin, und dem Luther in allerlei Dingen das Wort geredet hab. Aber Dank sei Gott und seiner heiligen Mutter! durch Eure Krankheit

bin ich gesundet, und von dem Krebs der neuen Gerechtigkeit geheilet.

Als er solches geredet, ließ er sein Felleisen abschnallen und machete sich bereit, dem armen Lazarus das Zehrgeld in die Ewigkeit zu reichen, inzwischen wir andern Beede auf dem Hofe und sonsten herumgingen, und Nichtes denn Unordnunge und Verwirrunge trafen. Schauten auch noch einmal durch das Fenster nach dem elendigen Mägdlein, welche dasaß, ihr Haupt auf die Brust geneiget, aber als sie unser entwahr wurde, abermalen zu schreien und auf uns loszuspringen begunnte, wie eine wilde Katz, also, daß die Ketten klungen. In Summa: was soll ich des erbärmlichen Abschieds gedenken, wo beede Waffenbrüder wie die Kinder weineten? Wir ritten, alsbald der Priester fertig, unserer Straßen, und wollt ich, als wir für's Dorf kamen, das Roß widder umwenden, bat auch die Andern, es zu thun, anerwogen wir genug gesehen und gehöret, umb in unserer heiligen Kirche zu verbleiben. So war Er Johannes es auch zufrieden; aber mein Dietrichstein wollte nicht. Sprach: das wär ein halbgethan Werk; und obschon er klug, wie wir, worden, wöllten wir doch weiter ziehen, um diesen wüthenden Seelenmörder (verstehe den Lutherum) gänzlich kennen zu lernen, und nachgehends gegen Männiglich, so zweifelmüthig worden wär, ein desto gewisser Zeugniß ablegen zu können. Denn dieses thäte im Lande zu Oesterreich jetzunder, wie überall, noth, anerwogen, wie er aus gutem Munde wisse, selbst in Wien sich der Fürfall ereignet, daß das Volk einen Priester, der mit dem Hochwürdigsten zum Kranken gewollt, fast gesteiniget hätte. Dahero auch schon König Ferdinandus mehre Mal die Priester, so zum Kranken mit dem Sacrament gingen, mit bloßem Schwert begleitet. Aber ich wollte das Mitreuten abermalen verreden, worauf Herr Franciscus das Widerspiel versuchete, und anhub, mich mit meiner jungen Frauen zu närrende. Solches half, denn ich

schämete mich, ich tummer Narr, und folgete ihm. Ach, daß ich ihm nicht gefolget und umgekehret wäre!

Annoch will ich allhie gleich notiren, eh ich's aus meinem Kopf bringe, daß wir bei unserer Heimkehr erfuhren: der arme Lazarus wäre bald nachhero auch in Wahrheit gestorben und sein elendiglich Töchterlein zween Tage darauf in einer kalten Nacht erfroren, inmaßen man vergessen, ihr Zimmer zu heitzen. Besahen auch das eine Grab, in welches sie beede geleget waren, und thäten unser Gebet davor. Gott sei ihren armen Seelen gnädig, Amen!

Unterweges sahen wir fast aller Orten viel Verwilderunge des Volkes, aber nicht allein bei den Lutherischen, sondern auch bei den Unsern, welche durch das böse Exempel verführet waren, daß sie nu auch allerlei Freiheit begehreten, welche ihnen ehender nie in den Sinn gekommen, und anhuben, des Bauches mehr dann der Seelen zu pflegen, sprechende: können die Andern ohne Werke selig werden, können wir's auch. Doch will ich's überwischen allhie, dieweil es nicht sonderlich Neues war.

Als wir nu unserer Straßen ritten, begegnete uns alsbald ein großer Hauf Bettler, Männer, Weiber und Kinder, worunter ein langer Kerl in einem rothen Rock und mit einer großen Narben über sein Maul. Hatten alle Rosenkränze in Händen, beteten laut das Ave Maria und das Vaterunser, wie die Wallfahrer einhergehende, und möchten wir doch um der lieben Heiligen willen ihnen eine Verehrung thun. Gott sei gelobet, daß sie endlich wieder in ein katholisch Land gekommen! Die bösen Lutherschen hätten sie aus Düringen von wegen ihres allerheiligsten Glaubens vertrieben rc.

So gläubeten wir ihnen und bedachten sie fleißig; aber was geschieht schon nach wenig Tagen? Siehe, als wir in's Mansfeld'sche kamen (denn wir mußten hindurchreuten, weil die Saala in dem Spatjahr fast überall aus ihren Ufern

getreten, item auch Er Johannes gar gerne seinen Bruder heimsuchen wöllte, der ein Heidereuter bei Artern war), begab es sich, als wir bei selbigem Bruder in einem großen Dorf, so lutherisch war, angeländet und genächtiget hatten, daß dieselbe Bande, so wir ehender angetroffen, den rothen langen Kerl an der Spitzen in's Dorf gezogen kam, aber ohne Rosenkranz. Sungen Lutheri Liedel: nu freut euch lieben Christen G'mein, und als sie bei dem Versch kamen:

> Mein guten Werk, die gelten nicht,
> Es war mit ihn' verdorben,

hielten sie ein Weil inne, und erhuben erst ein laut Gelächter, worauf sie, als das Liedel beendet, um Gottes willen baten, ihre Armuth zu bedenken. Sie kämen aus Baiern, allwo die papistischen Hunde sie um des reinen lauteren Worts willen, so sie lieb gewonnen, erbärmlichen vertrieben, daß sie arme Leut' worden wären ꝛc.

Da sahen wir recht klärlich, wie verderbet das Volk überall durch den neuen Glauben worden, was der Heidereuter bestätigte und sprach: Niemand könne sich mehr, und insonderheit auf der Grenzen, vor Bettlern bergen. Kriegten sie Nichts, so setzten sie den Leuten zur Nacht den rothen Hahn auf das Haus, oder thäten Menschen und Viehe etwas Böses an; kriegten sie nicht genug, so verhöhneten und verspotteten sie noch dazu den Geber oder trieben ihne gar mit Steinwürfen von dannen. Darumb gebe Jeder aus Furcht, was er könne, und wäre heut zu Tage für alles faule Gesindlein kein besser Handwerk, als der Bettelsack. Lebeten herrlich und in Freuden, und hab er selbsten gesehen, daß ein solch Hauf sich in der Heiden ein lustig Feuer angemachet und Eier gesotten, nachgehends das Weiße abgeschälet und mit den Worten wegkgeworfen: das ist die papistische Gerechtigkeit, die fresse der Teufel! worauf sie das Gelbe allein ins Maul gestochen, sprechende: das aber ist die Gerechtigkeit aus dem Glauben allein, die schmecket besser.

Doch wie's zu verwundern, daß das Volk also böse worden, die Herrschaft wäre ja noch ärger! Ach, wehe! wie's dem armen Lande inwendig weniger Jahre ergangen! Es wäre ehender ein Sprüchwort in Sachsen gewest: „glücklich wie in Mansfeld;“ anjetzo müsse es heißen: „unglücklich wie in Mansfeld.“

Denn die Grafen wären alle durch den neuen Glauben also verderbet und tyrannisch und geizig worden, daß sie die Unterthanen fast unmenschlich drängeten, und sich selbsten in den Haaren lägen. (Folgt die Erzählung von den vergeblichen Vermittlungsversuchen Luthers). Graf Albrecht wäre der schlimmste. Habe bereits auch vor, alle Jüden zu vertreiben, alldieweilen Lutherus die Christen ja aufgefordert, ihre Schulen mit Feuer zu verbrennen, ihnen die Bibel zu nehmen, ihren Gottesdienst ihnen bei Todesstrafe zu verbieten, item sie zu plündern und nachgehends aus dem Lande zu jagen*).

Wiewohl nu Graf Albrecht nichts thäte von dem, was Lutherus lehre, wölle er doch hierin gar thürstiglich seine Lahr

*) Besonders in der schmachvollen Schrift „vom Schem Hamphoras“ (Altenb. Ausg. VIII. fol. 281 b). Noch wenige Tage vor seinem Tode, auf der zweiten Reise nach dem Mansfeld'schen, wurde seine Wuth gegen die armen Juden wieder auf's Neue angestachelt, weil er Ausgangs Januar (ich unterstreiche das Wort mit Fleiß) durch ein Judendorf, dicht vor Eisleben, gekommen, und „ihm ein so kalter Wind durch's Baret gegangen sei, als wollte er das Gehirn zu Eis machen.“ Diesen Wind haben nach seiner Meinung die Juden erweckt, und darum, so fährt er in dem Schreiben an seine Hausfrau vom 1. Februar 46 (bei De Wette V, 610) fort: „und darum (wann die Hauptsachen ausgeschlichtet wären), so muß ich mich daran legen, die Juden zu vertreiben. Graf Albrecht ist ihnen Feind und hat sie schon Preis gegeben, aber Niemand thut ihnen noch nichts. Will's Gott, ich will auf der Kanzel (!) Graf Albrecht helfen und sie auch Preis geben.“ So weit Luther! Und frage ich mit Recht: ist hier die rachsüchtige Bosheit, oder die abergläubische Dummheit größer?

befolgen, und wären alle Jüden in großer Angst und Sorgen, dieweil sie ihn genugsam kenneten.

Als wir das höreten, und wie der Lutherus bald widder gen Eisleben käm, beschlossen wir, am andern Morgen zeitig aufzubrechen, ob wir ihn etwan noch einholeten, und nachdeme als Er Johannes Forst ein brünstig Gebet gesprochen, gingen wir zeitig zur Ruhe. Denn es ware der heilge Abend für Weihnachten. Aber ich kunnte nit einschlafen; wachete und wachete bis an die eilfte Stund, allwo ich ein wunderlich Gespräch in dem andern Stüblein vernahm, in welchem der lange rothe Kerl mit der Schmarren und, wie es sich nachgehends ergab, noch zween andere Kerls lagen, dieweil der Heidereuter ebenmäßig den Krüger spielete. Das andere Volk lag draußen auf der Dielen oder etwan bei den Nachbaren umher.

Denn der Schmarrenkerl trat in die knarrende Thür und sprach: jetzt muß die eilfte Stunde da sein. Denn ich habe überall umhergesehen, ob das Viehe schon aufgestanden, um den Heiland der Welt zu empfangen, und in den Ställen ist Alles auf den Beinen, Pferd und Kühe, Schafe, Hunde, Gänse, ja, die Hühner und Enten, seind aufgestanden zur Ehre des gebenedeiten Weibessaamens, der in dieser Nacht von der Jungfrau Maria geboren ist, und nur die Säu liegen, wie sie denn auch immer pflegen*). Darumb lasset uns nu das allerböseste Werk fürnehmen, so mag erdacht werden, und das Bilde Lutheri beschwören, daß er binnen wenigen Tägen des Todes sein muß, und wir selig werden ewiglich; halte das Bilde Peter! Niclas kann es stechen, und ich werd's beschwören.

Da merkete ich gleich, daß die Bestien ein opus magicum mit dem Bildniß Lutheri fürnehmen wollten; was aber

*) Ein poetischer Volksglaube damaliger Zeit.

... zunderen wir flug
gen alle drei mit blanken Schwe
allwo ein Kerl auch in Wahrhei
ein zweeter es mit einer Nadel
Schmarrenkerl ein magisch Hex
Worte murmelte.

Da schrie ich gleich: was r
Bilde Lutheri machen? Gieb mir
dir die Schmarren über dein Ma
nur in der Gruben dir wieder zu

So geben nu die bösen Zaub
fen hatten, uns das Bilde, wor
mahnete, von so bösen Werken ab
Tod Lutheri auch von tausend u
Christen gewünschet würd, hätte
ihm diesen Tod anzuthun, als G
finden würde, wann es Zeit wär.
Aberglauben, so sie für hätten, und
Menschen in seinem Bilde zu ve
würde die Straf des gerechten
that nimmer ausbleiben

Denn je böser das Werk, welches wir thäten, je lieber würden wir Christo, und je größer würde unsre Seligkeit, wie wir's dann klärlich an dem armen Schächer sähen, als welcher nicht durch seine guten, sondern durch seine bösen Werk in den Himmel gekommen; item an dem losen Metzlein Maria Magdalena, von welcher der Heiland ja selbsten gesaget, daß sie viel geliebet, und ihr darum viel vergeben würde; item an St. Paulo, welcher ein noch böser Werk fürgenommen und St. Stephanum zu Tode steinigen helfen, davor aber auch den größesten Lohn unter den Aposteln gewonnen, und bloß St. Peter wäre ihm fürgezogen; denn St. Petri Werk, die Verläugnung seines Herrn, wäre das allerböseste gewesen, und eben darum wäre auch sein Lohn der allergrößeste worden, und hätte ihn Christus zu einem Fürsten der Apostel erkläret. Wär aber Judas nit ein so grober Esel gewesen und hätte sich erhenket, hätt er nach der Auferstehung sicherlich St. Petro den Lohn für der Nasen weggeschnappet. Ursach von Allem wär, weil jedes gute Werk, so wir thäten, uns hochmüthig mache, was Gott ein Gräuel wär, hergegen jedes böse Werk demüthig, was Gott angenehm wär, anerwogen St. Petrus selbst gesaget, weil er wohl gewußt, wo der Pfeffer wüchs: Gott widerstehet den Hoffärtigen, aber den Demüthigen giebet er Gnade. Item, weil Christus den leibigen Satan nicht mehr ärgern könne, als wann er ihm einen armen Sünder aus dem Rachen riß, den er schon gläube im Magen zu haben, was die Selbstfreude Christi über sein Verdienst, hergegen aber auch die Unfreude und die Verdammniß des Satans alle Tage mehre.

Vor solcher Sag entsatzten wir uns Alle, und sprach Er Johannes nach einigem Hinterdenken: ob denn der Lutherus dies auch lehre?

Ille. Ei! was Lutherus? Selbiger ist auf halbem Weg stehen geblieben, inmaßen er die Welt nur halb von der papistischen Blindheit erlöset; ein anderer Mann ist's, der das

Rädel treibt. Denn Lutherus lehret bloß: die guten Werk seind unnütz zur Seligkeit; hergegen dieser auf den Grund der Schrift gar klärlich zeiget, daß die guten Werk schädlich seind zur Seligkeit.

Hic. Wie heißt der verdammte Ketzer, der diese verfluchte Lahr ausgespieen?

Ille. Das bliebe sich gleich; das sage er nicht! Die Welt würde es wohl noch erfahren, wann erst der Lutherus todt wär.

Ego. Wenn du es nicht sagest, verfluchter Schelm! ruf ich meinen Knecht und lasse dich binden, übergebe dich morgen schon dem Grafen, damit du übermorgen auf's Rad gestoßen werdest.

Hic (ängstlichen). Es wär ein weit größer Mann, wie der Lutherus. Denn Lutherus wär nur ein gemeiner Pfarrherr, hergegen dieser ein mächtiger und fürnehmer Bischof, und unmüglich, daß er irren könne.

Ego. So nenne seinen Namen, oder dir widerfährt zur Stunde, wie ich dir gedräuet!

Ille. Es wäre der hochwürdigste Bischof von Naumburg, Nicolaus Amsdorf, so diese Lahr wenigen Erwählten, worunter auch er und diese zwo Männer gewesen, als die rechte Schriftlehr communiciret, wogegen Männiglich hätte geloben müssen, dieselbe so lange geheim zu halten, bis der Lutherus todt, dieweil selbiger ein gar guter Freund von besagtem Bischof wär, aber sothane reine Lahr sicherlich verwerfen würd, da er ein alter, schwacher Mann sei, und noch bis an die Ohren im Papesthum und allen seinen Gräueln stecke.

Ego. Ob der Bischof ihme denn etwan aufgetragen, dem Luthero zu Tode zu verhelfen, oder ihn durch dies Bilde zu verzäubern?

Ille. Nein, mit Nichten! Solches hätten sie drei sich nur

fürgenommen, um auch einen so hohen Lohn wie St. Paulus im Himmel zu gewinnen, dieweilen Lutherus ja ebenmäßig, wie St. Stephanus, ein Jünger und Apostel des Heilandes sei, und heutzutage unmüglich gewesen, ein noch böseres Werk zu thun und etwan St. Petro nachzufolgen; — hätten zwar auch den Bischof selbsten umbringen können; darüber würde sich aber der Teufel gefreuet haben, anerwogen ihm alsdann viel Aerger erspart worden, da die reine Lahr des theuern Mannes Gottes bis dato noch unterm Scheffel stünde und Wenigen bekannt wär*). Darum hätten sie sich den Lutherum in dieser Weihnachtsnacht fürgenommen; denn nu wär's just Zeit, wann alles Vieh zu Christi Ehr uffstünde, ein solch Werk zu unternehmen.

Als ihme nu Er Johannes sagete: daß er selbsten ein Vieh wär, und tümmer als die tümmsten Ochsen und Esel in des Wirthes Stall, war es doch vergeblich, ihn zu bekehren, und legten wir uns wieder auf unser Lager, nachdeme wir ihn bedräuet, daß wir es der Herrschaft morgen anzeigen

---

*) Wer von meinen Lesern, der die Geschichte unserer Reformation nicht kennt, wird diese ganze Darstellung nicht abermals für eine übelangebrachte poetische Uebertreibung halten? Und dennoch ist sie leider die reine Wahrheit. Nicolaus von Amsdorf, früher Prediger in Magdeburg, „von dem sich Luther der Sünde rühmte", wie der protestantische Hase in seiner Kirchengeschichte S. 432 voll Unwillen ausruft, daß er einen Bischof geweiht hätte ohne Chrysam und ohne Butter, Schmalz, Speck, Theer, Schmeer, Weihrauch und Kohlen, wurde von Luther aus eigner Machtvollkommenheit zum Bischof von Naumburg eingesetzt, und trat, einige Jahre nach dessen Tode, mit der lästerlichen Schrift hervor: daß die propositio, „gute Werke sind schädlich zur Seligkeit", eine rechte christliche Proposition sei. Durch den gelehrten Flacius erhielt seine Partei einen nicht geringen Anhang, und mehrte die Sittenverwilderung und das Aergerniß dieser fürchterlichen Zeit.

wöllten, welche Bestia allhie im Lande mit seinen Helfers-helfern umherginge, und sich in einem Dorf katholisch, im andern hergegen widder evangelisch stelle. Er möge also machen, daß er aus dem Ländichen käm, und hinfüro für die bösesten Werk die besten Werk erwählen, anerwogen er sonsten sicherlich auf das Rad käm, er ginge zu den Papisten oder den Evangelischen, ja zu Türken, Jüden und Heiden. Alle würden seine verfluchte Lahr als unmenschlich verdammen und ihne für ein eingefleischtes Kind des lebendigen Teufels halten, wie's denn auch nit anders wär.

Am andern Morgen hob sich das Geilen wieder an umb die Heimkehr, denn was brauchen wir weiters Zeugniß? sprachen einmüthig Er Johannes und ich. Aber mein Franciskus geilte, daß wir weiter reiten wöllten, und als wir letzlich das Loos wurfen, stund es uf Wittenberg.

Und da uns auch ein fahrender Schüler, so aus Wittenberg kam, die Botschaft brachte, Lutherus würde erst inwendig dreier Wochen gen Eisleben kommen, machten wir uns widder auf den Weg, und erblickten endlich nach etzlichen Tägen ohne sonderlich Ebenteuer, als daß sich der Pöfel fast überall uffsätzig gegen seine Prädicanten zeigete, die Thürme von Wittenberg.

XIX.

Literatur.

Geschichte der katholischen Missionen in Ostindien von der Zeit Vasco da Gama's bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts von Maximilian Müllbauer, Kleriker der Erzdiöcese München-Freising. München 1851, gedruckt bei Hübschmann.

Indien, das Land der merkwürdigsten religiösen und philosophischen Gegensätze, der Schauplatz tiefgreifender Bewegungen im Volksleben, und der dornenvolle, mit Schweiß und Blut reichlich befruchtete Acker der katholischen Missionsthätigkeit verdient die volle Aufmerksamkeit der Christgläubigen und insbesondere aller Derjenigen, welche am Studium der Kirchengeschicke Geschmack bezeugen. Leider wendet der Blick der katholischen Gelehrten sich seltener dorthin, als man nach solcher Voraussetzung erwarten sollte, und es verdient daher alle Anerkennung, daß die theologische Fakultät in München obiges Thema zur Preisfrage gemacht hat. Allerdings ist diese Aufgabe für jugendliche Kräfte und für den Rahmen einer Erstlingsarbeit etwas zu umfassend, und mit eigenthümlichen Schwierigkeiten, deren Besiegung so manche Nebenstudien erfordert, umgeben. Um so höher ist es anzuschlagen, wenn dieselbe wie in dem vorliegenden Falle so trefflich gelöst wurde.

Doch wie's zu verwundern, daß das Volk also böse worden, die Herrschaft wäre ja noch ärger! Ach, wehe! wie's dem armen Lande inwendig weniger Jahre ergangen! Es wäre ehender ein Sprüchwort in Sachsen gewest: „glücklich wie in Mansfeld;" anjetzo müsse es heißen: „unglücklich wie in Mansfeld."

Denn die Grafen wären alle durch den neuen Glauben also verderbet und tyrannisch und geizig worden, daß sie die Unterthanen fast unmenschlich drängeten, und sich selbsten in den Haaren lägen. (Folgt die Erzählung von den vergeblichen Vermittlungsversuchen Luthers). Graf Albrecht wäre der schlimmste. Habe bereits auch vor, alle Jüden zu vertreiben, alldieweilen Lutherus die Christen ja aufgefordert, ihre Schulen mit Feuer zu verbrennen, ihnen die Bibel zu nehmen, ihren Gottesdienst ihnen bei Todesstrafe zu verbieten, item sie zu plündern und nachgehends aus dem Lande zu jagen*).

Wiewohl nu Graf Albrecht nichts thäte von dem, was Lutherus lehre, wölle er doch hierin gar thürstiglich seine Lehr

*) Besonders in der schmachvollen Schrift „vom Schem Hamphoras" (Altenb. Ausg. VIII. fol. 281 b). Noch wenige Tage vor seinem Tode, auf der zweiten Reise nach dem Mansfeld'schen, wurde seine Wuth gegen die armen Juden wieder auf's Neue angestachelt, weil er Ausgangs Januar (ich unterstreiche das Wort mit Fleiß) durch ein Judendorf, dicht vor Eisleben, gekommen, und „ihm ein so kalter Wind durch's Baret gegangen sei, als wollte er das Gehirn zu Eis machen." Diesen Wind haben nach seiner Meinung die Juden erweckt, und darum, so fährt er in dem Schreiben an seine Hausfrau vom 1. Februar 46 (bei De Wette V, 610) fort: „und darum (wann die Hauptsachen ausgeschlichtet wären), so muß ich mich daran legen, die Juden zu vertreiben. Graf Albrecht ist ihnen Feind und hat sie schon Preis gegeben, aber Niemand thut ihnen noch nichts. Will's Gott, ich will auf der Kanzel (!) Graf Albrecht helfen und sie auch Preis geben." So weit Luther! Und frage ich mit Recht: ist hier die rachsüchtige Bosheit, oder die abergläubische Dummheit größer?

befolgen, und wären alle Jüden in großer Angst und Sorgen, dieweil sie ihn genugsam kenneten.

Als wir das höreten, und wie der Lutherus bald widder gen Eisleben käm, beschlossen wir, am andern Morgen zeitig aufzubrechen, ob wir ihn etwan noch einholeten, und nachdeme als Er Johannes Forst ein brünstig Gebet gesprochen, gingen wir zeitig zur Ruhe. Denn es ware der heilge Abend für Weihnachten. Aber ich kunnte nit einschlafen; wachete und wachete bis an die eilfte Stund, allwo ich ein wunderlich Gespräch in dem andern Stüblein vernahm, in welchem der lange rothe Kerl mit der Schmarren und, wie es sich nachgehends ergab, noch zween andere Kerls lagen, dieweil der Heidereuter ebenmäßig den Krüger spielete. Das andere Volk lag draußen auf der Dielen oder etwan bei den Nachbaren umher.

Denn der Schmarrenkerl trat in die knarrende Thür und sprach: jetzt muß die eilfte Stunde da sein. Denn ich habe überall umhergesehen, ob das Viehe schon aufgestanden, um den Heiland der Welt zu empfangen, und in den Ställen ist Alles auf den Beinen, Pferd und Kühe, Schafe, Hunde, Gänse, ja, die Hühner und Enten, seind aufgestanden zur Ehre des gebenedeiten Weibessaamens, der in dieser Nacht von der Jungfrau Maria geboren ist, und nur die Säu liegen, wie sie denn auch immer pflegen*). Darumb lasset uns nu das allerböseste Werk fürnehmen, so mag erdacht werden, und das Bilde Lutheri beschwören, daß er binnen wenigen Tägen des Todes sein muß, und wir selig werden möglich; halte das Bilde Peter! Niclas kann es stechen, und ich werd's beschwören.

Da merkete ich gleich, daß die Bestien ein opus magicum mit dem Bildniß Lutheri fürnehmen wollten; was aber

*) Ein poetischer Volksglaube damaliger Zeit.

der Kerl von dem allerbösesten Werk gesprochen, gläubete ich, er hätte sich verredet, und etwan sagen wöllen: das allerbeste Werk. Darumb ging mir gleich bei: wenn Ihr das Bilde hättet, und es dem Luthero fürwieset, würd er's Euch großen Dank wissen, anerwogen Niemand abergläubischer ist, denn er, und ja selbsten gesprochen: der Teufel wäre öfter umb ihn, als seine Käthe! Weckete also die Anderen, so meinen Einfall verjaheten, und dieweil wir unabgekleidet im Heu lagen, zündeten wir flugs ein Lichtlein an, und sprungen alle drei mit blanken Schwertern in das hintere Stüblin, allwo ein Kerl auch in Wahrheit das Wachsbilde hielt, und ein zweeter es mit einer Nadel prickelte, in währendem der Schmarrenkerl ein magisch Hemde umbhatte, und dumpfe Worte murmelte.

Da schrie ich gleich: was willtu, böse Bestia! mit dem Bilde Lutheri machen? Gieb mir das Bilde, oder ich haue dir die Schmarren über dein Maul abermalen auf, daß sie nur in der Gruben dir wieder zuheilet!

So geben nu die bösen Zäuberer, dieweil sie keine Waffen hatten, uns das Bilde, worauf Er Johannes sie vermahnete, von so bösen Werken abzustehen. Denn wenn der Tod Lutheri auch von tausend und abertausend katholischen Christen gewünschet würd, hätte Niemand nicht das Recht, ihm diesen Tod anzuthun, als Gott allein, der ihn schon finden würde, wann es Zeit wär. Auch wär's ein schnöder Aberglauben, so sie für hätten, und ein unmüglich Ding, einen Menschen in seinem Bilde zu verzäubern, und wär's müglich, würde die Straf des gerechten Gottes vor so große Missethat nimmer ausbleiben.

Darüber lachete mein Kerl, und gab zur Antwort: er sähe, wir wären noch blinde Papisten, so die guten Werk belobeten und sprächen, je besser das Werk, je größer die Seligkeit, da doch ganz das Widerspiel in der Schrift stünde.

Denn je böser das Werk, welches wir thäten, je lieber würden wir Christo, und je größer würde unsre Seligkeit, wie wir's dann klärlich an dem armen Schächer sähen, als welcher nicht durch seine guten, sondern durch seine bösen Werk in den Himmel gekommen; item an dem losen Metzlein Maria Magdalena, von welcher der Heiland ja selbsten gesaget, daß sie viel geliebet, und ihr darum viel vergeben würde; item an St. Paulo, welcher ein noch böser Werk fürgenommen und St. Stephanum zu Tode steinigen helfen, davor aber auch den größesten Lohn unter den Aposteln gewonnen, und bloß St. Peter wäre ihm fürgezogen; denn St. Petri Werk, die Verläugnung seines Herrn, wäre das allerböseste gewesen, und eben darum wäre auch sein Lohn der allergrößeste worden, und hätte ihn Christus zu einem Fürsten der Apostel erkläret. Wär aber Judas nit ein so grober Esel gewesen und hätte sich erhenket, hätt er nach der Auferstehung sicherlich St. Petro den Lohn für der Nasen weggeschnappet. Ursach von Allem wär, weil jedes gute Werk, so wir thäten, uns hochmüthig mache, was Gott ein Gräuel wär, hergegen jedes böse Werk demüthig, was Gott angenehm wär, anerwogen St. Petrus selbst gesaget, weil er wohl gewußt, wo der Pfeffer wüchs: Gott widerstehet den Hoffärtigen, aber den Demüthigen giebet er Gnade. Item, weil Christus den leibigen Satan nicht mehr ärgern könne, als wann er ihm einen armen Sünder aus dem Rachen riß, den er schon gläube im Magen zu haben, was die Selbstfreude Christi über sein Verdienst, hergegen aber auch die Unfreude und die Verdammniß des Satans alle Tage mehre.

Vor solcher Sag entsatzten wir uns Alle, und sprach Er Johannes nach einigem Hinterdenken: ob denn der Lutherus dies auch lehre?

Ille. Ei! was Lutherus? Selbiger ist auf halbem Weg stehen geblieben, inmaßen er die Welt nur halb von der papistischen Blindheit erlöset; ein anderer Mann ist's, der das

Rädel treibt. Denn Lutherus lehret bloß: die guten Werk seind unnütz zur Seligkeit; hergegen dieser auf den Grund der Schrift gar klärlich zeiget, daß die guten Werk schädlich seind zur Seligkeit.

Hic. Wie heißt der verdammte Ketzer, der diese verfluchte Lahr ausgespieen?

Ille. Das bliebe sich gleich; das sage er nicht! Die Welt würde es wohl noch erfahren, wann erst der Lutherus todt wär.

Ego. Wenn du es nicht sagest, verfluchter Schelm! ruf ich meinen Knecht und lasse dich binden, übergebe dich morgen schon dem Grafen, damit du übermorgen auf's Rad gestoßen werdest.

Hic (ängstlichen). Es wär ein weit größer Mann, wie der Lutherus. Denn Lutherus wär nur ein gemeiner Pfarrherr, hergegen dieser ein mächtiger und fürnehmer Bischof, und unmüglich, daß er irren könne.

Ego. So nenne seinen Namen, oder dir widerfährt zur Stunde, wie ich dir gedräuet!

Ille. Es wäre der hochwürdigste Bischof von Naumburg, Nicolaus Amsdorf, so diese Lahr wenigen Erwählten, worunter auch er und diese zwo Männer gewesen, als die rechte Schriftlehr communiciret, wogegen Männiglich hätte geloben müssen, dieselbe so lange geheim zu halten, bis der Lutherus todt, dieweil selbiger ein gar guter Freund von besagtem Bischof wär, aber sothane reine Lahr sicherlich verwerfen würd, da er ein alter, schwacher Mann sei, und noch bis an die Ohren im Papesthum und allen seinen Gräueln stecke.

Ego. Ob der Bischof ihme denn etwan aufgetragen, dem Luthero zu Tode zu verhelfen, oder ihn durch dies Bilde zu verzäubern?

Ille. Nein, mit Nichten! Solches hätten sie drei sich nur

fürgenommen, um auch einen so hohen Lohn wie St. Paulus im Himmel zu gewinnen, dieweilen Lutherus ja ebenmäßig, wie St. Stephanus, ein Jünger und Apostel des Heilandes sei, und heutzutage unmüglich gewesen, ein noch böseres Werk zu thun und etwan St. Petro nachzufolgen; — hätten zwar auch den Bischof selbsten umbringen können; darüber würde sich aber der Teufel gefreuet haben, anerwogen ihm alsdann viel Aerger ersparet worden, da die reine Lahr des theuern Mannes Gottes bis dato noch unterm Scheffel stünde und Wenigen bekannt wär*). Darum hätten sie sich den Lutherum in dieser Weihnachtsnacht fürgenommen; denn nu wär's just Zeit, wann alles Vieh zu Christi Ehr uffstünde, ein solch Werk zu unternehmen.

Als ihme nu Er Johannes sagete: daß er selbsten ein Vieh wär, und tümmer als die tümmsten Ochsen und Esel in des Wirthes Stall, war es doch vergeblich, ihn zu bekehren, und legten wir uns wieder auf unser Lager, nachdeme wir ihn bedräuet, daß wir es der Herrschaft morgen anzeigen

---

*) Wer von meinen Lesern, der die Geschichte unserer Reformation nicht kennt, wird diese ganze Darstellung nicht abermals für eine übelangebrachte poetische Uebertreibung halten? Und dennoch ist sie leider die reine Wahrheit. Nicolaus von Amsdorf, früher Prediger in Magdeburg, „von dem sich Luther der Sünde rühmte", wie der protestantische Hase in seiner Kirchengeschichte S. 432 voll Unwillen ausruft, daß er einen Bischof geweiht hätte ohne Chrysam und ohne Butter, Schmalz, Speck, Theer, Schmeer, Weihrauch und Kohlen, wurde von Luther aus eigner Machtvollkommenheit zum Bischof von Naumburg eingesetzt, und trat, einige Jahre nach dessen Tode, mit der lästerlichen Schrift hervor: daß die propositio, „gute Werke sind schädlich zur Seligkeit", eine rechte christliche Proposition sei. Durch den gelehrten Flacius erhielt seine Partei einen nicht geringen Anhang, und mehrte die Sittenverwilderung und das Aergerniß dieser fürchterlichen Zeit.

wöllten, welche Bestia allhie im Lande mit seinen Helfers-helfern umherginge, und sich in einem Dorf katholisch, im andern hergegen widder evangelisch stelle. Er möge also machen, daß er aus dem Ländichen käm, und hinfüro für die bösesten Werk die besten Werk erwählen, anerwogen er sonsten sicherlich auf das Rad käm, er ginge zu den Papisten oder den Evangelischen, ja zu Türken, Jüden und Heiden. Alle würden seine verfluchte Lahr als unmenschlich verdammen und ihne für ein eingefleischtes Kind des lebendigen Teufels halten, wie's denn auch nit anders wär.

Am andern Morgen hob sich das Geilen wieder an umb die Heimkehr, denn was brauchen wir weiters Zeugniß? sprachen einmüthig Er Johannes und ich. Aber mein Franciskus geilte, daß wir weiter reiten wöllten, und als wir letzlich das Loos wurfen, stund es uf Wittenberg.

Und da uns auch ein fahrender Schüler, so aus Wittenberg kam, die Botschaft brachte, Lutherus würde erst inwendig dreier Wochen gen Eisleben kommen, machten wir uns widder auf den Weg, und erblickten endlich nach etzlichen Tägen ohne sonderlich Ebenteuer, als daß sich der Pöfel fast überall uffätzig gegen seine Prädicanten zeigete, die Thürme von Wittenberg.

XIX.

Literatur.

Geschichte der katholischen Missionen in Ostindien von der Zeit Vasco da Gama's bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts von Maximilian Müllbauer, Kleriker der Erzdiöcese München-Freising. München 1851, gedruckt bei Hübschmann.

Indien, das Land der merkwürdigsten religiösen und philosophischen Gegensätze, der Schauplatz tiefgreifender Bewegungen im Volksleben, und der dornenvolle, mit Schweiß und Blut reichlich befruchtete Acker der katholischen Missionsthätigkeit verdient die volle Aufmerksamkeit der Christgläubigen und insbesondere aller Derjenigen, welche am Studium der Kirchengeschicke Geschmack bezeugen. Leider wendet der Blick der katholischen Gelehrten sich seltener dorthin, als man nach solcher Voraussetzung erwarten sollte, und es verdient daher alle Anerkennung, daß die theologische Fakultät in München obiges Thema zur Preisfrage gemacht hat. Allerdings ist diese Aufgabe für jugendliche Kräfte und für den Rahmen einer Erstlingsarbeit etwas zu umfassend, und mit eigenthümlichen Schwierigkeiten, deren Besiegung so manche Nebenstudien erfordert, umgeben. Um so höher ist es anzuschlagen, wenn dieselbe wie in dem vorliegenden Falle so trefflich gelöst wurde.

Der Verfasser hat einen reichen Schatz von Quellen benutzt, darunter portugiesische Manuscripte, die sich im Besitz des Professor Kunstmann befinden; und wir wüßten denselben bezüglich der Einleitung und der geographischen Verhältnisse nur noch die Werke von Frank, Bopp, Bohlen und Björnstierna, so auch transact. of the liter. society of Bombay über indische Philosophie und Mythologie, dann Rennell memoirs of a map of Hindostan, Munro narrative of the military operation on the coast of Coromande, Heber (anglik. Bischof) narrative of a journey through the upper Provinces of India, ferner die älteren Reisewerke von Saars, Peyrard, Schonten, Moginie und Schultze über Indien, hinzuzufügen, außerdem les Jesuites en Siam, und aus allerneuester Zeit Aufsätze des hochwürdigen Bischofs von Hesebon über die katholische Mission in Ostindien im Journal l'Université. — Die Einleitung des Buches bespricht mit besonderer Klarheit die religiösen und socialen Verhältnisse der Hindu. Die Geschichte der Jesuitenmissionen Ostindiens enthält eine Menge der anziehendsten Thatsachen, und besonders sind die Aufschlüsse über ihre Thätigkeit am Hofe des Großmogul und die Absichten Akbar-Chan's überraschend. Streng unparteiisch ist der berühmte Accomodationsstreit geschildert, so daß der demselben gewidmete Abschnitt als höchst lehrreich bezeichnet werden muß. Die Geschichte der Thomaschristen ist gleichfalls sehr gründlich abgehandelt. So kann es nicht fehlen, daß die so fleißig und klar ausgeführte Arbeit die Aufmerksamkeit der gebildeten Katholiken auf sich ziehen werde, was den Verfasser nur ermuntern kann, auf der verdienstvollen Bahn fortzuwandeln. Gewiß ist aber die außereuropäische Kirchengeschichte so reich an erhebenden Thatsachen und lehrreichen Erscheinungen, daß sie eines begeisterten Studiums vollkommen werth ist, und die außergewöhnlichen Schwierigkeiten, für welche wohl die Ausdauer eines Deutschen erforderlich ist, nur noch mehr dazu anreizen.

XX.

Die Schicksale der alten Hamburger Verfassung in neuester Zeit.

Zur Illustration liberaler Rechts-Anschauung.

Das radikale Geschrei der socialen Geier: „Wir machen Alles gleich!“ hat aufgehört, uns fürchterlich zu seyn; ob nicht zu frühe? mag dahingestellt bleiben. Das liberale Zwitschern des politischen Zaunkönigleinthums: „Wir machen Alles gleich!“ erfreut sich zwar noch hie und da unbedingt geneigter Ohren; die Noth dieses rechthaberischen Geschlechtes mehrt sich aber zusehends, je mehr das unheimliche Dickicht liberaler Phrasen licht wird. Der Nimbus verschwindet da und dort vor den offenen Augen unbefangener Beschauer; es wird endlich klar, Liberalismus sei nichts Anderes, als: Leichtfertigkeit, mit der man sich über göttliches und menschliches Recht hinaussetzt, um, angeblich zum Besten des Gemeinwesens, gewisse einmal aufgefaßte und vermeintlich die Zeit beherrschende Ideen zu verwirklichen.

Die Sklaverei unter der Herrschaft dieses Liberalismus ist eine ganze Sklaverei; selbst das Recht über politisches Leben und politischen Tod, und die Pflicht des politischen Selbstmordes sind nicht ausgenommen (von der religiösen

Seite dieser Abart staatsbürgerlicher Tendenz soll nämlich hier abgesehen werden).

Es ist in den meisten Fällen nicht Opferwilligkeit und Ueberzeugungstreue, die da bewegt, unter jenes harte Joch, das seinen Namen führt wie lucus a non lucendo, sich zu beugen, vielmehr pure moralische Feigheit, das nach Gebühr ausgeprägte Bewußtseyn, daß man ja wirklich weder tauglich noch würdig sei, irgend etwas Anderes zu seyn, als eben — liberal. Man gibt Rechte, Freiheiten, Privilegien, ja sich selbst, nicht ohne tiefes Bedauern auf; man gibt sie aber doch hastig auf, weil man nicht den Muth hat zur Vertheidigung.

Uebrigens ist es nicht verwunderlich, wenn man liberalerseits die Waffen vor dem Beginne des Kampfes streckt; hat man sie ja im Dienste des proteusgestaltigen „Zeitgeistes", wenn auch wider Wissen und Willen, an den Fundamenten der eigenen Existenz stumpf geschlagen! — dieses Zeitgeistes, dessen Feigheit nicht weniger klar am Tage liegt, als die der politischen Individuen, von denen er emanirt. Oder ist es nicht auch in unsern Tagen der sogenannten Reaction gelungen, Zeitgeist zu — machen?

Freilich wird diese liberale Species unter den staatsbürgerlichen Massen nicht zum Ende gerathen, so lange im Menschengeiste jene Anlagen vorhanden sind, deren ächtconstitutionelle Ausbildung bis zum Verfassungsprincipe: primus inter pares einst den Lichtengel selbst zum Falle gebracht; auch ist nichts besonders Auffallendes an dem Umstande, daß diese Species während der jüngsten Jahre in allen Schichten der Gesellschaft sich als stärker vertreten erwiesen, denn früher vielleicht der Fall war. Oder wurde etwa zu diesem Ziele nicht mehr als genug staatlich gewirkt, bis man von Staatswegen endlich selbst widerstandlos unter das härteste Joch gekommen war?

Dieß ist aber auch die kläglichste Erscheinung, welche

die jüngst vergangene Zeit an's Licht gefördert. Gerade unter Regierenden, Individuen wie Corporationen, sah man das Bewußtseyn von dem Rechte und der Pflicht der Selbsterhaltung verloren gegangen, unter Corporationen, deren Vorfahren sich im Grabe umkehrten würden, wenn sie wüßten, wie unverantwortlich leichtfertig die Nachfolger dahingeworfen, was sie vordem durch Jahrhunderte als theuerstes Kleinod verwahrt, vermehrt, auf Leben und Tod vertheidigt hatten. Natürlich! wie könnte die rücksichtslose politische Uniformirsucht des Liberalismus umhin, nicht Jeden wohl oder übel aus dem ihm zugemessenen Kreise zu reißen, und so aller wahren und reellen Freiheit absolut tödtlich zu werden!

Zur Illustration diene eine „freie Stadt" Deutschlands, und zwar die heute noch schwebende Hamburgische Verfassungs-Sache. — Wir in Deutschlands tiefem Süden unterrichteten uns ohne Parteineigung aus vorliegenden Aktenstücken über den Krieg auf Leben und Tod, der die große nordische Stadt zerrüttet; weil er ein treues Spiegelbild deutscher Zustände überhaupt ist, geben wir das Resultat hier wieder.

Dreimal war es in Hamburg der triumphirenden Revolution gegönnt, einen Anlauf zu nehmen, um zu zeigen, daß sie auch behaupten und bauen, nicht bloß verneinen und zerstören könne. Als die „Deputation" vom 13. März 1848 — von Rathswegen mit gesetzlichem Ansehen bekleidet, damit sie der im Siegesrausche taumelnden Revolution ihre Wünsche und Meinungen ablausche, diese als „Reform-Vorschläge" auf der tabula rasa des Hamburgischen Gemeinwesens abskizzire, bis die phantastische Zeichnung durch das beliebte Aetzmittel parlamentarischer Majoritäts-Beschlüsse eingebrannt werden könnte — nach sechsmonatlicher Wortmacherei voll der heillosesten Verwirrung und protokollarischer Abfütterung einer zügellosen Tagespresse und hochverrätherischer

Klubs, endlich auf Befehl dieser Mächte — nicht etwa aufgelöst, sondern als den „die Zeit beherrschenden Ideen" unterthänigst ergeben lautlos unter dem Strudel wilderer Revolution verschwunden war, folgte, abermals durch Raths- und Bürgerschluß (vom 7. Sept. 1848), eine „constituirende Versammlung", welche, auf breitester Basis erwählt, „unabhängig von Rath und Bürgerschaft", eine „künftige Verfassung" für Hamburg endgültig beschließen sollte.

Die aus den angesehensten Bürgern bestehende „liberale Partei", sogenannte Hamburger „Patrioten", sahen zuerst ein, daß die „freie Stadt" sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben habe, und veranlaßten die officielle Generalstabs-Erklärung, daß die Bataillone der Hamburger Bürgerwehr ausschließlich dem Zeitgeiste zu Befehl stünden. Die obersten Gewalten der souverainen Stadt verschanzten sich zwar durch Beeidigung der Constituirenden auf die Verfassung gegen deren Eingriffe für die Gegenwart, verschrieben aber dafür feierlich und wiederholt unter Brief und Siegel die Zukunft Hamburgs an jene Constituante, in welcher neben liberalen Rathsherren entschiedene Aufwiegler tumultuirten, bis die renomirte und renomirende „Verfassung des Freistaates Hamburg" zusammengewürfelt war.

Bis hieher mag das Schicksal der Hamburgischen Souverainität vor dem anderer deutschen Collegen, groß und klein, wenig Eigenthümliches voraus haben. Als aber die „Verfassung" der Constituirenden zu rumoren begann, und Proteste erzeugte, wie die Folge ergibt, nicht sowohl im Interesse der zum Tode verurtheilten „freien Stadt", denn vielmehr zum Frommen gefährlich bedrohter persönlicher Ansprüche; als eine neue „Raths- und Bürger-Deputation" (die sogenannte „Neuner-Commission" vom 27. September 1849) zuerst vergeblich mit der (nicht etwa aufgelösten, sondern als Popanz conservirten!) Constituante vermittelte, und sofort selbst eine „Staatsverfassung" producirte; als dieses neue

hwerk im Bürgerconvente zuerst (17. Jan. 1850) ver-
en, dann aber auf wiederholte dringende Empfehlung
einen wohlweisen Rath und ausgebreitetste Anwendung
berufenen gedruckten und ungedruckten constitutionellen
mittelchen endlich (23. Mai 1850) angenommen wurde,
a that sich die liberale Sklaverei um so mehr auf, als
nicht ohne Grund fürchtete, mit den blitzenden Bajo-
n der schwarzweißen Nothhelfer zur rettenden That den
eist auf das Bedenklichste vor den Kopf gestossen zu
.

Die Wahl für die „Neuner" war durchweg auf Bür-
efallen, welche sich stets als „unverbrüchliche Anhänger"
lten Verfassung öffentlich bekannt, welche (obgleich, um
der demokratischen Seite gerecht zu werden, unter gele-
itlicher Dollmetschung vermittelst der augendienerischen
elsprache) als Devisen: „Bewährte Anhänglichkeit an
unerschütterlich feststehenden Grundlagen unserer freien
ssung", „Selbstverstand der Aufrechterhaltung des Fun-
ntalgesetzes unserer Constitution, nämlich des Grund-
vom Kyrion" (aus Rath und „Erbgesessener Bürger-
" bestehend), und dergleichen harte Reden mehr auf ihre
lein geschrieben hatten — zur Zeit nämlich, als jene
men, für welche sich jetzt auch der Conservativste er-
noch zu den „kühnsten Träumen der eifrigsten Neuerer"
man z. B. aus Bremen seufzt) gehörten. Die armen
rioten" hatten damals noch keine Ahnung davon, daß
Zeitgeist" in Kurzem mit Siebenmeilenstiefeln „fortschrei-
werde, wenn sie auch ahnten, daß sie ihm folgen müß-
so weit nur die Welt nicht mit rothen Brettern ver-
en wäre.

Als sie daher jetzt in der „Neuner-Commission" saßen,
gten sie alsbald glücklich zu der Einsicht, daß die Ein-
ng der „parlamentarischen-Behandlungsart der Staats-
egenheiten unwiderstehlich gefordert sei vom Geiste der

Zeit", daß der kranke „Staatskörper" (verstehe die „freie Stadt" Hamburg) bloß parlamentarisch kurirt werden könne, und „nichts Anderes übrig bleibe, als die alten Grundlagen der Verfassung gänzlich zu verlassen."

Nun aber handelte es sich dabei nicht etwa um Verfassungs-Formen, sondern geradezu (wie wir sehen werden!) um die rechtliche Existenz der „freien Stadt" als solcher. Auch war die alte Verfassung feierlich und alljährlich wiederholt von den obersten Handhabern der Gewalt beschworen. Nichtsdestoweniger unterliegt kaum einem Zweifel, daß gegen alle Attentate auf dieselbe seit 1848, einen steinalten blinden Greis ausgenommen, nicht Ein Mitglied des Rathes den officiellen Mund geöffnet.

Ein Bayerischer Märzminister, zur Zeit parlamentarischer Führer der „richtigen Mitte" in dem somit wohlversorgten Bayerlande, hat in den jüngst zerronnenen Flegeljahren liberaler Heldenmäßigkeit erklärt: „Die drei Faktoren der Gesetzgebung sind bekanntlich allmächtig; sie machen aus — Weiß Schwarz."

Diesem erhabenen Principe liberaler Rechts-Anschauung huldigen auch die zwei Hamburgischen Faktoren. Denn wenn sie auch, mit billiger Rücksicht auf angerufene und gerüchtsweise schon wiederholt verkündete Bundesmaßregeln, ihre alte „Einzeln-Verfassung" bis auf den heutigen Tag noch nicht offen „gänzlich zu verlassen" wagten, so rückt die Neuner-„Staatsverfassung" doch unter der Hand vor. Mit obrigkeitlicher Bewilligung heirathen Christlich und Jüdisch, wie auch umgekehrt; die Einverleibung der Vorstadt St. Georg soll die verfassungsmäßige Abstimmung nach Kirchspielen über den Haufen werfen u. s. w.; kurz, man scheint beliebter Maßen ein fait accompli zu intendiren.

Zu jenen zwei Faktoren gehört die „Erbgesessene (stimmberechtigte) Bürgerschaft." Man würde aber irren, wenn man sie unter demokratischen Einflüssen gegen die Exi-

„freien Stadt" thätig wähnte. Die „Ni-
...ielmehr am Vorderſten zum Preiſe an,
...tei von den öffentlichen Angelegen-
...n habe, ſeitdem die „Neuner" über
...r geworden.

... iſt der Rechtsſinn unter den Hamburger-
...chts weniger erſtickt! Außer dem höchſten bür-
...egium, den fünfzehn „Ehrbaren Oberalten",
... ihrem erſten unter öffentlicher Berufung auf die
...en Amtspflichten eingelegten Proteſte den Neuerun-
...harrlich „paſſiven" Widerſtand entgegenſetzten, fand
keine competente bürgerſchaftliche Behörde, welche die ge-
...ährdeten Hoheits- und Eigenthumsrechte der Stadt vertre-
ten hätte, was denn doch z. B. Frankfurt a. M. noch, wenn
auch mit genauer Noth, vor der Genehmigung eines ähnli-
chen die Stadt und deren Gebiet durcheinander werfenden
Verfaſſungsprojectes rettete.

Es ſind vier Männer, welche im Namen einer winzigen
Zahl von Bürgern — die Gegner ſcheinen dieſe noch zu hoch
auf 30 bis 40 anzuſchlagen, da die Viere einmal ſelbſt nur
23 Vollmachtgeber nennen! — für die nackte Exiſtenz der
größten und bedeutendſten „freien Stadt" Deutſchlands aktiv
aufgetreten, und, nachdem alle Beſtürmungen eines wohlweiſen
Rathes dieſen nicht über den Beſcheid hinausgebracht, daß
den „geſetzwidrigen Anträgen" der Supplikanten gegenüber
auf dem Raths- und Bürgerſchluß vom 23. Mai 1850 „le-
diglich zu beharren" ſey — um die Fundamental-Geſetze ge-
gen Umſturzbeſtrebungen von Seite der zu ihrem Schutze
verpflichteten höchſten Gewalt in Hamburg geſichert zu ſehen,
endlich (26. Juni 1851) den deutſchen Bund anriefen, da —
die Proklamation der Republik in einem auf monarchiſche In-
ſtitutionen gegründeten deutſchen Staate nicht eine ſchwerere
Verletzung des beſtehenden Rechtes enthalten könnte, als die
jetzt in Hamburg verſuchte Vernichtung der rechtmäßigen Grund-

gesetze und ihre Vertauschung gegen die Neuner-„Staats-Verfassung.“ So jene 4 und ihre 23!

Man möchte sich von vorneherein über die Möglichkeit verwundern, daß das Häuflein der ritterlichen Kämpen für die freien altehrwürdigen Institutionen der berühmten Hansestadt so klein zu bleiben vermöge! Aber wer an die Heerde will, schlägt den Hirten! Um nicht die lang getriebene schmachvolle Buhlerei mit der Revolution eingestehen und zum Rückzuge blasen zu müssen, brachte der Rath den „Neuner-Entwurf“ vor die zwischen Hoffnung und Furcht schwebende Bürgerschaft — indem man einerseits den baldigen Abmarsch der preußischen Hülfstruppen als sichere Folge willfähriger Stimmgebung in Aussicht gestellt, andererseits nicht umsonst die Constituante vorerst nicht aufgelöst hatte, wie es denn jetzt wirklich schien, als sei nur zwischen zwei Uebeln zu wählen: entweder Flucht in die Arme der liberalen Neuner oder Ergebung an den bösen Geist der klüglich noch aufgesparten Constituante! — eilfertig das übereilte Werk proponirend, ohne daß mit einem Worte die Rede war von der Gefährdung, ja dem zum Theile unzweifelhaften Verluste der unschätzbarsten Rechte und Güter der „freien Stadt.“

So verstand der Rath seine beschworne Verpflichtung zur Bekämpfung der Revolution! Und dennoch und trotz aller von Oben wie von Unten beförderten Begriffsverwirrung war den Hamburger Bürgern noch soviel Gefühl für die Autorität ihrer legitimen höchsten Gewalt geblieben, daß das Auftreten der Conservativen gegen einen Raths- und Bürgerschluß (den vom 23. Mai) den Liberalen das populärste Mittel zur Verdächtigung abgab, und wohlmeinende Bürger, selbst aus dem Schweife der liberalen „Patrioten“, nicht verhehlen: sie sähen recht wohl, daß die Besorgnisse der Conservativen begründet seyen, und der Stadt durch die liberalen Neuerungen eine Verderben bringende Zukunft bereitet werde; aber ein Eingeständniß des ungeheuern Irrganges würde „die

höchste Gewalt" in Hamburg schwer compromittiren, und sei deshalb — unmöglich.

Wir wollen ein so großes Maaß althergebrachter Hingebung gerade nicht loben, aber wahrlich! es wird einst am Tage des unfehlbaren Gerichtes die Wagschale tief hinabziehen zur schweren Verantwortung unter liberaler Knechtschaft versunkener Gewalthaber! Und ist nicht gerade diese Stimmung ein unwidersprechlicher Beweis, daß die alte Hamburgische Verfassung lebens- und somit fortbildungsfähig, die von den Liberalen behauptete unumgängliche Nothwendigkeit ihrer Vernichtung nichts weniger als wirklich vorhanden ist?

Leider, ist aber auch der wohlmeinendste Bürgersinn nicht mehr im Stande, Hamburgs höchste Gewalt vor Compromittirung zu wahren, wenn auch sonst nichts auf die Nachwelt käme, als ihr Dekret vom 7. September 1848, das „eine constituirende Versammlung" beruft, welche die „künftige Hamburgische Verfassung unabhängig von Rath und Bürgerschaft feststelle", und wieder, als in deutschen Landen anderer Wind zu wehen begann, ihr Dekret vom 13. Juni 1850, das die Constituante „zur Vermeidung jeden Zweifels ausdrücklich für aufgelöst" erklärt, weil ihre Aufgabe „anderweitig erledigt" sey.

Das Häuflein entschlossener Conservativen steht fester! Sie wissen nichts von „allmächtigen" gesetzgebenden Gewalten, die „aus Weiß Schwarz", aus Unrecht Recht machen können. Sie wollen die hergebrachte von keiner Seite anfechtbare rechtliche Grundlage ihres Gemeinwesens erhalten wissen, erklären daher ihre Gewalten für sowohl nach Innen als nach Außen zur Aufrechterhaltung der Grundgesetze verpflichtet, für zu ihrer Beseitigung auch dann nicht berechtigt, wenn wirklich mit dem Einsturze des heiligen römischen Reiches die „höchste Gewalt in Hamburg" eine völlig unabhängige, unbeschränkt souveräne geworden wäre.

Die zur Stunde noch in anerkannter Wirksamkeit beste-

hende Hamburgische Verfassung stammt nämlich aus jenen bürgerlichen Unruhen, welche die in allen protestantischen Ländern verbreiteten grimmigen Parteikämpfe zwischen den orthodoxen Lutheranern und den Pietisten, insbesondere die Hetzereien des Heerführers jener, Dr. J. F. Mayer in Hamburg, gegen die kirchenpolizeilichen Pacifikations-Versuche des Rathes, heraufbeschworen hatten. Da die zur Beruhigung der für Kaiser und Reich hochwichtigen Stadt nach Hamburg gesendete kaiserliche Commission die „klägliche Erfahrung“ vor Augen hatte, daß „diejenigen, so mit Unglück und Unruhe schwanger gegangen, zu Erreichung ihrer schändlichen Absicht sich des Prätextes angemaßt, daß keine Ordnung und Stadtverfassung sey, so nicht in folgenden Zeiten durch Raths- und Bürgerschluß verändert oder wieder aufgehoben werden möge“ — so sollte dieser „Prätext“ für immer abgeschnitten, und das Wesentliche der neuen Verfassung (von 1712) vor Willkühr dergestalt gesichert werden, daß selbst beiderseitiges Einverständniß des Rathes und der „Bürgerschaft“ die Fundamentalsatzungen nimmermehr rechtsbeständig beseitigen könne.

Freilich hatten dabei die Contrahenten nicht die thörichte Absicht, alle heilsamen Abänderungen für alle Zukunft von der Verfassung auszuschließen! Eine Classe der neuen Satzungen bloß sollte „ewiges unumstößliches und unveränderliches Fundamentalgesetz“ — auch gegen den momentanen einstimmigen Willen von Rath und Bürgerschaft — bleiben, Satzungen einer zweiten Classe nur mit Zustimmung des Kaisers abgeändert werden dürfen, die einer dritten endlich dem freien Ermessen der Hamburgischen Gewalten unterliegen.

Diese Classifikation ist allerdings nur im Allgemeinen von der „Bürgerschaft“ genehmigt worden, die Ausfüllung der drei Classen nie erfolgt, weil man „von der Freiheit, Gesetze zu ändern, aufzuheben und neue zu errichten, zuviel zu vergeben“ fürchtete. Das Hauptargument aber, welches die Liberalen daraus gegen die Unverletzlichkeit der Funda-

mentalgesetze ziehen, zerschellt an dem weitern Umstande, daß die Unabänderlichkeit der wichtigsten Artikel in ihrem (angenommenen und beschworenen) Texte selbst ausgesprochen, der Mangel einer eigentlich classificirenden Liste daher wohl zu verschmerzen ist.

Aber auch „unwiderrufliche" Satzungen zugegeben, für deren Wahrung andere Garantien bestanden, als der bloße Wille von Rath und Bürgerschaft, so habe doch — heißt es liberalerseits — das ein Ende, seitdem jene dritte das Aenderungsverbot handhabende Gewalt, der deutsche Kaiser, nicht mehr existire, Hamburg mit dem Sturze des Reiches die volle Souveränität angenommen, und 1815 als souveräner Staat dem deutschen Bunde beigetreten sei; wenigstens seit 1806 müsse daher Aufhebung der Hamburgischen Grundgesetze nach dem Ermessen der beiden höchsten Gewalten zulässig seyn.

Abgesehen nun von der Frage: ob der deutsche Bund in diesem Falle in die Rechte und Pflichten von Kaiser und Reich eingetreten sei? wird etwa das Unrecht Recht, wenn derjenige mangelt, der es verhindern und strafen sollte und müßte, oder geringer, wenn jene Gewalten wirklich an Kaisers Statt als ihre eigenen Wächter dastünden? Herrschten nicht immerhin doch ihre geschwornen Eide und heiligen Pflichten noch über ihnen, welche nicht alle andern Hamburger des rechtlichen Anspruches an den Bestand ihrer Verfassung berauben lassen?

Freilich! die liberalen „unsere Zeit beherrschenden Ideen" legen den gesetzgebenden Gewalten „Allmacht" bei, die beliebig „Weiß Schwarz" machen könne — ein Färbegeschäft, das man allerdings inner- und außerhalb normgeberischer Boutiquen in allen Zweigen des staatlichen und religiösen Lebens mit einer Virtuosität betrieben hat, als deren billige Anerkennung 1848 et sequentia nicht ausbleiben konnten, und so eine zwei- oder dreifach zerspliffene „Souverainität" — die sich von dem einheitlichen Absolutismus des unzer-

theilten Despoten eben nur durch die Unnatur der Zersplissenheit unterscheidet — hat gerade kraft jener „Allmacht" die unerhörte Machtvollkommenheit, nicht nur sich selbst aller Pflichten und Eide entbinden, sondern auch sich selbst einen neuen und andern Souverain substituiren zu können, dem dann — was das Kläglichste ist, denn an derlei in Selbstverlorenheit verzweifelnden „Souverainen" wäre natürlich nie viel verloren! — gesetzmäßige bürgerliche Freiheiten, Rechte und Privilegien sofort und ipso facto unterthänigst unter die Füße fallen sollen.

Es ist nur fatal (im eigentlichen Sinne des Wortes!), daß dergleichen liberal gespendete „Allmachten" sich bloß in permanenten Ohnmachten produciren, wie denn z. B. von der Hamburgischen „Allmacht" am Tage liegt, seitdem sie liberal genug war, sich eine Verfassung „unabhängig von Rath und Bürgerschaft" constituiren lassen zu wollen. Es war eine fremde und andere Autorität, nämlich der Umstand, daß in Deutschland die erhaltenden Kräfte sich endlich an eisernen Sprossen erschwangen, welche die souveraine Ohnmacht von der constituirenden „Allmacht" befreite, und wenn sich jetzt die souveraine „Allmacht" hinter dem Liberalismus für salvirt hält, so wird leicht eine neue Wendung ihre Ohnmacht abermals bloßstellen.

Gewiß eine saubere „Freiheit"; aber ebenso zuverlässig Alles ächt liberal! Wir müssen Ruhe haben, heißt es in Hamburg; die ist nur auf der „richtigen Mitte" zu finden; darum ist hier die neue „Staatsverfassung", die jeder Partei Etwas gibt, und jeder Partei Etwas dafür nimmt! Unmöglich können durch dieses regelrechte Produkt der „richtigen Mitte" nicht Alle befriedigt werden!

Sind ja die Liberalen selbst mit dem Beispiele ausgedehntester Opferwilligkeit so tapfer vorangegangen, daß sie sogar ihre Ueberzeugungstreue auf dem Altare Hamburgischer

„Ruhe“ geschlachtet haben. Oder haben nicht gerade die fünf bürgerschaftlichen Mitglieder der spätern Neuner-Commission an der Spitze einer „gehorsamsten Bitte“ um kräftige Wehr gegen die revolutionäre Wuth den 7. Februar 1848 dem Rathe feierlich versichert: sie „Alle hielten an den Grundprincipien der Verfassung unverbrüchlich fest!“ und haben nicht dieselben Fünfe als berichtende „Neuner“ den 6. Februar 1850 demselben Rathe erklärt: „durch die unabweisbarste Nothwendigkeit dazu gedrängt zu seyn, das wenn auch noch so hochgeschätzte Alte, weil es als unhaltbar sich erwiesen, gänzlich bei Seite zu legen“, und „daß ihnen nichts übrig bleibe, als die Grundlagen der Verfassung zu verlassen.“

Das mag man allerdings Gesinnungstüchtigkeit nennen! Die noch gesinnungstüchtigeren Hamburger Demokraten aber lachen dazu und zu den verzweifelten Versuchen, die neue „Staatsverfassung“ über dem Wasser zu erhalten. Haben die Liberalen nicht eine Reform auf rechtlicher Grundlage, sondern völlige Beseitigung der rechtmäßigen Grundgesetze gepredigt, haben sie in diesem Sinne den Satz aufgestellt: „daß es eine Verfassung geben könne, die auch von der höchsten gesetzgebenden Gewalt nicht sollte aufgehoben werden können, ist an sich widersinnig“ — so denken sich die Demokraten: „Nun gut; unsere Zeit wird auch noch kommen!“

Natürlich ruht auch die liberale „Staatsverfassung“ auf den beharrlichsten und gesinnungstüchtigsten Motiven, als da sind: „zur Zeit obwaltende Umstände,“ „Ansichten einer achtbaren Anzahl von Staatsangehörigen“, „die gegenwärtige Zeit beherrschende Ideen.“ Die conservirende Keckheit in ihrer Befestigung geht sogar weit genug, in einem eigenen Paragraphen für Verfassungsänderungen sechs Monate Zeit, Neuwahl der Repräsentanten, zweimalige übereinstimmende Beschlußnahme und zwei Drittheile der Stimmen zu fordern. Gewiß ein überstarkes Bollwerk für das mit aller Leichtfertig-

keit der Verfassungsmacherei im Sinne der „unsere Zeit beherrschenden Ideen“ abgefaßte und in unerprobter Nasenweisheit dastehende Projekt! zumal, wenn man bedenkt, wie leicht periculum in mora eintreten kann, da ja „das offizielle Mißtrauen als ein berechtigtes Element dem politischen Gedanken der Gegenwart durchweg zum Grunde liegt.“

Ohne Zweifel in eventum wohlgesprochen! Denn aus den Trümmern der dem Tode geweihten Corporation E. E. Rathes soll ein Hamburgischer „Senat“ componirt werden, der, wie billig und recht, nicht „die ordentliche Obrigkeit“, sondern eine „Behörde“ heißt; würden ja die Bürger der „freien Stadt“ nicht mehr ihrer im Rathe vor den leiblichen Augen stehenden höchsten Obrigkeit den Eid der Treue leisten, sondern als Hamburgische „Staatsbürger“ dem „Staate“ und auf sein sichtbares Zeichen, ein — sie wissen nicht, mit was? — beschriebenes Papier, „Staatsverfassung“ genannt, schwören!

Jener „Senat“ wäre nichts Anderes, als ein Collegium gutbesoldeter Regierungsbeamten mit pragmatischen Ansprüchen auf ganzen oder halben Pensionsgehalt, dem Rechte der Abdankung nach sechsjährigem Dienste, und der Pflicht mit dem siebenzigsten Lebensjahre auszutreten, und andern Bewerbern zu weichen, die in guten Tagen in Masse durch Connexionen oder Parteianhang nach den Senatsstühlen trachten, in schlimmer Zeit aber deren Unlust durch schleunigen Abtritt fliehen würden, soweit nicht etwa Jugend im Dienste oder Unentbehrlichkeit des Honorars zum Ausharren nöthigten — eine Beamtenschaft, an der Stelle des alten Rathes mit seinen bei schweren Verlusten zur Annahme der Wahl verpflichteten, für die sturmvollsten Zeiten an ihre Plätze geketteten, bloß durch den Tod quiescirten, immerhin zum Theile mit reicher Erfahrung ausgestatteten, durch ehrwürdiges Alter die ganze Corporation hebenden Mitgliedern.

Und ebenso wohl wird in eventum von offiziellem Miß-

trauen" als „berechtigtem Element" bezüglich des zweiten Faktors der höchsten Gewalt in Hamburg gesprochen! Die „Erbgesessene Bürgerschaft" lebt in und mit der Stadt als stabile Gemeinschaft selbstständiger Bürger, und hört nur mit der Stadt selbst auf zu existiren; selbstberechtigt bildet sie in ihrer Gesammtheit mit dem Rathe im Convent vereinigt das Hamburgische Kyrion. So ist die Gemeine hinreichend geschützt vor der Herrschaft der Menge, die „unter dem Prätext bürgerlicher Freiheit eine elende Sklaverei bringt", wie gegen Uebergriffe des Rathes, wenn nämlich nicht gerade dieser sich selbst und die gesetzliche bürgerliche Freiheit unter jenem schmählichen Prätext an die Revolution verräth, eine Möglichkeit, von welcher die gute Hansestadt nun zum erstenmale seit ihrem Bestande den handgreiflichsten Beweis vor Augen hat.

Freilich ist das nothwendige Requisit der Organisation dieses zweiten Faktors das persönliche Stimmrecht. Der persönlich Conventsberechtigten zählt Hamburg gegen 5000, eine Masse, welche ihre großen Gefahren haben müßte, wenn nicht aller parlamentarische Apparat, die Entscheidung nach einfacher Stimmenmehrheit (zu Gunsten der Abstimmung nach Kurien) mit eingeschlossen, durch das Gesetz sorgfältig fern gehalten wäre, das nur „Ja" oder „Nein" offen läßt.

Eine durch eigene Wahl lebenslänglicher Mitglieder sich selbst ergänzende Corporation aber, wie der Hamburger Rath, und ein von der Wahl der übrigen Bevölkerung unabhängiger selbstständiger Körper, wie die „Erbgesessene Bürgerschaft", also Corporation und persönliches Recht — die Todtfeinde der uniformirsüchtigen liberalen „Allmacht", „Schwarz Weiß" zu machen — sind das, rufen die Liberalen aus, nicht unerträgliche Dinge? sind nicht eine sich selbst ergänzende Corporation, von dem monarchischen Beigeschmacke gar nicht zu reden! wie persönliches Stimmrecht einerseits und „Repräsentativsystem" andererseits unversöhnliche Gegen-

säße? Alle Achtung sonst vor dem uraltthergebrachten „persönlichen Stimmrechte“ und seinem noch immer sehr großen Anhange; heutzutage aber entspricht den „Größeverhältnissen(!) unseres Staates“ und den „allgemeinen unser Zeitalter beherrschenden Ideen“ nur — das „Repräsentativsystem.“ Wäre ja auch mit dem „persönlichen Stimmrechte“ unvereinbar, was der „Geist der Zeit“ wie überall, so auch in Hamburg „unwiderstehlich“ fordert — die „parlamentarische Art der Behandlung der Staatsangelegenheiten!“

Die Liberalen selbst konnten jedoch vor den mit Permanenz revolutionärer Bewegungen drohenden Gefahren des Repräsentativsystems ihre Augen so wenig verschließen, daß die „Neuner“ — ihrem Charakter als Männer der „richtigen Mitte“ allenthalben treu! — demselben die Hälfte der Rechnung, zu Gunsten einer Art ständischer Vertretung, strichen. Was wird aber Angesichts des nun einmal zugestandenen Rechtes der Revolution, in Consequenz der heiliggesprochenen Umsturzidee, bei der krebsartig um sich fressenden Intoleranz jenes widersinnigen repräsentativen Regiments damit genützt seyn? was insbesondere der „freien Stadt“ selbst, welche ihre Existenz als solche durch die bloße Einführung der Neuner-Verfassung ipso facto verliert, aus einem reichen Souverain ein ausgeraubter Knecht, ein Diener der eigenen Untergebenen wird?

Denn, man sollte es kaum glauben! wirklich verfügt die aus der Plünderung der Revolution durch den Liberalismus erwachsene neue „Staatsverfassung“, und muß dem uniformirenden Princip gemäß verfügen, daß für die leere Titulatur eines „Staates“ die von den Vätern erworbene und mit den commerciellen Interessen enge verbundene selbstständige Hoheit der „Stadt“ über ihr Landgebiet geopfert werde, die Territorial-Hoheit aufgehe in ihr Gebiet. Die Regierung und das Verfügungsrecht über dieses Gebiet liegt jetzt in den

Händen der Rathsherren der „Stadt" und ihrer „Erbgesessenen Bürgerschaft"; in Zukunft sollen die höchsten Gewalten in Hamburg überhaupt keinen städtischen Charakter mehr haben; nach den neuen Wahlproceduren Leute zu einflußreicher Betheiligung an denselben gelangen können, bei denen die Interessen der „Stadt" eine untergeordnete oder ihr Gegentheil eine maßgebende Stelle einnehmen, die aber in ihrem „staatsverfassungsmäßigen" Rechte sind, wenn sie in diesem Sinne ihren Einfluß zum Nachtheile der „Stadt" geltend machen.

Noch existirt in Hamburg und dessen Gebiet kein „Staatsgut", wohl aber Gut und Eigenthum der „Stadt", und zwar städtisches Eigenthumsrecht an einem großen und dem werthvollsten Theile des Gebietes; alles dieses Gut und Eigenthum der „Stadt" will die neue „Staatsverfassung" zur Staatsdomaine machen, dessen Verwaltung den Bürgern der „Stadt" entziehen, sie Leuten anvertrauen, die der „Stadt" nicht verpflichtet sind. Jenes Stadt-Gut soll, zum Staats-Gute geworden, selbst veräußert werden können von einer gesetzgebenden Gewalt, die keine städtische ist, deren einzelne Träger gar nicht Bürger der Stadt zu seyn brauchen; und wenn durch die Wechselfälle politischer Geschicke die Souverainität des Hamburgischen „Staates" an einen Mächtigern verloren ginge, so soll mit der Hoheit des „Staates" auch das Eigenthumsrecht an dem zum „Staatsgut" gewordenen Gute der „Stadt" an diesen Mächtigern übergehen.

Die „freie und Hansestadt" Hamburg soll aber mit Einführung der neuen liberalen „Staatsverfassung" nicht nur von ihrem ganzen reichen Besitze nichts mehr das Ihrige nennen können, sondern überhaupt eine Gemeinde ohne Gemeinsames seyn. Sie soll, ihrer Hoheit beraubt, noch unter die ihr zuvor untergebenen Landgemeinden herabsinken; diese dürfen als solche „selbstständig" seyn, während die Hanse-

stadt, von wegen der unschätzbaren Ehre, in den neuen aus Stadt und Land gemischten „Staats-Behörden" zugleich ihre Stadt-Behörden erblicken zu dürfen, weder corporative Rechte noch eine selbstständige Gemeindeverwaltung, weder einen Gemeindevorstand noch eine Stadtkämmerei (etwa für Kirchen-, Schul-, Armen-Fonds u. s. w.) haben soll, dieweil ihre Angelegenheiten „in derselben Weise, wie die den ganzen Staat betreffenden" von dem Senat und der allgemeinen Repräsentanten-Versammlung des „Staats" geleitet werden, und die für die Staats-Verwaltung bestellten Behörden „zugleich" die Verwaltung der städtischen Angelegenheiten führen.

Selbst die demokratische Constituante war hierin noch gnädiger! Sie statuirte doch eine Unterscheidung zwischen Stadt- und Landgemeinde-Abgeordneten, und schloß die Letzteren von der Beschlußnahme über rein städtische Angelegenheiten aus. Die Uniformirsucht der liberalen hanseständtischen „Neuner" aber bäumte sich auch dagegen; „hierin — erklärten sie — könnten sie der Constituante nicht beitreten."

Ueberhaupt scheut nicht umsonst mancher Einsichtige nicht so sehr die entschiedenen Demokraten, als die Schwindler von der „richtigen Mitte." Daß wirklich die Ergebenheit unter den allem Rechte und aller wahren Freiheit todtfeindlichen Liberalismus eine ganze Sklaverei sei, möchte hiemit an einem schlagenden Beispiele erwiesen seyn. Und dieses Beispiel ist lehrreich, auch über den Kreis der „freien Städte" hinaus; denn es liegen auch Andere in demselben Spitale krank, und der bis jetzt gebrauchte, als höchst oberflächlicher Diagnostiker mit Recht verschrieene Arzt, die Polizeigewalt, wird sie nicht gesund machen.

Es bleibt noch Ein Punkt zu betrachten! Jene Männer in Hamburg, welche mit überzeugtem Muthe für die Rechte der alten freien Stadt eintreten, sogenannte „Altconserva-

tive", gehören zu den, wie ihr kleines Häuflein errathen läßt, dünngesäeten strenggläubigen Lutheranern. Es findet sich nämlich auch in Hamburg, wie, mit seltenen immer psychologisch merkwürdigen Ausnahmen, überall, lebendiges Rechtsgefühl nur auf dem Grund und Boden lebendigen positiv-religiösen Gefühles.

Darum kann nicht fehlen, daß von Seite jener Conservativen Entchristlichung des Hamburgischen Gemeinwesens der neuen „Staatsverfassung" in erster Reihe vorgeworfen wird. Die Knechtschaft unter den Zeitideen hat es nämlich zwar nicht bis zur offenen Verneinung gebracht, wohl aber jedes christliche Wörtlein auf jenem Papier sorgsam vermieden. Ihre Verfassung, entgegnen die Liberalen, habe die Achtung vor der Kirche bekannt, indem sie sich fesselnder Bestimmungen enthalten, in einem Augenblicke, der das kirchliche Leben neuer Entwicklung entgegen führen müsse; positive Vorschriften in Bezug auf die Kirche habe sie weder geben können noch sollen.

Aber abgesehen von dieser eigenthümlichen Weise, kirchliche Freiheit durch Ignorirung der Kirche zu statuiren, von dem ausgesprochenen Willen, die Schule von der Kirche zu trennen, u. s. w., verrathen schon jene Praktiken wenig Achtung vor der Unantastbarkeit christlicher Satzungen, durch welche ein wohlweiser Rath die berufenen Juden-Christen-„Ehen" gesetzlich zu machen wußte, trotz der Protestationen der lutherischen Predigerschaft, des entschiedenen Widerspruches der Synagogen-Vorstände, des Widerstandes der „Oberalten" als höchsten Collegiums lutherischer Kirchenvorstände.

Ob demnach die neuen Staatsgewalten das Schweigen der liberalen Verfassung zu Gunsten kirchlicher Freiheit oder der Plenipotenz ihres obersten lutherischen Episcopats auslegen würden? möchte kaum zweifelhaft, jedenfalls aber die Frage bedeutungslos seyn: ob die Zulassung der „Geistli-

chen (!)" und der „Gelehrten" zu den höchsten (in Kirchensachen perpetui mandatarii vorstellenden) „bürgerlichen Collegien" förderlich sei? — wenn man selbst darüber nicht in's Reine kommen kann: Ob von der Zeit des herrschend gewordenen Rationalismus herab dieses kirchliche Laien-Regiment mehr, oder mehr die Hamburger Predigerschaft, oder mehr der zur Hälfte aus „Gelehrten" bestehende Rath zur Zurückdrängung, ja Unterdrückung des christlichen Elementes thätig gewesen?

Erfreulich ist dagegen, daß auch jene tapfern Vertheidiger ihrer alten Verfassung für Wegräumung der letzten Schranke stimmen, welche den seit 1814 emancipirten Katholiken in Hamburg noch immer den vollen Genuß ihrer bürgerlichen Rechte verkümmert; denn von den höchsten bürgerlichen Collegien müssen sie natürlich ausgeschlossen bleiben, so lange diese, aus den Kirchenvorständen der fünf lutherischen Hauptkirchen gebildet, nur mit Lutheranern besetzt seyn können. Daß noch über dieß die Stadt Hamburg an ihren katholischen Bürgern schwere, Jahrhunderte lang geübte, Bedrückungen gut zu machen habe, ist den Lesern dieser Blätter wohl bekannt?

Schließlich aber überrascht, daß jene Männer in der Hitze des Kampfes sich die historische Blöße gegeben, die Behauptung der Gegner: daß die alte Verfassung nicht eine allgemein christliche, sondern eine „confessionell-lutherische Tendenz" trage, geradezu abzuweisen. Was unter der „reinen" und „wahren christlichen Religion" der Hamburgischen Verfassung zu verstehen sei, darüber lassen ihre Bestandtheile seit 1529 keinen Zweifel übrig; mit wie hochgestiegener Unduldsamkeit aber das Hamburgische Lutherthum von Staatswegen über dieser „reinen Religion" wachen zu müssen glaubte, darüber gibt jedes Blatt Hamburgischer Geschichten von 1529 bis in die neueste Zeit lautes Zeugniß.

Wenn die „Altconservativen“ dennoch glauben: daß ihre Verfassung weit entfernt sei, den „menschlichen Ausdruck des Bekenntnisses an die Stelle der Wahrheit selbst zu setzen“ — das gehe „wie aus den (durch sie vorgeschriebenen) Bekenntnißschriften (den „symbolischen Büchern“ der Lutheraner) selbst“, so auch insbesondere aus den in den Receß von 1603 aufgenommenen Worten des Recesses von 1529 hervor: die Reformations-Artikel sollten gelten „bis zu der Zeit, da die gemeine Christenheit, welche Gottes Wort in Ehren hält, etwas Besseres und Beständigeres aus dem Worte Gottes verordnen wird“ — so ist, von dem bekannten ächt Luther'schen bibelstolzen Sinne dieser Ausdrücke ab-, und auf die Deutung jener Männer eingegangen, nur so viel wahr, daß Unbeständiges die Grundlage des Beständigen nicht seyn kann, und die Hamburgische Verfassung um so getroster von ihrer speciell „lutherischen Tendenz“ zu befreien seyn wird.

„Recht“ und nichts als „Recht“ ist das Feldgeschrei jener Conservativen. Für das „Recht“ gegen liberale Willkür-Herrschaft streiten sie in ungleichem Kampfe; es gilt dem Principe, für das ganz Deutschland stehen soll und muß, wenn sie unterliegen.

XXI.

Aquila rapax!

Bonaparte's kaiserliche Carriere und die jüngsten Lobpreiser der Glückseligkeiten des alten Napoleonismus.

München, den 7. Februar 1852.

Wenn uns ein Napoleonide die unübertreffliche Herrlichkeit des Kaiserreichs rühmt, wenn er uns, wie dieß Louis Napoleon in seinen Schriften vielfach versucht hat, darthun will, daß das Ziel des Oheims nicht die Befriedigung seines unersättlichen Ehrgeizes, sondern das Glück und die Freiheit der Völker gewesen: so finden wir dieß ganz erklärlich. Die Hinterlassenschaft des Oheims ist ja ein imaginairer Werth; es liegt im Interesse der Erben, diesen in der allgemeinen Meinung auf's Höchste zu steigern: Napoleon I. war seinem Streben nach ein Beglücker und Befreier der Welt; Napoleon II. gibt sich in seinen, zum Ruhme des Kaisers verfaßten Schriften als den Erben dieser napoleonischen Völkerbeglückungs-Ideen aus, der da berufen ist, das unterbrochene Werk der Befreiung und des Fortschrittes fortzusetzen, und die wohlthätigen Absichten des größten der Franzosen zu verwirklichen; was kann also Frankreich Heilsameres thun —

als sein Schicksal vertrauensvoll in seine Hand legen, und ihn den kaiserlichen Adler Frankreichs in seiner alten Glorie wieder herstellen lassen. In diesem Ideengang liegt ein einfacher, selbstverständlicher Sinn.

Eben so natürlich finden wir es auch, wenn uns ein Theil der Franzosen die Glückseligkeit des Kaiserreiches in glänzenden Farben schildert, jene napoleonische Tafelrunde nämlich und ihre ganze Clientel, die an des Kaisers Tafel gesessen, und aus seinen Händen Ehren und Würden und die den Völkern geraubten Millionen empfangen. Napoleon raffte ja für Alle, und Jeder raffte unter ihm für sich; die blutdürstigen Wölfe der Revolution hörten auf zu heulen und sich zu zerfleischen, da er ihnen die Beute von Europa in den Rachen warf. Das waren die Tage französischen Ruhmes und Glanzes, die fetten Kühe, denen die mageren der Restauration folgten. Das Lob der also Gesättigten hat also auch einen guten Sinn, und es darf uns nicht wundern, wenn sie, sich nach den zerronnenen Herrlichkeiten des kaiserlichen Traumreiches zurücksehnend, seine Erneuerung mit Freuden begrüßen würden.

Ueberhaupt kann es uns nicht im mindesten befremden, wenn auch heute noch jeder ehrgeizige Franzose, der gern sein Glück, das heißt eine glänzende Carriere, machen möchte, mit bewunderndem Neide nach dem blendenden Sterne Napoleons hinaufschaut; denn ein Glücksritter, ein Parvenu, der ein Glück, eine „Carriere" gemacht, wie die ausschweifendste Phantasie eines Romanschreibers sie kaum zu erfinnen vermag, wird Napoleon auch immer das bewunderte Vorbild aller Glücksritter und Parvenüs seyn.

Eine glänzende Carriere um jeden Preis zu machen, war von früh an des ersten Napoleons Sinnen und Trachten, und immer vorandringend und mit nimmersatter Gier, je mehr er verschlang, nur immer heißeren Hunger fühlend, so erreichte er den höchsten Gipfel irdischer Macht, und er fiel und verlor Alles, weil ihm Nichts genügte, und er wie

ein blinder Spieler auch da, als der Stern seines Glückes schon sichtbar zum Niedergange sich neigte, seiner Unersättlichkeit dennoch das Opfer nicht abgewinnen konnte, inne zu halten und einen Theil seines Raubes zurückzugeben, um sich den Rest zu sichern.

Werfen wir einen Rückblick auf diese kaiserliche „Carriere."

Bescheidener kann wohl kein Kaiser seine Laufbahn beginnen, als Napoleon. Wie seine Schwester ihre Erziehung durch königliche Freigebigkeit in dem Hause von St. Cyr, eben so empfing er die seine in der Militärschule von Brienne. Er, der alle Bourbonen: in Frankreich, in Neapel, in Spanien von ihrem Throne stoßen sollte, war der Zögling ihrer Milde! Doch ist er nicht der Einzige, der dem alten Regime seine Wohlthaten mit Undank gelohnt.

Von Brienne in die Militärschule zu Paris befördert, verrieth der spähende Blick des jungen Raubadlers seinen Lehrern schon den inneren Heißhunger; einer derselben fällte schon damals das bedeutsame Urtheil über den jungen Schüler: „Corse de nation et de caractère il ira loin, si les circonstances le favorisent" — „ein Corse von Geburt und Charakter, wird er weit gehen, wenn die Umstände ihn begünstigen" — ein Urtheil, das man nicht nur vor dem 2ten December, sondern selbst heute noch auch auf den Neffen wird anwenden können. Wie weit der Oheim, „von den Umständen begünstigt", gegangen, wissen wir; wie weit der „Schweigsame" noch gehen wird — das weiß er vielleicht selbst nicht, nun, je nachdem ihn eben „die Umstände begünstigen werden."

Als Lieutenant en second trat er hierauf in das Artillerieregiment La Fere ein.

Noch nicht drei und zwanzig Jahre alt, wurde er Capitain.

Unterdessen war die Revolution hereingebrochen: er hatte kein Vermögen, sein Rang war ein geringer, sein Appetit, sein

Ehrgeiz ein sehr großer: also war er ein Unzufriedener, der eifrig die Jacobiner-Klubs besuchte, und fort und fort in Paris sollicitirte. Er, der später unbedingt über alle Einkünfte und den ganzen Staatsschatz des Kaiserreiches verfügte, und der vor dem russischen Feldzuge dreihundert Millionen allein in seinem eigenen, vom Staatsschatze getrennten, Privatschatz hatte, befand sich beim Beginne seiner „Carriere" in so proletarischen Vermögensumständen, daß er seine Uhr versetzen mußte! In der That ein ermuthigendes Beispiel für jeden verschuldeten Abenteurer? So war er Zeuge, wie an den entscheidenden Tagen des 20. Juni und 10. August 1792 unter den Streichen der Demagogen die Monarchie Ludwigs XVI. in Trümmer sank; die feige Schwäche der Regierung, die Frechheit des Pöbels und seiner schmutzigen Führer empörte seine stolze Soldatenseele, er hielt es aber mit den Jacobinern, worüber er später sagte: „Wäre ich damals General gewesen, so würde ich mich zur königlichen Partei geschlagen haben, allein als einfacher Offizier mußte ich mich der Sache der Demokratie anschließen" — denn nur sie bot seinem Scharfblick die Aussicht auf eine glänzende Laufbahn.

In dieser Zuversicht schrieb er daher auch damals einem seiner Oheime ermuthigend: „Seien Sie jetzt unbesorgt um Ihre Neffen, sie werden sich gar wohl Platz zu machen wissen." Der Oheim ahnte wohl nicht, daß der junge Capitain und seine Brüder sich bald auf Kaiser- und Königsthronen würden „Platz zu machen wissen." Napoleons Kameraden bei Toulon lasen indessen schon besser die Zukunft in seinem ehrgeizigen Falkenblicke. Als Bataillons-Chef kommandirte er dort die Artillerie, und Dugommier schrieb den Regierenden in Paris in dem Tone prophetischer Warnung: „Avances ce jeune homme, car si l'on était ingrat envers lui, il s'avancerait de lui-même" — „befördern Sie diesen jungen Mann, denn wäre man undankbar gegen ihn, so würde er sich sebst beför-

dern." — Worte, welche die Assemblee legislative auch auf den Neffen vor dem 2ten December hätte anwenden können, — der sich und Andere in der That „selbst beförderte" — sich auf den Präsidentenstuhl unbedingter Gewalt, und die Gesetzgeber in die Gefängnisse oder nach Lambessa!

Nach der Waffenthat von Toulon, die ihn wirklich zum Brigade-General machte, wurde Bonaparte durch die Vermittelung des jüngern Robespierre, der ihn mit seinem Bruder Maximilian, blutigen Andenkens, in Verbindung brachte, nach Genua, das sich die Republik zur künftigen Beute ausersehen hatte, als militärischer Spion geschickt, um die Gelegenheit zu erkunden. Eine Räuberbande, die ein Haus überfallen oder ausplündern will, pflegt ja gewöhnlich den, der das schärfste Auge und den findigsten Geist besitzt, vorauszusenden, um Weg und Steg auszuforschen und den ganzen Plan zu entwerfen. Sie hatten es mit ihrem Sendboten wohl errathen. Napoleon hat freilich auf St. Helena von dieser ehrenvollen Mission, deren Instructionen übrigens bekannt sind, nichts gesprochen; allein sie gehört eben auch zu seiner „Carriere." Der Schöpfer des großartigen kaiserlichen Spionir- und Polizeisystems, das jede Lebensregung bewachte, machte auch in diesem Gebiete, in eigener Person, praktische Studien und Erfahrungen; Seine Majestät dienten von der Picke auf. Der Neffe, der Verfasser der „Napoleonischen Ideen", hat auch dieses Institut des Oheims aus der kaiserlichen Rüstkammer hervorgesucht, und es in diesen Tagen neu organisirt, indem er die Polizei für das Auge der Regierung erklärte.

Jetzt aber trat ein Stillstand in dem „Avancement" ein. Der künftige Kaiser, der Begründer unumschränkter Autorität, war ja ein Freund, ein Vertrauter — Robespierre's! Als daher die Blutmänner des Schreckens ihrer Seits das Blutgerüst bestiegen, war es auch um Napoleon's und seiner militärischen Parteigenossen Aussichten geschehen. Aubry, Mitglied des Conventes, selbst ein ehemaliger Ar-

tillerie-Capitain, merzte die Offiziere aus, die den Jacobinern gedient. Den jungen ehrgeizigen Korsen setzte er als einen der Gefährlichsten, dem Mord und Blut ein Spiel sei, auf halben Sold, und blieb gegen alle seine Bewerbungen taub. Da ging es dem armen Artillerie-Offizier wieder sehr knapp; seine Umstände waren kaum besser, als die eines Proletariers. Er, der nach wenig Jahren aus allen Ländern Europa's sich mit seinem siegreichen Schwert einen weiten Kaisermantel zurechtschnitt, hatte kaum, um seine Blöße zu decken. Er ließ sich herab, bei dem Convents-Mitglied Tallien um einen Rest gemeinen, nach dem Maximum taxirten Tuches zu sollicitiren! Sein scharfes, recognoscirendes Auge verließ ihn indessen auch jetzt nicht: er schloß sich an Barras an, der auch ein Mann des blutigen Schreckens, sich aber für die Zukunft menagirt hatte, und daher einer von denen war, die den Uebergang aus den Gräueln des Conventes in die Corruption des Directoriums bildeten. Bei Barras knüpfte er auch das Verhältniß mit Josephine Beauharnais an, eine Verbindung, die er einging, als sie seine ehrgeizigen Absichten förderte, und die er später kalt zerriß, als er bereits so hoch „avancirt" war, daß sie seinem Ehrgeize im Wege stand.

Barras wußte das Genie des jungen Raubadlers im rechten Augenblicke gar wohl zu brauchen. Als die Reaction des besseren Theiles der Nation der schamlosen Jacobiner-Tyrannei des Conventes ein Ende machen wollte, und am 13. Vendemiaire (5. October) 1795 der Sturm in Paris losbrach, übergab Barras dem jungen Bonaparte den Oberbefehl über die jacobinische Soldateska, die heilige Schaar der Revolution, und der Schüler der königlichen Schule von Brienne, der Begründer der „vierten Dynastie", kartätschte die Royalisten, die gemäßigten Republikaner und die gutgekleidete Bourgeoisie wie Spreu auseinander. Es war daher billig, daß ihm dieser Liebesdienst, den er der jacobinischen Partei des Conventes geleistet, die auch mit entschei-

dendem Einfluß in das Directorium übertrat, durch ein ansehnliches „Avancement“ gelohnt wurde. Eben erst Lieutenant en second bei der Artillerie, ward er jetzt General en Chef der Alpenarmee, welche die Bestimmung hatte, Italien zu erobern. Der junge Feldherr zählte noch kaum sechs und zwanzig Jahre: so richtig hatte er mit seinem Avancement auf die Demokratie speculirt; der Oheim konnte mit seinem Neffen zufrieden seyn, er hatte sich „Platz zu machen gewußt.“

Ohne Zweifel hatte der leichte Sieg am 13. Vendemiaire ihm schon damals das Geheimniß geoffenbart, daß die Zeit begonnen, wo der Soldat den Ausschlag gebe, und daß die Republik der Preis des glücklichsten Generals seyn werde, da sie, wie man heute von der Regierungsweise des Neffen gesagt, auf ihre Münzen statt der Freiheitsmütze, der Fasces und der Worte: „Liberté, fraternité, egalité“, als Zeichen des beginnenden Militärregimentes: Säbel, Bajonette und Kanonen mit der Aufschrift setzen konnte: „Infanterie, cavallerie, artillerie et pas de genie.“ Das „Genie“ befand sich jenseits der Alpen, bei der Armee!

Mit dem italienischen Feldzug beginnt Bonaparte's militärische Herrscher-Laufbahn, indem er von jetzt an von Oberbefehl zu Oberbefehl avancirte; eine natürliche Folge hievon war, daß er die Politik „eines einfachen, niederen Offiziers“, die er beim Ausbruche der Revolution befolgt, nun allmählig mit der „eines Ober-Generals“ vertauschte, bis aus dem Jacobiner, aus dem Montagnard, der mit Robespierre fraternisirt, ein Despot geworden, der sich Kaiser- und Königskronen auf's Haupt setzte.

Der erste Beginn dieser Herrscher-Laufbahn war nichts weniger als glänzend. Die Republik war in keinen besseren Umständen, als der junge Artillerie-Offizier gewesen, da er seine Uhr versetzt und um ein Stück Tuch hatte betteln müssen. Sie hatte den ganzen Reichthum der Vergangenheit, die Güter der Kirche und des Adels und die Stiftungen frommer

Wohlthätigkeit verschlungen, sie hatte für fünfundzwanzig Milliarden, das heißt für fünfundzwanzig tausend Millionen Papiergeld geschaffen, und jetzt waren ihre Kassen leer, ihr Kredit so vernichtet, daß man mit einer Assignate von tausend Franken kaum den Brief frankiren konnte, den sie befördern sollte. Diesem Zustand der Finanzen entsprach vollkommen der Zustand der italienischen Armee: es war ein Heer in Lumpen, ohne Schuhe, ohne Brod, ohne Geld, das an Allem und Jedem Noth litt. So erschien der junge Feldherr in seiner Mitte: eine magere Gestalt, sonnenverbrannte Farbe, lange, schwarze, an den Schläfen anliegende Haare, hohle Augen, aus denen das Feuer des Genies und des Ehrgeizes scharfen Strahles hervorblitzte. War das Heer arm und nackt, so war das Land, das er jetzt betrat, blühend und reich, und er wußte, daß man mit dem Schwert, wenn man kein Recht achtet, Alles gewinnen kann; die Saiten nur zu gut kennend, die man in französischen Soldatenherzen anschlagen muß, redete er sie darum also an: „Soldaten, ihr seid schlecht genährt und beinahe nackt. Die Regierung verdankt euch viel; sie kann aber nichts für euch thun. Euere Geduld, euer Muth ehren euch, aber sie bringen euch weder Vortheil noch Ruhm. Hier seht diese schönen Provinzen mit ihren fruchtbaren Fluren, ihren großen und reichen Städten; sie gehören euch; ihr werdet darin Ehre, Ruhm und Reichthum finden. Soldaten Italiens! sollte es euch an Muth fehlen?“ Das war eine Rede, die Jeder verstand, und von ihr entflammt stürzten sie sich, keine Gefahr achtend, wie hungerige Geier auch über die Beute.

Diese Worte, mit denen der erste Napoleon seine Feldherrenbahn betrat, könnte man als Motto über die Geschichte seines ganzen Kaiserreiches setzen, denn sie klingen fort und fort durch die folgenden Tage als der herrschende Ton wieder, und enthalten den Schlüssel zu den Wundern, womit er die

Welt in Schrecken und Erstaunen setzte. Es weht darin derselbe Freibeuter-Geist, der auch dem Neffen, „dem Napoleon des Friedens", die Confiscation der Stammgüter des Hauses Orleans eingab. Nur ist der Prinz-Präsident aus der Rolle des Oheims gefallen, wenn er sich bei einem Act der Gewalt, einem Staatsstreich, worin die Gerichte nicht gesprochen, dennoch auf Gesetze beruft. Im altnapoleonischen Style hätte das Decret also gelautet: „Die Stammgüter des Hauses Orleans haben aufgehört diesem dem Staate feindlichen Hause zu gehören; es wird darüber zu Gunsten des Volkes also verfügt." Wer gegen dieß Decret protestirt hätte, den hätte das Schwert des „großen Capitäns" zum Schweigen verwiesen. Der Präsident ist hierin noch ein Anfänger; wie weit er in dieser Art von freibeuterischem Communismus oder dictatorischem Socialismus noch gehen wird, weiß Gott, denn das alte napoleonische Staatsrecht kennt hierin keine Gränze.

Italien war jetzt das erste Land, welches die Glückseligkeiten des Napoleonismus verkostete. Ein drei- und vierfaches Raubsystem sog vampyrartig den blühenden Provinzen den letzten Blutstropfen aus ihren Adern; die öffentliche und legale Räuberei wetteiferte hiebei mit der heimlichen und illegalen Spitzbuberei; denn dieser italienische Krieg wurde von den Franzosen nicht wie von Soldaten, sondern wie von Banditen und Schelmen geführt. Die Documente dieser Schmach, die mit ihren finsteren Schatten den Glanz der napoleonischen Siege verdunkelt, sind der Nachwelt in der offiziellen Correspondenz, welche der junge Obergeneral mit dem Directorium in Paris und den Offizieren und Beamten seiner einzelnen Armeedivisionen in Italien führte, aufbehalten. Hier war es, wo er seine erste Schule in jenem despotischen Raubsystem machte, das die Welt als seine Beute ansah; gleich beim Beginne aber schon zeigte er sich als vollendeten Meister; denn die Revolution

atte ihm bereits mächtig vorgearbeitet, und ihr Erbe trat
n die Fußstapfen seiner Vorgänger, ihre Erfahrungen be-
tzend. Wir wollen die Beweise hiefür nicht schuldig bleiben.

Die Kassen der Republik waren, wie wir bemerkt, leer,
e Kredit war vernichtet: also mußte „der Krieg den
Krieg ernähren", wie man sich in Paris ausdrückte, das
ißt: das Land, worin die französischen Heere standen und
lle Länder ringsum, die nur irgend im Bereiche ihrer Dro-
ungen lagen, mußten die Kosten des Krieges durch Brand-
hatzungen, Contributionen, Requisitionen und Zahlungen,
omit sie sich den Frieden oder einen Waffenstillstand er-
auften, aufbringen. Allein man begnügte sich hiemit nicht;
a diese Länder noch nicht zur „Republik" gehörten, so hatte
an sie auch nicht zu schonen; man wollte daher, wo mög-
ich, auch noch einen Ueberschuß, einen Profit zur Bestreitung
nderweiliger Bedürfnisse aus ihnen ziehen. Der General,
er sich hierauf am besten verstand, der ihnen am meisten
bpreßte, die meisten Millionen der Regierung zur Verfü-
ung stellte, machte sich dadurch am meisten „um das Va-
erland verdient", und durfte daher auch am ersten auf
eiteres „Avancement" rechnen. Allein auch dieß genügte
och nicht, die Eitelkeit der Nation verlangte auch Sieges-
ophäen; also wurden den Ländern, die im Bereiche der fran-
sischen Waffen lagen, auch die Kunstwerke, ihre Denkmä-
r, ihre Kostbarkeiten jeder Art mit Gewalt entrissen, oder
e mußten sich, wie Pius VII., vertragsmäßig zu ihrer Ab-
eferung verpflichten; und auch hier durfte wieder der Gene-
al, der Paris am meisten mit dem Kunstraub aller Länder
hmückte, der öffentlichen Anerkennung seiner Verdienste, der
uszeichnung und Beförderung versichert seyn. Man kann
aher mit Recht sagen, es sei damals auf die Erpressung
ne Prämie gesetzt gewesen.

Das war indessen bloß die öffentliche legale Partie des
publikanischen Finanz- oder Raubsystems, vielleicht die

minder schädliche; dieser trat die illegale, die mehr oder minder heimliche und wohl ungleich verderblichere zur Seite.

Die Männer, welche in Paris das Heft der Gewalt in Händen hatten, waren zum Theil die verworfensten und von unersättlicher Habgier; ihre Ausschweifungen verschlangen Millionen; und Millionen mußte ihnen daher ein Oberfeldherr zuwenden, der sich in ihrer Gunst und seinem Oberbefehl erhalten wollte.

In Paris war Alles feil. Durch Complotte und Krawalle wurden Constitutionen octroyirt und annullirt, durch sie wurden mit dem Wechsel der herrschenden Partei die obersten Befehlshaber eingesetzt und abgesetzt. Complotte aber kosteten wieder Geld, ihre Chefs waren nur für Geld zu haben; ein Obergeneral also, der sich in seinem Befehl behaupten wollte, oder nach höherer Beförderung verlangte, bedurfte zu ihrer Bezahlung abermals Millionen. Streute er diese Millionen mit vollen Händen aus, so war er nicht nur der Straflosigkeit für Alles, was er Eigenmächtiges und Ungesetzliches that, gewiß, sondern er durfte auch darauf rechnen, daß er in seinem Streben nach der obersten Gewalt von allen Seiten gefördert würde.

Den Feind schlägt man mit dem Schwerte. Allein es hatte, wie wir gesehen, seit 1795 die Zeit bereits begonnen, wo die eigentlichen Soldaten auch in den inneren Kämpfen den Ausschlag gaben; die Soldaten aber hatte wieder nur der für sich, der ihnen den höchsten Sold, die reichste Beute, das glänzendste Avancement zu bieten vermochte.

Um allen diesen „Nothwendigkeiten seiner Lage" die Spitze zu bieten, bedurfte daher Napoleon, wollte er das Ziel seines Ehrgeizes erreichen, Geld und wieder Geld, Millionen und Millionen; und das unglückliche Italien, „das blühende Land mit seinen fruchtbaren Fluren und seinen reichen und großen Städten", war es, welches sie schaffen mußte.

Es zeigt sich hierin der große Unterschied zwischen einem Herrscher von Gottes Gnaden, der auf seinem ererbten Rechte

ruht, und einem Abenteurer und Parteiführer, der, ohne rechtliche Ansprüche, sich durch Gewalt und List und die Gunst seiner Partei auf den Thron schwingt. Er ist ihr Geschöpf und muß ihr dienen, und sich in ihrer Gunst durch Gaben und Gnaden, auf Kosten des allgemeinen Besten, erhalten. Dieser Nothwendigkeit unterliegt auch heute der Präsident, und die orleans'schen Güter wurden ihr Opfer.

Allein wir sind noch nicht zu Ende mit den Leiden, die Italien unter dem jungen korsischen Adler erwarteten.

Bedurfte der junge Oberfeldherr solcher Summen für seine Zwecke, und mußte er sie sich auf jede Weise, auch die rechtloseste, verschaffen: so war er wohl nicht in der Lage, den strengsten Richter zu machen, wenn die Offiziere unter ihm sich nun auch ihrer Seits bedachten. Die Revolution hatte eben erst alle Grundsätze der Religion und Moral vernichtet, und den nackten Egoismus auf den Altar gesetzt: es wäre zu verwundern gewesen, wenn nicht Mancher davon profitirt hätte.

Doch auch hiermit ist dieses schmutzige Kapitel französischer Geschichte noch nicht erschöpft; ja wir kommen erst auf die rechte Diebsbande, die am verderblichsten hauste und die Provinzen völlig ruinirte. Die Lieferungen für die Armee und ihre Verpflegung war nämlich französischen Civilbeamten übergeben, welche die Armee begleiteten. Nach dem eigenen Urtheile Napoleon's und seiner Offiziere war dieß eine eng verbrüderte, des Hängens werthe Diebsbande, die ihr Handwerk mit der größten Schamlosigkeit, im großartigsten Maaßstabe trieb. Sie verstanden sich nämlich einer Seits mit den Kaufleuten und ließen sich von diesen Quittungen über weit höhere Summen ausstellen, als sie wirklich bezahlt hatten; die Kriegskasse mit ihren, den Provinzen erpreßten Geldern hatte diese verfälschten Quittungen zu liquidiren. Die Kriegskommissäre drückten, weil sie selbst bestochen waren, ein Auge zu. Bekamen die Lieferanten Alles in Hülle und Fülle geliefert, so gaben sie anderer Seits den Soldaten das Schlech-

teste nur mit karger, habgieriger Hand. So kam es, daß diese, troß den drückendsten Requisitionen, die das Bedürfniß um das Fünffache überstiegen, dennoch die bitterste Noth litten, und keine Schuhe und kein Brod hatten. Was war die Folge davon? Hatte der Lieferant, der Armee-Emploié, den Bauer mit seinen Requisitionen erbarmungslos ausgepreßt, dann stürzte sich der ausgehungerte Soldat in seiner Verzweiflung über ihn her, und plünderte ihn aus, und zerstörte mordend und brennend in seiner Wuth, was er nicht verschlingen konnte! Das sind die Zustände, wie die offizielle napoleonische Correspondenz sie uns beim Beginne seiner Carriere schildert! Das ist die Geschichte, wie sie hinter den Kulissen spielte, während die Geschichte auf den Brettern uns hochherzige Helden in glänzendem Gewande auf erhabenem Kothurne zeigt!

Die napoleonischen Finanzverhältnisse nahmen in Folge dieser Umstände einen großartigen Aufschwung; es standen ihm jetzt mehr Millionen, als früher Fünffrankenthaler, zu Gebot. Nehmen wir nur die Verträge, die er im ersten Jahre seiner Feldzüge, 1796, schloß. Nachdem Sardinien einen Waffenstillstand am 28ten April und einen Frieden am 15ten Mai mit den ungeheuersten Opfern hatte erkaufen müssen, zahlte Parma am 9ten Mai zwei Millionen, Mailand mußte ihm kurz darauf zwanzig Millionen Kriegssteuer erlegen, Modena sich mit sieben und einer halben Million von feindlicher Behandlung loskaufen, der Papst sich zu einundzwanzig Millionen an Geld und Kostbarkeiten verpflichten. Auch anderwärts verfuhren um dieselbe Zeit die Generale der Republik in dem gleichen Geiste. Württemberg erkaufte am 17ten Juli seinen Waffenstillstand mit vier Millionen, Baden am 25sten Juli mit zwei Millionen, der schwäbische Kreis am 27sten Juli mit zwölf Millionen, und sechs Millionen bot der fränkische Kreis am 7ten August zu dem gleichen Zwecke. Indessen übertraf doch hierin keiner das Genie Napoleon's. Er hatte bald Ueberschüsse und schrieb

dem Directorium im Tone kaiserlicher Munificenz: „Ihr könnt über sechs bis acht Millionen verfügen, sie liegen in Genua theils in Barren, theils in Geschmeide, da diese Summe für die Bedürfnisse der Armee überflüssig ist. Wenn Ihr es wünscht, so werde ich eine Million nach Basel für die Rheinarmee schicken.“ Jeder Vorwand diente, die Kassen zu füllen und die Länder zu berauben. Die Republik Venedig hatte dem flüchtigen Grafen von Provence, dem späteren Ludwig XVIII., ein dürftiges Asyl gewährt; auch das war eine willkommene Gelegenheit, der alten Seekönigin, je nach Gutdünken, Millionen zu erpressen, oder sie ihres Gebietes zu berauben. Napoleon schrieb in diesem Sinne unter dem 6. Juni 1796 an das Directorium: „Der Senat hat mir die Richter des Rathes geschickt. Ich habe ihnen von der Aufnahme Monsieurs (Ludwigs XVIII.) gesprochen. Wenn es Eure Absicht ist, aus Venedig fünf oder sechs Millionen zu ziehen, so habe ich Euch diese Art von Entzweiung frei gehalten — je vous ai ménagé cette espèce de rupture. — Habt ihr weiter gehende Absichten — si vous avez des intentions *plus prononcées*, — so glaube ich, muß man diesen Stoff des Haders — ce sujét de brouille — fortsetzen.“ Seine und der Republik Absichten gingen, wie die Folge zeigte, allerdings weiter: eine Königstochter, die in die Hände von gemeinen Strauchdieben fällt, kann nicht habgieriger beraubt und bis auf das Hemd ausgezogen werden, als es der reichen Braut der Hadria auf Befehl Bonaparte's geschah, ehe sie an Oesterreich ausgeliefert ward!

Nahm er auf diese Weise für die Republik mit vollen Händen, und sicherte er sich zugleich die Mittel zu weiterem „Avancement“, so fand er es auch seiner Politik für angemessen, Acte der Großmuth mit dem Raube zu üben. Demnach ertheilte er dem Geometer Monge den Auftrag, der kleinen Republik Marino, wo es nichts zu plündern und zu rauben gab, als Geschenk einige Gebietsstücke, die ihren Nachbarn gehört, vier Kanonen und einen ansehnlichen Getreide-

vorrath anzubieten. Der Franzose erschien mit seinen Gaben in dem Rathe der Weisen, sie erwiderten aber: „Für ein Gemeinwesen, das seit Jahrhunderten seine Reinheit und seine Unschuld bewahrt hat, wäre es zugleich entehrend und gefährlich, würde es fremde, seinen Eigenthümern entrissene Güter annehmen“ — eine Antwort, mit welcher die französischen Bischöfe heute wörtlich den ihnen von dem Neffen angebotenen Orleans-Beutetheil ablehnen könnten.

Was der Schmach dieser französischen Kriegsräuberei in Italien unter Napoleon die Krone aufsetzte, war, daß sie auch die Pfandhäuser, die frommen Stiftungen und überhaupt alle öffentlichen Depots als gute Beute erklärte, so in Mailand, so in Bologna. Daß die Kirchen, außer ihrem Vermögen, auch noch ihre Kostbarkeiten hergeben mußten, versteht sich von selbst. Es wurde darüber ein Act aufgesetzt nach folgendem Formular: Au nom de la république française. An VI. Procès-verbal de la remise des matières d'or et d'argent, provenant de l'argenterie *superflue* de l'église de . . . Denken läßt sich, wie viel von diesem „überflüssigen Silber“ in den Taschen der Agenten unsichtbar ward, wie wenig in die öffentlichen Kassen floß.

In welchem Zustande der schauderhaftesten Entblößung sich aber, trotz dieser barbarischen Aussaugung des reichsten Landes, die französische Armee, Dank dem Spitzbubengeiste ihrer Administratoren und Kommissäre, der Mitschuld ihrer Offiziere und der Ausgelassenheit ihrer Mannschaft befand, davon gibt die napoleonische Correspondenz beinahe auf jedem Blatte Zeugniß. Diese anklagenden Stimmen über eine bodenlose Corruption und Demoralisation sind aber auch heute noch von Bedeutung: da sie zeigen, aus welchen Elementen und mit welchen Werkzeugen Napoleon seine Größe erbaute. Bei einem neuen Kriege würden es uns die Franzosen schwerlich viel besser machen, denn er müßte sich ja auch wieder „selbst ernähren.“ Der Neffe steht auch keinem minder habgierigen Egoismus gegenüber, und was der Oheim aus

seinem Hauptquartier schrieb: „Hier ist Alles feil“, das gilt auch noch heute von Paris. Der große Haufe schreit nach Geld. Das weiß der Präsident auch. Er beschwichtigt Tag für Tag die Begehrlichen mit hohen Gehalten, Avancements, Gratificationen und Dotationen; denn zahlt er, so findet er willige Diener zu Allem; kann er aber nicht mehr zahlen: dann wehe ihm! Die Versuchung liegt ihm daher sehr nahe, sich auf socialistischem Wege und durch communistische Finanzkünste und Confiscationen Geld zu verschaffen. Sind aber einmal die inneren Mittel Frankreichs alle erschöpft: könnte er sich dann nicht vielleicht genöthigt sehen, in den Kassen der Nachbarländer, nach dem Vorgange des Oheims, Hülfe zu suchen? Das ist wohl keine der geringsten Gefahren, die uns von dort drohen!

Hören wir jetzt die warnenden Zeugnisse der Vergangenheit, von denen freilich die gewöhnlichen Geschichtswerke nichts wissen, wenn sie uns den glänzenden Beginn der Carriere Napoleon's mit den volltönenden Namen der italienischen Schlachten schildern. Diese Stimmen der französischen Generale lassen uns einen tiefen Blick in die innere Verworfenheit thun; solchem Anfange entsprach das würdige Ende vollkommen.

Da schreibt Laharpe, ein Schweizer, der eine Division kommandirte, von Mioglia unter dem 17. April 1796 an Bonaparte, der eben den Oberbefehl angetreten: „Die unbändige Ausgelassenheit der Truppen, der man nicht steuern kann, da wir nicht das Recht haben, einen Schurken erschießen zu lassen, bringt uns in's Verderben; sie entehrt uns und bereitet uns schweres Mißgeschick.“ Er bittet daher um seine Entlassung, beifügend: „Ich wollte lieber die Erde umgraben und mir so mein Brod verdienen, als Menschen befehligen, die ärger sind als die alten Vandalen.“ Am 20. April kamen zwei andere höhere Offiziere, Chambarlhac und Maugras, bei Napoleon mit dem gleichen Gesuche um Entlassung ein. Unter demselben Datum schrieb Laharpe abermals klagend: „Erhalten wir diese

vorrath anzubieten. Der Franzose erschien mit seiner
in dem Rathe der Weisen, sie erwiderten aber: .r
Gemeinwesen, das seit Jahrhunderten seine F .tior
seine Unschuld bewahrt hat, wäre es zugleich , An
gefährlich, würde es fremde, seinen Eigenth g Willk
Güter annehmen" — eine Antwort, mit w g ruini
schen Bischöfe heute wörtlich den ihnen .er trostlo
gebotenen Orleans-Beutetheil ablehne .in Augenblick

Was der Schmach dieser fra wollen, wenn G
in Italien unter Napoleon die Kr ,ur schlimmer als G
auch die Pfandhäuser, die fra Kein Zweifel, daß
haupt alle öffentlichen Depots getrieben, sich bewaffnen
Mailand, so in Bologn erschlagen werden. Vor Al
rem Vermögen, auch noch illegaler Requisitionen ein
versteht sich von selbst. Bauern sollten, dann würde
nach folgendem Formu zu versammeln und
caise. An VI. Procè dann mit dem Plündern
et d'argent, prov denn es käme doch auf dasse
de . . . Denke Brod! und wieder Brod!"
flüssigen S 20. April schreibt General Serru
bar ward, r General en Chef: „Einige Corps sind seit

In w die Truppen mißbrauchten diesen Vorw
sich aber schauderhaftesten Plündern hinzugeben.
Landes sich jetzt ziemlich wieder gesammelt, doch
ihrer ein ansehnlicher Theil der Mannschaft, die
Offiz neue Verräthe auf jede mögliche Weise zusammen
dav Ich werde schlecht von den Offizieren
de die ebenfalls plündern; sie waren gest
t betrunken, wie die anderen. . . . . Wenn wir
Brod bekommen, werden die Soldaten nicht marschiren."
Unter dem 22. April schildert Laharpe von Barc
aus wiederholt den schauderhaften Zustand seinem Ober
herrn: „Die Soldaten stehlen und plündern mehr denn
Bauern wurden von der Mannschaft ermordet, und Sold
ren den Bauern erschlagen; Worte können die beg

nicht schildern; die Felder sind verödet,
...ifen sie mehr als wüthende Be-
...hen; es ist überflüssig, sie von ei-
sie rennen an einen andern,
sind schuldig, aber
...keit versetzen, zu
...ch schuldiger. Im
...der Freiheit, welche diese
. Sie uns aus dieser Lage!
...raven Kameraden der italieni-
...lche Opfer gebracht, keinen an-
...en, als die grausame Wahl: Hun-
. Räuber zu werden. Die Contributio-
...and erhoben, zu unserem Unterhalt hinge-
...und unmöglich geworden, da die Soldaten in
...enblicke zerstören, wovon sie, ohne die Einwohner
...ren, eine Woche hätten leben können. Kann es
Vorsehung geben, da sie mit ihren rächenden Blitzen
...icht alle diese Schurken zerschmettert, die an der
Spitze der Administration stehen?"

Des Schweizers Bericht bestätigend, schreibt General Dallemagne von Maleo unter dem 9. Mai an Napoleon: „Bis heute habe ich mich vergeblich bemüht, dem Plündern Einhalt zu thun; die Wachen, die ich ausgestellt, nutzen nichts; es bedarf furchtbarer Exempel; ich weiß aber nicht, ob ich ermächtigt bin, solche Exempel zu statuiren. Ein braver und menschlicher Offizier fühlt sich selbst entehrt, an der Spitze eines Corps zu marschiren, worin der Schurken so viele sind."

Augereau meldet ihm von Verona unter dem 23sten August in dem gleichen Tone: „In der That, der Zustand dieser 29sten Brigade ist zum Erbarmen; sie besitzt höchstens hundert Bajonette; sie hat keine Kleidung, keine Schuhe; ich fand Freiwillige unter ihnen, die rein nichts zu ihrer Bekleidung hatten, als ein Hemd und leinene Hosen.

Nacht kein Brod, so haben wir morgen kein Loth; käme es aber auch, so würde es doch nicht ausreichen, den drei Brigaden und der Cavallerie auch nur eine Viertelration zu vertheilen. Alle Agenten, Magazin-Verwalter und Andere in allen Administrationen machen Requisitionen nach Willkür; die Bauern dieser Gegenden sind völlig ruinirt, die Soldaten entblößt und ihre Führer trostlos; nur Spitzbuben bereichern sich. General! kein Augenblick ist zu verlieren, wenn Sie die Armee retten wollen, wenn Sie nicht wollen, daß wir in Piemont für schlimmer als Gothen und Vandalen gelten sollen. Kein Zweifel, daß die Einwohner, von Verzweiflung getrieben, sich bewaffnen und jeden französischen Marodeur todtschlagen werden. Vor Allem thut es Noth, dieser Unmasse illegaler Requisitionen ein Ziel zu setzen; denn wenn sie fortdauern sollten, dann würde es besser seyn, die Einwohner zu versammeln und sie todtzuschießen, und dann mit dem Plündern ein Ende zu machen; denn es käme doch auf dasselbe hinaus. Brod! Brod! und wieder Brod!"

An demselben 20. April schreibt General Serrurier an den jungen General en Chef: „Einige Corps sind seit drei Tagen ohne Brod; die Truppen mißbrauchten diesen Vorwand, um sich dem schauderhaftesten Plündern hinzugeben. Die Corps haben sich jetzt ziemlich wieder gesammelt, doch fehlt immer noch ein ansehnlicher Theil der Mannschaft, die aus sind, neue Vorräthe auf jede mögliche Weise zusammen zu bringen. Ich werde schlecht von den Offizieren unterstützt, die ebenfalls plündern; sie waren gestern betrunken, wie die anderen. . . . . Wenn wir kein Brod bekommen, werden die Soldaten nicht marschiren."

Unter dem 22. April schildert Laharpe von Barcaro aus wiederholt den schauderhaften Zustand seinem Oberfeldherrn: „Die Soldaten stehlen und plündern mehr denn je; Bauern wurden von der Mannschaft ermordet, und Soldaten von den Bauern erschlagen; Worte können die begangenen

genen Gräuel nicht schildern; die Felder sind verödet, die Soldaten durchstreifen sie mehr als wüthende Bestien, denn als Menschen; es ist überflüssig, sie von einem Orte wegzuführen, denn sie rennen an einen andern, um zu morden. Die Soldaten sind schuldig, aber die, welche sie in die Nothwendigkeit versetzen, zu plündern oder zu darben, sind noch schuldiger. Im Namen der Menschheit, im Namen der Freiheit, welche diese Verruchten meuchelmorden, retten Sie uns aus dieser Lage! Wer hätte geglaubt, daß die braven Kameraden der italienischen Armee, nachdem sie solche Opfer gebracht, keinen andern Lohn erhalten würden, als die grausame Wahl: Hungers zu sterben, oder Räuber zu werden. Die Contributionen, die mit Verstand erhoben, zu unserem Unterhalt hingereicht hätten, sind unmöglich geworden, da die Soldaten in einem Augenblicke zerstören, wovon sie, ohne die Einwohner zu ruiniren, eine Woche hätten leben können. Kann es eine Vorsehung geben, da sie mit ihren rächenden Blitzen nicht alle diese Schurken zerschmettert, die an der Spitze der Administration stehen?"

Des Schweizers Bericht bestätigend, schreibt General Dallemagne von Maleo unter dem 9. Mai an Napoleon: „Bis heute habe ich mich vergeblich bemüht, dem Plündern Einhalt zu thun; die Wachen, die ich ausgestellt, nutzen nichts; es bedarf furchtbarer Exempel; ich weiß aber nicht, ob ich ermächtigt bin, solche Exempel zu statuiren. Ein braver und menschlicher Offizier fühlt sich selbst entehrt, an der Spitze eines Corps zu marschiren, worin der Schurken so viele sind."

Augereau meldet ihm von Verona unter dem 23sten August in dem gleichen Tone: „In der That, der Zustand dieser 29sten Brigade ist zum Erbarmen; sie besitzt höchstens hundert Bajonette; sie hat keine Kleidung, keine Schuhe; ich fand Freiwillige unter ihnen, die rein nichts zu ihrer Bekleidung hatten, als ein Hemd und leinene Hosen.

nur zu gut; waren ihrer ja gar manche selbst bestochen, und hatten ihren reichlichen Gewinntheil an diesen Spitzbubereien, die die Provinzen ruinirten und die Soldaten zur Verzweiflung brachten. Carnot, der Kriegsminister, gesteht dieß in seinem Schreiben vom 16. Mai 1796 an Napoleon, zur Schmach der Republik, selbst ein, indem er ihn auffordert, mit aller Strenge einzuschreiten gegen „diese Raubsucht, die durch Straflosigkeit und Nachsicht begünstigt, sich über den ganzen Umfang der Republik so verderblich ausgebreitet hat. Auf diese schamlosen Vampyre muß das erste und gerechte Strafgericht fallen, welches verwegener Schuld gebührt.“ So Carnot; Napoleon seiner Seits schreibt darüber an das Directorium, Mailand 12ten October 1796: „Seit ich in Mailand bin, habe ich stets mit Schelmen gekämpft; ich habe mehrere prozessirt und bestraft und muß andere denunciren. Indem ich aber Krieg gegen sie führe, ist es klar, daß ich tausend Stimmen gegen mich aufbringe, die nicht verfehlen werden, die öffentliche Meinung zu bearbeiten. Ich kann mir denken“ (es wird heißen), „wenn ich zwei Monate früher begehrte, Herzog von Mailand zu werden, daß ich jetzt nach der Königskrone von Italien trachte. Doch so lange ich Kraft habe und Euer Vertrauen besitze, werde ich einen erbarmungslosen Krieg gegen diese Spitzbuben und gegen die Oesterreicher führen.“

Wenn diese „Spitzbuben“ übrigens keine anderen Verläumdungen gegen seinen republikanischen Patriotismus in Umlauf setzten, als die angeführte: er trachte nach dem Herzogshut von Mailand, oder der Königskrone von Italien: so geschah seiner Bescheidenheit dadurch wohl kein gar zu großes Unrecht; wenigstens wurden sie von der Zukunft mehr als gerechtfertigt. Und auch damals schon spielte er den völligen Autokraten: er errichtete und vernichtete Republiken, führte Krieg und schloß Frieden und Verträge, ohne sich viel um die federführenden Directoren in Paris zu kümmern.

Nach diesem Eingange geht er in das Detail der allgemeinen Spitzbuberei über, indem er zuerst von den großen Geschäftsführern der Armee-Finanzen spricht, Hauptspitzbuben, die Millionen stahlen. „Flachat und Compagnie empfingen fünfzehn Millionen und zahlten nur sechs, und weigern sich, die Schatzmandate anders als gegen fünfzehn oder zwanzig Procent zu honoriren. Die Güter verkaufen sich in Leghorn nicht, ich habe Flachat den Befehl gegeben, sie zu verkaufen; allein ich will wetten, Dank allen diesen vereinigten Spitzbuben, sie werden nicht zwei Millionen einbringen, obschon sie zum Mindesten auf sieben Millionen kommen sollten." Den Agenten der Administration gibt er das gleiche Zeugniß: Spitzbuben mit wenigen Ausnahmen. „Ihr habt Euch gewiß schon im voraus gedacht, daß eure Administratoren stählen, doch daß sie nebenbei ihre Pflicht erfüllten und ein wenig Scham hätten; sie stehlen aber in einer so lächerlichen und unverschämten Weise, daß, hätte ich hier nur einen Monat Zeit, kein Einziger unter ihnen wäre, der nicht sollte schuldig befunden werden, erschossen zu werden. Ich bin immer beschäftigt, sie zu arretiren und vor ein Kriegsgericht zu stellen; allein die Richter sind erkauft; es ist hier ein wahrer Markt, Alles wird verkauft. Ein solcher *emploié* angeklagt, daß er eine Contribution von achtzehn tausend Franken Salo auferlegt habe, wurde nur zu zweimonatlichem Arrest verurtheilt. . . . Und wie soll man es ihnen beweisen? sie hängen Alle zusammen, Einer deckt den Anderen." Die Kriegskommissäre erhalten kein besseres Lob: Schelme mit wenigen Ausnahmen. „Sie sollten", sagt er, „wachen, und geben der Spitzbuberei nur die Mittel an die Hand, indem sie alle Anweisungen unterschreiben. Die Stadt Cremona lieferte 50,000 Ellen feines Leinenzeug, was diese Spitzbuben verkauften; sie verkaufen Alles." Dann zu den Kriegsagenten übergehend: „Ich spreche hier nur von den großen Spitzbuben; solltet Ihr glauben, daß sie selbst meine Sekretäre in meiner Antichambre verführen? Alle Militär-

Agenten sind Spitzbuben. Kein Agent der Armee, der nicht mit dem Feind im Einverständniß wäre; sie sind Alle Spione, ich bin mehr gegen sie, als gegen Wurmser auf meiner Hut."

In einem weiteren Schreiben, Mailand 6. Jan. 1797, kommt er abermals auf dieses alte Erbübel, die Spitzbuberei, zu reden; er berechnet darin den Betrug des Hauses Flachat durch Einnahme-Verfälschungen allein auf drei Millionen: „Alles wird verkauft. Die Armee zahlt fünfmal so viel, als sie bedarf, weil die Lieferanten Anweisungen schmieden und halb Part mit den Kriegskommissären machen. Die ersten Schauspielerinnen von Italien werden von den emploiés der französischen Armee unterhalten; Wohlleben, Ausgelassenheit und Unterschleif sind auf ihrer Höhe. Mitten in Italien, wo Alles in Ueberfluß ist und wir fünfmal so viel ausgeben, als nöthig wäre, leiden wir daher oft Mangel. Jeden Tag habe ich einige emploiés arretirt; ich habe ihre Papiere untersucht, Einsicht von ihren Kassen genommen; aber ich habe Niemand, der mich unterstützte; und die Gesetze geben dem General nicht Macht genug, dieß Heer von Spitzbuben mit einem heilsamen Schrecken zu treffen."

So beurtheilte Napoleon die allgemeine Spitzbuberei, und diese Schelmen, die sich überall vor Allem der Kassenschlüssel bemächtigten, gaben vor, der Welt die Freiheit zu bringen! Hätte übrigens das Directorium auch über seinen Obergeneral ein Kriegsgericht bestellt und auch seine Schriften und seine Kassen untersucht, was hätte es gefunden? — Sein Biograph sagt: „Man schätzt die Summe auf 40 Millionen, die Napoleon während seiner ersten französischen Feldzüge in seinem Besitz hatte, die Unterhaltung der Armee ungerechnet, und das Wenige, was er davon nach Paris zu schicken geruhte" *). 40 Millionen waren wohl genug, seine

*) Biographie universelle. Tome 75. P. 105.

Uhr einzulösen und sich ein neues Kleid zu kaufen! Mit diesen italienischen Geldern war es, womit er bei der Revolution vom 18. Fructidor 1797 das Complott in Paris besoldete. Sein General Augereau drang dabei mit gewaffneter Hand in das Palais legislatif; und das Resultat war, daß die Royalisten nach Cayenne deportirt wurden. Napoleon hatte dem Directorial-Triumvirat drei Millionen für die Vollbringung dieses Staatsstreiches zu seinen Gunsten versprochen; da er aber bereits geglückt war, ehe seine Millionen abgegangen, so behielt er sie in der Tasche.

Wie übrigens seinem scharfen Raubadler-Blick nichts entging, wie unersättlich er in seinen Forderungen schon damals war, mag eine einzige Stelle aus einem seiner Schreiben an das Directorium zeigen; von Macerata 15. Februar 1797 berichtet er unter Anderm: „Loretto enthielt einen Schatz im Werthe von nahezu drei Millionen Livres Tournois. Sie haben uns den Werth von nahe einer Million zurückgelassen; ich schicke Euch die Madonna mit allen Reliquien in den Kauf. Die Kiste wird direkt an Euch gesendet werden, und Ihr könnt davon einen Gebrauch nach Euerem Gutdünken machen: die Madonna ist von Holz. Ich will dem Papst einen Frieden gewähren auf die Bedingungen hin, daß er der Republik als volles Eigenthum abtritt: die Legationen Bologna, Ferrara, Romagna, das Herzogthum Urbino, die Mark Ancona, und indem er folgende Zahlungen leistet: 1) drei Millionen Werthe vom Schatze von Loretto, 2) Werthe im Betrag von fünfzehn Millionen als Rückstand der Waffenstillstands-Summe; ferner, daß er uns seine Cavallerie- und Artilleriepferde sämmtlich ausliefert, Colli und alle Oesterreicher entläßt und uns alle Waffen seiner sämmtlichen seit dem Waffenstillstand neu errichteten Regimenter übergibt. Werden diese Bedingungen nicht angenommen, so gehe ich nach Rom."

Das war der Ton, den der republikanische General in seinen Unterhandlungen anstimmte. Während er auf dem erz-

herzoglichen Schloß Montebello bei Mailand residirte, umgab ihn schon damals ein fürstlicher Hofstaat wie einen König. Seine stolzen Forderungen an Oesterreich harmonirten mit seinem hohen Ton gegen den Papst. Als der österreichische Minister Kobentzl ihm bedeutete, er spreche mehr als General, denn als ein Minister des Friedens, erwiderte er, indem er plötzlich aufstand, mit jener ihm eigenen Insolenz, die ihm zuletzt auch selbst den Hals brach: „Wohlan denn! der Waffenstillstand ist zu Ende, der Krieg erklärt!" und auf ein Prunktischchen mit einem Porzellan-Service losfahrend, fügte er bei: „Wissen Sie, daß ich, ehe zwei Monate vorüber sind, Ihre Monarchie zerbrechen kann, wie ich dieß Porzellan zerbreche!" Man sieht, der Gesichtskreis des Königsfalken hatte sich bedeutend erweitert, und er unterschätzte seine Kraft nicht!

Ueberaus erheiternd ist es, hierauf zu sehen, mit welcher selbstgefälligen Coketterie sich der Ehrgeizige nach dem Abschluß des Friedens von Campo Formio in die altrepublikanische Toga genügsamster Bürgertugend drappirte. Er schrieb dem Directorium am 10. October 1797, den Abschluß des Friedens nach Paris meldend, unter Anderem: „Habe ich mich in meinen Berechnungen getäuscht, so ist mein Herz rein, meine Absichten sind aufrichtig. Ich habe der Stimme meines Ruhmes, meiner Eitelkeit, meines Ehrgeizes Schweigen geboten; ich hatte nur das Land und die Regierung im Auge; ich habe in einer meiner würdigen Weise dem unbegränzten Vertrauen entsprochen, welches das Directorium diese zwei Jahre hindurch mir zu schenken geruhte. Ich denke, ich that, was jedes Glied des Directoriums an meiner Stelle gethan hätte. Ich habe durch meine Dienste den Beifall der Regierung und der Nation verdient; ich empfing wiederholte Beweise ihrer Achtung. **Ich habe nun nichts mehr zu thun, als mich unter den Haufen zu mischen, wieder zum Pflug des Cincinnatus zu greifen und ein Beispiel der Ehrfurcht vor den Magistraten und des Abscheues vor militärischer Herrschaft zu ge-**

den, die so manche Republik zerstört und mehrere Staaten zu Grunde gerichtet hat. Seien Sie überzeugt von meiner Ergebenheit und meinem Verlangen, Alles für die Freiheit des Landes zu thun."

„Der Pflug des Cincinnatus" hatte inzwischen gute Ruhe vor ihm, „die Freiheit des Landes" konnte seine Dienste nicht entbehren; am folgenden 25. November schon sehen wir ihn als general-pacificateur, unter einem Ehrengeleite österreichischer Husaren, mit einem stolzen Zuge von Wagen seine Einfahrt in Rastadt halten; den ersten Wagen des genügsamen Republikaners zogen acht Pferde, seinen zweiten sechs; natürlich Alles zur größeren Ehre der Republik!

Hierauf begab er sich nach Paris; allein hier fand er „die Birne noch nicht reif;" die Geister waren für eine Militärherrschaft, „die so manche Republik zerstört und mehrere Staaten zu Grunde gerichtet", noch nicht mürbe genug, wie groß auch übrigens die Corruption und die allgemeine Verkäuflichkeit seyn mochte: also ließ er sich als verwegener Glücksritter herbei, sich an die Spitze der ägyptischen Expedition zu stellen, um den Versuch eines abenteuerlichen Alexanderzuges nach dem Orient zu machen.

Die tollkühne Freibeuter-Expedition wurde würdig durch den französischen Einfall in die Schweiz eingeweiht, der eigens dazu unternommen ward, um sich des alten Berner Schatzes banditenmäßig zu bemächtigen. Derselbe wurde auch unmittelbar nach Toulon geschickt, wo die alten Berner Dukaten nach dem Lande der Pharaonen am 19. Mai 1798 mit dem neuen „Cincinnatus" zur See giengen.

Malta, das ehrwürdige Bollwerk der Christenheit, wurde im Vorüberziehen verrätherisch genommen und mit gewohnter Schamlosigkeit ausgeraubt.

In Aegypten angekommen, wurde sogleich das italienische Raubsystem, nur auf eine noch blutigere und tyrannischere Weise fortgesetzt, indem sein despotisches Genie europäische

Finanzkünste und orientalische Erpressung gegen das unglückliche Land, das dem Napoleonismus in die eisernen Fänge gefallen, zu verbinden verstand. Der Sheriff von Alexandria fiel sogleich als erstes Opfer, indem er es mit dem Tod büßte, weil er die geforderten 300,000 Franken nicht hatte oder nicht hergeben wollte. Execution folgte auf Execution, ohne auch nur den Schein einer richterlichen Formalität. Eine Neben-Expedition, die dem unternehmendsten Räuberhäuptling Ehre gemacht hätte, war die Plünderung der Karavane von Mekka, um deren Beute sich die Edlen mit den Beduinen stritten!

Unterdessen war während dem Kriegsunglück der republikanischen Heere in Italien und Deutschland „die Birne in Paris“ endlich gereift; die Krone wurde dort dem kühnsten General feil geboten; Cincinnatus-Napoleon schiffte sich mit seinem „Sterne“ ein und erschien dort; nicht Willens jedoch sich wieder „unter den Haufen zu mischen“, gebot er „seiner Ehrfurcht vor den Magistraten“ Schweigen, und setzte sich, Dank den Bajonetten seiner Grenadiere! am 18. Brumaire auf den Consulstuhl. Sieyes sagte am 19.: „Jetzt haben wir einen Meister!“

Der erste Consul fuhr fort, durch neue Siege und neue „Erwerbungen“ sich um das Vaterland verdient zu machen, und so folgte dem zehnjährigen Consulat, 3. August 1802, ein weiteres Avancement: das lebenslängliche Consulat, mit dem Rechte, zu begnadigen, sein Bild auf den Münzen zu führen und sich einen Nachfolger zu wählen.

Mit Selbstverläugnung fügte er sich in den Willen des Volkes; doch es war nicht das letzte Opfer, welches seine republikanische Bescheidenheit dem Wohle Frankreichs darbringen mußte. Nachdem der ehemalige Artillerie-Lieutenant und Montagnard Alles langer Hand darauf vorbereitet hatte, um auch den letzten Schein der Republik fallen zu machen, erschien endlich der Senat mit der demüthigen Bitte: „Appelé au trône par le voeu du peuple“ — möge er geruhen, die Kaiserwürde anzunehmen. Weit entfernt, auf die Beute

loszufahren, lautete des Korsen Antwort mit opferwilliger Bescheidenheit: „Je dois à la France un nouveau sacrifice; je le ferai, si le voeu du peuple me commande, ce que votre suffrage autorise.“ Man kann sich denken, wie schwer seinem republikanischen Herzen, das so viel „für die Freiheit des Landes“ gethan hatte, dieß neue Opfer ward! Als hierauf die Lombarden aus dem Lande „der Millionen“ erschienen und ihm auch ihre Krone anboten, antwortete er mit der gleichen tugendhaften Zurückhaltung und Sprödigkeit einer verschämten Jungfrau: „Ich nehme die Krone unter der einzigen Bedingung an, daß ich sie nur so lange trage, als es Euer Interesse fordert; meine Mäßigung wird noch meine Macht übertreffen.“ So lautete seine Rede; in der That aber setzte er das alte Raubsystem nimmersatter Gier als Eroberer in immer größerem und größerem Maaßstabe unermüdet fort. Genua incorporirte er seinem Reiche, nachdem er kaum zwei Monate vorher im Senate erklärt: „qu'aucune nouvelle puissance n'y serait incorporée.“ Entzückt von dem reichen und reizenden Anblicke des stolzen Mailand und seiner Schätze und Herrlichkeiten rief er in ächtem Korsaren-Geist: „All dieß lohnt wohl die Mühe, einen neuen Krieg zu wagen!“ So sehr beschämte seine tugendhafte Mäßigung noch seine Macht! Bei der Einverleibung Hollands aber übertraf die Sophistik seiner Habgier sich selbst: dieß Land, welches der genügsame Fleiß seiner Bewohner in jahrhundertlanger Arbeit dem Meere abgewonnen, wurde incorporirt als eine „Emanation von Frankreich! eine Anschwemmung französischer Flüsse“ — „comme une alluvion du Rhin, de la Meuse et de l'Escaut; comme une émanation du territoire français.“ Es war zuletzt nichts, was diese kaiserliche „Emanationslehre“ nicht gern in den Bereich ihrer Reunionen und Incorporationen gezogen hätte.

Wie er Hand in Hand mit diesen Umgriffen nach Außen „die Autorität“ im Inneren begründete und den babylonischen

Thurm seiner unumschränkten Militär-Despotie, worin sich Alles auf seinen Egoismus bezog, aufführte, das haben wir in einer früheren Betrachtung, die sich hier anschließt, bereits gesehen.

Auch seine alte Jugendliebe zu den Millionen rostete nicht; auch sie wuchs mit der Größe seines Glückes: als Oesterreich im Frieden von Schönbrunn, am 15ten October 1809, Krain, Istrien, Croatien, Triest mit dem Litoral und Salzburg abtreten mußte, nebst der Anerkennung aller napoleonischen Eroberungen und Königreiche in Deutschland, Holland, Spanien und Italien, da mußte es diesen „großmüthigen" Frieden noch mit einer Contribution von fünfundachtzig Millionen erkaufen; und dennoch hatte er wieder einen neuen Beweis gegeben, wie seine Mäßigung seine Macht übertraf: hatte er ja doch die Monarchie der Habsburger nicht gleich dem Porzellan-Service von Montebello zertrümmert, wie er schon als General gedroht.

Uebrigens machte er in Reichen und Millionen seine Geschäfte nicht nur für sich, sondern auch für sein ganzes Haus. So viel er ihnen aber auch gab, so ärndete er von ihrer Begierlichkeit und ihrer Eifersucht bitteren Lohn, so daß er einmal, müde ihres Geier-Geschreies, im ironischen Zorne ausrief: „En vérité, on dirait, que je les ai frustés de l'héritage de notre père." Er mochte dabei vielleicht an seine Erziehung in Brienne, an die versetzte Uhr und das sollicitirte Stück Tuch gedacht haben.

Josephine Beauharnais war jetzt, seit seinem kaiserlichen Avancement, ihm nicht mehr ebenbürtig: er entließ sie mit herzloser Kälte. Obschon er inzwischen seine Wahl bereits getroffen hatte, ließ er nichtsdestoweniger in einem Conseil die Frage berathen: ob er eine österreichische, eine russische oder eine sächsische Prinzessin mit seiner Hand beglücken solle; der ehemalige Artillerie-Lieutenant hatte die Wahl!

Als Chef des Hauses, als Kaiser und König seine Würde behauptend, hielt der „Cincinnatus" von Campo For-

mio mit unerbittlicher Strenge darauf, daß bei der Vermählung mit Marie Louise die Damen seiner Familie, die Prinzessinnen „der vierten Dynastie", auch wenn sie Königinnen waren, der neuen Kaiserin die Schleppe tragen mußten, wie viel Verdruß die Parvenü-Eifersucht der Gekränkten ihm auch wegen dieses grausamen Befehles machen mochte.

Auf dem Gipfel seines Glückes hatte er in den Kellern der Tuilerien dreihundert Millionen, die er seine Ersparniß nannte, als seinen Privatschatz. An Einem Tage gab er seinen Marschällen, ihre Renten und Dotationen ungerechnet, jedem eine Million auf die Hand!

Bei der großen Parade von Erfurt ertheilte er in der Fülle seines Uebermuthes, in Gegenwart Alexanders, seinen Soldaten Decorationen für vernichtete russische Bataillone oder Batterien, die sie den Russen abgenommen!

Im Mai 1812, unmittelbar vor seinem letzten größten Raubzug, dem nach Rußland, hielt er, wie ein Emir al Omra, in Dresden „cour plenière des rois"; die aufwartenden Könige und Fürsten verschwanden dort bei seinen Levers im Schwarme der Höflinge!

Es waren aber noch keine zwei Jahre nach diesen „Levers" eitlen Uebermuthes verflossen, da hatte ihn im Frühjahr 1814 die Nemesis über den Dnieper, die Beresina, den Niemen, die Weichsel, die Oder, die Elbe, die Weser, den Rhein, die Mosel — zurückgeworfen. Die alten Grenadiere, die Sieger der Revolutions- und Kaiserschlachten waren vernichtet; ein Flüchtling, die rächenden Fürsten und Völker Europa's ihm auf dem Fuße folgend, so stand er an der Spitze seiner zusammengeschmolzenen Schaaren in der Nähe desselben Brienne, wo er dreißig Jahre früher ein unbekannter, vermögensloser Zögling, mit königlicher Unterstützung, seine früheste Jugend zugebracht. Die Flamme des Krieges hatte auch die Schule in Asche verwandelt! Man sagt, er habe noch einen alten Baum wieder erkannt, wo er als Knabe den Geschicken der Völker in der Geschichte nachgesonnen. Jetzt

stand er auf demselben Boden, und sah, wie der ungeheure Bau ungenügsamer Selbstsucht, den er aufgerichtet, unaufhaltsam in sich zusammenstürzte, und es war kein Volk in Europa, das nicht Genugthuung für einen Raub, ein Weh, eine Schmach, eine Unbill, die er ihm in seinem Uebermuth zugefügt, zu fordern gehabt hätte! Allein auch jetzt konnte sich seine räuberische Gier und sein Ehrgeiz zu keinem Opfer verstehen; kaum lächelte ihm das Schlachtenglück mit einem trügerischen, flüchtigen Strahl: so erwachte auch gleich wieder das alte Unmaaß und wies den billigsten Antrag zurück. Wie er im Glücke gewohnt war, nur stets nach mehr zu verlangen und voran zu drängen, so that er auch jetzt: er trachtete gegen den Rhein, während die Verbündeten in seinem Rücken Paris nahmen, und seine „déchéance“ von seinem eigenen Senat, dem Geschöpfe seiner Hände, proclamirt ward!

Bei seiner Abdankung, als ihm angekündigt wurde, daß ihm die Souverainität über Elba, nebst zwei Millionen Revenüen für ihn und 250,000 Franken für seine Familie, bewilligt seien, sagte er zu den Abführungs-Kommissären der Verbündeten, sich tröstend: „Ich verliere wohl einen schönen Theil; indessen am Ende der Rechnung habe ich dennoch einen Gewinn, denn *als ich eintrat, hatte ich nicht mehr als sechs Franken in der Tasche.*“

Doch war dieß nur ein vorübergehender, seiner Natur ungenügender Trost; die „belle partie“ seines Raubes, die er verloren zu haben meinte, ging ihm nicht aus dem Sinn. Mit dem alten Heißhunger wagte er noch einmal das alte Spiel in den hundert Tagen; und zwar versuchte er es dießmal, den alten Geist, dem er seine Größe verdankte, noch einmal heraufzubeschwören: der kaiserliche Begründer der „Autorität“ warf sich vor seinem letzten Sturze noch einmal der Revolution in die Arme, die Volkssouverainität im Geiste der Grundsätze von 1789 proclamirend; allein, wie er sie verrathen, so verrieth die Revolution nun auch ihn ihrer Seits, als das Glück bei Waterloo sich ihm untreu bewies.

So ging ihm denn nicht nur sein Kaiserreich mit allen Millionen, sondern auch seine Souverainität über die Insel Elba verloren!

Jener General, der in Verzweiflung über die Gräuel, welche die französische Armee in Italien beging und über ihre eigene schmähliche Entblößung, ausgerufen: „Kann es eine Vorsehung geben, da ihre rächenden Blitze nicht alle diese Räuber niederschmettern!“ er konnte sich beruhigen: ein Blitz hatte das Haupt der Raubarmeen getroffen!

Auf St. Helena verfügte Napoleon noch in seinem Testamente über Millionen, die er nicht mehr besaß und von denen er hätte sagen können: Wie gewonnen, so zerronnen! In seiner Einsamkeit äußerte er einmal sein Bedauern, daß er, statt nach dem stürmischen Occident zurückzukehren, nicht lieber in Aegypten geblieben sei, dort hätte er vielleicht ein Reich des Orientes, von größerer Festigkeit als sein occidentalisches, gegründet.

Ein andermal jedoch gestand er: „Ich war ein verwöhntes Kind des Glückes, und kannte keinen Meister und keine Gesetze mehr!“

Was er von Campo Formio über die Militärherrschaft geschrieben, das war an ihm selbst wahr geworden; sie, „die so manche Republik zerstört, und so viele Staaten zu Grunde gerichtet“, sie hatte in dem Unmaaße seines Ehrgeizes und seines Egoismus auch sein Reich vernichtet; Europa aber glich nach seinem Sturze einer Flur, die der Hagel getroffen!

In den Tagen seines blühenden Glückes hatte Napoleon Befehl gegeben, die berühmte Kirche von Saint Denis, die alte Grabstätte der französischen Könige, die der Vandalismus der Revolution zerstört, wiederherzustellen: hier sollten die Kaiser und Könige „der vierten Dynastie“ ruhen. Er ahnte im Uebermuthe seiner Herrlichkeit nicht, daß sein Leib in den fernsten und einsamsten Meerfelsen, weit, weit von Frankreich, in Mitte der wogenden See, sollte eingesenkt werden. 1840 aber votirten die Kammern für seine Trans-

lation eine Million: „damit der Kaiser und seine Braven nicht ferner getrennt seien, und seine Asche ruhe: sous les lambeaux criblés des drapeaux cueillis chez toutes les nations.“ Als nun der Herzog von Joinville mit der Kaiserleiche im Feierzuge eintraf und zu seinem Vater, dem ergrauten Louis Philipp, der sinnend bei dem Katafalk stand, sprach: „Sire, ich bringe Ihnen den Leib des Kaisers Napoleon!“ da erwiderte ihm der König der Juliusrevolution: „Ich empfange ihn im Namen Frankreichs.“ Auch er ahnte damals wohl nicht, daß zwölf Jahre später ein Napoleonide seinen Herrscherstuhl besteigen und seinem Haus selbst seine Stammgüter, die er so vorsichtig von der revolutionären Bürgerkrone getrennt hatte, entreißen würde. Dieser Napoleonide, den er bei seinem ersten Attentate zu Straßburg den Gerichten entzogen hatte, war kurze Zeit vor der Kaiserleiche in Boulogne gelandet, um dort den napoleonischen Adler aufzupflanzen. Da man der Leiche solche Ehren erwies, was durfte der lebendige Erbe für die „napoleonischen Ideen“, deren Verwirklichung er Frankreich verhieß, nicht hoffen? In seiner Proclamation hatte Louis Napoleon Thiers zu seinem Ministerpräsidenten ernannt! Auch der kleine Patriot und große Ränkeschmied, der Geschichtschreiber des Kaiserreiches, ahnte wohl damals nicht, daß der einstige wirkliche Sieg des Napoleoniden, der damals nach Ham „auf Lebenszeit“ wanderte, ihn statt auf den Ministerstuhl, in das Exil bringen würde! So wandelbar sind in dieser Zeit der Revolutionen Menschen und Dinge!

Nun hat der Prinz-Verfasser der Schrift: „Des idées Napoléoniennes“ sich auf den zehnjährigen Präsidentenstuhl geschwungen und jeden Tag wird aus der kaiserlichen Rüstkammer ein altes napoleonisches Dekret, eine napoleonische Institution nach der andern hervorgezogen und zum Heile Frankreichs auf's Neue in's Leben gerufen?

Wenn nun die Napoleoniden, und die, mit denen der Kaiser-Soldat seinen Raub getheilt, den Napoleonismus als

das Heil der Zukunft, die letzte Rettung Europa's preisen: so hat dieß, wie gesagt, seinen guten Grund und einen einfachen Sinn. Anders aber ist es, wenn sich auch unter uns Stimmen, wie die des Herrn Konstantin Franz, zu seinen Gunsten erheben, die da den alten, längst gerichteten Napoleonismus in erneuter Gestalt uns als das ächte Lebensferment zur Wiedergeburt anrühmen.

Auch hierin zeigt sich wieder, wie wenig wir auf eigenen Füßen zu stehen wissen, und wie uns jeder Sinn für Selbstständigkeit und National-Ehre abhanden gekommen ist.

Deutschland wurde ganz wie Italien von einer Bande von Räubern, Dieben und Schelmen mit Füßen getreten und ausgeraubt und ausgestohlen; je einer seiner Stämme wurde gezwungen oder verführt an dem andern Henkersdienste zu versehen und ihn für den fremden Unterjocher zu knebeln und zu zerfleischen. Und nun rühmen sie uns diese Zeit der tiefsten Schmach, des höchsten Elendes unter einer treulosen und übermüthigen Despotie als eine Stärkung und Belebung! Wenn andere Nationen daher dem „Volke der Denker“ das Zeugniß politischer Simpelhaftigkeit und Charakterlosigkeit geben, so dürfen wir uns nicht wundern.

Als der erste Napoleon nach der Insel Elba von den Kommissären der Allirten abgeführt wurde, da legte der Gewaltige, der alle Bourbonen von ihren Thronen gestoßen, die weiße Kokarde an; er setzte die Mütze eines Preußen auf sein Haupt, versteckte sich in die Uniform eines Oesterreichers, hüllte sich in den Mantel eines Russen, und er, der Hunderttausende auf so vielen Schlachtfeldern hatte bluten sehen, er weinte in kleinmüthiger Verzagtheit, weil er fürchtete, von der Wuth des Volkes in Südfrankreich, das seinen Wagen mit furchtbaren Flüchen und Drohungen umgab, ermordet zu werden! So lautet der authentische Bericht eines dieser Abführungs-Kommissäre, des Grafen Waldburg-Truchseß. Also urtheilte dort das französische Volk über die Segnungen, die ihm der alte Napoleonismus gebracht; es war ein furchtbares Todten-

gericht, das der noch Lebende, der allen Gesetzen getrotzt, geduldig über sich ergehen lassen mußte; und doch hatte sein Raub Frankreich Millionen und Milliarden zugeführt — uns aber und dem übrigen Europa hatte er sie entrissen!

Allein auch damals schon, als Europa noch aus tausend Wunden blutete, die ihm der eiserne Arm des Mitleidlosen, der die Menschen nur als Ziffern seiner Staatsraison, seines Ehrgeizes achtete, geschlagen, erhoben sich in Deutschland solche Panegyriker. Insbesondere meinten sie, nachdem die Waffen den Zwingherrn niedergeworfen, solle man Alles fein großmüthig vergeben und vergessen; ja den Franzosen selbst die geraubten Denkmäler und Kunstschätze lassen, um sie ja nicht in ihrem Nationalgefühle zu verletzen. Sie erhielten jedoch von dem „Rheinischen Merkur" eine Antwort, die wir hier mittheilen wollen, weil sie auch heute noch gilt als ein Zeugniß der Geschichte, eine treue Darstellung von dem Zustande Europa's, wie es entkräftet, zerfleischt und geschändet da lag, unmittelbar nachdem die Fänge des kaiserlichen Adlers ihre Beute fahren lassen mußten. Unter dem 25sten April 1814 schreibt der Rheinische Merkur, die napoleonischen Glückseligkeiten schildernd, also:

„Von dem Status quo wird neuerdings als von der Richtschnur für den künftigen Friedensvertrag geredet. Die Frage ist, was darunter zu verstehen sei?"

„Es soll der Zustand der Dinge vor dem Ausbruch des Krieges seyn; wir werden wohl sehen, was damit begriffen wird, wenn wir ein Land des Welttheiles nach dem andern durchgehen."

„Im Süden anzufangen bei Italien! Alle alten Fürsten auf die Inseln und in's Elend gejagt; der Adel zerstreut, mißhandelt oder verführt; die Geistlichkeit erniedrigt, geplagt, entehrt; das Volk von Calabrien halb ausgerottet, von Neapel unterjocht, von Rom mißhandelt, von Toskana gedrückt, von Venedig herabgewürdigt, von der Lombardei verdorben, alle zusammen verarmt; Kirchen- und Staatsgut zum guten Theile verschleudert; das Privatvermögen zerrüttet, Handel und Gewerbe zerstört; die alte Sitte und Gesinnung vergessen; die Jugend durch schlechte Erziehung planmäßig verdorben; die öffentliche Moral vergiftet. Für das Alles Solda-

tenkönige, ein sogenannter Ehrenadel, Pfaffen, Pöbel, einige nothdürftige Polizei gegen Gauner und Bettler, durch Ausgraben verhunzte Alterthümer, Bettel, Noth und Elend überall. Das ist die Bilanz, die dem Status quo dort gezogen ist."

„In Spanien ein königliches Volk zerrissen, zerfetzt, Ströme Blutes wie der Ebro des Landes aus seinen Adern geschlagen; die Gebeine seiner Söhne über alle seine Felder gestreut; seine Priester an die Bäume gehängt, tausend und tausend seiner Bürger und Bauern erwürgt, weil sie gestritten für Ehre, Religion und Vaterland; seine Töchter geschändet, die Kinder ermordet und in Flammen begraben; Dörfer und Städte verbrannt und geplündert; alle Gräuel geübt von einem Ende des Landes zum andern; alle Schandthaten begangen, die des Menschen Herz in seiner Verruchtheit zu ersinnen vermag; Qual und Tod und Feuer und Schwert bis zu den fernsten Landschaften friedlich ruhigen Volkes getragen. Das ist der Status, den dort die Sünde und das Verbrechen gebrütet."

„Gegenüber im andern Lande des Ostens eine breite Straße der Verwüstung und des Elends gezogen bis in die Tiefen von Asien hinein; an ihrem Ende die große Lärmstange für die Bewaffnung der Welt; die Hauptstadt in Flammen; brennende Städte und Dörfer zur Rechten und Linken fackeln dem Teufel auf seinem höllischen Zuge; eine Million Menschen ausgetrieben aus ruhiger Behausung, und preisgegeben dem Hunger und Mangel und dem Tode: aber hintendrein auch der zornige Engel, der mit flammender Ruthe sie treibt, und ihnen also vergilt, wie sie gethan; der beste Friedensfürst, der einzig den wahren Status quo uns gebracht."

„Und du mein Vaterland! was hast du getragen und geduldet, wie haben sie dich geschändet und unter die Füße getreten; wie ist dieß wüthende Heer durch deine Straßen und Städte und Dörfer gefahren, daß deine zehn Kreise zu Hexenringen geworden, wo kein Gräschen mehr keimt; wie haben sie deine Söhne nicht gegeneinander bewaffnet, daß sie gleich den Schlangenzähnigen sich selber gewürgt; wie haben sie deine Fürsten geplagt, verführt, verdorben, zu Nichte gemacht; wie haben sie Schande ausgesäet, wo sie gezogen, daß kaum das Ehrenschwert der letzten Zeit die reiche Ernte gezwungen. Du o Preußen! wie liegst Du da athemlos und erschöpft; wie ist nicht die Blüthe deiner braven Jugend in diesem und vorigen Kämpfen gefallen; wie ist dein Wohlstand bis in die Wurzel zerrüttet, dein Nationalvermögen zerstreut; wie sind Adel und Städte und Landschaft, ohne die

Möglichkeit wieder aufzukommen, verarmt; wie sind deine Lebensgeister, außer jenen, die bei den Heeren noch brausen, versiegt. Du Oesterreich! nenne das Land unter den deinen, in dem sie nicht gewüthet hätten wie ein verzehrendes Feuer; suche das Bächlein des Wohlstandes, das sie nicht ausgetrocknet hätten, gierig wie ein heißer brennender Wind aus der Wüste; zähle die Hunderttausende, die du verloren im Streite mit dem unersättlichen Ungethüm; ersinne eine Demüthigung, die sie dir nicht angethan. Und du, o uneiniges, vielgetheiltes Reich! wie hat die Schmach nicht gleich einem dichten Gewölke über dir gehangen, und die Wolken waren Schaaren hungriger Geyer, die lauernd in den Lüften und schwebend dahingen, und herabschossen auf jede Beute, die auf Feld und Fluren sich regte; wo sind deine Fürsten, die stolzen Schildhalter und Schwertträger des Kaisers? sie haben Kunkel und Rocken dem fremden Eroberer gehalten, und ihre Krieger um den Sold der Schande verdingt; wie ist Alles durcheinander geworren, und übereinander gehäuft, ohne Sinn und Ordnung in dir."

„Das ist ein kleiner Theil der Beschädigungen, die alle Völker erlitten, das der kleinste Theil deines Sündenregisters, o Volk Frankreichs! das Gott den Zeiten, aber auch dir selbst zur Geisel in die Mitte Europas gesetzt. Wir wissen gar wohl, daß Schuld nicht rein auf der einen Seite, Unschuld auf der andern liegt, sondern daß Beides wie die Strafe sich gemischt; wir wissen, daß du auch gelitten und geblutet wie ein Anderes durch eigenen Wahnsinn, auch wollen wir Frieden und Einverständniß nicht stören durch solche Betrachtung, der Wille würde ohnehin sich ohnmächtig befinden. Aber die Ansprüche der Völker möchten wir wieder beim Vertrage in die Erinnerung bringen, ob unser Wort vielleicht auf ein Ohr trifft, dem eine entscheidende Stimme im rechten Augenblicke beiwohnt. Wir möchten nicht, daß falsche Großmuth in unbewachtem Augenblicke das Heil von Jahrhunderten hingebe; wir möchten, daß ein tiefes Gefühl der erlittenen Unbill wahre gegen ihre glatten Worte, die sie zu allen Zeiten nichts gekostet haben!"

XXII.

Aphoristische Zeitläufte.

I.

Indifferentismus.

Es wäre sehr zu wünschen, daß neben so vielen überflüssigen und verderblichen Büchern, die täglich das Licht der Welt erblicken, auch einmal ein's geschrieben würde, welches geeignet wäre, eine große Lücke in unserer historischen Literatur auszufüllen. Dieß wäre eine Geschichte des modernen Indifferentismus. Ohne eine tiefere Kenntniß des Entstehens und der Entwickelung dieser Geistesrichtung ist es unmöglich, tiefere Einsicht in den Geist und in das innere Wesen der Geschichte der letzten zwei Jahrhunderte zu gewinnen. Wir haben es schon bei anderen Gelegenheiten angedeutet, und halten diese Wahrnehmung für überaus wichtig: die Religion der modernen Gesellschaft, welche der Zeit Form und Gestalt gegeben hat und im innersten Herzen der europäischen Menschheit pulsirt, ist der Indifferentismus. Er ist eine nothwendige Frucht des Protestantismus, und dessen volle Reife und Durchbildung. In dem verständigen, klar und kalt berechnenden England entstanden, bekam er in

Frankreich jenen Schliff, der ihn hoffähig und geeignet machte, überall in vornehmer Gesellschaft zu erscheinen, in Deutschland aber eine wissenschaftliche und gelehrte Begründung, auf die sich gerade bei uns sein maßloser, mit Worten nicht zu schildernder Hochmuth stützt. Uebrigens ist es interessant, zu beobachten, wie jung eigentlich der Indifferentismus, in sofern er öffentlich auftritt, in der modernen Gesellschaft ist. Seine sichtbaren Wurzeln reichen in Deutschland nicht über hundert Jahre hinauf, und verhüllen sich auch noch geraume Zeit nachher immer mit einer gewissen verlegenen Scheu, bis endlich der Entwickelungsgang der neueren Philosophie Jedweden der Mühe überhebt, seinen Gefühlen und Neigungen längeren Zwang anzuthun. Seinem Inhalte nach ist der Indifferentismus entweder ein pseudo-christlicher, inconsequenter, oder ein entschieden antichristlicher. Jener erklärt alle Auffassungen des Christenthums, d. h. gleichmäßig die katholische Wahrheit, wie die Irrthümer der Secten, für gleich wahr und gleich gut und heilbringend, dieser verschmäht die Heuchelei und haßt und verachtet, ohne weitern Umschweif, Alles und Jedes, was Gott heißt. Jedenfalls wäre ein geschichtliches Werk der oben bezeichneten Art eine unerläßliche nothwendige Recognoscirung. Die vortrefflichsten Vorarbeiten dazu sind reichlich vorhanden.

II.

Resignation.

In einem gewissen österreichischen Kronlande, wo die Selbstregierung der Gemeinden selbst wider den Willen und Wunsch der Betheiligten eingeführt werden sollte, bewies eine Dorfschaft sich besonders widerhaarig gegen die ihr zugedachte Freiheit, und wollte sich durch keinerlei Vorstellungen bewegen lassen: durch Wahlen und anderweitige Betheiligung an

das neue Selbstgouvernement einzugehen. Die Bauern sahen es als eine neue, mit den größten Unbequemlichkeiten verbundene Frohnde an, zu allen neuen Lasten nun auch noch eine Verwaltung zu übernehmen, die seit Generationen von besoldeten Pflegern und Gemeindebeamten versehen worden war. Die Mißverhältnisse, in welche der Einzelne bei Straffällen und Anzeige von Uebertretungen mit Nachbarn und anderen Gemeinde-Genossen gerathen könnte, waren ein Haupteinwand gegen die verhaßte neue Ordnung der Dinge. Man werde doch nicht den Büttel machen und sich der Rache und Feindschaft Uebelgesinnter aussetzen sollen? Zuletzt kam es so weit, daß sich der Statthalter der Provinz in die renitente Gemeinde verfügte, um durch gütliche Ansprache den Widerwillen gegen die neue Freiheit zu besiegen. Nachdem er die Ehre und den Vortheil der Selbstverwaltung der Gemeinden geschildert hatte, ging er am Schlusse seiner Rede auf die Folgen über, welche ein beharrliches Widerstreben gegen die bestgemeinte Absicht der Regierung für die Verblendeten haben werde. Die Regierung strafe ungern, aber zuletzt sei es unvermeidlich, weil es in der Natur der Sache liege: wenn die Gemeinde N. N. durchaus nicht wählen wolle, so müsse angenommen werden, sie verstehe die Ehre der ihr dargebotenen Freiheit nicht. Dann werde die Gemeindeordnung für diese Bauerschaft suspendirt, und ihr von Regierungswegen eine besoldete Gemeinde-Obrigkeit gesetzt werden. Bis hieher hatten die Gemeinde-Vorsteher die Rede des Statthalters schweigend, mit der tiefsten Aufmerksamkeit angehört. Jetzt unterbrach einer der Aeltesten den Redner: „Aber Euer Gnaden, das wär' es ja gerade, worum wir bitten thäten!"

Merke: wo selbst der Sinn und die Neigung zur Verwaltung ihrer eigenen Angelegenheiten in einer Corporation oder Gemeinde erloschen ist, da fehlt die erste Bedingung zur administrativen Freiheit. Hier ist schlechterdings nichts mehr

zu machen, und es wäre ein reiner logisch-moralischer Widerspruch, den Betheiligten eine Freiheit aufnöthigen zu wollen, die für sie keine Wohlthat, sondern eine schwere und drückende Last wäre. Daraus folgt aber nur, daß man Gemeinde-Ordnungen nicht nach der Schablone zuschneiden kann, und daß Jedem sein eigener Rock auf den Leib angemessen werden muß.

III.

Wie man Historie macht.

In Niebuhr's Geschichte des Zeitalters der Revolution (Band 2, Seite 320) findet sich, wo von der Schilderung der Erhebung Preußens im Frühjahre 1813 die Rede ist, folgende Stelle: „Zugleich arbeiteten durch ganz Deutschland wohlgesinnte Männer zum allgemeinen Aufstande. Besonders strebten in Sachsen General Thielemann und Aster den König zu bewegen, sich von Frankreich loszusagen. Aber dieser, verblendet und in verblendeter Gewissenhaftigkeit, verließ Dresden, ging nach Prag und wies alle Anträge mit der größten Gehässigkeit zurück. Die größte Schuld trifft seinen unseligen Rathgeber, Herrn von Senfft-Pilsach, für den ein gnädiges Wort Napoleon's das Höchste war; jetzt hatte er Aussicht auf einen französischen Herzogstitel. Aber der König hatte auch keinen Charakter. Alles ward angewandt, ihn zu bewegen, aber Alles fand die entschiedenste Abweisung."

In wie dumpfsinniger Leidenschaftlichkeit Niebuhr auch schon damals (1813) befangen gewesen seyn mag, dennoch ist es geradezu unmöglich, daß er das Notorische nicht wissen konnte. Wie hoch wir also auch sein, mit Hülfe eines wunderbaren Gedächtnisses aufgestappeltes, ungeheueres, phi-

lologisches und antiquarisches Wissen in Anschlag bringen, und wie sehr wir ihm den fast absoluten Mangel alles politischen Verstandes, und überhaupt jeder höheren Urtheilsfähigkeit zur Entschuldigung gereichen lassen mögen, dennoch können wir ihn in diesem Falle von dem schweren Vorwurfe nicht freisprechen, wider eigenes besseres Wissen und Gewissen gegen die Wahrheit geredet zu haben.

Es war unmöglich nicht zu wissen, was alle wußten. Als im Februar 1813 die verbündeten Heere die sächsische Gränze zu überschreiten im Begriffe waren, drängte Napoleon den König Friedrich August, wie im Jahre 1809 die Richtung nach Frankfurt einzuschlagen, allein der König begab sich über Plauen nach Regensburg und trat in Unterhandlung mit Oesterreich, zum Anschlusse an die von diesem Kabinette genommene vermittelnde Stellung. Dazwischen gelangten aber auch durch den preußischen General von Heister Anträge des Königs von Preußen nach Regensburg. Sachsen, welches sich bereits der deutschen Hauptmacht genähert hatte, beantwortete dieselben freundlich, aber ausweichend, mit der mündlichen Aeußerung: daß man sich auf einem andern Wege im gemeinschaftlichen Interesse zu begegnen hoffe. Dann begab sich, nach getroffener Uebereinkunft mit Oesterreich, der König von Sachsen nach Prag, und auch die ihn begleitenden Truppen zogen nach Böhmen. Dieß geschah gegen Ende des Monats April. Allein in Folge der Schlacht bei Lützen gerieth Sachsen und dessen Hauptstadt schon in den ersten Tagen des Mai in die Gewalt Napoleons, und jetzt ließ der König sich durch dessen Aufforderung bestimmen, nach Dresden zurückzukehren, und die in Böhmen befindlichen Truppen folgen zu lassen.

Welche Stellung nahm Graf Senfft zu dem in dieser Weise geänderten politischen Systeme seines Herrn? Nachdem gerade er im sächsischen Kabinette, weit entfernt der Wortredner der napoleonischen Interessen zu seyn, für den

Anschluß an Oesterreich gestimmt hatte, brachte er seiner Ueberzeugung, als König Friedrich August den entgegengesetzten Weg einschlug, nicht mehr und nicht weniger als seine gesammte politische Existenz als sächsischer Premier-Minister zum Opfer. Er schied am 7. Mai aus dem königlich sächsischen Dienste, und zog sich nach Grätz in Steiermark, später aber in die Schweiz zurück. Zu Ende desselben Jahres trat er in österreichische Dienste.

Daß rein aus der Luft gegriffene Lügen und Verläumdungen unter der Firma historischer Thatsachen verbreitet werden, ist leider eine alltägliche Erscheinung. Aber es ist psychologisch interessant, zu untersuchen, was einen der ersten Gelehrten, wie Niebuhr, bewegen konnte, Dinge zu erzählen, von denen er wissen mußte und wußte, nicht nur, daß sie nicht in der Wahrheit gegründet sind, sondern auch sofort von Jedwedem auf den ersten Blick als unwahr würden erkannt werden; dieß läßt sich nur durch eine alle Ueberlegung erstickende Leidenschaft erklären, die ihrerseits wieder nur begreiflich erscheint, wenn man bedenkt, welche Macht Preußenthum und protestantischer Fanatismus über schwache Charaktere zu üben im Stande sind. Daß Graf Senfft sich nicht den Adepten des Tugendbundes in die Arme warf, sondern, wie es würdig und recht war, die Politik des österreichischen Kabinetts als Leitstern für das sächsische betrachtete, ist in Niebuhr's Augen ein Verbrechen, welches nicht verjährt. Und zu dieser politischen Missethat hat Graf Senfft später noch die Rückkehr in den Schooß der katholischen Kirche gefügt! Jetzt begreift es sich, warum er in den Augen Niebuhr's und seiner preußenfreundlichen Geistesverwandten vogelfrei ist. Es erhellt aber auch, warum eben diese Menschen gerade wegen ihrer einseitigen und beschränkten Leidenschaftlichkeit für ewige Zeiten unfähig sind, Mittelpunkt und Vertreter von ganz Deutschland zu seyn!

IV.

Confiscationen, die natürliche Folge prätorianischer Säbelherrschaft.

Den 3. Februar 1852.

Die Confiscation des größten Theils des Vermögens der orleanischen Familie durch Louis Napoleon hat Viele erschreckt und verwundert. Wir finden unsererseits, daß sie ein naturnothwendiges Factum war, und erinnern hierbei gelegentlich an das, was Romieu vor etwa zwei Jahren über die Säbel-Herrschaft im prophetischen Geiste sagte. So gewiß die Herrschaft des Schwertes auf dem Wege der Revolution liegt, so gewiß muß sie ihrerseits zu Spoliationen und Confiscationen führen. Wer mit Hülfe der Prätorianer gesiegt hat, der muß sie belohnen; das ist das Gesetz der Natur und der Welt Lauf. Kein Geld, keine Schweizer! Bei'm nächsten Umsturz wird sich die Proscription ihre Opfer schon in einer niederern Schichte suchen. Das sind die Früchte der Revolution; sie sind bitter, aber sie müssen bis auf den letzten Bissen genossen werden. Am meisten verletzend ist bei dieser Einziehung nur die eigenthümliche Species von quasi-rechtlicher Begründung, die ihr geliehen wird. Die juristischen Cautelen, durch welche Ludwig Philipp bei der Uebertragung seines Vermögens an seine Kinder im Jahre 1830 dem Gesetze entspricht, werden ihm in dem Decrete des Präsidenten wie eine in fraudem legis unternommene Manipulation angerechnet. Denn wäre er anders verfahren, so hätte der Act als nichtig angefochten werden können; er ist aber giltig, folglich betrügerisch. Diese Argumentation hat die öffentliche Meinung verletzt, weil sie wie Hohn gegen den Besiegten klingt. Das aber ist keine Frage, daß diesen

bei dieser Gelegenheit nur die gerechte Rache des Himmels getroffen hat, für alle die Unthaten und Verbrechen, durch welche (angefangen mit der Erbschaft des Herzogs von Penthièvre bis zum Tode des Prinzen von Bourbon Condé) eben dieses Vermögen an das Haus Orleans gekommen ist.

V.

Die Geburt des Kaisers Franz Joseph.

Ein Reisender, welcher im Sommer des Jahres 1849 England besuchte, theilt uns aus seinem Reise-Tagebuche folgendes mit: „Ich war heute in Clapham, früher ein Dorf zwei Stunden von London entfernt, heute bereits in den Riesenkessel der Weltstadt hineingezogen, und zur City gehörig. Eine Kirche und ein Kloster, von denen man mir sagte, sie seien meist für die Bibelgesellschaft erbaut gewesen, und heute in den Händen der römischen Katholiken, zogen meine Aufmerksamkeit auf sich. Ich fand — o Wunder! — österreichische Redemptoristen, und einer dieser guten Väter, an dem jedes Wort, ich möchte sagen, jede Miene und Bewegung, trotz dessen, daß er vollkommen geläufig deutsch sprach, den Slaven verrieth, begleitete mich durch Garten und Haus. Es war mir nichts Neues, bei Oesterreichern in der Fremde einen tiefen und innigen Antheil an Wohl und Weh ihres kaiserlichen Hauses wahrzunehmen; hier aber fand ich ein Interesse, welches über das gewöhnliche Maaß hinaus ging. Des Fragens nach dem Befinden, dem Aussehen, der Lebensweise des jungen Monarchen war kein Ende. Als ich zuletzt eine scherzhafte Bemerkung über diese Wißbegierde nach minutiösen Details nicht unterdrücken konnte, sagte mein Begleiter lächelnd: „„Ja, das hat auch seine besondere Bewandt-

niß! wie Sie mich da sehen, hat die Fügung Gottes mir einen Antheil daran geschenkt, daß Kaiser Franz Joseph nicht nur regiert, sondern überhaupt lebt und auf der Welt ist.““ Jetzt war die Reihe neugierig zu fragen an mir, und der heitere Ordensmann erzählte, wie folgt: „„Bekanntlich war die erste Niederkunft der Frau Erzherzogin Sophie überaus schwer, und die hohe Wöchnerin mehrere Tage in Todesgefahr. Ich war um diese Zeit der Gesundheit wegen in Baden bei Wien, und wollte eben am 18. August 1830 Morgens um 10 Uhr aus der Sacristei der Burgkapelle an den Altar gehen, als ein Leiblakei des Kaisers den Befehl überbrachte: der Priester, welcher zuerst herausgehe, möge die heilige Messe auf die Intention Seiner Majestät lesen. Worin diese bestehe, konnte unter solchen Umständen nicht zweifelhaft seyn. Schon munkelte man, entweder die Mutter, oder das Kind, oder Beide! Das hochwürdigste Gut war bereits seit mehreren Tagen ausgesetzt. In dieser Noth rief ich zum Herrn aller Dinge, so gut ich konnte. Besonders trat mir vor der heiligen Communion, wo ich den Herrn und Heiland der Welt in meinen unwürdigen Händen hielt, der Ernst und die Bedeutung des Augenblickes lebhaft vor die Seele. Ich konnte mit dem Sohne Gottes sprechen, wie mit unser Einem, und ihm sagen: wenn er wolle, so sei es gethan, und er möge doch dem alten Kaiser die Freude machen: ihm noch bei Lebzeiten einen jungen Erben sehen zu lassen; es sei ja auch um Land und Leute u. s. w. So stellte ich unserm Herrgott Alles ganz menschlich und natürlich vor, und wurde darüber selbst so weich, daß mir die Thränen auf die Casula und die Patene fielen. Aber siehe da! Kaum war ich wieder in der Sacristei, so erscholl bereits die freudige Kunde. Mein Gebet war erhört, nach möglichst strenger Berechnung in demselben Augenblicke, wo ich es gethan; die Frau Erzherzogin war eines jungen, starken, schönen Prinzen genesen, und das ist Kaiser Franz Joseph, mein

allergnädigster Herr. Und darum ist er mir lieb, wie wenn er ein Stück von mir selbst wäre, Leben von meinem Leben. „„Und, setzte der Pater hinzu, geben sie nur Acht, wenn er erst mit dem Spitzbubengesindel fertig ist““ (wen er wohl damit gemeint haben mag?), „„so wird er auch unserer Congregation ihr gemeines Recht und die Freiheit nicht vorenthalten, für den Himmel Bürger und für Oesterreich gute Unterthanen heranzubilden.““ An solchen Köpfen und Herzen ist, constitutioneller Weise gesprochen, Hopfen und Malz verloren, und wie diese Oesterreicher auch politisch bearbeitet werden mögen, sie sind und bleiben incorrigible Erzhaus- und Familienmenschen.

XXIII.

Die Sache Schleswig-Holsteins.

(Schluß.)

An diese historische Darlegung schließt Rudelbach eine sehr interessante Untersuchung über die sprachlichen Verhältnisse Schleswigs an, indem der bedeutende Umfang, in welchem die deutsche Sprache, aber zum geringsten Theile durch Einwanderung, hier Eingang gefunden hat, für die revolutionäre Partei ein bedeutendes Argument bot, durch welches sie die Zugehörigkeit Schleswigs zu Holstein, respective zu Deutschland, zu begründen suchte. Das Resultat jener Untersuchung ist einfach das, daß die Einführung der deutschen Sprache in Schleswig hauptsächlich mit der Glaubenstrennung

zusammenhängt, indem die aus Deutschland gekommenen oder in Deutschland gebildeten Prediger der Neulehre ganz besonders zu der Verbreitung der in den meisten Gegenden unverständlichen deutschen Sprache gewirkt haben. Merkwürdig sind in dieser Beziehung die Aeußerungen des Mecklenburgischen Predigers Bernhard Raupach, der aus Tondern gebürtig, sich in einer Schrift vom Jahre 1704 also vernehmen läßt: „In meinem Vaterlande gebraucht das gemeine Volk die dänische Sprache als Umgangssprache; nichts destoweniger hört man die meisten Predigten in der Meißnischen Mundart halten; welche Frucht ist davon zu erwarten, welche Erbauung zu hoffen? Die Kinder werden angewiesen, den Katechismus von Wort zu Wort in Meißnischer Sprache auswendig zu lernen, während sie kaum ein oder das andere Meißnische Wort früher gehört.“ Man darf gegen solche Zeugnisse nicht blind seyn, diese Teutonisirung Schleswigs kommt der Französisirung Lothringens und des Elsasses so ziemlich gleich. Rudelbachs Schrift enthält noch eine Menge sehr wichtiger Zeugnisse, die unwiderleglich darthun, daß selbst bis auf den gegenwärtigen Augenblick, nachdem das deutsche Element auf alle Weise unterstützt einen außerordentlichen Umfang gewonnen, doch noch 129,000 Einwohner Schleswigs mit völlig ungemischter dänischen Spracheigenthümlichkeit vorhanden sind; dazu kommen noch 69,000 mit gemischtem dänisch-deutschen und dänisch-plattdeutschen Idiom, während die Gesammtzahl der Bevölkerung sich auf nur 350,000 beläuft.

So standen die Dinge, als der König von Dänemark, als Herzog von Holstein, im Jahre 1815 dem deutschen Bunde beitrat und dadurch gleichzeitig für den genannten Bundesstaat Holstein die landständische Verfassung zusicherte. Hierin lag nun der Grund der Zerwürfnisse, welche zwischen dem Könige und einem Theile seiner Unterthanen eintraten. Ohne Rücksicht auf die ohnehin verschiedene Verfassung Schleswigs

und Holsteins, war die Ritterschaft des zuletzt genannten Herzogthums damit unzufrieden, und fühlte sich deßwegen in ihrer Bedeutung als Corporation bedroht, daß Schleswig nicht die nämliche landständische Verfassung erhalten sollte. Der König aber, obschon er die Standesprivilegien sowohl der holsteinischen, als der schleswigischen Ritterschaft bestätigte, erklärte es als seinen entschiedenen Willen: „daß der historische und staatsrechtliche Unterschied zwischen den deutschen und dänischen Theilen der Monarchie auch hinsichtlich der Verfassungsfrage bewahrt werden solle."

Dieß war nun der Boden, auf welchem die Revolution ihr Treiben begann, insbesondere seit die Ritterschaft den Kieler Professor Dahlmann zu ihrem ständigen Secretär erwählt hatte. Er war es, der die Geschichte zu den Zwecken der schleswig-holsteinischen Doctrinäre ausbeutete, und jenem vorhin berührten wichtigen historischen Momente eine durchaus falsche Deutung gab. Indessen so ungünstig dieses Treiben gleich Anfangs in Betreff des guten Einvernehmens zwischen Regierung und Volk wirkte, so konnte es doch erst seit der Juli-Revolution vom Jahre 1830 auf einen nachhaltigeren Erfolg zählen. Aber wie damals König Friedrich VI. auf die an ihn ergangene Aufforderung zu einer Vereinigung der beiden Herzogthümer in Betreff der Verfassung ausdrücklich erklärte, „weder könne noch wolle er es je zugeben, daß Schleswig eine gemeinsame Verfassung mit Holstein erhalte", eben so sprach sich auch, nachdem jene Anforderungen immer dringender und ungestümer geworden waren, sein Nachfolger Christian VIII. über diesen Punkt in dem „Offenen Briefe" vom 8. Juli 1846 aus, und nur mit Unrecht hat man seinen Worten eine andere Deutung geben wollen. Gerade „den unrichtigen und falschen Ansichten" gegenüber, „die sich innerhalb der Gränzen der Monarchie geltend zu machen strebten", beruft sich der König auf die genauesten Untersuchungen, welche über die Erbfolgerechte in den Herzog-

thümern gemacht worden, deren Resultat es sei: „daß ihm, so wie seinen königlichen Erbsuccessoren das Erbrecht auf das Herzogthum Schleswig unläugbar zustehe, und daß dieselben es als ihre Pflicht und ihren Beruf ansehen würden, dasselbe aufrecht zu erhalten.“ „Seine Bemühungen seien auch hinsichtlich des Herzogthums Holstein stets darauf gerichtet gewesen und würden stets darauf gerichtet seyn, eine vollständige Anerkennung der Integrität des dänischen Staates herbeizuführen, so daß die unter seinem Scepter versammelten Landestheile nie getrennt, sondern stets in ihrem gegenwärtigen Verhältnisse und mit den jedem für sich zustehenden Rechten zusammen verbleiben würden.“ Insbesondere versichert der König seine schleswigischen Unterthanen: „daß durch diesen offenen Brief keineswegs gemeint sei, der Selbstständigkeit dieses Herzogthums, so wie dieselbe bis dahin anerkannt, irgendwie zu nahe zu treten, oder irgend eine Veränderung in den übrigen Verhältnissen herbeizuführen, welche dasselbe zur Zeit mit dem Herzogthume Holstein verbänden.“ Rudelbach macht zu dieser Stelle die Bemerkung: „Es wird nothwendig seyn, weil Viele harthörig und schwer am Verständnisse, hier ausdrücklich daran zu erinnern, daß eine staatsrechtliche Verbindung zwischen beiden Herzogthümern nie von den dänischen Königen, und zwar von Christian VIII. so wenig, als von einem seiner Vorgänger anerkannt worden ist, oder sogar anerkannt werden konnte.“ Allein die Revolution nahm jene Worte in ihrem Sinne und beutete den „Offenen Brief“ zu ihren Zwecken aus. Nach den Vorgängen in Frankreich und in vielen deutschen Staaten konnte im Jahre 1848 der längst vorbereitete Aufstand in Schleswig-Holstein nicht mehr verhindert werden. Er begann mit der Ueberrumpelung Rendsburgs, welche geschah, ehe die königliche Antwort, welche den schleswig-holsteinischen Abgesandten in Kopenhagen ertheilt wurde, in jenen Gegenden bekannt geworden war. Daß diese königliche Antwort

(21. März 1848), in welcher in der That sich eine große Mäßigung ausspricht, die unmittelbare Ursache des Ausbruches gewesen sei, oder habe seyn können, bezeichnet der Verfasser aus den angegebenen Gründen als eine „perfide Lüge."

Diese Revolution, gleich schlecht in ihren Anfängen, als in ihrem Fortgange, hat nun auch eine nicht geringe Zahl lutherischer Prediger in Schleswig-Holstein nicht nur gebilligt, sondern auch durch Wort und That nach Kräften unterstützt. Auf diesen Punkt richtet Rudelbach vorzugsweise seine Aufmerksamkeit, und die Absicht seiner Schrift ist die, nach Darlegung der faktischen, so wie der Rechtsverhältnisse, seinen Amtsbrüdern an das Herz zu legen, daß sie mit ihrem ganzen Gebahren sich weit von der Lehre Luthers entfernt haben; man habe „eine schnöde Umdeutung der Lehre der heiligen Schrift über den Gehorsam gegen die Obrigkeit, um die schleswig-holsteinische Insurrection zu disculpiren, ja zu beatificiren, versucht", und „unsern alten treuen Kirchenvater, den ewig theuern Zeugen, Martin Luther, zum Anwalte der Revolution stempeln wollen."

Wenn zuvor bemerkt wurde, daß wir mit der historisch-politischen Deduction des Verfassers einverstanden seien, hier aber, wo es sich um die religiöse Frage handelt, von ihm abweichen müßten, so bezieht sich dieß begreiflicher Weise nicht darauf, daß wir etwa die durch göttliches Gebot den Unterthanen auferlegte Pflicht des Gehorsames gegen ihre von Gott gesetzte Obrigkeit in Abrede stellten. Nichts weniger als das, es ist dieß nicht nur im Allgemeinen unsere festeste Ueberzeugung, sondern auch in dem speciell vorliegenden Falle halten wir dafür, daß die lutherischen Prediger in Schleswig-Holstein sich sehr gröblich gegen jenes Gebot verfehlt haben. Die Verschiedenheit unserer Meinung von der des Verfassers besteht vielmehr nur darin, daß wir es ihm durchaus nicht zugestehen können, sich auf Luther, als auf einen Gewährsmann für seine Ansicht, zu berufen; „der alte treue Kirchen-

vater" dürfte vielmehr gerade als Derjenige bezeichnet werden, dessen Wort und That als eine der Quellen des Ungehorsams gegen die weltliche Obrigkeit, wie wir sie in neuester Zeit haben hervortreten gesehen, geworden ist.

Zunächst möchte es hier darauf ankommen, den religiösen Standpunkt, welchen der Verfasser selbst einnimmt, etwas näher zu bezeichnen, da derselbe uns denn doch in vieler Hinsicht ein von demjenigen, auf welchem Luther sich befand, sehr verschiedener zu seyn scheint. Begreiflicher Weise haben wir uns hier nicht auf eine Zergliederung der ohnehin nach den Zeitumständen sich öfters widersprechenden Lehren Luthers einzulassen — denn der „alte treue Kirchenvater" wurde sich öfters selbst ungetreu — sondern es wird genügen, einige wenige Punkte hervorzuheben, um die große Divergenz in der Auffassungsweise Luther's und Rudelbach's klar zu machen.

Wenn Christus die alleinseligmachende Wahrheit in die Welt gebracht hat, so muß, wie es sich von selbst versteht, die Kirche, welche von ihr gestiftet zu seyn behauptet, den Satz aufstellen, daß außer ihr kein Heil zu finden und jede mit ihr nicht übereinstimmende Lehre, als ein dem Heile der Menschen gefahrvoller Irrthum, zu verwerfen sei. Es war demgemäß völlig consequent, wenn Luther, als er gegen die katholische Kirche in die Schranken trat, und sie des Irrthums und der Verfälschung der Lehre zieh, seine „gereinigte" Lehre als die alleinige Wahrheit hinstellte. Entweder hatte er recht oder unrecht; im ersteren Falle konnte, wie er sich ausdrückt, „kein seligerer", im zweiten „kein elenderer Mensch sein, als er"; hatte er recht, so konnte ihm sein Glaube vor dem endlichen Gericht „nicht viel böser", hatte er falsch gelehrt, „nicht viel guter Stunden lassen"; je nachdem die Lehre seiner Feinde die wahre oder falsche war, mußte entweder, wie er selbst sagt, „der Luther oder sie ewiglich in dem Feuer brennen und braten." „Denn", fährt er weiter fort, „so gewiß als

Kain und Juda in der Hölle seyn müssen, so gewiß ist's auch, als wäre es bereits da, daß der Luther oder seine Feinde müssen in der Hölle seyn, welche unrecht haben; da wird je nichts anders aus, das weiß ich fürwahr."

Diesen Standpunkt mußte Luther aber ebenso natürlich denjenigen gegenüber festhalten, welche sich zwar, wie er, von der katholischen Kirche lossagten, aber anders, als er, lehrten. Zwingli fand hierin einen Grund zur Beschwerde gegen Luther und seine Anhänger: „sie schreien", sagt er, „wir seyen Ketzer, die man nicht anhören müsse; sie verbieten unsre Schriften; sie fordern die Obrigkeit auf, unserer Lehre mit aller Macht zu widerstehen. Verfuhr der Papst anders, so oft die Wahrheit ihr Haupt erheben wollte?" Indessen, so wenig wir Luthers Standpunkt der Kirche gegenüber billigen, so handelte er, sobald er ihn einmal behaupten wollte, von diesem aus, den Reformirten gegenüber, consequent; er konnte und wollte es nicht dulden, daß das, was ihm als Irrlehre erschien, durch Wort und Schrift verbreitet würde; weil der Irrthum dem Seelenheile der Menschen gefährlich sei, forderte er die weltliche Obrigkeit zur Hülfeleistung gegen das Umsichgreifen desselben auf. Wenn Zwingli seinen Gegner mit dem Papste vergleicht, so hat auch dieß insoferne seine Richtigkeit, als ein höchstes Tribunal in Betreff des Glaubens da seyn muß, und dieses wollte und mußte Luther selbst einnehmen; er nahm ganz folgerichtig eine der päpstlichen völlig gleiche Autorität in Anspruch und hat dieselbe bei seinen Anhängern wirklich auch eine Zeit lang besessen. Um so empfindlicher war es für ihn, daß unmittelbar nach und neben der seinigen eine Partei erstand, welche sein Papstthum nicht anerkennen wollte. Wenn nun selbst der stets so gern vermittelnde Melanchthon die Zwinglische Abendmahlslehre für verrückt erklärte, so ist es nicht zu verwundern, wenn Luther höchlich bedauerte, daß es den Katholiken in der Schlacht bei Cappel nicht gelungen war,

alle „Sacramentirer" zu vernichten. Seinerseits hielt aber Zwingli natürlicher Weise sich für berechtigt, den nämlichen Standpunkt mit Luther einzunehmen, und ließ daher, während die lutherischen Theologen durch ihre Gutachten die Hinrichtung der Wiedertäufer veranlaßten, die von ihm sich trennenden Sectirer ersäufen; auch Calvin folgte seinem Beispiele, Servet's Verbrennung, von Melanchthon gebilligt, war sein Werk.

Dieser Standpunkt der Reformatoren ist aber nicht der des Hrn. Rudelbach; geschweige, daß er den Sacramentirern den Tod wünschte, erkennt er neben der „evangelisch-lutherischen" „die reformirte Kirche" an, und wenn er bald von der „Kirche Jesu Christi" und den „abgetrennten Parteien", bald von der „evangelischen Kirche seit den Zeiten Luthers" spricht, so ermangelt seine Vorstellungsweise völlig der bestimmten Klarheit, mit welcher Luther sich die zur Gemeinschaft seiner Lehre Vereinigten als die einzig wahre und alleinige „Kirche Jesu Christi" denkt. Luther kannte neben dieser seiner Kirche nur „die Kirche des Antichrists", aber keine „reformirte Kirche" und keine „abgetrennten Parteien." Indem also Hr. Rudelbach diesen altlutherischen oder vielmehr lutherischen Standpunkt im eigentlichsten Sinne des Wortes verläßt, verwirft er die Autorität des „alten treuen Kirchenvaters" in einem der wesentlichsten Punkte und glaubt dem „ewig theuern Zeugen" nicht. — Wir würden in so weit mit Hrn. Rudelbach übereinstimmen, wenn er Luther für unberechtigt hielte, seine Lehre als die alleinseligmachende auszugeben.

Was nun insbesondere den unverdienten Titel eines Kirchenvaters anbetrifft, welchen der Verfasser dem Wittenberger Reformator beilegt, so geschieht dieß wohl nur deßhalb, weil er die Zeugnisse wirklicher Kirchenväter, welche die Lehre von dem Gehorsam gegen die weltliche Obrigkeit, auf eine sehr eindringliche Weise an's Herz legen, anführen wollte. Er hebt insbesondere einige sehr schönen Stellen aus Justinus

Martyr und Irenäus heraus; aber wenn wir so den Citaten aus den Kirchenvätern bei protestantischen Schriftstellern begegnen, will es uns doch immer bedünken, daß es eine für sie selbst etwas gefährliche Sache sei, wenn sie sich auf die Kirchenväter berufen. Denn es kann dieß selbstredend doch immer nur auch dem Charakter des Protestantismus getreu geschehen, nämlich eklektisch. Dieß aber ist die Eigenthümlichkeit jeder Häresie; sie wählt sich aus dem Schatze der göttlichen Dogmen nur diejenigen heraus, welche ihr gefallen, und an diesen bleibt sie hängen und greift mit dem Zweifel, wenn auch nur an einem einzigen Lehrsatz, die ganze Kirche an. Wenn nun aber der heilige Irenäus wirklich für Hrn. Rudelbach eine so große Autorität ist, daß sie gewürdigt wird, mit Luther unter dem gemeinsamen Namen „Kirchenvater" zusammengestellt zu werden, so möchte wohl auch sein Ausspruch, welchen er gegen die Häresien in Betreff der römischen Kirche thut, zu beherzigen seyn. Irenäus sagt nämlich: „Denn es ist nothwendig, daß jede Kirche, d. h. alle Gläubigen allenthalben, mit dieser Kirche übereinstimmen wegen ihres mächtigen Vorranges, und in der Gemeinschaft mit ihr haben die Gläubigen aller Orten die von den Aposteln kommende Ueberlieferung stets bewahrt." Sollte etwa der Verfasser der vorliegenden Schrift der Mahnung des heiligen Bischofs von Lyon folgen und auch einer der Gläubigen werden wollen, welche durch ihn von der Nothwendigkeit der Uebereinstimmung mit der römischen Kirche überzeugt, die ächte apostolische Ueberlieferung bewahren, nun dann wollen auch wir ihn für berechtigt halten, denselben stets und überall als seinen Gewährsmann anzuführen. Allein vielleicht macht er den Einwand, Rom sei damals zwar allerdings die Bewahrerin der apostolischen Ueberlieferung gewesen, aber späterhin nicht mehr. Da fragen wir, seit wann nicht mehr? etwa nicht mehr zur Zeit des heiligen Cyprian, Hilarius und Optatus, oder nicht mehr zur Zeit des Hierony-

mus und Augustinus, des Paulinus, Vincentius Lerinensis, des Isidor von Sevilla? und wenn Hr. Rudelbach uns auch die heiligen Päpste Leo und Gregor, als Zeugen in ihrer eigenen Sache, aus dieser Reihenfolge ausschließen wollte, so wird er doch den heiligen Bonifacius, den Apostel der Deutschen, in dieser Hinsicht gelten lassen müssen. Die ganze Reihe wirklicher Kirchenväter gibt aber mit Irenäus dasselbe Zeugniß, und wenn wir ihnen aus der spätern Zeit einen Bernhard und einen Thomas von Aquin anschließen, so wird Irenäus diese gewiß als seine ächten Brüder anerkennen, ob aber auch den Doctor Martin Luther?

Doch kehren wir zu diesem zurück. Von ihm wird behauptet, er sei der eifrigste Vertheidiger der Pflicht des Gehorsams der Unterthanen gegen die weltliche Obrigkeit gewesen. Dieß ist in gewisser Weise wahr, allein keineswegs so ganz unbedingt, sondern hier muß man zwei Phasen des Lutherthums unterscheiden. Man darf über dem Fürstendiener der späteren Zeit nicht den Luther in den ersten Jahren seines Abfalles von der Kirche vergessen; man darf in dem Pulverdampf des: „die Büchsen sausen lassen unter die aufrührerischen Bauern" nicht den aufrührerischen Schriftsteller und den Genossen der Reichsritterschaft aus dem Auge verlieren. Indessen wir können uns der Mühe, diese frühere Periode Luther's näher zu schildern, entschlagen, und statt dessen auf die in den ersten Bänden dieser Zeitschrift enthaltenen Aufsätze verweisen. Nur Das möge noch hervorgehoben werden, wie Luther in mehreren seiner Schriften, welche in die Zeit vor dem Jahre 1525 gehören, sich über die Fürsten äußert. Wenn er in der Schrift: „An das Thumcapitel", ganz einfach sagt: „Was kümmert uns der weltlich Fürst?" so mag dieß noch hingehen; allein ein ganz anderes Angesicht erhält die Sache, wenn man seine brutalen Schimpfreden wider die kaiserlichen Edicte betrachtet. „Unsere Fürsten seind verlogen und verstockt, seind Leuth, die keine Vernunft haben, sondern

teutsche Bestien"; und: „In kein weg laß uns bereden, daß wir den Fürsten gehorsam sein, daß wir ainzwer in Krieg ziehen oder etwas wider den Türken geben, denn der Türk ist zehnmal frömmer und weiser als unsere Fürsten, was sollten die Narren für Glück wider den Türken haben."
Wenn Luther sodann in der eigens den Gehorsam gegen die weltliche Obrigkeit betreffenden Schrift die Fürsten dahin betitelt, „daß sie gemeiniglich die grösten Narren und ärgisten Buben auf Erden sind", so wird es Herr Rudelbach den lutherischen Predigern in Schleswig-Holstein nicht gar so sehr verübeln können, wenn sie sich bei ihrem Gebahren gegen den König von Dänemark auf Luther berufen haben. Sie hatten in ihrer Handlungsweise groß Unrecht, aber ihr Meister war ihnen mit Wort und That vorangegangen. Wie höchst wunderlich nimmt es sich daneben aus, wenn Hr. Rudelbach, gegenüber einer solchen Aufforderung Luther's: man solle sich nicht bereden lassen, den Fürsten gehorsam zu sein, oder für sie in den Krieg zu ziehen, oder auch nur eine Kriegssteuer zu zahlen, zu der lutherischen Gehorsamslehre die hingebende Treue in Parallele stellt, mit welcher die Christen der ersten Jahrhunderte den römischen Kaisern gedient haben.

Schon zuvor wurde erwähnt, daß es später anders war; ja freilich war's anders! Als nämlich Luther den Sturm, den er heraufbeschworen, nicht mehr bemeistern konnte, da wendete er sich freilich den Fürsten zu. Seine Absicht war hiebei wohl nur die, sie zum schützenden Dienste herbeizurufen; allein die für die Kirche von Gott gewollte, für das Menschengeschlecht heilsame Trennung geistlicher und weltlicher Gewalt war auf dem Gebiete des von der Kirche getrennten „Kirchenthums" praktisch völlig unmöglich. Und so überlieferte Luther die Kirche, die er mit seinen Händen gebaut, in die Knechtschaft der Fürsten, und er und seine Freunde haben durch Wort und That das Ihrige dazu ge-

than, daß sich die Fürsten bei dem ihnen dargebrachten Geschenk wohl seyn ließen. Wir wollen hier gar nicht einmal so sehr in Anschlag bringen, daß Capito lehrte: „die Kirche müsse durch den die höchste kirchliche und weltliche Gewalt vereinigenden Landesherrn regiert werden“, so wie, „daß dem Landesherrn das Recht der Zwangstaufe zustehe, weil die Kinder nicht den Eltern, sondern dem Staate gehörten“; viel wichtiger ist die thatsächliche Stellung Luther's zu den Fürsten. Ja wahrlich, mehr als alles Andere wirft das berüchtigte Gutachten Luther's, das er Philipp von Hessen zu Gunsten seiner Doppelehe ausstellte, das Gewicht in die Wagschale. „Aber schon wieder die alte Geschichte!“ hören wir ausrufen. Ja freilich die alte und höchst fatale Geschichte, die man allerdings nicht mehr in ihren Details zu erzählen braucht, deren moralische Tragweite man aber nie vergessen darf, weil sie besser, als alles Andere zeigt, bis zu welcher Erniedrigung sich Luther, früher der Mann des Volkes, vor einem mächtigen Fürsten, den er „für die Sache des Evangeliums“ brauchte, herabließ; so weit herabließ, daß sich vor diesem die höchsten göttlichen Gebote beugen sollten! Und das soll ein „alter, treuer Kirchenvater“, das ein „ewig theurer Zeuge“ seyn?! Wahrlich, der heilige Ignatius und Justinus Martyr hätten solche Gutachten nicht ausgestellt und — wir sind es fest von ihm überzeugt — Hr. Rudelbach auch nicht; durch sein ganzes Buch geht eine ehrenwerthe und achtbare Gesinnung hindurch; er ist vom gerechten Schmerz über die Verletzung des göttlichen Gebotes des Gehorsams durchdrungen, und wir zweifeln nicht, daß ihm auch der Wunsch der Sühne ganz aus dem Herzen kommt, wenn er ausruft: „Nein, nein, ich will mich mit den irrenden Brüdern vor dem Bußaltar niederwerfen, mit ihnen Gott anrufen, daß Er, der Herr, nicht mit uns in's Gericht gehen wolle in dieser Zeit des Gerichts und der schweren Heimsuchungen über die Fürsten, wie die Völker, über die Kinder der Welt, wie über das Haus Got-

tes, von welchem das Gericht Gottes allemal anheben muß.“ Sich und die übrigen lutherischen Prediger sammt den ihnen anhängenden Gemeindemitgliedern für das Haus Gottes zu halten, ist freilich auch eine große Täuschung, denn: „es ist nothwendig, daß jede Kirche, d. h. alle Gläubigen allenthalben (auch in Schleswig-Holstein), mit der römischen Kirche übereinstimmen.“

Schließlich erübrigt noch ein Punkt, und zwar ein sehr wichtiger. Gerade bei der Erscheinung, daß sich an der Empörung in Schleswig-Holstein die lutherischen Prediger auf eine so schmähliche Weise betheiligt haben, daß sie zwar ihren Landesherrn nicht gerade eine „dänische Bestie“ nannten, auch nicht zu einem „Narren und ärgisten Buben“ stempelten, wohl aber den ihm geleisteten Eid für unverbindlich erklärten, seinen Namen aus dem öffentlichen Gebete ausließen, und überhaupt nach Kräften das Feuer des Aufruhrs schürten — gerade bei dieser Erscheinung glauben wir auf den Zusammenhang aufmerksam machen zu müssen, in welchem sie mit dem Abfalle Luther's von der Kirche steht. Es wurde schon oben darauf hingewiesen, wie der unberechtigte Reformator keinen Andern hindern konnte, ebenfalls dasselbe Unternehmen zu beginnen; die unmittelbare Folge der von Luther veranlaßten Spaltung mußte nothwendig die seyn, daß hundert und tausend neue Spaltungen sich bildeten. Eben darum suchte das bedrängte Lutherthum in diesem Meere der Verwirrung einen Hafen in der weltlichen Macht der Fürsten; aber in diesem Hafen wurde es angebunden und angekettet, und durfte denselben nicht mehr verlassen. Eine weitere Folge war aber die, daß man bis dahin für die ganze große Kirche Einen Papst hatte; jetzt bekamen die Protestanten in jedem Lande einen eigenen Papst, der seinem Willen in kirchlichen Dingen auch mit der ihm zu Gebote stehenden Polizei Nachdruck geben konnte. War nun aber einmal das Beispiel des Ungehorsams gegen die von Gott in Seiner Kirche ge-

setzte kirchliche Autorität, gegen den Papst und den Episcopat, gegeben, so konnte unmöglich die Lehre vom Gehorsam gegen die weltlichen Fürsten Bestand behalten; sie hatte ihr wahres Fundament verloren, und dazu kam noch, daß die Erfüllung dieser Pflicht des Gehorsams zugleich auch durch jenen Umstand bedeutend erschwert wurde, daß in jedem Lande und Ländchen die Eine Hand beide Schwerter in sich vereinigte. Was will man weiteres Zeugniß! man lese die deutsche Geschichte der drei letzten Jahrhunderte, von 1550 bis 1850, man gedenke der entsetzlichen Kanzelknechtschaft der lutherischen Prediger, man gedenke, wohin das Territorialsystem des Thomasius geführt hat, und da mag man sich allerdings wundern, daß es hin und wieder noch so manche ausgezeichneten Beispiele des Gehorsams gegeben hat; aber darüber soll man sich nur nicht wundern, daß Luther's Abfall die Früchte der Empörung und Auflehnung gegen die rechtmäßigen Landesherren getragen hat; das war eine ganz nothwendige Consequenz.

Indem es uns leid thut, gerade in einem Hauptpunkte der Argumentation des geehrten Verfassers der vorliegenden Schrift, von dessen achtungsvoller und ernster Gesinnung wir uns fest überzeugt halten, ganz und gar nicht seiner Meinung seyn zu können, glauben wir aus Achtung für unsere Kirchenväter bitten zu dürfen, Luther in der Genossenschaft von Arius, Nestorius, Eutyches, Pelagius u. s. w. belassen, und nicht jenem Kreise beigesellen zu wollen.

XXIV.

Damberger's Synchronistische Geschichte der Kirche und der Welt im Mittelalter.

Seit zwei Jahren erscheint bei Pustet in Regensburg, von dem durch seine „Fürstentafel" und das den erläuternden Text dazu bietende „Fürstenbuch" längst in weitern Kreisen bekannten Historiker J. F. Damberger auf entschieden kirchlichem Standpunkte ausgearbeitet, eine „Synchronistische Geschichte der Kirche und der Welt im Mittelalter." Das ganze Werk, die Zeit von 470 bis 1496 umfassend, welchem eine „Synchronistische Geschichte der Neuzeit" (von 1496 bis 1847) in vierzehn Bänden sich unmittelbar anschließen soll, ist auf achtzehn Bände berechnet. Die in den einzelnen Bänden behandelten Zeiträume sind ihrem Umfange nach sehr verschieden; soweit das Werk jetzt vorliegt, begreift der erste Band (von 470 bis zum „Tode Muhammeds") 162, der zweite (von 632 bis zum „Erheben des Reiches der Karolinger") 168, der dritte (von 800 bis zum „Verfalle des Kaiserreichs Karl's des Großen") 88, der eilfte („die Königszeit Rudolf's des Habsburgers" beschreibend) 20, der zwölfte („die römischen Könige Adolf und Albrecht und Bonifaz VIII.") 18, der dreizehnte endlich („erste Zeit der

Päpste zu Avignon") von 1309 bis 1328 wieder 19 Jahre. — Der Verfasser hat nämlich, um dem Mißtrauen zuvorzukommen, das an weitaussehende Werke katholischer Gelehrten wegen ihrer Fortsetzung und Vollendung sich zu hängen pflegt, Anstalt getroffen, daß dem 1. Bande der 11., dem 2. der 12. u. s. w. folge, denn nicht die Presse warte auf das Manuscript, sondern das Manuscript auf die Presse, und bei der bisherigen Raschheit des Druckes ist allerdings Gewißheit vorhanden, daß das Werk, dessen äußere Ausstattung die lobenswertheste ist, in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit zum Ende gedeihen werde.

Deutschland wird demnach endlich eine durchweg, nicht bloß des Standpunktes wegen, sondern auch durch die gleichmäßige Erfassung der religiösen, wie der politischen und socialen Seite, katholische Geschichte des Mittelalters besitzen; denn nach Allem, was außerkirchlich für mittelalterliche Geschichte geleistet worden, tritt der Verfasser als der Erste innerhalb der Kirche mit einer solchen Bearbeitung im größten Maßstabe auf, und das hieß Gewaltiges wagen. Der wahre Katholik findet sich nämlich zwar leicht in der Anschauungsweise des Mittelalters zurecht, denn sie ist im Grunde seine eigene, während außer der Kirche Stehende sich mühsam in dieselbe als etwas ihnen Fremdartiges hineinarbeiten müssen, und dennoch, so weit sie sich auch — denn die meisten halten es nicht für nothwendig oder doch nicht für zweckdienlich, das Mittelalter aus dem Mittelalter zu begreifen! — alle Mühe geben, „unparteiisch" seyn zu wollen, immer mehr oder weniger nach ihrem eigenen confessionellen oder rein individuellen Ideenkreise zuschneiden, sie müßten denn nur sich selbst aufgeben und ihr Ich faktisch der Kirche einverleiben. Die Vortheile aber, welche dem katholischen Historiker aus dem ihm natürlichen Verständnisse mittelalterlichen Wesens zufließen, werden dadurch mehr als aufgewogen, daß jene außerkirchliche und darum künstliche Auffassung bisher das weite Feld behauptet, es mit zahllosen Fußangeln und Fallgruben besäet

und mit einem dichten Barrikaden-Netze übersponnen hat, so daß nur ein Angriff voll ausharrender Tapferkeit und umsichtiger Klugheit das katholische Panier siegreich auf seinem heimathlichen Boden wieder aufzupflanzen vermag.

Daher kann auch der Inhalt jener jüngst in einem größern deutschen Blatte erschienenen Anzeige des Damberger'schen Werkes, im Allgemeinen, trotz ihres mitunter überschwänglichen Annoncen-Styles, nicht überraschen. Daß die „seltene Gediegenheit und hohe Verdienstlichkeit“ des Werkes allgemeine Anerkennung verdiene, ist schon in der unverfänglichen Behauptung begründet, daß jeder Band ein „glänzendes Zeugniß ablege von der Schärfe und Weite des Forscher- und Denkerblickes, mit dem der Verfasser das ganze große Gebiet der Geschichte des Mittelalters in all seinen Höhen und Tiefen überschaut und erfaßt.“ Daß er „mit dem Opfer der besten Kraft seines Geistes, mit dem Aufwande fast eines Menschenalters sich die Einsicht in den tiefsten Grund der Ereignisse erkauft hat“, bezeugt das Werk selbst unwidersprechlich, und läßt, daß er, „für die Kirche und ihre Herrlichkeit hochbegeistert“, seine Absicht, „in Allem die viel verkannte, viel mißhandelte historische Wahrheit zu Ehren“ zu bringen, „mit unerschütterlichem Ernste und der strengsten Gerechtigkeit“ durchführe — Jeden fühlen, den nicht Vorurtheil darüber erbost, daß somit „das Zeugniß der Geschichte günstiger für die Kirche ausfalle, als die bisher übliche Geschichtschreibung oder Geschichtsmacherei es ausstellen konnte und mochte.“

Zu den feigen oder feilen Historien gehört das vorliegende Werk freilich mit keiner Sylbe, und gerade darum fürchteten wir, uns an seiner unbefangenen Lauterkeit zu versündigen, wenn wir ihm nicht auch nach unserer Einsicht anhangende Mängel freimüthigst nachsagten; aus solchem Tadel mag füglich das verlässigste Lob werden! Und da der Verfasser wiederholt und mit großem Nachdrucke alle Vorzüge

seines Werkes nicht sich selbst, sondern seiner strengstens durchgeführten „synchronistischen Methode“ zuschreibt, so hat diese zuerst das Urtheil zu befahren.

Herr Damberger stellt stets den Satz voran: die objektive Wahrheit der Geschichte im Großen könne nur dann hinreichend verlässig nachgewiesen werden, wenn man die gewöhnliche ethnographische Methode mit der viel schwierigern und namentlich den Historiker (den Leser gewiß nicht weniger!) dreifache Mühe kostenden synchronistischen vertausche. Lieferte der Verfasser den ersten Band mit der „Bitte um Nachsicht“, weil ihm aus Mangel an Stoff, d. i. an genau datirten geschichtlichen Zeugnissen, die strenge Durchführung dieser Methode hier noch unmöglich sei, so ließ die für die Folge zugesicherte synchronistische Strenge doch bereits durch überraschenden Augenschein für sich fürchten; es begegneten dem Verfasser auf seinem „neuen Wege unabweisbar allerlei Vorurtheile“, und erhoben sich „sehr beachtenswerthe Stimmen“ gegen diesen Synchronismus als ein „nicht zu erreichendes Ideal“ und für die „ethnographische, systematisirende, Theil von Theil absondernde Schachtelmethode“, wie der Verfasser über Alle abspricht, welche, in der Geschichte lebendige Organismen sehend, vorstellen: zumal in den Tagen, welche dem Forscher ein Meer von Zeugnissen aller Nationen eröffneten, sei es nicht thunlich, wie etwa in denen des Kaisers Augustus, die Weltgeschichte, welche naturgemäß auseinanderstrebe, in einen einzigen endlosen Darm einzuzwängen, um sie dann wieder nach den Schlägen der „Weltuhr“ in Stücke zu hacken.

Der Verfasser rühmt seinem Synchronismus nach: indem dieser alle Vorgänge in allen Ländern aller Weltgegenden während eines bestimmten möglichst enge gesteckten Zeitraumes je in Eines zu gießen habe, müsse er natürlich das Material mit pünktlicher Genauigkeit chronologisch ordnen, und verwahre so nicht nur vor „unabsichtlichen Mißgriffen“, sondern vereitle auch „zwei Hauptkunstgriffe des Lügengeistes“:

Trennen, je nachdem es ihm tauge, was zusammengehört, und die natürliche Ordnung verkehren. Das Alles rühmt man aber auch der bloßen genauen Beachtung der Chronologie ohne allen nicht von selbst sich aufdringenden Synchronismus — wie wir sie allerdings für eine der ersten Pflichten des Geschichtschreibers achten! — mit allem Rechte nach! Und wenn der Verfasser behauptet, seine Methode habe ihm „unzählige“ Irrthümer, Widersprüche, Fabeln und Albernheiten „wie von selbst“ an's Licht gezogen, so sind wir nicht im Mindesten gewillt, dieses Verdienst ihm abzusprechen, seiner Methode aber sprechen wir es ab! Bei der nicht genug zu lobenden Sorgfalt, welche der Verfasser der Chronologie überhaupt widmet, so daß sich selbst in den Inhaltsanzeigen die Monatsdaten, ja eigentliche Itinerarien der Päpste, Kaiser u. s. w. gegeben finden, bei seinem ausgezeichneten, überall sich äußernden tabellarischen Talente — wäre ihm von allen jenen Vortheilen im Kampfe gegen den „Lügengeist“ gewiß keiner entgangen, wenn sein Synchronismus auch weniger rigoros, durch mäßige Zulassung z. B. ethnographischer Rücksichten grelle Inconvenienzen hätte abschneiden lassen, welche seiner vollen Strenge nothwendig anhängen.

Solcher Methoden-Rigorismus sollte am wenigsten auf dem Gebiete der Geschichte einreißen. Das vorliegende Werk hat er nebenbei in ein chronologisches Conversations-Lexicon verbildet! Will man z. B. wissen, was im Jahre 1281 allenthalben vorgegangen, wo nur immer Christenthum und Civilisation Spuren eingetreten, so darf man bloß die Jahrzahl des bezüglichen Bandes nachschlagen; man wird Alles an Einem Flecke finden! Bei der Durchlesung des Werkes aber ist uns unwillkürlich eingefallen, wie es weiland bei dem unartigen Passionsspiel, das ein schwäbisches Städtchen jährlich in der Charwoche aufzuführen pflegte, dem Färber auf seinem Gaule als Pontius Pilatus ergangen, da er am offenem Markte das Urthel verlesen sollte, bevor die jüdischen

Schergen mit Spießen und Stangen wohl illuminirt aus ihrer Kneipe dem improvisirten Oelberge zuzögen, um sich dort zuvörderst dem grimmigen Schwerte des Petrus bloßzustellen. Der Gaul des Pseudo-Pilatus pflegte sonst, mit verbundenen Augen im Kreise trabend, die Preßmaschine des Färbers zu treiben, und auf den Ruf: „Hopp, hopp" den Lauf zu beginnen. Den wohlbekannten Ruf erhob ein Mißgönner des Färber-Pilatus auch jetzt, als dieser kaum die ersten Worte des Urthels verkündet, und alsbald drehten sich zum nicht geringen Ergötzen der Menge Mann und Roß im Kreise, und kaum war das Roß zum Stehen und die Verlesung wieder in Zug gebracht, so ging mit „Hopp, hopp" der Tanz von Vorne an, sich wiederholend, bis die Häscher endlich das Urthel unverlesen zu vollziehen kamen. Ebenso hören wir auch den Verfasser kaum von diesem oder jenem folgenschweren Ereignisse z. B. in Deutschland reden, so deutet die „Weltuhr" auch schon: „Das alte Jahr ist um; darum: Hopp, hopp!" und fort geht es im sausenden Galopp über die Alpen oder über die Pyrenäen, über den Jura oder über die Karpathen, über den Kanal oder über die sicilische Meerenge, nach Skandinavien oder nach Byzanz, und dann im Kreise herum, bis nach kurzem Halt an diesem oder jenem Stellchein das Rennen von Neuem beginnt. Der Verfasser freilich macht in synchronistischer Begeisterung den Kreislauf immer wieder, unermüdet und mit stets frischer Kraft; aber der — Leser?

Wir übertreiben nicht! Wir machen nur gerechtem Mißbehagen Luft über den Zwang, dem der Verfasser einer leeren Methode zu lieb seine volle Kraftentwicklung unterwirft, über die beharrlich festgehaltene Unnatur einer rein äußerlichen Ordnung, unter der so viele treffliche Darstellungen, wie über den „heiligen Dulder" Papst Vigilius in Byzanz, das sogenannte „Fünfte öcumenische Concil" u. s. w., verschwimmen müssen. Allerdings hat der Verfasser nichts we-

niger als eine „Chronik geliefert, ein dürres Verzeichniß der Ereignisse ohne Angabe des Warum und Wie", er kann mit vollem Rechte sagen: „Es gefalle, ein historisches Buch, keinen Roman, nur ein einziges historisches Buch, uns zu nennen, in welchem z. B. die Ereignisse der Merovinger-Zeit, statt fleisch- und marklose, über ein unabsehliches Feld zerstreute Gerippe zu seyn, sich so zu einem naturwüchsigen und anschaubaren Ganzen verbinden, wie in der Synchronistischen Geschichte" — das Alles ist aber nicht aus, sondern trotz der engherzigen Einseitigkeit des angewendeten Synchronismus erfolgt, welche andererseits den Verfasser wieder dergestalt tyrannisirt, daß er z. B. auch die Lebensgeschichte Muhammeds mit Papst-, Byzantiner-, Franken- und wer weiß, welchen? Historien unterbrechen, desgleichen plötzlich die Beschreibung der Belagerung von Paris durch die Normannen (885) abbrechen muß, um die auf das Jahr 886 treffenden Vorgänge in Byzanz und in Italien zu schildern, und dann erst die mit den Worten: „Der Thurm wurde niedergerissen" abgeschnittene Erzählung von der Belagerung wieder aufnehmen darf — jener Einseitigkeit, welche ihn mit lästigen „Nachholungen" plagt, ihn zu auffallenden unwillkürlichen Wiederholungen, so daß man mitunter Residuen früherer, nicht synchronistisch durchgeführter Anordnung zu sehen vermeint, und selbst zu Widersprüchen veranlaßt, wie es z. B. von dem Frankenkönige Chlothar II., dem „Klugen und Thätigen" (I, 367), sechs Seiten nachher heißt: „Chlothar II. hat persönlich kaum viel regiert, und gewisse Leute schmähten, daß man in Neustrien unter einem erbärmlichen Schürzenregiment stehe", worauf die Pippinischen Hausmayer sofort ziemlich unceremoniös die Bühne alarmiren.

Daß dieser Synchronismus Ausführungen über die Geschichte geistiger Cultur und socialer Entwicklung — die der Verfasser übrigens durchaus (s. den 11. Band) nach Gebühr im Auge behält! — nur durch despotische Gewaltstreiche unter-

zubringen weiß, liegt auf platter Hand; sie lassen sich eben nicht nach Zeiträumen von je 365 Tagen oder auch zwei- bis dreimal so viel zerstückeln. Daß aber diese Methode das politische Leben der Völker in einen wahren Urbrei zu stampfen verstünde, hat sie, wenn auch noch scheu vor dem bessern Geiste ihres Trägers, hiemit verrathen. Natürlich wird jedoch damit dem Synchronismus nur mehr oder weniger ausschließliche Berechtigung abgesprochen; wann, wo und inwieweit er förderlich sei, sagen, wie gerade das vorliegende Werk beweist, die jedesmal darzustellenden Verhältnisse und ihre Beziehungen dem Historiker unschwer selbst. Wir sehen ihn, gehörig modificirt, auch in der Zeit von dem Sinken des oströmischen Kaiserthums bis zu der Erhebung des fränkischen Kolosses mitunter an seinem Platze, während er, überall rücksichtslos angewendet, ein Bild erzeugt, das den unentwirrbaren Knäuel der in der Völkerwanderung begriffenen oder von ihr momentan ausruhenden Massen in getreuer Federzeichnung auf dem Papier wiedergeben zu wollen scheint. So oft die Völker in sich zurückgehen, und ihrer Individualität zu leben vermögen, darf eine historische Methode natürlich Verbundenes nicht zerreißen und die Stücke mit thatsächlich Getrenntem zusammenwerfen. Auch ist im Mittelalter das Leben der Völker nicht verschwommen unter dem „Zeitgeist", wie mit wenigen Ausnahmen in der Jetztzeit, möge ihn nun corrupt-monarchische, oder schein-republikanische, oder liberal-constitutionelle Gewalt despotisch handhaben. Die neueste europäische Geschichte möchte allerdings naturgemäß nach streng synchronistischer Methode abzufassen seyn; wenn aber der Verfasser z. B. durch den eilften Band seines Werkes, der „die Tage des großen Habsburger's schildert, jene Tage, in welchen Chroniken und Archive anfangen, eine reiche Ausbeute zu gewähren", die Vorzüglichkeit der synchronistischen über alle anderen Methoden zeigen, ihr Principat durch die nächsten Bände „noch augenfälliger und

unwiderſprechlicher" erweiſen will, ſo vermögen wir eben eine Methode nicht zu billigen, welche die Geſchichte der zwanzigjährigen Regierungszeit Rudolf's von Habsburg durch ein 667 Seiten weites Meer von Daten, in das man kaum tauchen mag, ohne der Gefahr zu ertrinken ſich auszuſetzen, unter ſteten Abſchweifungen nach allen Weltgegenden hinziehen muß, obgleich Deutſchland gerade unter Rudolf in ſich zurückgezogen war, wie die Schnecke in ihr Haus, nachdem ſeine Fühler an Italien unheilbaren Schaden genommen.

Man irrt aber gewiß nicht, wenn man die Veranlaſſung zu dieſer unbedingten Hingabe an die ſynchroniſtiſche Methode aus dem großartigen Grundgedanken des Damberger'ſchen Werkes ſelbſt herleitet. Der Verfaſſer wollte eine ungeheure Aufgabe löſen, eine an ſich katholiſche Geſchichte des Mittelalters ſchreiben, als deren Ausgangspunkt er auch das „Kindesalter der chriſtlich-germaniſchen Staatenwelt", die „erſten Verſuche eines Eurich, Odoaker, Theoderich, germaniſche Reiche auf chriſtlicher Grundlage zu errichten", um dieſelbe Zeit, als eben auch der Kaiſertitel in Rom erloſch, annimmt, und wer wollte mit ihm darüber rechten! Kirche und Staat ſollten, wie ſie ſich ja auch „in der That auf das Innigſte wechſelſeitig verbunden und durchdrungen hatten, in dieſer Verbindung und Durchdringung hingeſtellt" werden, wie „ein ſymmetriſcher Bau mit zwei Thürmen, von welchen als höchſte Zierde die päpſtliche Tiare und die kaiſerliche Krone flimmern, das Kreuz über ſich." Nur auf ſtreng ſynchroniſtiſchem Wege glaubte er zu dieſem Ziele gelangen zu können, wie denn alle abweichenden Methoden von der Geſchichte des Mittelalters nichts Anderes, als — „abſtoſſende Carrikaturen" geliefert hätten. Man verſetze ſich nur in die Anſchauungsweiſe des Verfaſſers! Er will, auf den Höhen der Siebenhügelſtadt, als dem Mittelpunkte der chriſtlichen Welt und ihrem pulſirenden Herzen, ſtehend, von Jahr zu Jahr Umſchau halten nach allen Ländern der Erde, die

nur irgendwie mit christlicher Cultur in Berührung gekommen. Die Idee ist schön, das Faktum aber anders! Der nach Gebühr bevorzugten Stellung der kirchlichen Geschichte zu lieb hat der Verfasser dem Synchronismus unselige Rechte eingeräumt; das politische Element aber, das er doch nicht benachtheiligen darf, leistet ihm unbesieglichen Widerstand, wie denn schwerlich je ein Beschreiber politischer, die Kirche bloß etwa als cultivirendes, im Uebrigen zu castigirendes Element betrachtender Geschichte des Mittelalters auf den Gedanken kommen würde, die synchronistische Methode zu wählen. Wie in unsern Tagen die schiffbrüchige Demokratie und ihre hochgestellten natürlichen Gegner mit der verschämt zimperlichen Freundin beider zur Orientirung in ecclesiasticis auf einer „richtigen Mitte", die bloß bischöfliche Infeln zur Unterlage braucht, sich zusammenfinden können, so gab es allerdings, was der Verfasser mit seltener Klarheit und dem ausgedehntesten Wissen nachweist, auch in alter Zeit fast permanent derlei feindselige Stellungen; aber auch sie alle mit der schärfsten Spürkraft verfolgend, ist der Synchronismus bei Weitem nicht im Stande, die natürlichen Anknüpfungspunkte für seine kirchlich-politische Rundschau immer zu gewinnen.

Wenn aber der Verfasser selbst angibt, daß gerade neuere Monographien, insbesondere Hurter's Innocenz III. und Voigt's Papst Hildebrand, in ihm den Entschluß gereift, die ethnographische Methode fahren zu lassen, und wenn nach der großen Zahl in neuester Zeit erschienener, mitunter trefflichen Monographien, Urkunden- und Regesten-Werke ein Versuch, die synchronistische Methode auf Allgemeine Geschichte anzuwenden, nicht unerklärlich ist, so hätte doch — abgesehen von der allseitigen Wirksamkeit der Helden Hurter's und Voigt's — nicht vergessen werden sollen, daß die Monographie unbesorgt bei Seite lassen mag, was ihrem Gesichtskreise sich nicht anschmiegt, Allgemeine Geschichte aber einer solchen

Licenz sich nicht erfreut, und um so unverträglicher mit dem strengen Synchronismus ist. Dessen Erhebung möchte fast als eine wohlverdiente Züchtigung für Historiker angesehen werden, welche über dem Haschen nach dem „Geiste in der Geschichte" den Boden unter den Füßen zu verlieren pflegen, als eine Kettenkugel schwer genug, sie am Flattern zu hindern, wenn sie ihnen anders einmal an den Knöcheln hienge; im Uebrigen ist nicht zu glauben, daß die methodischen Neuerungen des Verfassers, anfängliche Ungunst überstehend, endlich doch noch beim Publikum zu Gnaden kommen sollten. Um so mehr muß das Damberger'sche Werk — für den Freund geschichtlichen Studiums gerade seines mühsam durchgeführten Synchronismus und dadurch erzielter chronologischen Uebersichtlichkeit wegen eine unschätzbare Fundgrube! — an Interesse und Werth schon deshalb gewinnen, weil es höchst wahrscheinlich das einzige in seiner Art bleiben wird — ohnehin ein Denkmal ächt kirchlichen Geistes, klarer Anschauung, rückhaltlosen Freimuthes, eisernen Fleißes, unbestreitbaren Forschertalentes, tiefer Einsicht in die historischen Schäden Josephs, wie man uns um so lieber glauben wird, als wir im Tadeln unsere Unbefangenheit bereits genugsam erhärtet haben!

Aber gerade bezüglich dieser historischen Schäden ist noch ein ernstes Wort zu reden, wenn auch nicht im Einzelnen zu versuchen, in den bisher kundgewordenen Besprechungen vermißte Notizen zur „verlässigen Herstellung der Thatsachen" zu liefern. Die kritische Sichtung der benützten Quellen ist nur zum Theile in die auf einen kleinern Leserkreis berechneten „Kritikhefte" verwiesen, welche, je Eines für jeden Band des Hauptwerkes, mit diesem bezogen werden können oder nicht. Die Kritik des Verfassers zeichnet sich durch Scharfsinn, aber auch durch eine Schärfe aus, die nicht selten seinen Quellen an's Leben geht, und den unbefangenen Leser zur Verwunderung bewegt, wie der Verfasser nur ver-

möge, mit den Todten noch fortzuhausen. Um nichts zu erinnern, wenn der Verfasser seine Byzantiner als ruhmredige, lieber schöne Lüge als häßliche Wahrheit berichtenden „Pariser" äußerst bagatellmäßig zu behandeln pflegt, ist seine Kritik der Quellen für die Merovinger-Zeit, welche er mit besonderer Vorliebe und wohlgerechtfertigtem Stolze auf seine Erfolge beschreibt, und für die nächsten Geschicke des Frankenreiches sehr interessant. Von den Sätzen ausgehend: unter den Merovingern hätten zwar die Reichstheilungen und weiblicher Einfluß allerdings verwickelte und mit Verbrechen besudelte Zwiste erregt; der Parteigeist aber habe diese ungeheuer übertrieben, besonders auch den Charakter Chlodwig's mit argen Gräueln verläumdet und ihn als einen „politischen Christen" hingestellt, gerade den „frommen Sinn" der fast durchaus über Einen Kamm geschornen Berichterstatter zu schiefen Urtheilen verleitet und die „spätern Chronisten" bewogen, „hier den Schatten möglichst dunkel anzubringen, damit die Rettungszeit der Pippine desto lichter in den Vordergrund trete" — erklärt er, theils im Hauptwerke, theils im „Kritikhefte" zum ersten Band, an verschiedenen Stellen: die „einzige reichlich fließende Quelle" aus jener Zeit, die Chronik des heiligen Bischofs Gregor von Tours, welche „manche Gelehrten als eine Märchensammlung ansehen wollten, während andere die goldlautere Wahrheit daraus zu schöpfen meinten", sei eher jenes, wenigstens „von höchst zweifelhafter Bedeutung", nicht etwa bloß da und dort interpollirt (dieß nur will ihr Monograph Loebell zugestehen!), sondern aus einer ursprünglich magern Chronik von fremden, 100 bis 150 Jahre spätern, „höfischen Federn" in ein Pippinisches Parteiwerk zur Verherrlichung der „rettenden That" verwandelt worden, das mit „wenigen trockenen Worten ohne allen Nachweis (!) hochgestellte Personen als moralische Ungeheuer schildere", die Merovinger zum Preise der Karolinger anschwärze! — redet mit Vorliebe von der

„dem Bischofe Gregor von Tours zugeschriebenen Chronik", an der „offenbar ganz verschiedene Hände gearbeitet", und sich schwer entdecken lasse, was Wahrheit, was Dichtung! die „nichts als unglaubwürdige oder abgeschmackte Anekdoten", „Geschwätz", „wieder Geschwätz", „Wunder über Wunder" bringe, wenn auch diesem zur Zeit Pippin's des Kleinen für hohe Personen zur Schmach der armen Merovinger verfaßten „Exempelbuch" — „vielleicht Aufzeichnungen, die wirklich von Bischof Gregor herrührten, zu Grunde gelegt" worden! wobei es denn doch wieder drolligen Aerger absetzt, daß Gregor Dieses und Jenes, was der Verfasser gerne wissen möchte, nicht aufgeschrieben habe, sei er nun dieser Gregor oder ein Anderer gewesen. Der Verfasser will nämlich zum Schlusse nicht umsonst „jedem Leser seine eigene Meinung in Frieden lassen"; denn er erzählt auch selbst aus dem übelzugerichteten Gregor wohlgemuth und „ohne allen Nachweis" fort, als wenn nichts vorgefallen, und selbstverständlich alles das „goldlautere Wahrheit" wäre, was dem Verfasser gerade aus jenem sonst gründlich verlogenen „Exempelbuch" zu nehmen, und nach seiner vorgefaßten Meinung zu verwenden beliebt. Eine ganz singuläre, aus der katholischen Hermeneutik wenigstens nicht profitirte Kritik! Trotz aller ihrer Schärfe, ja gerade kraft derselben trifft so den Verfasser selbst der Vorwurf: „nimis credulus!" „unkritische Leichtgläubigkeit!" — mit dem er einem Gratian, Baronius u. s. w. zuzusetzen liebt.

Dem einzigen Zeugen für die „Longobarden-Zeit", Paul Warnefried, ergeht es nicht besser; er ist auch nichts Anderes, als ein „um mehr als hundert Jahre später lebender, für den Hof schreibender Märchenkrämer", gewinnt aber gleichfalls volle Glaubwürdigkeit, wenn, sobald und insoferne der Verfasser sich herbeiläßt, ihm nachzuerzählen, erfreut sich sogar mehrmals der Ehre, mit mehr oder minder kühnen Conjekturen angethan zu werden, denn wiederholt „merkt man,

daß Warnefried sich scheut, Alles zu sagen!" — Weil ferner Karl der Große auch vielfach verunstaltet, zumal in seinem „Privatleben" beschmutzt worden sei, eröffnet der Verfasser gegen die Chronisten für seine Zeit nicht minder ein mörderisches Kreuz-Feuer; eine „fränkische Hofpartei" hat Betrug auf Betrug gehäuft, besonders sind Eginhard's Annalen fast ganz unterschoben, den Alkuin, den heimtückischen Gesellen, der sich bequem von dem Ertrage zweier Abteien gütlich that, hat der „Hofwind auch bös angeweht", oder er ist der Sündenbock, auf den man Lügen häuft. Allerdings sind Scharfsinn, redlicher Eifer und ungewöhnliche Quellen-Kenntniß in der Darstellung der Geschichte Karl's überhaupt, der Stellung des Papstes zu den Longobarden insbesondere, deren „Partei in Rom" man freilich in Urkunden-Fabrikation und Breven-Fälschung wieder erstaunlich thätig sieht, nicht zu verkennen, und wenn der Verfasser sofort auch die Hauptquellen für die Zeit Ludwig's des Frommen der Abstammung von einer bösen, verlogenen „Partei" — ein paar Bischöfe sind die Verfasser! — unterwirft und, wie er schon für die merovingischen Frauen blindlings in den Ehrenrettungskampf sich gestürzt, so auch jetzt als verwegener Ritter für die Kaiserin Judith in die Schranken tritt, wenn er sich bis an's Ende der Karolinger mit „Hofchronisten" und „Märchenkrämern" schlägt, und ihn auch spätere Zeiten vom hitzigsten Kampfe gegen zahllose „Fabeln" und „Parteigeschwätz" nicht ausruhen lassen, z. B. auch ein Kopp ihm nicht kritisch genug ist, und „zu viel Unwahrscheinliches" glaubt — so soll deshalb nicht geläugnet werden, daß seine Darstellung immer höchst interessant, belehrend und geeignet ist, der gelehrtesten Antikritik heißen Schweiß auszutreiben.

Denn Niemand wird in Abrede stellen, daß nicht nur alte Chronik-Werke, sondern auch päpstliche Correspondenzen, Synodal-, Concilien-Akten u. s. w. im Parteigetriebe der Zeit oder auf unschuldigerem Wege vielfach der Entstellung und In-

terpollirung unterlegen, an sich meistens dunkel und fragmentarisch seien, genaue Sichtung also noththue. Muß aber der Leser, wenn er nach Allem, was von dem nihilirenden Talente außerkirchlich hierin zum Ueberflusse geleistet worden, den Lahmen auch noch die Krücken wegwerfen sieht, nicht nothgedrungen fragen: was bleibt uns noch? besonders wenn eine solche Kritik mit gewisser diktatorischen Vornehmheit geübt wird, wie denn der Verfasser für Quellen-Angabe überhaupt (selbst in den Kritikheften) zu wenig, mitunter, z. B. gerade in den ersten Bänden, fast gar nichts gethan hat. Zumal bei einer so rücksichtslosen Kritik hat auch der historische Laie Grund zu fragen: woher weiß denn der Verfasser, was er als wahr endlich noch zuläßt? wo sind diese oder jene merkwürdigen „noch erhaltenen Briefe“ (I, 361) u. s. w. denn zu finden? und wir sind durchaus der Meinung, daß auch einer populärern Bearbeitung möglichst einfache und lichtvolle Quellen-Angaben, und einem Werke wie das vorliegende eine eigentliche Quellen-Geschichte nicht fehlen sollten. Mit gutem Rechte will der Katholik vermittelst seiner eigenen Augen seine Historiker auf solidem Boden sehen und vor den Tücken des in Lüften segelnden, Poeterei treibenden und Historie machenden Geschichts-„Lügengeistes“ gesichert wissen. Bei dem unermeßlichen Fleiße des Verfassers in Sammlung, Ordnung und Sichtung des Stoffes müßte es leicht gewesen seyn, auch hierin Großes zur Belehrung und Beruhigung zu leisten.

Die wohlthuende Sicherheit, welche die Haltung des Verfassers allenthalben auszeichnet, hätte damit eine um so festere Unterlage erhalten! Ueberhaupt hält er sich in der Regel von den flatterhaften Bahnen ziemlich fern, auf welchen historische Combinations- und Conjekturen-Liebhaberei, deren Licht gerade da aufzugehen pflegt, wo es Andern ausgeht, so gerne wandelt. Er folgt daher z. B. den im Uebrigen hochgewürdigten Ansichten Gfrörer's, der „reich an Son-

derbarkeiten" sei, bezüglich der „Ost- und Westkarolinger" (unter billiger Beiziehung Wenck's) nicht bis zu den „faktischen Verstößen" und „bedeutenden Combinations-Fehlern", obgleich andererseits wieder nicht zu läugnen ist, daß der Verfasser mehrfach, hinsichtlich der Begründung, im Kritisiren, was Gfrörer im Combiniren, leistet. Nicht soll aber, wenn wir den Verfasser als kritischen Wagehals oft mit besorgten Blicken begleiten, damit besagt seyn, daß wir nicht auch die Wucht seines an unbeugsamer chronologischen Consequenz geschärften Schwertes mit Befriedigung in gar mancher heißen Schlacht aufräumen sehen. So wenn er, gegen eine berufene „Wolke von bewährten Zeugnissen" über die Entthronung der Merovinger und die Legitimirung des Pippinischen Geschlechtes fechtend, das „ganze Vorgeben vom Ausspruche des Papstes Zacharias und von der Salbung Pippins durch Bonifacius für unbegründet", die Reise P. Stephans zum neuen Frankenkönige als im Interesse der schmählich geplünderten und verwaisten fränkischen Kirchen, und nicht um Pippin auf die Longobarden zu hetzen, geschehen erklärt, deren König Aistulf auch gar nicht so schlimm gewesen, wie fränkisch-byzantinische Federn ihn zu schildern liebten. Man wollte eben, in Paris aus Eroberungslust, in Constantinopel aus hülfloser Angst und Noth, den Krieg, und der heilige Vater kam dort zum Vorwande sehr gelegen, während Bruder Karlmann, als er ganz zur Unzeit als Friedensstifter aus seiner Zelle auf Monte-Cassino heranzog, achte bei Seite geschoben wurde. Man weiß, wie die vulgäre historische Distillir-Kunst diese ungemein verwickelten Händel ausgebeutet hat; der Verfasser hat sie unter Berachtnahme aller einschlägigen politisch-kirchlichen Verhältnisse in geistreicher, doch den Boden der Thatsachen nicht verlierenden Ausführung so dargestellt, daß des Lesers natürliches Gefühl unwillkürlich zustimmt, wie er denn überhaupt nie zweierlei Maaß führen will, wenn er auch manchmal,

ohne die bei Andern immer so strenge geforderten „Beweise“ gerade selbst zur Hand zu haben, „Parteigeschichtchen“ wittert.

Mit gutem Grund wirft der Verfasser — um auf die jüngern unter den vorliegenden Bänden überzugehen — unter vielen andern, selbst von wohlmeinenden Historikern nachgesagten, verkehrten Anschauungen z. B. auch die über Nikolaus III. (gest. 1280) umgehenden Histörchen, besonders die Sage über Bord: er habe Italien vom deutschen Reiche losreißen und zwei Königreiche (Lombardei und Toskana) daraus für seine Orsinischen Vettern machen wollen, indem er sehr lehrreich die Noth des großen Papstes mit englischen, spanischen, portugiesischen u. s. w. Willkürlichkeiten und Uebergriffen, wie mit den schrankenlosen Despoten-Gelüsten Frankreichs ausführt, welches ihm „im Leben die meisten und bittersten Verdrießlichkeiten bereitet“, von dem auch „der giftige Odem ausging, welcher ihn nach dem Tode noch feindselig verfolgte.“ Für eine rechte Lustfahrt nach „Pariser-Fabeln“ aber würden wir es — wenn nur die synchronistischen Klippen und Sandbänke nicht wären — besonders nehmen, den Verfasser auf seiner wohlgerüsteten Expedition gegen den schönen Philipp von Frankreich, den Volksaussauger, Justizmörder und Staatskirchenmann ohne Gleichen, in Sachen Papst Bonifaz VIII. zu begleiten, dessen fürstliche Gegner wir in ihrem Vorgehen vielleicht kaum zu verstehen vermöchten, wenn nicht neuere und neueste Geschichte uns so überaus gelehrig gemacht hätte. Daß die gröbsten Geschütze gegen den „Pariserhof“ donnern, an dem „gleichsam eine Schule von Spitzbuben gewesen seyn müsse, die sich auf die Kunst Papiere zu fälschen verlegten“, gegen die „gewissenlosen Breven- und Bullenschmiede“, die seit den Zeiten Martin's IV. ihr niederträchtiges Handwerk im Interesse der Franzosen-Dynastie getrieben, dem heiligen Stuhle die gräulichsten Bannbullen angedichtet, Arragonien z. B. unter die Franzosen vertheilt u. s. f. — ist um so verzeihlicher, als

Bonifaz nicht nur gegen kirchenfeindliche Angreifer zu schützen ist, sondern aus Schuld des freveln mit unterschobenen und verfälschten Dokumenten gegen ihn getriebenen Spieles — ein Treiben, das der Verfasser seit Clemens V. und dem Anfange der „babylonischen Gefangenschaft" in Avignon, welche die päpstlichen Archive, Gott weiß, in wessen Gewalt? gebracht, nicht ohne Erfolg mit Argus-Augen bewacht! — auch ein Natalis Alexander, Fleury, Bossuet, ja selbst noch fast die ganze Gegenwart, gegen den hohen, vielverläumdeten Dulder stehen — ein Fall, der den Verfasser auch sonst öfter erzürnt, wie er z. B. beim Jahre 1286 (freilich wieder ohne Angabe seiner Quellen, ja selbst der gegnerischen Aussagen, ein Mangel, der mehrfach auch der Geschichte Bonifaz VIII. Eintrag thut!) bemerkt: „Am verdrießlichsten ist noch, wenn Historiker, wie der italienische Ordensmann L. Tosti, die eigens die Feder ergreifen, das Verfahren der Päpste zu rechtfertigen, so blindlings den Geschichtsverdrehern das Ehrenrührigste nachschreiben; was dem französischen Hofe verkaufte Lügner oder oberflächliche Erzähler dem P. Honorius IV. aufgebürdet, faßt Tosti leichtgläubig in einigen Zeilen zusammen, die nicht verläumderischer mehr seyn könnten." — Sollten wirklich einst noch, wenn einmal gewisse Bedenken gewichen, aus französischen Archiven Dokumente über die Uranfänge der „gallikanischen Artikel", wie der Verfasser hofft, der unparteiischen Geschichte verfallen, so werden sie im Allgemeinen mit der Darstellung des Verfassers — dieser Eindruck ist uns geblieben! — schwerlich in Conflikt gerathen.

(Schluß folgt.)

ohne die bei Andern immer so strenge geforderten
gerade selbst zur Hand zu haben, „Parteigeschich

Mit gutem Grund wirft der Verfasser
jüngern unter den vorliegenden Bänden
ter vielen andern, selbst von wohlmein
gesagten, verkehrten Anschauungen
laus III. (gest. 1280) umgebender
Sage über Bord: er habe Ita
reißen und zwei Königreiche
aus für seine Orsinischen
sehr lehrreich die Noth
spanischen, portugie
Uebergriffen, wie
Frankreichs aus
und bitterstem
giftige Oder
feindselig
Fabeln"
schen

XV.

... der Zeit in fliegenden Blättern.

...erwahrung der Redaction.

...Betrachtungen über Fragen und Ereig-
...der Zeit, begleitet von dem gefälligen Versprechen ihrer
...wurden der Redaction mit dem Ersuchen um
...eingesendet. Indem wir dem geistreichen Verfas-
... die unbedingte Vertretung all seiner persön-
... und Urtheile zu übernehmen, diese Aufnahme
... gewähren, benutzen wir diese Gelegenheit, um
... über unsere leitenden Grundsätze in dieser Beziehung
auszusprechen.

Bei der Aufnahme von Artikeln, wenn sie anders dem Inhalt und der Form nach für den Kreis unserer Leser geeignet sind, erkennt es die Redaction als ihre Pflicht an, daß die Einheit in necessariis, aber auch nur in necessariis herrsche, d. h. in Allem, was wirklich principieller Natur ist, was das Dogma und mit ihm die Grundlagen der Moral und des Rechtes berührt. Daß diese gewahrt werden, dafür ist sie der Sache, welche diese Blätter vertreten, und ihren Lesern verantwortlich.

...agegen hiemit nicht in unmittelbarem Zusammen-
...mentlich die Beurtheilung rein thatsächlicher
...zelner Persönlichkeiten, das überläßt sie,
... der Freiheit ihrer Mitarbeiter, die da-
...g, ihre individuellen Urtheile individuell
...n. Denn außer der Wahrung der Princi-
...Dingen, die nicht principieller Natur sind, die
...chkeit der Redaction nur das befassen, was sie
... in ihrem Namen ausdrücklich mittheilt. Wir wol-
...ns deutlicher aussprechen.

Nehmen wir z. B. Frankreich. Daß hier das gegenwärtige Regiment ein Produkt der Revolution ist, dem alle rechtliche Grundlage mangelt, hierüber können wir um so weniger eine Verschiedenheit der Meinungen zulassen, da dieses Regiment ja selbst durch Wort und That dargethan, daß es seine Sanction von der Volkssouverainität der Revolution und nicht von dem Rechte herleitet. Was dagegen die factischen Zustände des heutigen Frankreichs betrifft und den Prinzen-Präsidenten selbst: seine Absichten, seine Mittel, seine Talente, seine einzelnen Maßregeln, hierüber können die Meinungen mehr oder minder weit auseinander gehen, und Hoffnungen oder Befürchtungen an ihn sich knüpfen, je nachdem man ihn als ein Werkzeug der strafenden, oder der erbarmenden Hand Gottes, einen Förderer oder einen Hinderer eines besseren, auf den Sieg der Religion und des Rechtes gegründeten Zustandes ansieht. So gibt es hundert und tausend Fragen, die factischen Zustände betreffend, über welche die Meinungen mehr oder minder weit auseinander gehen können. Um ein anderes Beispiel anzuführen: nehmen wir den Adel. Daß die Gliederung nach Ständen einem auf christlichen Grundlagen ruhenden Staatswesen, als eine in der Natur der Dinge selbst begründete, entspreche, darüber wird kein Zweifel herrschen. Die gleiche Uebereinstimmung wird aber keineswegs stattfinden, und ist auch nicht nothwendig, wenn es sich um den Adel eines einzelnen Landes im

XXV.

Zeichen der Zeit in fliegenden Blättern.

Vorerinnerung der Redaction.

Die folgenden Betrachtungen über Fragen und Ereignisse der Zeit, begleitet von dem gefälligen Versprechen ihrer Fortsetzung, wurden der Redaction mit dem Ersuchen um Aufnahme eingesendet. Indem wir dem geistreichen Verfasser, ohne darum die unbedingte Vertretung all seiner persönlichen Ansichten und Urtheile zu übernehmen, diese Aufnahme bereitwillig gewähren, benutzen wir diese Gelegenheit, um uns über unsere leitenden Grundsätze in dieser Beziehung auszusprechen.

Bei der Aufnahme von Artikeln, wenn sie anders dem Inhalt und der Form nach für den Kreis unserer Leser geeignet sind, erkennt es die Redaction als ihre Pflicht an, daß die unitas in necessariis, aber auch nur in necessariis herrsche, das heißt in Allem, was wirklich principieller Natur ist, was das Dogma und mit ihm die Grundlagen der Moral und des Rechtes berührt. Daß diese gewahrt werden, dafür ist sie der Sache, welche diese Blätter vertreten, und ihren Lesern verantwortlich.

Was dagegen hiemit nicht in unmittelbarem Zusammenhange steht, namentlich die Beurtheilung rein thatsächlicher Verhältnisse und einzelner Persönlichkeiten, das überläßt sie, als ein offenes Feld, der Freiheit ihrer Mitarbeiter, die daher auch, wie billig, ihre individuellen Urtheile individuell zu vertreten haben. Denn außer der Wahrung der Principien kann in Dingen, die nicht principieller Natur sind, die Verantwortlichkeit der Redaction nur das befassen, was sie als solche in ihrem Namen ausdrücklich mittheilt. Wir wollen uns deutlicher aussprechen.

Nehmen wir z. B. Frankreich. Daß hier das gegenwärtige Regiment ein Produkt der Revolution ist, dem alle rechtliche Grundlage mangelt, hierüber können wir um so weniger eine Verschiedenheit der Meinungen zulassen, da dieses Regiment ja selbst durch Wort und That dargethan, daß es seine Sanction von der Volkssouverainität der Revolution und nicht von dem Rechte herleitet. Was dagegen die factischen Zustände des heutigen Frankreichs betrifft und den Prinzen-Präsidenten selbst: seine Absichten, seine Mittel, seine Talente, seine einzelnen Maßregeln, hierüber können die Meinungen mehr oder minder weit auseinander gehen, und Hoffnungen oder Befürchtungen an ihn sich knüpfen, je nachdem man ihn als ein Werkzeug der strafenden, oder der erbarmenden Hand Gottes, einen Förderer oder einen Hinderer eines besseren, auf den Sieg der Religion und des Rechtes gegründeten Zustandes ansieht. So gibt es hundert und tausend Fragen, die factischen Zustände betreffend, über welche die Meinungen mehr oder minder weit auseinander gehen können. Um ein anderes Beispiel anzuführen: nehmen wir den Adel. Daß die Gliederung nach Ständen einem auf christlichen Grundlagen ruhenden Staatswesen, als eine in der Natur der Dinge selbst begründete, entspreche, darüber wird kein Zweifel herrschen. Die gleiche Uebereinstimmung wird aber keineswegs stattfinden, und ist auch nicht nothwendig, wenn es sich um den Adel eines einzelnen Landes in

einer bestimmten Zeit handelt. Männer, die in ihren katholischen Principien vollkommen einig sind, können deßhalb sehr verschieden darüber denken, wie weit der Adel dieser oder jener Provinz noch lebensfähig, oder moralisch und physisch abgestorben sei, welche politische Stellung er zu seinem eigenen und zum Heile des Ganzen überhaupt noch einnehmen könne. Das sind alles Fragen faktischen Inhaltes, die sich nicht aus allgemeinen Principien, sondern nur aus genauer Kenntniß des wirklich Bestehenden, das nach den Ländern und den Zeiten so mannigfach wechselt, beurtheilen lassen.

Wie mit dem Adel, ebenso verhält es sich mit den übrigen Ständen. Man kann nur mit Elementen bauen, die noch bestehen. Wie weit aber Stände noch wirklich bestehen, nachdem seit lange die gesammte nivellirende Zeitströmung, von der unbeschränkten Regierungsgewalt unterstützt, darauf ausgegangen, sie zu zerstören, darüber, so wie über die rechte Weise der Wiedererweckung eines gesunden corporativen Lebens, gehen eben die Urtheile sehr auseinander, und was an einem Orte noch möglich ist und zum Heile führt, ist es an dem andern schon nicht mehr, oder würde nur zu Verwirrung und zum Verderben führen.

Weit entfernt, hierin von unsern Mitarbeitern irgend eine Gleichheit zu verlangen, finden wir die Mannigfaltigkeit der Urtheile zur gegenseitigen Verständigung und Berichtigung, und zur Vermeidung schroffer Einseitigkeiten vielmehr nützlich. Ein Beamter, ein Staatsmann, der sein Leben in den Geschäften und in den Bureaux zugebracht, wird gar manche politische Frage anders beantworten, als ein Adelicher, der auf seinem Gute unter seinen Bauern gelebt, oder ein Schriftsteller, der, außerhalb der Geschäfte stehend, die Welt vom Standpunkte seiner Theorien beurtheilt, und wieder anders der Geistliche, der Gelegenheit hat, die Wirkungen dessen, was der Beamte aus seiner Schreibstube decretirt auf das Volk zu beobachten. Der Beamte, der Adeliche,

der Schriftsteller, der Priester, sie können alle die besten Katholiken seyn, und doch in der Beurtheilung gar vieler thatsächlicher Verhältnisse und Mißstände, und wie und durch welche Reformen der heutigen Gesellschaft zu helfen sei, sehr weit auseinander gehen. Gönne man darum Jedem die Freiheit, seine Ansicht ruhig und ohne verletzende Leidenschaftlichkeit auszusprechen und zu vertreten; aus ihrer gegenseitigen Vergleichung wird die Wahrheit um so vollständiger in die Augen springen. In dubiis libertas, in omnibus caritas.

Der Verfasser der folgenden Blätter spricht mit größter Lebhaftigkeit seine Entrüstung gegen die Redaction der Kreuzzeitung aus wegen der leichtfertig-wegwerfenden Weise, womit sie nach dem 2. December über den Grafen von Chambord aburtheilte. Wir begreifen diese Entrüstung. Wollte die Kreuzzeitung, ein aristokratisch-conservatives Blatt des militärischen Royalismus, jedesmal einen Blick in das eigene Innere werfen, so würde sie sich wohl etwas geziemender und bescheidener ausdrücken. Der Graf von Chambord steht, wie uns bedünkt, zu Frankreich ohngefähr in dem gleichen Verhältniß, wie die Krone Preußen zu ihrem Fürstenthum Neuenburg. Nun hat aber diese Krone, die, was dem Grafen von Chambord nicht zusteht, nach den eigenen Versicherungen der Kreuzzeitung 500,000 Bajonette kommandirt, den Sonderbund und mit ihm ihre eigenen Unterthanen in diesem Schweizer-Fürstenthum seit Jahren — sich selbst überlassen. Warum richtet sich also die Kreuzzeitung nun nicht mit der gleichen schneidenden, höhnischen Herbheit nach dieser Seite? denn Alles, was sie mit Recht oder Unrecht von Heinrich V. sagt, würde mindestens eben so gut auch hier gelten. Und wenn sie die französischen Legitimisten wegen ihrer thatlosen Feigheit verhöhnte, so könnten diese mit dem gleichen Rechte fragen: warum denn die Kreuzritter nicht nach Neuenburg eilten und dort den preußischen Adler aufpflanzten, „um nicht länger getreue Unterthanen nach ihrem Fürsten schmachten zu lassen.“ Allein die Kreuzzeitung pflegt

der Schriftsteller, der Priester, sie können alle die besten Katholiken seyn, und doch in der Beurtheilung gar vieler thatsächlicher Verhältnisse und Mißstände, und wie und durch welche Reformen der heutigen Gesellschaft zu helfen sei, sehr weit auseinander gehen. Gönne man darum Jedem die Freiheit, seine Ansicht ruhig und ohne verletzende Leidenschaftlichkeit auszusprechen und zu vertreten; aus ihrer gegenseitigen Vergleichung wird die Wahrheit um so vollständiger in die Augen springen. In dubiis libertas, in omnibus caritas.

Der Verfasser der folgenden Blätter spricht mit größter Lebhaftigkeit seine Entrüstung gegen die Redaction der Kreuzzeitung aus wegen der leichtfertig-wegwerfenden Weise, womit sie nach dem 2. December über den Grafen von Chambord aburtheilte. Wir begreifen diese Entrüstung. Wollte die Kreuzzeitung, ein aristokratisch-conservatives Blatt des militärischen Royalismus, jedesmal einen Blick in das eigene Innere werfen, so würde sie sich wohl etwas geziemender und bescheidener ausdrücken. Der Graf von Chambord steht, wie uns bedünkt, zu Frankreich ohngefähr in dem gleichen Verhältniß, wie die Krone Preußen zu ihrem Fürstenthum Neuenburg. Nun hat aber diese Krone, die, was dem Grafen von Chambord nicht zusteht, nach den eigenen Versicherungen der Kreuzzeitung 500,000 Bajonette kommandirt, den Sonderbund und mit ihm ihre eigenen Unterthanen in diesem Schweizer-Fürstenthum seit Jahren — sich selbst überlassen. Warum richtet sich also die Kreuzzeitung nun nicht mit der gleichen schneidenden, höhnischen Herbheit nach dieser Seite? denn Alles, was sie mit Recht oder Unrecht von Heinrich V. sagt, würde mindestens eben so gut auch hier gelten. Und wenn sie die französischen Legitimisten wegen ihrer thatlosen Feigheit verhöhnte, so könnten diese mit dem gleichen Rechte fragen: warum denn die Kreuzritter nicht nach Neuenburg eilten und dort den preußischen Adler aufpflanzten, „um nicht länger getreue Unterthanen nach ihrem Fürsten schmachten zu lassen." Allein die Kreuzzeitung pflegt

nicht immer das gleiche Maaß für Dinge und Personen in und außer Preußen, in und außer ihrer Confession anzulegen. So war auch die Weise ihrer Polemik gegen den Grafen Montalembert für jeden ruhigen Beurtheiler in der That empörend und nicht besser, als die der schlechtesten radikalen Schmutzblätter. Sie scheute sich nicht, ihn wie den verächtlichsten Despotenknecht darzustellen, den intimsten Rathgeber des Präsidenten, der in seinen Taschen rechts und links nichts als Proscriptions- und Deportations-Decrete trüge. Nicht einmal einen Platz in der Akademie wollte sie dem „Führer der klerikalen Partei" gönnen. Sie sagte mit der größten Bestimmtheit voraus, nie werde er dort Eintritt erhalten. Sie warf ihm recht auf Berliner Weise vor: „er habe ja nicht einmal ein Buch geschrieben", und fügte nur berichtigend hinzu, das Einzige, was er verfaßt, sei „eine Geschichte der heiligen Hedwig! — einer ungarischen Heiligen!" Es ist erstaunlich, wie ein Blatt, das so viel Zuversicht in seinem Urtheil verräth und mit so schneidender Schärfe alle Welt belehrt, sich solche Blößen geben kann! Die heilige Hedwig eine ungarische Heilige! Ist denn der preußischen Kreuzzeitung die preußische Geschichte so unbekannt, daß sie die eigene preußische Heilige, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, die siegreiche Heldin Schlesiens nicht kennt! Und dann weiß ja auch Jeder, daß Graf Montalembert das Leben weder einer ungarischen, noch sonst einer heiligen Hedwig geschrieben, sondern vielmehr das der heiligen Elisabeth, die bekanntlich eine ungarische Königstochter und Landgräfin von Thüringen war. Da dieses Buch in viele Sprachen übersetzt wurde und unter andern auch in die deutsche, und da diese deutsche Uebersetzung in zwei Auflagen in Preußen selbst erschien: so hätte wenigstens das Gerücht davon der Redaction der Kreuzzeitung zu Ohren kommen dürfen.

Auch die hengstenbergische Kirchenzeitung macht es in dieser Beziehung nicht besser. Mit der bitterbösesten, hoch-

müthigsten Insolenz stellt sie den französischen Clerus an den Pranger. Auch dieses fromme Blatt würde sich vielleicht etwas gemäßigter ausdrücken, wenn es den eigenen Beichtspiegel vor Augen nehmen und bedenken wollte, wie viele „Erwerbungen" die Krone Preußens besitzt, die sie sich ursprünglich mit keinem besseren Besitztitel incorporirt hat, als womit der Prinz-Präsident sich jüngst der Oberherrlichkeit in Frankreich bemächtigte. Wir wollen ihre für die Heiligkeit des Eides eifernden Freunde, um Anderes zu übergehen, nur an den Eidbruch des Großmeisters von Preußen, an die kühnen Griffe Friedrichs II. in Schlesien, an die Theilung Polens erinnern, und fragen: ob die katholische Geistlichkeit jener Länder der preußischen Regierung gegenüber die gleiche Haltung hätte einnehmen sollen, die sie der französischen zur Pflicht macht? — Man sieht, die Wächter der Berliner Bundeslade würden gut thun, recht oft an das Bild von dem Balken und Splitter zu denken, die für uns Alle aufgeschrieben ist, keinen ausgenommen.

Doch jetzt wollen wir dem Verfasser der Zeichen der Zeit das Wort geben.

München, den 20. Februar 1852.

Die Redaction.

I.

Ist es eine Verläumbdung, wenn man Jemand nachsagt, daß er die Absicht hege, zur katholischen Kirche zurückzukehren? Gewiß nicht. Es kann eine Unwahrheit seyn; in dem Falle nämlich, wo diese Absicht nicht vorhanden ist; es kann auch eine Lüge seyn, wenn nämlich der Erfinder oder Verbreiter dieser unwahren Nachricht dem Betheiligten dadurch zu schaden sucht; zu einer Verläumdung aber gehört

mehr. Dazu ist nicht nur erforderlich, daß die Nachricht unwahr und zugleich von böser Absicht sei — das gemeldete Factum muß zugleich an sich eine Unmoralität oder Infamie in sich schließen. Wer demnach das Gerücht von einer bevorstehenden Conversion Verläumbung nennt, behauptet damit zugleich, daß katholisch seyn ein unmoralischer Zustand, daß katholisch werden eine unmoralische Handlung schon an sich sei. Besonders verletzend wird eine solche Behauptung für jeden Katholiken, wenn die Conversion noch dazu mit einem gemeinen Laster, z. B. mit der Trunksucht, in Paralelle gestellt wird; und das Verletzende erreicht seine höchste Spitze, wenn das Gerücht der Conversion nicht allein eine einfache Verläumbung, sondern eine „aus dem Schlunde der Hölle stammende Verläumbung" genannt wird. Wer öffentlich redet, sollte den alten Adelung bei solchen Anläßen zu Rathe ziehen.

II.

Die Krankheit der Verfassungsmacherei steckt nicht bloß in unsern liberalen Professoren, sie sitzt auch gar oft in unsern conservativen Diplomaten und Kabinetten. Die österreichische Corresponbenz, das öffentliche Organ des österreichischen Ministeriums, geht in ihrem Eifer für Louis Napoleon so weit, daß sie bereits den Beweis führt, wie die von ihm projectirte Verfassung die einzig richtige sei. Der Staatsstreich Louis Napoleon's läßt uns ziemlich gleichgültig; er läßt weder eine rechtliche, noch eine sittliche Kritik zu, weil er sowohl, wie die Zustände Frankreichs, auf die er sich bezieht, unter jeder rechtlichen und politisch-sittlichen Kritik sind, und weil eine von diesen Momenten losgelöste Kritik der augenblicklichen Zweckmäßigkeit zu wenig unser Fach ist, um irgend ein begründetes Urtheil fällen zu können. Weniger gleichgültig

sind uns aber die sittlichen, rechtlichen und politischen Grundsätze unserer deutschen Staatsweisheit, die bei dieser Gelegenheit an den Tag treten. Die Philosophie der Verfassung, welche die „österreichische Correspondenz" entwickelt, hat etwas Erschreckendes für uns.

Man muß immer Gentleman in der Politik bleiben. Der praktische Staatsmann ist häufig gezwungen, mit moralisch oder rechtlich bankerotten Menschen zu verkehren, ohne daß es ihm vergönnt ist, sie zur Thüre hinaus zu werfen. Man kann einen solchen Unvermeidlichen als ein fait accompli, als unumgängliche Nothwendigkeit anerkennen, man muß aber nie mit ihm fraternisiren, wenn man nicht selbst an innerer und äußerer Würde einbüßen will.

III.

Wiewohl meine etwas verweichlichte Natur im Allgemeinen einen Abscheu gegen die Prügelstrafe hat, so würde ich es doch mit trockenen Augen manchmal mit ansehen, wenn diesem oder jenem frechen Zeitungsschreiber im Namen der öffentlichen Gerechtigkeit Fünfundzwanzig am rechten Orte applicirt würden. Dieses Gefühl tauchte sehr lebhaft in mir auf, als ich in der Neuen Preußischen Zeitung las, daß der Graf von Chambord Nichts weiter sei, als ein elender Feigling, weil er nicht stracks nach Frankreich zöge, um dasselbe zu erobern. Gewiß schwatzt jeder preußische Landjunker der Kreuzzeitung ihre selbstgefällige Insolenz in diesem Augenblicke nach, und gibt sich alle Mühe, den Grafen von Chambord auf diesen Urtheilsspruch hin gründlich zu verachten. Wie gesagt, ein solches Memento von Regiments wegen wäre die beste Antwort für diesen unverschämten Federfuchser gewesen.

Also, ohne Heer, ungerufen, sollte der Graf von Chambord nach einem Lande ziehen, welches seine Vorfahren zweimal verjagt und den Einen dem Schaffotte überliefert hatte, welches, wer weiß wie vielen! Usurpatoren seit dieser Zeit den Eid der Treue geschworen u. s. w. Für eine solche abenteuerliche, für einen irrenden Ritter passende Rolle möchte der Graf von Chambord doch zu viel Bewußtseyn seiner Würde besitzen. Nicht dem Grafen von Chambord kommt es zu, Frankreich zu erobern, sondern an den Franzosen ist es, sich selbst einen legitimen Herrscher zu erobern. Bevor sie das nicht können oder nicht wollen, mögen sie sich selbst die Schuld zuschreiben, wenn sie zur Strafe ihrer ewigen Revolutionirerei ihrer Verderbniß erliegen. Wollen die Franzosen einen Heinrich den Fünften haben, so mögen sie sich denselben erst verdienen, indem sie erst Garantien leisten und ein legitimes Volk wieder werden. Nach Paris ziehen, um im glücklichsten Falle bei der nächsten Chance, bei der nächsten Tageslaune wieder verjagt oder erschossen zu werden, — das ziemt sich allenfalls für Herrn von Joinville, oder für Herrn Louis Blanc, nicht aber für den legitimen Enkel des heiligen Ludwig, dem die Franzosen erst beweisen müssen, daß sie anders geworden, daß sie wissen, was Treue und Recht ist, daß sie einer legitimen Regierung fähig, würdig und werth sind. Bis jetzt vernehmen wir noch nichts von einem erschütternden pater peccavi, von einem confiteor aus tiefster Brust, und bis dahin, daß solche Töne erschallen, wodurch auch das Herz eines Steines bewegt würde, bis dahin kann man es füglich jenem Kreuzritter von der Feder überlassen, den legitimen Thron in Frankreich wieder aufzubauen; der Graf von Chambord ist nicht in dieser Lage.

IV.

Durch die Erfindung des Chloroforms ist es freilich gelungen, Operationen ohne Schmerz zu bewerkstelligen, allein das Fieber, was hinterher kommt, die Kämpfe der Natur, die zur Heilung nothwendig sind, hat man noch nicht wegbringen können. Unsere Staatsmänner von heute bilden sich aber alles Ernstes ein, daß tiefe politische und moralische Krankheiten ohne politisches und moralisches Fieber geheilt werden könnten. Die Hoffnungen, die man auf den Staatsstreich Louis Napoleon's für Frankreich gesetzt hat, sind ein neuer Beweis von dieser leichtgläubigen Kurzsichtigkeit. Das Heilungsfieber ist nur verzögert, zurückgedrängt, aber erspart ist es den Franzosen nicht. Die Kämpfe sind ihnen durch diese voreilige Pfuscheroperation nicht geschenkt; sie werden später mit desto größerer Wuth ausbrechen, und es ist sehr die Frage, ob die sociale Constitution der Franzosen unter derselben nicht erliegen wird. Kartätschen sind ein gutes Mittel, aber ein Universalmittel sind sie nicht; und wenn sie helfen sollen, so kommt es darauf an, wann und zu welchem Zwecke man sie anwendet? Eine Herzkrankheit kann man dadurch nicht kuriren, daß man einen Zahn auszieht; sie will ihren von der Natur vorgeschriebenen Verlauf und ihre naturgemäße Krisis haben. Louis Napoleon hat Frankreich einen Zahn ausgezogen, aber das Herzübel hat er nicht geheilt; er hat es nur verschlimmert.

V.

Unsere Politiker wollen häufig Dinge vereinigen und neben einander bestehen lassen, die sich nicht vereinigen lassen und nicht neben einander bestehen können. Sonst achtbare Katholiken in Frankreich halten die politische Freiheit der Kirche für möglich neben der Despotie, neben der Illegitimität und neben der centralisirten Bureaukratie. Welche Täuschung! welche Absurdität! Als ecclesia pressa kann unsere heilige Kirche, unter dem Beistande Gottes, trotz jeder Staatsform existiren; aber als freie Corporation mit allen Rechten, die ihr zukommen, kann sie nur existiren bei der Legitimität, bei corporativem Selfgovernement, welches den absolutistischen Mechanismus einer Alles regierenden, von einer Centralmacht willkürlich ernannten Beamtenklasse ausschließt. Jene politische Ordnung, die wir im Mittelalter erblicken, wenn auch nicht vollkommen durchgeführt, ist die einzige, die sich mit der Freiheit der Kirche verträgt; ja noch mehr, sie ist die einzige, welche die sittlichen Lehren der Kirche auf die Staatsordnung anwendbar macht. Es war nicht Zufall, daß jene politische Gliederung sich neben der Kirche entwickelte; es war innerste Nothwendigkeit, die aus dem Wesen und den Anforderungen der Kirche selbst hervorging. Mancher wohlwollende Staatsmann mag es mit der Emanzipation der Kirche redlich meinen; aber er wird gezwungen seyn, alle bereits gemachten Conzessionen allmählig wieder zurückzunehmen, wenn es nicht gelingt, jene analoge Ordnung im Staate wieder herzustellen. Wir denken dabei zunächst nicht an Frankreich, welches auf längere Zeit noch gar nicht in Betracht kommen kann; wir denken vielmehr an Oesterreich.

VI.

Der Kaiser von Oesterreich hat den Titel: „apostolische Majestät" wieder angenommen; ein abermaliger Beweis, daß dieser Herr den Beruf eines Kaisers von Oesterreich wohl zu erkennen weiß. Könnte man das nur auch von allen seinen Dienern sagen! Aber wenn der Kaiser sich nicht für zu gut hält, ein Bote und Bekenner Christi seyn zu wollen, sollten da die Diener, seine Räthe und Beamten sich klüger und stolzer dünken dürfen? Und doch würde sich das Wort „apostolisch", vor den Namen manches hohen wie niedern Beamten gesetzt, gar sonderbar ausnehmen, und man würde unwillkürlich dabei an lucus a non lucendo denken müssen.

Was ist die erste nothwendige Eigenschaft eines Rathgebers Seiner apostolischen Majestät, des katholischen Kaisers von Oesterreich? die erste Grundbedingung, ohne die er den heiligsten Interessen der Monarchie nicht wird genügen können? Aufrichtiger katholischer Glaube und aufrichtige katholische Frömmigkeit. Es gehören freilich noch andere Eigenschaften dazu, Talente und Kenntnisse mancher Art, denn nicht jeder gute Katholik ist darum schon ein guter Staatsmann oder Minister, aber alle diese Eigenschaften stehen erst in zweiter Linie.

Wie der Mensch glaubt, so lebt er; das ist ein alter Satz. Regieren gehört aber auch zum Leben, und man kann daher auch sagen: „wie der Mensch glaubt, so regiert er." Ein Staatsmann, ein Beamter, der nicht aufrichtigen Herzens Katholik ist, kann auch keine katholische Politik befolgen. In der Religion ist Wissen und Glauben eins; wer nicht glaubt, ist in religiöser Beziehung ein Idiot, und muß

daher nothwendiger Weise Fehler über Fehler begehen, sobald er die Religion zu vertreten hat.

VII.

Katholische Politik! Leicht gesagt, aber schwer gethan und schwer begriffen. Man rufe hundert gläubige vortreffliche Katholiken zusammen und lege ihnen eine bestimmte politische Frage der Gegenwart vor, — wahrscheinlich werden die verschiedensten und entgegengesetztesten Antworten zu Tage kommen. Wollen wir aufrichtig seyn, so müssen wir bekennen, daß die öffentliche Moral (Politik) den Katholiken in den letzten Jahrhunderten einigermaßen abhanden gekommen ist, und daß sie sich auf die guten Werke und auf den sittlichen Wandel im Privatleben besser verstehen, wie im öffentlichen Leben. Die Ursache dieser politischen Verworrenheit läßt sich auch leicht aus der Geschichte der letzten drei Jahrhunderte und aus der abnormen Stellung der katholischen Kirche zu der weltlichen Gewalt erklären. Auch der Klerus leidet an dieser Verschwommenheit der sittlich-politischen Begriffe, wie das jüngste Beispiel in Frankreich auf's Neue gezeigt hat. Es gibt tausend vortreffliche Geistliche, die Vorbild und Führer in allen christlichen Privattugenden seyn können, und es doch nicht verstehen, die Anordnungen der christlichen Sittenlehren auf die konkreten Fälle des öffentlichen Lebens zu machen.

Katholische Politik — was heißt das? Wir haben gewisse katholische Zeitungen, welche diese Aufgabe dadurch zu lösen suchen, daß sie Alles befürworten und vertheidigen, was nur irgend von einer katholischen Partei, oder auch nur von einzelnen Katholiken ausgeht; sie nennen Alles katholisch, was nur dem Fleische nach katholischen Ursprunges ist.

Das ist aber keine katholische Politik, sondern höchstens nur eine Politik gewisser Katholiken. Und doch kann dieses krankhafte Mißverhältniß zwischen katholischer Ethik und katholischer Politik, zwischen praktischer Moral im Privatleben und im öffentlichen Leben nicht länger so fortdauern.

VIII.

Viele Katholiken bilden sich ein, an die katholische Kirche zu glauben, und glauben doch nicht daran. Als ich jüngst mit einem sehr geistreichen, ritterlichen Manne sprach, der überall, wo nur die Kirche bedroht wird, mit Aufopferung zu Hülfe eilt und bei diesem Gespräche der Möglichkeit der Conversion des protestantischen Nordens erwähnt wurde, antwortete er mir: „der Katholicismus paßt nicht für den nordischen Charakter.“ Ich hätte freilich nur auf Westphalen hinweisen können, um ihn zu widerlegen; aber ich war so erschrocken, daß ich unwillkürlich schwieg. Aus diesen wenigen Worten sah ich, daß der übrigens vortreffliche Mann nicht Katholik, sondern Pantheist war, und daß all seine Frömmigkeit nur in einer sehnsüchtigen Gefühlserregung, nicht aber im Glauben wurzle, — der Buddhaismus des Indiers, der Mahomedanismus des Arabers, der Katholicismus des Spaniers und der Protestantismus des Engländers, — alle diese Glaubensrichtungen sind dieser Aeußerung nach nur klimatisch-geschichtliche Ausflüsse und Produkte einer pantheistischen unbegreiflichen Weltseele, die alle ihre relative Berechtigung, ihre subjektive Wahrheit haben, aber von der absoluten Wahrheit alle gleichweit entfernt sind. Wer aber nicht glaubt, daß Christus und seine Kirche für die Lappländer eben so gut da ist, wie für die Neger; wer nicht glaubt, daß die Lehre der Kirche *absolute* Wahrheit sei, der mag

sich stellen wie er will, zuletzt muß er, wenn er ehrlich gegen sich seyn will, eingestehen, daß er gar nicht an die Kirche glaubt. Eine relative Berechtigung der Kirche ist gleich ihrer völligen Nichtberechtigung; eine relative Wahrheit der katholischen Lehre ist gleich ihrer völligen Unwahrheit. Die katholische Lehre ist entweder die absolute Wahrheit, oder sie ist gänzlich unwahr. Ich fürchte, die Zahl jener pantheistischen Katholiken, jener gläubigen Atheisten ist größer, als man gewöhnlich annimmt.

IX.

„Graf, dieser Mortimer er starb Euch sehr gelegen", sagt Burleigh zu Leicester. Mit gleichem Rechte könnte man jenen sonst achtbaren Katholiken in Frankreich, von denen oben die Rede, zurufen: „diese Confiscationen kamen Euch sehr gelegen, um Euch mit Anstand von der Gemeinschaft mit Louis Napoleon wieder lossagen zu können." Ehrlicher freilich und würdiger wäre es, wenn sie die sittliche und politische Verirrung offen eingeständen, als sich hinter einen falschen Vorwand zu stecken, durch den ohnehin Niemand getäuscht wird. — Diese Politiker gehören zu einer Klasse von Menschen, gegen deren Ansichten man nicht genug auf seiner Huth seyn kann; es sind Phantasten mit dem Kopfe, Doctrinärs mit Esprit. Sie experimentiren mit der Kirche, wie Vergniaud und Brissot ihrer Zeit mit dem Staate experimentirt haben. Wie diesen fehlt es ihnen nicht nur an zureichender Kenntniß der Geschichte, sondern auch an natürlichem, geschichtlich-praktischen Sinne.

XXVI.

Das Königthum der Hebräer.

(Ein Beitrag zur Physiologie der Gesellschaft.)

Vierter Artikel.

Die Geschichte lehrt, daß weder das Eine noch das Andere der beiden getrennten Reiche Israels bloß menschlicher Macht erlegen ist. Gott hat sich selbst in dieser Periode des Verfalls, in Juda wie in Israel, nicht unbezeugt gelassen, und durch mehrere wunderbare Siege, die er dem einen wie dem andern Reiche über Syrer und Assyrer verlieh, den Beweis geliefert, daß Uebermacht allein nicht im Stande gewesen wäre, die Nachkommen der Erzväter zu überwältigen, so lange der Gott Abrahams auf ihrer Seite stand. Erst als er seine Gnade von dem Volke zurückgezogen, welches den oft erneuerten Bund wieder und immer wieder gebrochen, ging zuerst Israel, und 126 Jahre später auch Juda zu Grunde. Beiden gereichte die Hinneigung zu Aegypten, dem sie, aus falscher Staatsklugheit, taub gegen die Warnungen der Propheten, sich im Conflicte mit Assyrien und Babylon zugewendet, zum Fall und Verderben. Vergebens hatte Jeremias, noch unmittelbar vor der letzten Entscheidung gerufen: verflucht der Mensch, der sein Vertrauen

auf Menschen setzt, und Fleisch zu seinem Arme wählt, und dessen Herz vom Herrn abweicht (Jerem. 17, 5). Vergebens hatte er seinem, dem Untergange geweihten Volke ohne Hülle und Umredung verkündigt: wie die Wucht seiner Sünden es zu Boden drücke, und wie jetzt, nachdem der Herr es zur Strafe in die Hand Nabuchodonosors gegeben, keine andere Rettung mehr übrig sei, als demüthige Unterwerfung unter die Strafgeisel des Allerhöchsten, und Ergebung an den Gewaltigen, gegen den fortgesetzter Widerstand eine Thorheit wäre. Was darauf dem Propheten Gottes von dem eitlen Vaterlandsdünkel seines Volkes widerfuhr, wie man ihn schlug und in den Stock legte, wie der König Sedekias das Buch seiner Weissagungen verbrennen ließ, die Fürsten des Königs aber ihn in die Cisterne warfen, und der König selbst ihn nur noch verstohlen und heimlich zu hören wagte, ohne des Propheten letzten Rath sich zur Rettung des Lebens dienen zu lassen, endlich, wie der Seher selbst, von Nabuchodonosor geehrt, aber von den Juden mit Gewalt und wider Willen nach Aegypten fortgerissen, und dort, trotz seiner bessern Erkenntniß und des Streubens gegen sein Geschick von seinen Landsleuten gesteinigt wird; dieß Alles ist Typus und Vorbild des Schicksals Jener, denen in späteren Zeiten der schmerzliche und schreckensreiche Beruf geworden ist, inmitten eines von Gott verworfenen, oder schwerer Züchtigung aufbehaltenen, aber vom Dämon der Hoffahrt gestachelten Volkes weiter als ihre weltklugen Zeitgenossen sehen, und der hochmüthigen Verblendung ihrer Landsleute die Gerichte Gottes ankündigen zu müssen.

Wer die Geschichte des eben geschilderten Zeitraums von der Trennung der Reiche Israel und Juda bis zum Untergange des letztern mit offenem Auge überblickt, kann sich einer Reihe ungemein lehrreicher, historisch-politischer Folgerungen unmöglich verschließen. Zuvörderst ist es Thatsache, daß das rechtmäßige Königshaus im Reiche Juda sich bis zum Untergange dieses Staates beim Hause Davids erhält, wäh-

rend der auf Usurpation gegründete Thron in Israel während eines Zeitraums von 261 Jahren nicht weniger als acht Mal umgestürzt wird. In der Regel ist hier jeder Wechsel der Dynastie mit der sorgfältigen Ausrottung aller Glieder des gestürzten Hauses verbunden. Sollte dieß nicht ein Zeichen seyn, daß zur Blüthe eines Regentenstammes außer der Macht auch noch etwas Anderes und Höheres gehört, was der Menschen Tapferkeit und Klugheit sich nicht selbst geben kann: der Segen Gottes, der auf einem bestimmten Geschlechte ruht.

Wir lernen ferner aus jenem Abschnitte der Geschichte, daß selbst einzelne, große reformatorische Regenten, wie Asa, Josaphat, Joathan, Ezechias in Juda, Jehu in Israel, allein und für sich nicht im Stande sind, ihre Völker zu retten, wenn diese einmal die abschüssige Bahn zum Untergange betreten, und schwere Verschuldungen auf sich geladen. Es ist ein allgemeines, durch die ganze Weltgeschichte gehendes Gesetz: daß der Mensch — das einzelne Glied in der Kette der Generationen — sich weder von der Vergangenheit, noch von der Zukunft seines Geschlechtes lossagen kann. Er muß die Sünden der Väter vertreten, und vererbt Schuld und Verdienst der Vorfahren, wie die eignen, weiter auf seine Kinder und Kindeskinder. Wie unsere Nachkommen unser Verdienst und unsre Schuld tragen müssen, so haben auch wir unsern Antheil an dem Lohn oder der Strafe unsrer Voreltern. Diese Solidarität der Geschlechter tritt besonders in dem hier in Rede stehenden Zeitraume hervor. Das Buch der Könige sagt von Abiam, dem Könige von Juda, daß er in allen Sünden seines Vaters Roboam gewandelt sei, und sein Herz sei nicht vollkommen mit dem Herrn seinem Gott gewesen, wie das Herz Davids seines Ahnherrn. Aber um Davids willen gab ihm der Herr sein Gott eine Leuchte zu Jerusalem, und stellte seinen Sohn nach ihm auf, und bestätigte Jerusalem, darum, daß David Recht gethan in den Augen des Herrn, und nicht wich von Allem, was er ihm geboten hatte, alle Tage seines Lebens, außer in Ansehung Urias;

des Hethiters (3. Kön. 15, 3. 4). Ebenso erbarmte sich der Herr über Israel, und wandte sich wieder zu ihm, um seines Bundes willen, den er mit Abraham und Isaak und Jakob hatte, und er wollte sie nicht verderben, noch gänzlich verwerfen bis auf diese Zeit (4. Kön. 13, 23). Dagegen gibt die heilige Geschichte dem Josias das Zeugniß, daß vor ihm kein König war, der sich wieder kehrte zu dem Herrn aus seinem ganzen Herzen und aus seiner ganzen Seele und aus allen seinen Kräften, nach dem ganzen Gesetz Mosis. Dennoch aber wandte sich der Herr nicht ab von dem Zorne seines großen Grimmes, womit sein Grimm gegen Juda erzürnet war, um der Reizungen willen, womit ihn Manasses (des Josias Vorfahr im zweiten Gliede) gereizt hatte (4. Kön. 23, 25. 26). Denn Gott der Herr, der Eiferer, thut wohl denen, die ihm dienen bis in die tausendste Generation, rächet aber die Sünden derer, die sein Gebot übertreten, bis in's dritte und vierte Glied.

Ein zweites großes Weltgesetz, welches seine Wirkungen bis in die einzelnsten Beziehungen des Lebens hinein erstreckt, ist das: daß keine Schuld ungesühnt bleiben kann. Darum müssen, wie einer der größten Denker neuerer Zeit gesagt, die Staaten und Völker, die kein künftiges Leben haben, noch auf Erden ihre Versündigungen büßen. Das Land der Juden, welches lange Zeit seine Sabbathjahre nicht gefeiert hatte, mußte, während das Volk theils nach Babylon abgeführt, theils nach Aegypten entflohen war, wüst und unbebaut liegen, bis es wider Willen die versäumten Jahre der Ruhe gefeiert hatte. „Denn die ganze Zeit der Verwüstung hielt es den Sabbath, bis daß siebenzig Jahre voll waren (2. Chron. 36, 21).“

Endlich können wir aus dem Exil der Juden lernen, daß alle Strafe Gottes nicht nur ein Werk der Gerechtigkeit, sondern auch der Liebe ist Denn das einzige Mittel an dem Volke Gottes das zu erhalten, was noch erhalten zu werden verdiente: seine im Glauben der Väter wurzelnde Eigenthüm-

lichkeit, das einzige Mittel, die der Rettung fähigen Glieder der Nation auf den Pfad ihrer Pflicht zurückzuführen, Israels Geschichte noch um mehr als ein halbes Jahrtausend zu verlängern, und eine künftige Auferstehung möglich zu machen, war ein einstweiliger, politischer und socialer Untergang. Sollte die Zerstörung aber jenen Zweck erreichen, so mußte sie in die Tiefe gehen, und von dem Gebäude der hebräischen Societät durfte vorläufig kein Stein auf dem andern bleiben.

Die Geschichte dieses Vernichtungsprocesses ist in Kurzem folgende. Mit dem Reiche Israel begann die Verwüstung. Phakei, der durch Mord und Usurpation auf den Thron von Israel gekommen, hatte den König Achaz von Juda überwunden, und dadurch den Angriff des Theglathphalasar, Königs von Assyrien, des Bundesgenossen des letztern, auf sich gezogen. Dieser begann die Zerstückelung des Reiches Israel (740), nahm die Landschaften Galaad und Galiläa weg, führte die Einwohner in sein Reich und verpflanzte fremde Ansiedler in die eroberten Theile des israelitischen Landes. Osea, der letzte König von Israel, ward dem Könige Salmanasar von Assyrien unterthan und gab ihm, als Anerkenntniß der Oberherrschaft, Tribut. Da aber der König von Assyrien inne ward, daß Osea sich auflehnen wollte und Boten zu Sua, den König von Aegypten, gesandt hatte, um sich der Abhängigkeit von Assyrien zu entziehen, fiel er auf's Neue in das Reich Israel ein, eroberte und zerstörte Samaria nach dreijähriger Belagerung, führte den König gefangen mit sich, und verpflanzte, Empörungen zu verhüten, den größten Theil der Israeliten als Ansiedler in assyrische Landschaften. Statt ihrer wurde aus andern Gegenden des weiten Reichs anderes Volk in das nunmehr vernichtete israelitische Reich gesendet, welches zu dem Dienste seiner heimischen Götter die Verehrung Jehova's, als des Gottes dieses Landes, nach der Weise der Israeliten, an-

nahm, woraus eine Religionsmischung entstand, die sich in jenem Lande viele Jahrhunderte lang erhielt (4. Kön. 17, 33).

Dem Reiche Juda fristete inzwischen die Frömmigkeit des Ezechias seinen Bestand. Aber als dessen Nachfolger Manasse sich Israels Geschick nicht zur Warnung dienen ließ, führte König Assarhaddon ihn gefangen nach Babylon. Doch nach einem Jahre gab er ihn wieder frei. Juda stand jetzt schwankend und unselbstständig zwischen Aegypten und der großen assyrisch-babylonisch-chaldäischen Macht. Manasse's dritter Nachkomme (Joachaz) wird von Pharao Necho gefangen genommen und nach Aegypten geführt, Juda dem letztern Reiche, zinspflichtig, Eliakim von Necho zum Könige eingesetzt, sein Name in Joakim verändert (4. Kön. 23, 30 — 34; 2. Chron. 36, 1—4). Aber schon im Jahre 606 geräth Nabuchodonosor (der Sohn des Nabopalassar, der Assyrien gestürzt und das babylonisch-chaldäische Reich gestiftet hatte) in Krieg mit dem Könige von Aegypten, entreißt ihm alle Eroberungen in Asien, belagert Jerusalem und macht den gefangenen König Joakim zu seinem zinspflichtigen Lehensmanne. (4. Kön. 23, 35 — 37. 24, 1. 2. Chron. 36, 5—7. Dan. 1, 1. 2.) Von diesem Zeitpunkte an, wo bereits einige vornehme Juden, unter ihnen Daniel, nach Babylon in's Exil geführt werden, rechnet man den Anfang der siebzigjährigen Gefangenschaft. Vier Jahre später fällt Joakim vom Könige von Babylon ab; aber alsbald sendet Nabuchodonosor ein Heer von Syrern und Chaldäern Diese erobern und plündern das Land, Joakim wird ergriffen und getödtet, sein Leichnam verwest unbegraben vor den Thoren Jerusalems. Demüthig unterwirft sich sein Sohn Jechonias dem inzwischen angelangten Nabuchodonosor (Jeremias 22, 24—30). Dieser läßt wieder 10,000 der vornehmsten oder brauchbarsten Juden mit den königlichen und Tempelschätzen nach Babylon führen, und setzt Mathanias, den Oheim des Joakim, zum Könige, dem er den neuen Namen Sedecias gibt (4. Kön. 34, 8 — 17. 27—30; 2. Chron. 36, 9. 10;

Jer. 24, 1). Dieser jedoch, im falschen Vertrauen auf die Hülfe Aegyptens, bricht seinen Eid und fällt in offener Empörung auf's Neue von Nabuchodonosor ab. Ergrimmt rückt dieser (um das Jahr 590) gegen Juda, erobert alle festen Städte und belagert Jerusalem achtzehn Monate lang. Als endlich die heilige Stadt im Sturm erobert und Sedekias auf der Flucht gefangen wird, ergeht ein schweres Gericht über den unglücklichen König und sein Volk. Als rebellischer Vasall wird er geblendet und in Ketten nach Babylon gebracht, der Hohepriester Saraja, nebst mehreren Befehlshabern und Vornehmen hingerichtet, der größte Theil der übrigen Einwohner gefangen weggeführt, und als Ansiedler in entfernte, wüst liegende Landstriche jenseits des Eufrat verpflanzt. Zuletzt läßt Nabuchodonosor durch seinen Feldherrn Nebuzarden die Tempelschätze rauben, den Tempel, den königlichen Pallast und ganz Jerusalem anzünden, die Mauern und Festungswerke schleifen.

Ueber den letzten Rest der Zurückgebliebenen wurde Godalias, einer derselben, zum Statthalter eingesetzt. Aber ein von Unabhängigkeitsdünkel und Wiederherstellungsträumen berauschter Abkömmling der jüdischen Könige, Ismahel, glaubte seinen Landsleuten am besten zu dienen, wenn er sein Befreiungswerk mit der Ermordung des rechtschaffenen Statthalters und siebenzig seiner Landsleute anfing, die gekommen waren, auf der Tempelstätte ein Opfer zu bringen. Er selbst entfloh mit acht Genossen zu den Ammonitern. Da wollte der Rest der Juden die Rache Nabuchodonosors nicht abwarten, sondern entfloh, wider den Rath des Jeremias, in Masse nach Aegypten. Fortan blieb das Land völlig wüst liegen, bis die siebenzig Jahre der Gefangenschaft erfüllt waren.

Von den im babylonischen Reiche wohnenden Juden wissen wir nur, daß sie **nicht** gezwungen wurden, ihre väterländischen Sitten und Gebräuche aufzugeben. Sie lebten, wo sie in Gemeinden zusammenwohnten, nach ihrem vaterlän-

bischen Gesetz, und unter ihren eigenen Gemeindeobrigkeiten und Aeltesten, die jährlich aus dem Volke bestellt wurden (Daniel 13, 5). Diese übten eine Gerichtsbarkeit, die sich selbst bis zur Hinrichtung der Verbrecher erstreckte, welche nach dem Gesetze Mosis den Tod verdient hatten (Ebendas. V. 61). *) Die Nachkommen der Könige aus dem Hause Davids genossen nicht bloß während des Exils, sondern auch noch viele Geschlechtsfolgen später bei den im babylonischen Reiche zurückbleibenden Juden, als „Fürsten der Gefangenschaft" königliche Ehren und großes Ansehen. Auch das Hohepriesterthum erbte sich durch die Zeit der Zerstörung und Gefangenschaft fort bis zur Wiederherstellung des jüdischen Staats. Dagegen lag es in der Natur der Verhältnisse, daß die alte Stammesverfassung sich bei den Trümmern des Volkes insofern völlig auflöste, als theils die Stammesgenossen nicht mehr bei einander wohnten, theils auch in den Stürmen der Zeit Viele ihre Geschlechtsregister und mit ihnen den Beweis ihrer Abkunft verloren hatten (1. Esdra 2, 59. 62).

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Die lächerliche Wuth, mit der Michaelis über die Glaubwürdigkeit der Geschichte von der Susanna und dem prophetischen Jünglinge Daniel herfällt (Mosaisches Recht Th. 6. S. 95), ist ein würdiges und bezeichnendes Vorspiel für die spätere protestantische Exegese seit Paulus und de Wette.

XXVII.

Das Königthum der Hebräer.

(Ein Beitrag zur Physiologie der Gesellschaft.)

Vierter Artikel.

(Fortsetzung.)

Siebenzig Jahre hatte die Gefangenschaft der Juden gedauert, als Gott die Gewalt über sie in andere Hände gab, und die Stunde ihrer Erlösung schlug. Das babylonisch-chaldäische Reich brach unter den Schlägen des siegreichen Perserkönigs zusammen; die Weltherrschaft fiel in seine Hand. Bei den Persern hatten die Uroffenbarungen der Menschheit sich am reinsten erhalten. Dieß Volk war daher der mosaischen Lehre zugänglicher geblieben, als irgend ein anderes vorchristliches. So erklärt es sich, daß Cyrus, aus wahrer Ehrfurcht vor dem Gotte der Juden und erschüttert durch die auf ihn selbst sich beziehenden Weissagungen des Propheten Jesaias (44, 28.), die Wiederherstellung ihres theokratischen Staates beschloß. Der Glaube des Volkes, der sich troß des politischen Unterganges erhalten hatte, wurde in solcher Weise der Keim der Restauration, der merkwürdigsten, von der die Geschichte Meldung thut. Die Religion war der Boden, aus welchem, wie die Umstände sich wieder günstig gestalteten, der vom Erdboden vertilgte jüdische Staat wieder emporwachsen konnte.

Die von Cyrus angeordnete und beförderte Restauration war keineswegs bloß ein Versuch, frühere politische Zustände äußerlich und mechanisch wieder herzustellen. Eine solche Restauration ist bisher noch zu allen Zeiten mißglückt, weil sie kraft innerer Nothwendigkeit mißglücken muß, und dieß zwar, weil der Mensch das, was wirklich gestorben und begraben ist, nicht wieder lebendig machen kann. Das Lebensprincip, die Seele der hebräischen Societät, der überlieferte Glaube war aber nicht gestorben. Es kam nur darauf an, daß die äußern Hindernisse der Verbannung und Gefangenschaft gehoben wurden, damit die alte Religion dieses Volkes auch nach außen hin ihre erneuerte Wirksamkeit beginnen, und von innen heraus eine neue politische Gesellschaft nach dem Bilde des mosaischen Gesetzes schaffen konnte. Man ist berechtigt, diesen neuen Staat im gewissen Sinne eine zweite Schöpfung zu nennen, nur war es (wie denn ein solcher Versuch überhaupt unmöglich ist) nicht nöthig, für denselben eine Verfassung zu erfinden. Die hebräische Constitution lag bereits in den Büchern der mosaischen Offenbarung fertig vor. Jeder, der die Restaurationsperiode mit erlebt und beobachtet hat, welche dem Wiener Congresse folgte, wird den innern, wesenhaften Unterschied zwischen den Wiederherstellungen dieser Zeit und der von Cyrus ausgehenden Restauration zu würdigen wissen. So wenig der Mensch auch nur eine verflossene Minute seines Lebens zurückrufen kann, so wenig ist irgend eine Macht auf Erden im Stande, thatsächliche Zustände und äußere Verhältnisse wieder herzustellen, wenn sie einmal untergegangen sind. Aber eine noch vorhandene, nur gefesselte Lebenskraft kann befreit werden und wieder in Wirksamkeit treten. Dann wird sie sich in neuen Gestaltungen offenbaren, die zwar immer der alten unvertilgbaren Volksanlage und Eigenthümlichkeit, so wie der ursprünglichen, in Religion und Sitte liegenden Mitgift entsprechen, niemals aber eine bloß äußerliche, sklavisch-absichtliche Wiederholung dessen seyn werden, was schon da war.

Daß eine solche bei der Rückkehr der Juden aus dem Exil nicht einmal möglich gewesen wäre, erhellt schon aus dem einfachen Umstande, daß diese zweite Besitznahme des gelobten Landes unter ganz andern Umständen erfolgte, als der erste Einzug unter Josua. Es war nicht mehr die Gesammtheit der zwölf Stämme, welche, wie damals, Kanaan eroberte. Ein kleines Häuflein kehrte unter dem Schutze und mit Erlaubniß eines dem Hause Israel fremden, mächtigen Herrn in das Land seiner Väter zurück. Der erste Zug der Wiedereinwandernden (536 v. Chr.) war nicht viel über 42,000 Seelen stark; die Zahl ihrer Knechte und Mägde betrug etwas mehr als 7000. Die Meisten gehörten den Stämmen Juda und Benjamin an, auch waren Priester und Leviten bei dem Heere. Das Buch Esdra macht nach den Stämmen und Geschlechtern nur 29,818 namhaft, während dieselbe Quelle die Gesammtzahl auf 42,360 angibt. Es ist also zu vermuthen, daß die Ueberzähligen den andern zehn Stämmen angehört, ihre Abstammung jedoch nicht mehr haben beweisen können. Von den Söhnen der Priester, die ihre Geschlechtsregister verloren hatten, wird ausdrücklich erwähnt, daß sie aus dem Priesterthum gestoßen worden, und vom Allerheiligsten nicht essen sollten, bis ein Priester aufstünde, der wiederum mit dem Urim und Thurim Gott über deren Herkunft befragen könnte, d. h. bis Gott seinen Willen wieder durch dieses Orakel offenbaren werde, was mit der babylonischen Gefangenschaft nicht minder, wie die Sendung der Propheten aufgehört hatte. Aber nicht nur, daß die Zahl Derer, die überhaupt daran dachten, den Tempel und das Gottesreich wieder aufzurichten, klein war, so mußten sie sich noch des Andranges der Samaritaner erwehren, welche mit aller Macht begehrten, am Bau des Tempels Theil zu nehmen und eine Religionsmischung zwischen der reinen, mosaischen Ueberlieferung und ihrem eigenen, durch abgöttische Beimischungen entstellten Cultus herbeizuführen. Entgegenge-

setzten Falles trachteten sie wenigstens, das Werk der Wiederherstellung nach Kräften zu hemmen und zu stören.

Eine zweite Rückwanderung ging beinahe achtzig Jahre später unter dem Priester Esdra vor sich, dem wiederum ein den Juden günstiger König, Artaxerxes I., Auftrag und Vollmacht ertheilte, den Staat und die Kirche in Judäa zu ordnen, und der eine Kolonie von einigen tausend Israeliten aus allen Stämmen nach Jerusalem führte.

Die wiedererstehende jüdische Gesellschaft war kein atomistischer Haufe von Individuen. Die zurückkehrenden Trümmer Israels hatten noch immer natürliche, geborne Häupter, die, als es sich um eine Wiederherstellung handelte, naturgemäß und von selbst an die Spitze des neuen Organismus traten. Nach der Erlaubniß, die Cyrus gegeben, machten sich zuerst „die obersten Väter von Juda und Benjamin und die Priester und Leviten“ auf, und außerdem „ein Jeglicher, dessen Geist Gott erweckt hatte, hinaufzuziehen (Esra 1, 5).“ Oberster Führer war Zorobabel, mit dem persischen Namen Sassabasar geheißen, „ein Fürst aus dem Stamme Juda“, Nachkomme Davids und Enkel des Königs Jechonias (Matthäus 1, 12). Ihm war zudem von Seiten des persischen Königs das Amt eines Statthalters von Judäa übertragen worden. Neben ihm stand an der Spitze der Juden Josue, der Sohn Josedecs und Enkel Saraja's, (I. Esra 3, 2). Esdras, der Führer des zweiten Zuges, war ebenfalls ein Enkel oder Urenkel des Saraja, ein Sprößling aus dem Hause Aaron (I. Esra 7, 1 — 6). Er, wie seine Vorgänger, hatte zur Ausführung seines Planes Vollmacht und Auftrag von dem Perserkönige empfangen. Stamm und Geschlecht des Nehemias, der bald nachher mit einer ähnlichen Sendung betraut wurde, kennen wir nicht. Aber auch er bekleidete am Hofe des Königs den hohen Ehrenposten eines Mundschenken. Jedenfalls ist also so viel klar, daß die Gewalt im neuen Staate der Juden nicht auf Uebertragung von unten herauf,

sondern meistens auf vornehmer, bevorzugter Geburt, oder auf eigner Macht, auf schon erworbenem Ansehen, die der Anführer entweder bei seinem eignen Volke, oder bei den auswärtigen Herren desselben, oder — und dieß war wohl die Regel — bei beiden besaß.

Sehen wir auf die Einrichtungen, die in dem neuen theokratischen Staate getroffen wurden, so handelte es sich zunächst darum, einen Zustand zu gründen, der sich dem Gesetze Mosis so viel wie möglich annäherte. Die nächste und wichtigste Angelegenheit war die Wiedererbauung des Tempels, dessen die jüdische Societät als sichtbaren Mittelpunktes bedurfte, der aber erst nach Ueberwindung zahlloser Hindernisse und vielfacher Unterbrechungen zu Stande kam. Dann suchte Esra, auf den Antrag der Stammesfürsten und Vorsteher der Juden, dem Gräuel der Mischehen mit den Abkömmlingen anderer Völker, der bei den Juden überhand genommen hatte, zu steuern. Diejenigen, welche in solcher Verbindung lebten, wurden genöthigt, ihre Weiber zu verstoßen (I. Esra 9. 10). Später setzte Nehemias auf's Neue die mosaischen Gesetze wider den Wucher in Kraft, und ließ die Reichen und Vornehmen in Gegenwart der Priester schwören, sie zu halten (II. Esra 5.) Und als endlich die Mauern Jerusalems wieder gebaut waren, versammelte sich alles Volk zum Feste der Laubhütten, und erneuerte den Bund mit Gott. Die Fürsten, die Leviten und die Priester versiegelten ihn, d. h. sie unterschrieben die darüber errichtete Urkunde. Sie gelobten und schwuren aber, daß sie wandeln wollten im Gesetze Gottes, welches er durch die Hand Mosis seines Knechtes gegeben, und halten und thun alle Gebote des Herrn und seine Rechte und Ceremonien. Dahin gehörte insbesondere die Sabbathsfeier in allen ihren Abstufungen. „Wenn die Völker im Lande am Tage des Sabbaths Waare bringen und allerlei zum Gebrauche, um es zu verkaufen, so wollen wir es nicht abnehmen von ihnen am Sabbathe und

am geheiligten Tage. Und wir wollen freilassen das siebente Jahr *) und von jeder Schuldforderung abstehen (II. Esra 10, 31)." Weiter versprachen sie in diesem Staatsgelübde, alle Abgaben an Opfern und Zehnten und Erstlingen an den Tempel zu entrichten, wie es im Gesetz geschrieben steht (II. Esra 10, 33 — 39). Sie führten zu demselben Zwecke eine neue stehende Abgabe ein. Hatte früher jeder Israelit, der über zwanzig Jahre alt war, ein für alle Mal einen halben Seckel an den Tempelschatz gegeben, so wurde es jetzt, vielleicht wegen der so sehr verringerten Volkszahl, zum Gebote gemacht, jährlich den dritten Theil eines Seckels zu geben zum Dienste des Hauses Gottes (V. 32 ebendas.). Endlich war, wegen der völlig veränderten Verhältnisse eine neue Vertheilung der Wohnsitze unter die zurückkehrenden Trümmer der ehemaligen Bevölkerung nöthig. Das Buch Esra (II. 11, 1 — 3) berichtet darüber, daß die Fürsten des Volkes zu Jerusalem wohnten. Das übrige Volk aber warf das Loos; aus Zehn mußte Einer in Jerusalem, der heiligen Stadt, wohnen, die übrigen Neun aber wohnten in den andern Theilen des Landes, Jeglicher in seinem Eigenthum und in seiner Stadt. Das Volk aber segnete alle Männer, die sich freiwillig erboten hatten, ihren, ohne Zweifel mit größern Kosten und Beschwerden verbundenen, Aufenthalt in der Hauptstadt zu nehmen (II. Esra 11, 1 — 3).

Daß an die Spitze des, in solcher Weise hergestellten Staates kein König, und überhaupt kein weltliches Oberhaupt treten konnte, folgt einfach aus dem Verhältnisse der Abhängigkeit vom Perserreiche, zu dessen fünfter Satrapie Judäa gehörte. Eben dadurch mußte der Hohepriester an Einfluß gewinnen; er war der natürliche Mittelpunkt, das nunmehr alleinige Haupt des jüdischen Volkes, in dessen Staatsleben jetzt wieder das priesterliche Element entschieden in den Vor-

*) Nach 2. Mos. 23, 10. 11; 3. Mos. 25. 10; 5. Mos. 15, 2.

dergrund trat. Neben und unter ihm wurde jedoch der hohe Rath wieder in's Leben gerufen, den einst König Josaphat (2. Chron. 19) geschaffen hatte. Wann? durch wen? und auf welche Veranlassung diese Erneuerung geschah, darüber geben die geschichtlichen Quellen keinen Aufschluß, wohl aber begegnen wir, nach dem Berichte des Flavius Josephus *) dem Sanhedrin unter dem asmonnischen Könige Hycken II. als einer in unbezweifelter Wirksamkeit bestehenden Behörde, die in wichtigen Staatsprocessen über Leben und Tod richtete.

Das Verhältniß, in welches späterhin dieser hohe Rath zur Römerherrschaft trat, soll weiter unten geschildert werden. Hier ist nur noch daran zu erinnern, daß der jüdische Staat seine Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit nach Innen zu größtentheils bewahrt, aber nach Außen hin seine Unabhängigkeit verloren hatte. — Das Recht und die Freiheit der Juden beruhte darauf, daß die Centralisation nicht im Geiste und Charakter des persischen Reiches lag. Die Abhängigkeit äußerte sich vornämlich darin, daß sie Schatzung, Zoll und jährliche Abgaben an Persien bezahlen mußten **), daß bei dem Regierungsantritte eines neuen Großherrn die Privilegien und Gnaden der jüdischen Nation bestätigt wurden ***), daß in Kriegszeiten ein jüdisches Contingent zum Heere der Perser stoßen mußte †), endlich daß, im Falle innerer Streitigkeiten der persische König selbst oder durch seine Satrapen eine oberstrichterliche Gewalt übte, wovon ein Beispiel unter

*) Lib. XIV. c. 9.

**) Dieß folgt aus I. Esra 4, 13.

***) Flavius Josephus Antiqq. L. XI. c. 5. führt davon ein Beispiel an.

†) Ein von Flavius Josephus (Contra Appionem Lib. I) angeführtes Fragment des Dichters Chörilus erwähnt eines in dem großen Heere, welches Xerxes gegen Griechenland führte, mitziehenden Volkes, welche Beschreibung augenscheinlich auf die Juden paßt.

der Regierung des Artaxerxes vorkömmt, aus welchem sich ergibt, daß die königlichen Statthalter zuweilen selbst nicht ohne Einfluß auf die Ernennung des Hohenpriesters waren. Jesua, der Bruder des Hohenpriesters Johanan, hatte von Bagoses, dem persischen Statthalter von Syrien und Phönizien, einen Anspruch auf die hohepriesterliche Würde, und in Folge desselben die Erlaubniß erkauft oder zum Geschenk erhalten: seinen Bruder ab und sich in dessen Stelle zu setzen. Bei dem Versuche von der, in solcher Weise erworbenen Würde Besitz zu ergreifen, führte ein Wortwechsel zwischen den Brüdern zur Gewalt, und Johanan erschlug seinen Bruder im innern Tempelhofe. Ergrimmt eilte Bagoses auf die Kunde von der blutigen That nach Jerusalem. Aber die Juden wehrten ihm, dem Unbeschnittenen, als er den Ort des Verbrechens besichtigen wollte, den Eintritt in das Heiligthum. Da rief er zornig aus: bin ich nicht reiner, als der Leichnam dessen, der in eurem eignen Tempel erschlagen liegt? und legte den Priestern eine Strafsumme von fünfzig Drachmen auf für jedes Lamm, welches hinfort im Tempel geopfert wurde *). Doch scheint, nachdem sieben Jahre später ein anderer Statthalter in die Stelle des Bagoses trat, diese Bedrückung aufgehört zu haben.

Der Sturz des persischen Reiches verwickelte auch Judäa in dessen Geschicke. Die Juden waren beim Herannahen des macedonischen Heeres ihrem, dem Perserkönige geleisteten Eide treu geblieben, und hatten, als Alexander während der Belagerung von Tyrus Lieferungen zum Unterhalte seines Heeres von ihnen verlangte, jede Unterstützung der Feinde ihres Herrn verweigert, weßwegen Alexander nach der Eroberung von Tyrus aufbrach, Jerusalem zu züchtigen. Aus dieser Noth rettete der Hohepriester Jaddus sein Volk. Gott hatte ihm in einem Gesichte den Befehl ertheilt, umgeben von den übrigen Priestern, den Tempeldienern und allem Volke, in seiner prie-

*) Flavius Josephus Lib. XI. c. 7.

fierlichen Tracht dem Eroberer entgegen zu gehen. Auf einem Hügel vor der Stadt erwartete er den König, der beim Anblicke der ehrwürdigen, ernsten Gestalt sich zur Erde beugte und eine heilige Scheu an den Tag legte, die alle Umstehenden in Erstaunen setzte. Nicht den Priester verehre er, sondern den Gott, dessen Priester Jener sei, antwortete er, als sein Feldherr Parmenio ihn nach dem Grunde seines Benehmens fragte. Zu Dio in Macedonien habe er einst erwogen, ob er den Krieg gegen die Perser unternehmen solle. Da sei derselbe Mann, den er jetzt vor sich sehe, in derselben Kleidung ihm im Traume erschienen, habe ihn zu diesem Kriege ermuntert und ihm die Hülfe Gottes versprochen, der das Reich der Perser in seine Hand gegeben. — Er umarmte hierauf den Hohenpriester, ging mit ihm in den Tempel und brachte dem Gotte der Juden seine Opfer dar. Jaddus aber zeigte und erklärte ihm die Prophezeiungen Daniels, die sich auf ihn und sein Reich bezogen. Bei seinem Abzuge verlieh Alexander dem jüdischen Volke das Recht, nach seinem Gesetze und seinem Glauben zu leben, und jedes siebente Jahr von allen Abgaben frei zu seyn *).

Nach dem Tode des Darius dienten die Juden, ohne weiteres Bedenken, im macedonischen Heere, wie sie früher den Perserkönigen gedient hatten. Doch wird berichtet, daß sie sich geweigert hätten, bei dem Wiederaufbau des Belustempels Hand anzulegen, weil ihr Glaube ihnen selbst eine entfernte Mitwirkung zum heidnischen Dienste untersagte. Nachdem sie durch keinerlei Strafen zu bewegen gewesen, bei dem verbotenen Werke Hand anzulegen, soll Alexander sie wegen ihrer Standhaftigkeit belobt und in ihre Heimath entlassen haben **).

Als nach dem Tode Alexanders sich seine Feldherren in sein Reich theilten, fiel Judäa zuerst (323) dem Laomedon

---

*) Josephus Flavius antiquitates Lib. XI. c. 8.

**) Josephus contra Appionem Lib. I.

zu. Ptolomäus, der Sohn des Lagus, der diesen mit Krieg überzog (320), mußte Jerusalem mit Gewalt erobern, weil die Juden an ihrem, dem Laomedon geleisteten Eide festhielten. Auch dießmal ehrte der Sieger die Treue selbst an den Gegnern. Er verpflanzte über 100,000 Juden nach Aegypten, und hob aus diesen 30,000 der kräftigsten zum Kriegsdienste aus, denen er ihrer Treue wegen die wichtigsten Posten und Besatzungen vertraute. Später (301) wurde Judäa auf eine Reihe von Jahren die Beute des Antigonus, der in der Schlacht bei Ipsus (301) Reich und Leben verlor. In der hierauf stattfindenden Theilung fiel Palästina dem Beherrscher Aegyptens, Ptolomäus zu, und blieb, im Innern von seinen Hohenpriestern regiert, hundert Jahre lang bei dem griechisch-ägyptischen Reiche.

Die Geschichte berichtet wenig Denkwürdiges aus dieser Periode. Die Regierung von Judäa lag, wie früher, in den Händen des geistlichen Oberhauptes der Nation, und der nach seinem eigenen Gesetze regierte, abhängige Kirchenstaat war, wie früher und seitdem, seinem auswärtigen Herrn tributpflichtig. In dieser Beziehung wiederholen sich lediglich dieselben Erscheinungen und Verhältnisse, wie bei andern tributbaren Staaten des Alterthums; Neigung zur Centralisation war der damaligen Politik fremd, und eine Anwandlung davon zeigt sich erst unter den Seleuciden. Aus der Zeit der ägyptischen Herrschaft berichtet Josephus *) nur, daß der Hohepriester Onias längere Zeit hindurch unterlassen hatte, dem Könige Ptolomäus Euergetes die herkömmliche, jährliche Abgabe von zwanzig Talenten zu zahlen. Da drohte der König Truppen zu schicken, welche die Juden vertreiben, ihr Land unter sich theilen sollten, wenn die aufgelaufene Schuld nicht sofort berichtigt würde. Zum Glück trat Joseph, ein Verwandter des Onias, als Vermittler auf. Er begab sich,

*) Antiquitt. Lib. XII. c. 3.

reich mit Geldmitteln versehen, an den ägyptischen Hof, und es gelang ihm durch Schlauheit, einnehmendes Wesen und große Geschenke nicht nur den Zorn des Königs zu besänftigen, sondern auch für sich die einträgliche Stelle eines Steuerempfängers in Cölesyrien, Phönicien, Judäa und Samarien zu erhalten, mittelst welcher er in kurzer Zeit zu unermeßlichem Reichthum gelangte. Solche Macht lag in den Händen dieser Finanzpächter, daß später die Nachkommen desselben Joseph ihre Familienzwiste in förmlichen Privatkriegen auskämpften. Uebrigens war die Herrschaft der Hohenpriesterdynastie, wie früher bereits erwähnt, durch den nach dem Exil sich allmählig entwickelnden Stand von juristisch-theologischen Schriftgelehrten beschränkt, aus denen sowohl der allgemeine, aus zweiundsiebenzig Mitgliedern bestehende Nationalrath zu Jerusalem, als die in jeder Stadt befindlichen, aus dreiundzwanzig Beisitzern bestehenden Sanhedrin besetzt wurden. Vorsitzer des großen Rathes war nicht immer der Hohepriester; wir finden, daß seit den Zeiten Simons des Gerechten große Gesetzlehrer, wie Antigonus von Socho, und seitdem viele Andere, ebenfalls diese Stelle versahen. Uebrigens diente dieses Rabbinat wesentlich dazu, den Eifer für das Gesetz in der Nation wach zu erhalten. Als Beispiel dieses Sinnes kann es gelten, daß Ptolomäus Philometor, als er nach der Schlacht bei Raphia (217) in das Allerheiligste des Tempels dringen wollte, von dem Enkel Simons des Gerechten, dem muthigen und entschiedenen Hohenpriester Simon II. gehindert wurde. Freilich zeigen sich aber auch um eben jene Zeit bereits die ersten Spuren der Erscheinung, welche späterhin eine der wichtigsten Ursachen des Untergangs und der völligen Auflösung des jüdischen Staates wird. In der, zugleich das weltliche Gesetz mit umfassenden, jüdischen Theologie entstehen Parteien, deren Kampf durch kein über den divergirenden Richtungen stehendes, unfehlbares Lehramt, welches in der jüdischen Kirche fehlte, versöhnt oder geschlichtet werden konnte. Die streng und ängstlich am Buchstaben

des Positiven festhaltende Rechtgläubigkeit fand bald ihren Gegensatz an einer, in das gegenüberstehende Extrem hinüberschweifenden, freisinnigen Richtung, und zwei Schüler des großen Antigonus von Socho, Sadoc und Baithus, wurden die Stifter der, sich dem epicureischen System auffallend nähernden Secte der Sadducäer, auf deren Entstehung und Weltanschauung griechische Bildung und Weltanschauung gewiß nicht ohne Einfluß blieben.

Am längsten unter allen Feldherren Alexanders des Großen lebte Seleucus Nicator, der Stifter der nach ihm genannten Dynastie, der Gründer des griechisch-syrischen Reiches. Das zwischen diesem und Aegypten in der Mitte liegende Palästina war längst schon ein Apfel der Zwietracht zwischen Ptolemäern und Seleuciden gewesen, als es endlich in den dauernden Besitz der letztern überging. Seleucus Nicator hatte den Juden, die in seinem weiten Reiche wohnten, und sich bald über ganz Kleinasien ausbreiteten, ausgedehnte Freiheiten und Vorrechte geschenkt. Auch Antiochus der Große, welcher (203) das Land der Juden mit dem syrischen Reiche vereinigte, hatte sich, weil sie ihm mit Vertrauen und Dienstbeflissenheit entgegen gekommen waren, für einen Freund des jüdischen Volkes erklärt, und diesem die wichtige Freiheit geschenkt: daß kein Unbeschnittener in die Umgränzung des Tempels eindringen dürfe. Aber unter den Nachfolgern desselben brach eine Krisis herein, wie Israel sie noch nicht erlebt hatte. Trieb diese den jüdischen Staat bis an den Rand der Vernichtung, so wurde sie andererseits auch die Veranlassung, daß derselbe noch einmal auf kurze Zeit zum Genusse seiner vollen Unabhängigkeit zurückkehrte.

Schon unter Seleucus Philopater fanden Feindseligkeiten statt, die aus einem, im Orient zu allen Zeiten gewöhnlichen Geiz und gemeiner Raubsucht der Gewaltigen ihren Ursprung nahmen. Simon aus dem Stamme Benjamin, wahrscheinlich ein Sohn des eben genannten Steuerpächters

Joseph, war damals weltlicher Vogt und Procurator des Tempels. Als dieser mit ungerechten Absichten umging und der Hohepriester sich ihm widersetzte, er aber sah, daß er die Oberhand nicht gewinnen konnte, ging er zu Apollonius, dem syrischen Statthalter von Cölesyrien und Phönicien, und benachrichtigte ihn: daß der Schatz zu Jerusalem voll von unzähligen Reichthümern sei; daß des gemeinen, nicht zur Besorgung der Opfer gehörigen Geldes sehr viel, und daß es wohl möglich sei, Alles in des Königs Gewalt fallen zu lassen. Apollonius berichtete dieß dem Könige, und dieser beauftragte seinen Schatzmeister Heliodorus, die Städte Cölesyriens und Phöniciens zu bereisen, in der That aber die beabsichtigte Confiscation des Tempelschatzes vorzunehmen. In Jerusalem angekommen, eröffnete er dem Hohenpriester sein Vorhaben. Vergebens stellte ihm dieser vor, daß jener Schatz, dessen Betrag man weit über seine Wirklichkeit anschlage, theilweise zum Unterhalte der Wittwen und Waisen bestimmt, theilweise hinterlegtes Privateigenthum sei. Es sei unmöglich, daß man Jene hintergehen könne, die das Ihrige einem Orte und Tempel anvertraut hätten, der in der ganzen Welt seiner Ehrwürdigkeit und Heiligkeit wegen geehrt werde. Taub gegen diese Vorstellungen antwortete der Finanzminister mit Berufung auf den Befehl seines Königs, und begab sich an einem vorbestimmten Tage, umgeben von einer zahlreichen Säcularisationscommission in den Tempel, um den Schatz abzuholen. Was ihm dort geschah, nachdem ganz Jerusalem zum Gotte des Tempels, der entweiht werden sollte, gerufen hatte, dieß ist im dritten Capitel des zweiten Buches der Makkabäer der Nachwelt überliefert, und auf Raphaels unsterblichem Gemälde in den Stanzen des Vatikans bildlich dargestellt. Heliodorus aber, nachdem er die Züchtigung von der Hand der Engel wider Verhoffen lebendig überstanden, brachte Gott ein Opfer, gelobte dem Erhalter des Lebens große Gelübde, dankte dem Onias, und zog mit seinem Heere zum König zurück. Er bezeugte aber Allen, welche Werke

des großen Gottes er mit seinen Augen gesehen. Und als der König den Heliodorus fragte: wer etwa geeignet sei, noch einmal nach Jerusalem gesandt zu werden, sprach er: wenn du einen Feind oder Einen hast, der nach deinem Reiche strebt, so sende ihn dahin, und du wirst ihn gegeißelt wieder erhalten, wenn er anders mit dem Leben davon kommt; denn in dem Orte ist wahrhaft eine gewisse Kraft Gottes. Dieselbe Erfahrung hat sich auch seitdem an Allen bewährt, die ihre Hand nach dem Gute der Kirche ausstrecken. Das Außerordentliche des im Tempel zu Jerusalem statuirten Exempels liegt nur darin, daß theils (aus Gnaden) die Züchtigung dem Frevel auf dem Fuße folgte, theils daß die himmlischen Geister, denen dießmal das Strafamt übertragen war, dem leiblichen Auge sichtbar wurden. Heutzutage läßt Gott gewöhnlich dergleichen Gerichte spät aber unfehlbar, durch die Schergen der Revolution vollziehen, während diese für ganz andere Zwecke zu arbeiten wähnen.

So hatte ein Wunder zwar die Gefahr abgewendet, aber nicht auf lange. Sie kehrte, nachdem bald darauf Seleucus gestorben war, in anderer und viel ernsterer Gestalt zurück. Hatte Philipp von Macedonien bereits göttliche Ehre gefordert, und Alexander der Große seine vorgebliche Abstammung von Jupiter Ammon zu dem nämlichen Zwecke geltend gemacht, so lag es im Geiste seiner Feldherren und ihrer Nachkommen, die den Helden seines Jahrhunderts in allen Stücken nachzuäffen suchten, auch hierin seinem Beispiele zu folgen. Schon Antiochus Theus, der Enkel des Seleucus, ließ es gerne geschehen, daß die dankbaren Lemnier seinen Vater und Großvater zur Würde der Götter erhoben, und ihnen Tempel bauten. Er selbst nahm deshalb den Namen des „Göttlichen" an. Antiochus Epiphanes endlich, ein halbverrückter Tyrann, der in seiner Person die Gewohnheiten eines orientalischen Despoten mit den zu Rom erlernten Künsten eines republikanischen Despoten zu einer verwirrten Mischung ver-

schmelzen wollte, trieb den Wahnsinn der Vorgänger auf die Spitze. Es war vorauszusehen, daß dieser Cultus der irdischen Herrscher über kurz oder lang mit dem Glauben des Judenvolkes in bedenkliche Reibung gerathen würde. Unabhängig hievon geschah es aber noch, daß zur selben Zeit im Mittelpunkte der jüdischen Hierarchie selbst Zerwürfnisse ausbrachen, die, weil sie die Grundvesten des jüdischen Gottesstaates erschütterten, den feindseligen Entwürfen des Epiphanes mehr als Alles in die Hand arbeiteten. Der eigene Bruder des Onias, Josue, welcher in der Folge den griechischen Namen Jason annahm, suchte mit Hülfe dieses Herrschers das Hohepriesterthum an sich zu bringen. Er versprach diesem dreihundertundsechzig Talente Silbers und noch achtzig aus andern Einkünften. Weitere hundertundfünfzig Talente verhieß er, wenn ihm die Macht gegeben würde, ein zu körperlichen Uebungen bestimmtes Gymnasium und eine andere Erziehungsanstalt (Ephebeum) zu errichten, und außerdem, nach Gutbefinden, den Einwohnern Jerusalems das antiochenische Bürgerrecht zu ertheilen. Daß beide, sowohl die heidnische Erziehung als das politische Vorrecht, nicht unentgeltlich ertheilt, sondern gebührend bezahlt werden mußten, mithin in den Händen des Usurpators fruchttragende Rechte waren, versteht sich von selbst. Der Bericht im Buche der Makkabäer, der dieses erzählt (Buch 2 Cap. 4 V. 10 u. ff.), setzt hinzu, daß Jason, als ihm der König dieses Alles bewilligt und er die Herrschaft erlangt hatte, seine Landsleute alsbald unter heidnische Sitten zu bringen suchte, daß er auf die Privilegien verzichtete, welche die syrischen Könige den Juden ertheilt hatten, und gesetzwidrige Gebräuche einführte. Unterhalb der Burg baute er ein Gymnasium und führte die ausgezeichnetsten Jünglinge an den Ort der Unzucht und des Götzendienstes. So geschah es, daß die Priester nicht mehr an dem Dienst des Altars hingen, sondern den Tempel verachteten, die Opfer vernachlässigten und hinwegeilten, um an dem sündhaften Schauspiel der Palästra und dem Werfen

nach der Scheibe Theil zu nehmen. Die vaterländischen Ehrenstellen hielten sie für nichts, die griechischen Ehrenstellen aber für die ansehnlichsten. Dieserwillen ergriff sie ein gefährlicher Wetteifer, denn sie ahmten die Gebräuche derer nach, und suchten denen in Allem ähnlich zu werden, die früher ihre Feinde und Mörder gewesen waren. Diese Verirrung ging so weit, daß Jason Boten auf die zu Tyrus gefeierten olympischen Spiele sandte, damit sie dem Herkules ein Opfer von dreihundert Doppeldrachmen Silbers bringen sollten. Selbst die Ueberbringer schämten sich dieses Auftrages und baten, daß man die Gabe nicht zu den Opfern, sondern zu andern Ausgaben verwenden möge.

Inzwischen war Onias, der rechtmäßige Hohepriester, von Jerusalem entfernt worden und nach Antiochien verwiesen. Von dort entfloh er in die dem Apoll und der Daphne geweihte Freistätte nach Daphne, von wo er später durch den meineidigen Verrath eines königlichen Statthalters herausgelockt und ermordet wurde (2 Makk. 4, 33. 34). Aber auch der Eindringling Jason blieb seines Raubes nicht lange froh, und die einmal begonnene Verwirrung im Hohenpriesterthume griff wie ein krebsartiges Geschwür weiter und weiter um sich. Sehr bald empfing der Verräther Jason seinen Lohn von einem andern Verräther.

Drei Jahre hatte seine unrechtmäßige hohepriesterliche Verwaltung gedauert, als er seinen Bruder *) Menelaus (ursprünglich Onias geheißen) an den König sandte, um ihm

*) So nennt ihn Josephus Flavius (XII, 5). Im 2. Buche der Makkab. I, 23. wird Menelaus als der Bruder des vorerwähnten Simon bezeichnet. Allein dieser war aus dem Stamme Benjamin, und somit gar nicht einmal priesterlichen Geschlechts. — Abgesehen von dem Zeugnisse des Josephus hat also die Auslegung der Stelle im Buche der Makkabäer viel für sich, daß „Bruder“ hier in der Bedeutung von „Verwandter“ oder „Gesinnungsgenosse“ gemeint sei.

die Summe, für welche die höchste geistliche Würde verkauft war, zu bringen, und wegen sonstiger dringender Geschäfte Nachricht zu geben. Dieser aber schmeichelte dem Könige, erwarb sich dessen Gunst, überbot den Jason mit dreihundert Talenten, und brachte das Hohepriesterthum an sich selbst. Mit königlichen Befehlen kehrte er hierauf in sein Land zurück, ohne, wie der biblische Geschichtschreiber sagt, etwas zu besitzen, was des Hohenpriesterthums würdig wäre, wohl aber die Wuth eines grausamen Tyrannen und eines wilden Thieres. Jason, der seinen eigenen Bruder überlistet hatte, mußte, selbst überlistet, in das Land der Ammoniter fliehen. Aber auch Menelaus blieb nicht lange im ruhigen Genuß der Beute, die er an sich gerissen. Als er die Summe, die er dem Könige versprochen, nicht bezahlen konnte, wurde er des Hohenpriesterthums entsetzt, und Lysimachus, sein Bruder, trat an seine Stelle. — Einstweilen in den Hintergrund gedrängt, verleitete Menelaus jetzt den königlichen Statthalter, den er mit entwendetem Tempelgute bestach, zur Ermordung des rechtmäßigen Hohenpriesters, den Lysimachus aber beredete er, den Tempelschatz zu berauben. Dieß führte, als es bekannt geworden, zu einem Volksaufstande; Lysimachus suchte ihn mit bewaffneter Macht zu unterdrücken, fiel aber, nach blutiger Gegenwehr, unter den Streichen der Volksmenge in der Nähe der Schatzkammer. Als Ursache dieser Vorfälle wurde nun freilich Menelaus bei dem Könige angeklagt; aber durch List wußte er, der Anstifter alles Unheils, diese Schuld von sich abzuwälzen. Das Ergebniß war, daß die Abgeordneten, die im Namen des Volkes geklagt hatten, auf Befehl des Königs hingerichtet wurden, daß Menelaus wegen der Habsucht der Gewalthaber in der Herrschaft blieb, und daß auch seine Bosheit gegen seine Landsleute wuchs. Jerusalem mußte sich unter die Gewalt beugen; aber auf ein Gerücht hin, daß Antiochus Epiphanes, der sich auf einem Kriegszuge nach Aegypten befand, gestorben sei, überfiel Jason mit einem kleinen Heere von tausend Mann die Stadt, nahm

sie und richtete unter seinen Mitbürgern ein Blutbad an, während Menelaus sich in die Burg rettete. Zwar hatte dieser Ueberfall keine dauernden Folgen; Jason mußte bald wieder abziehen, sich ohne bleibende Stätte von Land zu Land flüchten, und gehaßt und verachtet als Verräther seines Landes in Lacedämon sein Leben beschließen. Aber desto schwerer fiel jetzt der Zorn des „Erlauchten" auf das unglückliche Land. Sei es, daß er in Folge der eben erzählten Vorfälle in Jerusalem wirklich vermuthete, die Juden wollten abfallen, sei es, daß er sich blos dieses Vorwandes bediente, um seinen Unmuth über den an der herrischen Intervention der Römer gescheiterten Anschlag auf Aegypten an einem Schwächern auszulassen; genug, er brach ergrimmt aus Aegypten auf, nahm die Stadt und begann nun eine Verfolgung, die drei und ein halbes Jahr dauerte und an Grausamkeit und Hartnäckigkeit von wenigen übertroffen wird, deren die Geschichte Meldung thut. Bei der Eroberung von Jerusalem wurden Jünglinge und Greise, Weiber und Kinder niedergemetzelt, in den ersten drei Tagen achtzigtausend ermordet, vierzigtausend als Gefangene abgeführt, eben so viele in die Sklaverei verkauft. Geführt von Menelaus drang Antiochus selbst in den Tempel ein, raubte die heiligen Gefäße oder entweihte sie. Achthundert Talente betrug die Beute, mit der er sich von Jerusalem entfernte. Statt seiner aber sandte er den Feldherrn Apollonius mit einem Heere von zweiundzwanzigtausend Mann, und dem Auftrage, alle Erwachsenen zu tödten, die Weiber und Jünglinge zu verkaufen. Frieden heuchelnd, zog dieser in Jerusalem ein. Aber am nächsten Sabbat ließ er Alle, die zur Feier desselben hinausgegangen waren, niedermachen, und mit Bewaffneten die Stadt durchziehend tödtete er eine ungeheure Menge.

Der schlimmste Theil dieser Verfolgung war aber der Versuch, den Glauben der Juden mit Feuer und Schwert auszurotten. Der König sandte einen eigenen Bevollmächtigten (aus Athen, wie die eine Lesart, aus Antiochien, wie

die andere sagt), der die Juden zwingen sollte, von den Gesetzen ihres Gottes und ihres Vaterlandes abzufallen, und das Gotteshaus zu Jerusalem zu verunreinigen. Dieses sollte künftig Tempel des olympischen Jupiter heißen, Garizim dem gastlichen Jupiter geweiht seyn. Fortan fand heidnische Schwelgerei und Unzucht an den heiligen Orten statt; die Weiber drangen in das Heiligthum und brachten ungebührliche Gegenstände dorthin; heidnische Opfer und unreine Thiere wurden auf dem Altare dargebracht. Der Sabbat wurde gebrochen, die gesetzlichen Feste nicht mehr gefeiert; Niemand wagte frei zu bekennen, daß er ein Jude sei. Mit Gewalt wurden die Einwohner am Geburtstage des Königs, oder noch öfter, zu den Opfern getrieben, und am Feste des Bacchus wurden sie gezwungen, mit Epheu bekränzt, dem Bacchus zu Ehren im Umgange einherzuziehen. Derselbe Befehl ging auch unter Berufung auf frühere Vorgänge im Reiche der Ptolemäer in den andern Städten des syrischen Reiches aus; wer nicht zu den Sitten der Griechen übergehen und den Gott der Väter verläugnen wollte, der wurde unter Martern getödtet, deren Beschreibung heute noch jeden Leser mit Schauder erfüllt.

Wir sehen in dieser ganzen Verkettung von Ereignissen einen Vorgang, der sich mehr als einmal in der Weltgeschichte wiederholt hat, und ferner noch wiederholen wird bis an das Ende der Zeiten. Ein Einzelner, dem die Vorsehung durch seine Stellung die Gewalt zum Guten wie zum Bösen gegeben, wird durch seinen Frevel und Abfall der Verderber seines Volkes; die längst schon in diesem liegenden falschen und sündhaften Neigungen verkörpern sich in ihm. So Jason, der die Juden zum griechischen Heidenthume verführt, bei ihnen aber doch schon die Anlage und Bereitschaft vorfindet, sich verführen zu lassen. Doch auch dießmal erfolgt, was in der jüdischen Geschichte von jeher geschehen war. Zunächst schlägt das Unrecht seinen eigenen Herrn; die Urheber desselben werden die erste Beute ihrer Missethat, aber auch dem

Abfalle des ganzen Volkes von Gott folgt ein furchtbares Gericht auf der Ferse, theils als Buße für die begangene Schuld, theils als Mittel der Rettung und Reinigung. Der Geschichtschreiber der Makkabäer stellt hierüber Betrachtungen an, in welchen eine Fülle auch für alle kommenden Zeiten gültiger Weisheit, und die einzig wahre, weil von Gott stammende Philosophie der Geschichte liegt. „Ich bitte," sagt er *), „Jene, welche dieses Buch lesen, nicht zu erschrecken über diese Unglücksfälle, sondern zu bedenken, daß diese Vorfälle nicht zum Verderben, sondern zur Züchtigung dieses Volkes gekommen seien. Denn daß den Sündern nicht lange Zeit gestattet wird, nach ihren Gelüsten zu thun, sondern schnelle Rache über sie verhängt wird, ist ein Zeichen großer Güte. Denn wie der Herr bei andern Völkern langmüthig zuwartet, um sie für die Fülle ihrer Sünden dann zu strafen, wenn der Tag des Gerichtes gekommen, so hat er auch bei uns beschlossen, daß er erst Rache an uns nähme, wenn unsere Sünden auf's Höchste gestiegen. Darum hat er nie seine Barmherzigkeit uns entzogen; wohl durch Unglück sein Volk gestraft, aber nicht verlassen." Den Tempel aber, so heißt es an einem andern Orte **), traf deshalb solche Schmach, weil Gott über die Sünden der Einwohner der Stadt erzürnt war. „Denn wären sie nicht in so vielen Sünden befangen gewesen, so würde auch Antiochus alsbald wie Heliodorus, den König Seleucus zur Beraubung des Schatzes gesandt hatte, gegeißelt und von seiner Vermessenheit abgebracht worden seyn."

Es gibt nicht leicht ein wichtiges politisches Problem, welches sich im Laufe der jüdischen Geschichte nicht aufgeworfen und in ihr nicht beantwortet fände. Der maaßlosen Wuth des Epiphanes gegenüber, liegt die Frage nahe: ob Nothwehr gegen Tyrannei jemals gerechtfertigt seyn könne? Die

---

*) 2. Makk. VI, 12.
**) 2. Makk. V, 17. 18.

Bücher der Makkabäer stellen diese Frage niemals in abstracto, noch weniger beantworten sie dieselbe durch eine bejahende oder verneinende politische Theorie. Statt dessen wird hier aber die Geschichte der Insurrection, durch welche dem jüdischen Volke in der größten Gefahr, in der es sich jemals befunden, Hülfe und Rettung ward, in einer Weise erzählt, welche unwiderleglich darthut, daß der biblische Schriftsteller einen Zweifel an der Rechtmäßigkeit der Selbsthülfe in diesem Falle gar nicht möglich oder wenigstens der Widerlegung nicht für würdig gehalten hat. Ohne Bedenken können wir also, gestützt auf diese Autorität, den Aufstand der Juden gegen den König Antiochus Epiphanes als ein in der Geschichte vorkommendes Beispiel betrachten, wo eine Nothwehr Untergebener gegen Tyrannei eines Obern, der keinen Richter über sich hatte, völlig gerechtfertigt war. Mißlicher und gefährlicher ist es schon, Folgerungen aus diesem einzelnen Falle zu ziehen, die leicht übereilt und einseitig seyn können, und vollends unstatthaft, ein geschichtliches Factum zu einer systematischen, für alle Zeiten und Länder gültigen Theorie verarbeiten zu wollen, die fast unvermeidlich zu eng oder zu weit seyn muß. Ausdrücklich uns gegen diese Absicht verwahrend, bemerken wir nur, daß beides, das Recht der Juden und die Rechtsverletzung, die ihnen von Seiten des Epiphanes widerfuhr, evident und außer allem Zweifel war. Das Verhältniß jenes Volkes zu den syrisch-griechischen Königen war kein unbedingtes. Waren die Juden zur Zahlung eines gewissen Tributes und zu gewissen Leistungen verpflichtet, so bestanden auf der andern Seite ausdrückliche Zusagen früherer Herrscher desselben Geschlechtes zum Schutze ihrer Religion und ihres vaterländischen Gesetzes. Nur unter dieser Voraussetzung hatte sich das jüdische Volk unterworfen und bisher willigen Gehorsam geleistet; eine völlig absolute, unbedingte Herrschaft auch über seine Sitte, seinen Glauben, sein Volksrecht anzuerkennen, hatte es sich nie verpflichtet. Als Antiochus daher die rechtlichen Bedingungen

seiner Herrschaft durch einen eigentlichen Vernichtungskrieg verletzte, führte er auf seiner Seite einen rein faktischen Zustand der Gewalt und des Krieges herbei, der die gewaltsame Vertheidigung auf der andern rechtfertigte. Dazu kam, daß das bedrohte Gut ein Gegenstand war, auf den das jüdische Volk, selbst wenn es gewollt hätte, Verzicht zu leisten gar nicht befugt gewesen wäre. Nicht von Theorien und unbestimmten Hoffnungen, nicht von Wohlstand, Glück, freier Verfassung und Nationalität war hier die Rede, sondern von der weltgeschichtlichen Mission, die das jüdische Volk durch die Offenbarungen Gottes empfangen hatte, und von der unbedingten, religiösen Pflicht: die von den Vätern überkommene Hinterlage des Glaubens und der Verheißung auf die Kinder zu vererben. Daß diese Pflicht nicht mehr erfüllt werden konnte, wenn Antiochus seinen Vertilgungskrieg gegen die Juden bis an's Ende durchführte, lehrte der Augenschein, und hierauf beruhte das Recht der Selbsterhaltung durch Nothwehr, sobald kein anderes Mittel vorhanden war. Die Art und Weise endlich, wie diese geübt wurde, täuschte, wie wir sehen werden, kein Vertrauen, verletzte keine besondere, etwa ausdrücklich gegen den Tyrannen übernommene Pflicht, und provozirte noch weniger auf anarchische Auflösung der Gesellschaft zum Schutze gegen ungerechte Gewalt von oben herab. Das jüdische Volk blieb im Falle eines Bruches mit dem fremden, tyrannischen Oberherrn noch immer ein politischer Organismus, dem es weder an seinem eigenen Gesetze, noch an berechtigten, allgemein anerkannten Führern fehlte. Die Insurrection, weit entfernt in eine Revolution im modernen Geschmack und heutigen Sinne auszulaufen, gestaltete sich alsbald zu einem geordneten Kriege feindlicher Völkerschaften.

(Schluß folgt.)

XXVIII.

Damberger's Synchronistische Geschichte der Kirche und der Welt im Mittelalter.

(Schluß.)

Wir haben uns über die Nachtheile und Vortheile der Methode des vorliegenden Werkes und über die Kritik des Verfassers ausgesprochen. Was nun seine Polemik gegen historische Vorgänger oder Zeitgenossen anlangt, so fehlt es zwar nicht an den allerunumwundensten Hieben nach allen Seiten, keine ausgenommen, von welchen unter den historischen Meistern confessionell befangener Schmähsucht besonders Schlosser sein gutes Theil ärndtet; indeß bewahrt den Verfasser doch ein gewisser Stoicismus vor polemischem Uebermaß gegen solche Historiker, wenn er auch unausgesetzt scharfes Augenmerk auf sie gerichtet hält. Man werde — meint er selbst — weder zum Zürnen noch zum Weinen sich herbeilassen, wenn man nur einmal thatsächlich erfahren habe, wie „jene Geschichtsmacher (für die ältere Zeit nämlich) von den Centuriatoren bis zu Neander und Henke völlig der Wahrheit abtrünnig und spinnefeind geworden", wie in ihren kirchenhistorischen Schriften nicht Ein Blatt, auch nicht ein einziges, vorzuweisen sei, „auf welchem nicht die

Kleckse des Lügen- oder, was dasselbe, des antichristlichen Geistes zu sehen wären." „Wer wird mit diesen anbinden! Aethiopem lavas! Nur Professor Gfrörer ist als Wahrheit-liebender Forscher auszunehmen!"

Wenn die synchronistische Methode, wie der Verfasser meint, „nur durch Mangel an Baumaterial" zu Schanden werden könnte, so hätte er ihr allerdings den glänzendsten Triumph bereitet. Selbst entschiedene Gegner können nicht umhin, „von der ungeheuern Masse des zusammengetragenen Stoffes" zu rühmen, der sich principiell über Alles, was seit den Tagen des Cardinals Baronius für die Geschichten der einzelnen Länder geleistet worden, gleichmäßig erstreckt — eine ungemeine Reichhaltigkeit der Forschung, die schon in den ersten zwei Bänden und zwar um so unübersehbarer entgegentritt, als sie sich der Methode des Verfassers am wenigsten fügen konnten. Die monographische Literatur aller Länder, Urkunden- und Regesten-Werke, universalgeschichtliche Bearbeitungen (besonders von Leo und Schlosser), selbst Compendien und einzelne Artikel des Freiburger Kirchen-Lexikons, sind sorgfältig benützt, in längern oder kürzern beleuchtenden Stellen häufig wörtlich angeführt, wobei natürlich von der siegenden Wahrheit abgezwungene Zeugnisse Außerkirchlicher den Vorrang behaupten, oder in gedrängtem Auszuge wiedergegeben, Quellenwerke (Böhmer's u. s. w.), zum Theile schon im Hauptwerke, so vollständig ausgebeutet, daß selbst die Urkunds-Zeugen aus wichtigern Dokumenten bis auf den letzten Ministerialen herab angeführt sind. So bildet das Werk gewissermaßen eine Musterkarte alles vor ihm geleisteten Guten und Tüchtigen, und zwar nicht bloß bezüglich politischer Geschichte; denn gerade die Sorgfalt ist nicht genug zu loben, mit welcher der Verfasser über die Schicksale der Kirche in den einzelnen Ländern, deutscher Nation insbesondere, über ihre Bischöfe, Missionäre, Heiligen, Synoden, Klöster und Zustände überhaupt berichtet, und das auf der

deutschen Geschichte bis an's neunte Jahrhundert ruhende Dunkel, von dem er mit Recht sagt: „Nur die Lampen, von der Frömmigkeit im Heiligthume fortan unterhalten, werfen ihren Widerschein auf die Vorgänge in der bösen nachtumhüllten Welt!" — dabei am Reichlichsten bedenkt. Dazu die beigegebenen calendarischen, chronologischen und genealogischen Tabellen, die trefflich bearbeiteten Inhalts-Verzeichnisse, Personen- und Sachregister gerechnet, die an Bequemlichkeit zum Gebrauche des großen Werkes nichts zu wünschen übrig lassen, sogar, insoweit es als Nachschlage-Buch dienen soll, seine streng synchronistische Methode vortheilhaft zeigen, fehlt zu einer historischen Rüstkammer nichts, die mit ihrem reichen Inhalte eine sehr kostspielige und Wenigen zu Gebote stehende Bibliothek zur Noth ersetzen kann.

Der Verfasser kann demnach von seiner Geschichte wohl sagen: „sie ist ganz Quellen-Arbeit, da die höchst entstellte fast durchweg einer scharfen Sichtung und neuen Begründung bedurfte"; „wer Wahrheit sucht, ungeschminkte Wahrheit, wird sie hier finden." Daß er, um dem „Ozean von Noten" auszuweichen, „Belege und kritische Erörterungen" in Beibändchen verwiesen, mag gut, daß er an „Büchertiteln" nur das „Schätz- oder doch Brauchbare, irgendwie Berücksichtigungswürdige" aufführen, in die „schmutzige Fluth des historischen Augiasstalles" nicht tauchen wollte, noch besser seyn! Wenn er aber die Bescheidenheit, nicht „zur Schaustellung Citate auf Citate häufen" zu wollen, so weit treibt, daß — denn sonst ist von einer (unerzwungenen) Quellen-Angabe im Hauptwerke ohnehin selten die Rede! — selbst bei längern oder kürzern Abdrücken aus Fremdem mehrmals auch nicht einmal der bloße Name des Autors, die Titel der benützten Werke, bis der zwölfte Band einige Ausnahmen macht, gar nicht sich finden, dem gemäß z. B. das allererste Citat neuerer Literatur lautet: „Diese Zeit Altenglands wollte Lappenberg I, 102 ff. beleuchten", sofort bei der Beschreibung

byzantinischer Wirren Citate, wie: „Pagi vermuthet", „bei Mansi", „Dokumente bei Colet" mit der Thüre in's Haus fallen, und das Citiren, in dem doch wahrlich nicht für routinirte Historiker allein bestimmten Hauptwerke wie in den Kritikheften, mit den bloßen Namen: Schäfer, Schmidt, Wachter, Rudhardt u. s. w., nichts hinten und nichts vorne, ebenso auch bei Autoren fortdauert, die Verfasser mehrerer Werke sind — so heißt das offenbar nicht zum Vortheile der Leser Neuerungen treiben, und man sieht, warum wir den Mangel aller Quellengeschichte oben tief beklagt haben.

Die erwähnenswerthen Vorwürfe, welche der Verfasser sonst bisher erfahren hat, beziehen sich fast ausschließlich auf Mängel der Form, vernachlässigte Politur, geringe Eleganz des Styles und der Darstellung überhaupt. Wir möchten darauf kein bedeutendes Gewicht legen! Denn einerseits ist die Sprache des Verfassers eine so „urkundliche", mitunter auch hyperurkundliche, jedenfalls für „Spätlings"-Ohren verschollene, daß er sein Werk schon deßhalb nicht zum Lesebuche bestimmt haben kann, wozu, neben dem strengen Synchronismus, auch ein lieblich wie Syrenen-Gesang tönender Styl wenig geholfen hätte, andererseits ist der Verfasser nicht eleganter Sonntagsjäger im Gehege der Geschichtslügen, sondern hat auf Zügen im Urwald rauhes Lederwerk tragen gelernt. Die barsche Sprache des Mannes, der seiner Sache sicher ist, die derbe Geradheit und, wenn auch etwas struppige, Originalität seines Styles mag sogar Vielen zusagen, die oft genug im Gebiete der Geschichte durch die geschmierten Kapuzinaden schmutzigen und heuchlerischen Liberal-Zelotismus geärgert werden. Es ist wahr, der Verfasser pflegt ohne Ceremonien stolz einherzuschreiten; aber was ihn erhebt, ist eben die triumphirende, im Kampfe gegen die Lüge keine Geschmeidigkeit kennende Kraft des Glaubens an die göttliche Mission der Kirche in der Geschichte und an die Sieghaftigkeit wahren katholischen Wissens. Und wenn wir auch ein-

zelne Styl-Wunderlichkeiten an ihm mißfällig vermerkt haben, und den von ihm aus der Erfahrung statuirten Satz von der Unvereinbarkeit der „Schönschreiberei", die gewöhnlich als „Lügennetz" gegen die Wahrheit gebraucht werde, und redlicher, gründlicher Forschung nicht annehmen, so beugen wir uns doch, wenn der Verfasser der Billigkeit zu erwägen gibt, ob der emsige Arbeiter, welcher noch mit dem Fundamente reichlich zu thun hat, auch schon wegen des Anwurfs und der Verzierung eines riesenhaften und stets wachsenden Baues verantwortlich, und ob bei einer zum Schirme der Wahrheit gegen das Lügenheer angelegten Feste sehr zu beklagen sei, daß sie sich nicht leicht und elegant, wie eine geschmackvolle Villa erhebe? dazu „den Umstand, daß lange fortgesetzte kritische Quellenforschung, zumal des Mittelalters, leicht die Vorlesungen über Aesthetik aus dem Gedächtnisse bringe." „Ein Mann, welcher bei solchem mühsamen und austrocknenden Geschäfte ergraute, wird einigen Anspruch auf Nachsicht ob dem Mangel blühenden Styles haben!"

Indeß geschähe dem Verfasser schwere Unbild, wenn man dieses Bekenntniß auch auf seine in Wahrheit lebensfrische und durch die Erfahrungen der Gegenwart noch gekräftigte Anschauung mittelalterlicher Geschichte, als des Produkts jener der Kirche gelungenen welthistorischen Durchbringung alles politischen und socialen Lebens der Völker, ausdehnen wollte. Freilich konnte sich die Idee dieses Verhältnisses zwischen Kirche und Staat nie in voller Reinheit verwirklichen; sie ließ aber doch, so weit die Kirche reichte und Macht hatte, die Idee vom Staate an sich nie verirren, von keiner despotischen Staatsform lehren, von keinem l'état c'est moi, in dem die Willkür des Gewalthabers als höchstes Gesetz gegolten hätte, und in soweit „erlebte das Mittelalter weder den herzlosen Despotismus einer Elisabeth von England oder einer Katharina von Rußland noch die Gräuel einer französischen Staatsumwälzung mit dem Geschrei: liberté, egalité."

Als schlagenden Gegensatz zu dem staatlichen Wesen in katholischen Ländern stellt der Verfasser den „schismatischen Orient" hin; die Byzantiner blieben despotisch regiert, ihre Bürger und Handwerksleute in den Städten konnten sich nicht erschwingen, sie waren und dauerten, im grellen Gegensatze zu der Mächtigkeit der abendländischen Zünfte, meist als ein „verachtetes und verächtliches Gesindel", nicht einmal die Sklaverei wich außer der Kirche dem christlichen Geiste. So weit aber die Kirche wirken und ihre politische Idee gelten durfte, waren die Staaten „Körperschaften mit bestimmter Gliederung", und es fiel Niemanden ein zu wähnen, daß bloß das, nach der den einzelnen Körpern gelassenen Freiheit wie immer bestellte, Haupt Rechte habe. „Alles war auf das Positive gestützt, auf das, was festgesetzt, vertragen, verbrieft und beschworen worden."

Man möchte freilich sagen: war nicht gerade das Mittelalter reich an Gewaltthätigkeit! Und allerdings trug damals individuell-ungeregeltes Despotengelüste reiche Frucht, wie nachher z. B. constitutionell-geregeltes. Es sollte aber nach dem Willen der Kirche dem Rechte nicht an einer unabhängig außer dem eigenen staatlichen Kreise stehenden garantirenden Macht fehlen, die half, wo sie konnte, und wenigstens, wo officieller Einspruch verachtet wurde, durch unumwundene Verdammung das eigene und das fremde Rechtsgefühl rettete. Darum ging im Mittelalter der Glaube an das Recht nie verloren, und nicht umsonst war der kirchenfeindliche Geist stets vor Allem beflissen, die Bemühungen der Kirche um die wahre Freiheit der Völker zu verläumden. Man weiß, mit welchem Erfolge, und wenn andererseits sogar katholische Historiker, vom Hasse gegen Staatsübergriffe hingerissen, geistliche Despotie statt warmer Liebe zur ächten Freiheit auf den päpstlichen Stuhl des Mittelalters zu setzen wagen, was Wunder, daß selbst wohlmeinende Katholiken Angesichts der vulgären Ansicht von der mittelalterlichen Stel-

lung des Papstthums zur weltlichen Gewalt in Verwirrung gerathen, und sich nur zu entschuldigen wissen, daß es jetzt nicht mehr so sei und nie mehr dahin kommen werde. Daß es über andere Antworten bis zur Evidenz belehrt, und dieß nicht etwa an dieser oder jener Stelle, sondern gemäß der Grundanschauung, welche wie der rothe Faden durch die ganze Bearbeitung läuft, fast Blatt für Blatt, ist eines der glänzendsten Verdienste am vorliegenden Werke.

Entgegen legt der Verfasser den nagenden Wurm an allem staatlichen Wesen, den Cäsaropapismus, in seiner ganzen ekeln Nacktheit an die Oberfläche, und indem er die Früchte der gleich der Erbsünde immer wieder gebornen Neigung zum Staats-Kirchenregimente in brennenden Farben schildert, schreibt er wahrhaft aus der Mitte unserer Tage. Vor Allem sehen wir den gestachelten Hochmuth des verkrüppelten Zwerggeistes für Selbstherrlichkeit schwärmender, moralisch verkommener, von niedrigen Schranzen occupirter Herrscher, haßerfüllt gegen das Ringen der Kirche um die ihrer göttlichen Mission für die Völker gebührende, ohne den Centralpunkt in Rom unmögliche Freiheit — in Byzanz den Grund zum langsamen Hinsiechen legen, während die arianischen Reiche unter dem Moder ihres Staatskirchenthums verschwinden, die Franken aber, die Herren der brittischen Inseln u. s. w. vor dem überall sein Schlangenhaupt emporreckenden Cäsaropapismus noch rechtzeitig nach Rom flüchten. Der trefflichen Schilderung einer endlosen Reihe unglaublicher Schändlichkeiten, durch die der byzantinische Hof dem unwilligen und arglosen Volke die Trennung von Rom abzwang, verleiht noch besonderes Interesse die Ausführung der ganz neuen Anschauung des Verfassers von der 120jährigen Geschichte der Bilderstürmerei, die unter dem bloßen Vorwande des Kampfes gegen „abgöttische Bilderverehrung" die ersehnte staatskirchliche Willkürherrschaft der schismatischen Feinde Roms und den völligen Bruch mit dem Papste zu

realisiren gesucht, wodurch der byzantinische Patriarch — der „gewiß mit halb Europa die schweren Ketten des Despotismus trug“ — zu dieser, später von deutschen Kaisern auch dem Papste zugedachten, Erbärmlichkeit hinabgesunken.

Und wenn die Kirche selbst zur Zeit ihrer — wie man meint — höchsten Blüthe, z. B. auch unter den frömmsten Karolingern, mit ihren Rechten, Gütern, Einkünften unter übermächtiger Willkür schmachtete, sogar ihre hohen Titel an weltlichen Eindringlingen sehen mußte, die der unbetheiligten Hierarchie manchen bösen Geruch bei der von dem geistlichen Namen irregeführten Nachwelt hinterlassen, wenn trotz, oft gerade wegen der einflußreichen politischen Betheiligung, welche die Verhältnisse den Kirchenfürsten aller Länder (am meisten in Deutschland und zwar hier bis zum Ende des Reiches), nicht zum Nutzen der heiligen Sache, aufzwangen, die freie Stellung Rom's fortwährend Gefahr lief, wie der Verfasser lebendig schildert — so glaubt er zugleich die Vorsehung preisen zu müssen, daß auf den großen Karl der fromme Ludwig gefolgt, und auch nach ihm alle Versuche, die deutschen Völker im fränkischen Kolosse zu verschmelzen und in eine stets dem Princip wahrer Freiheit feindliche Centralisation zu zwingen, mißlangen und das aus viel höherer als (wie z. B. bei Luden) nationaler Rücksicht; denn „nothwendig war die Auflösung, sollte nicht, statt der edeln Freiheit des katholischen Staatenwesens, der schreckliche Druck eines asiatischen Despoten herbeigeführt werden, unter welchem bald selbst die Prälaten bis zum Papste hinan hätten die schmählichsten und erniedrigendsten Fesseln tragen müssen, und dann erst das Volk!“

In diesem selten ruhenden, nur mit mehr oder minder Hitze geführten Kriege cäsaropapistischer Neigungen gegen den Hort der Völkerfreiheit hat, von den Vorfahren nicht zu reden, auch keiner der Nachfolger Johann's VIII., der 882 unter dem Mordstahle fiel, den „Charakter des Felsenmannes“

voll unerschütterlichen, scheuer Weltklugheit fremden, apostolischen Heldenmuthes verläugnet, blieb die Politik (um so zu sagen!) des römischen Stuhles trotz des häufigen Wechsels seiner Inhaber „im Wesentlichen sich fortwährend so getreu, wie kaum die Eines Fürstenhofes der Welt,“ Rom seiner höchsten Würde sich bewußt, obwohl es, auch in den schlimmsten Zeiten, „nie in Gewohnheit gehabt, sich mit scharfen Maßregeln zu übereilen, und dieß schon gar nicht gegen mächtige Herrscher und gekrönte Häupter“ — Alles das, bis seit dem heiligen Cölestin V. vor dem despotischen Philipp von Frankreich und den „Riesenkräften, die er aufbot zur Ausführung eines ungeheuern Planes seiner Vergrößerungssucht und Willkürherrschaft,“ vor diesem Manne, dessen Lebensende ob unerhörter Bedrückungen noch allgemeiner Aufruhr bedrohte, bei dem, wie das ganze Volk knirschend klagte, „Leute ohne Namen und Verdienst als Günstlinge des Königs die Herren spielten,“ der mit Hülfe seiner „bureaukratischen Ungeheuer“ den alles menschliche Gefühl in Mark und Bein mit Schauder erfüllenden Schandprozeß gegen die Templer wagen durfte — bis vor diesem der heilige Stuhl in französische Botmäßigkeit gerieth, und endlich Johann XXII., der vollendetste Sklave Frankreichs, anfieng, „auf eine wahrhaft unerhörte Weise seine geistlichen Waffen zu gebrauchen, und, offenbar der französischen Politik zu Gefallen, links und rechts, Hohe und Niedere, Geistliche und Weltliche, mit Bann und Interdikt zu verfolgen.“

Die Ausführung, wie alles dieß geschehen, bildet die Glanzpunkte des Werkes, soweit es vorliegt, besonders aber die über das „wahrhaft große Pontifikat Bonifaz VIII.“, dem fast jedes Land von einem Ende Europa's zum andern schwere Sorgen bereitete, indem traurige Wirren im andern erstanden, wenn sie im einen beigelegt waren. Leider hat Bonifaz noch keinen Biographen gefunden, wie Gregor VII. und Innocenz III.; die Vorarbeiten aber, welche der Verfasser

geliefert, sind um so schätzbarer, als man allerdings „schwerlich von einem Papste wird sagen können, daß sein Andenken so völlig dem Lügengeiste preisgegeben" worden, selbst noch eine „sonst schätzbare, aber von den einhellig auf Bonifaz VIII. schmähenden Geschichtschreibern verleitete katholische Feder" im Freiburger K.-L. nicht ausgenommen! Legt ja doch der Verfasser selbst das den redlichen Eifer seines Forschergeistes beurkundende Confiteor ab: „Die Lebensgeschichte dieses, wie wenige großen, Papstes nach emsiger Sichtung der getrübten Quellen abschließend, fühlt sich der Verfasser des „Fürstenbuches" gedrungen, die etwelchen unbilligen Worte über Bonifazens Charakter, welche dort zu lesen sind, als Nachhall der in dieser Sache Chorus machenden Historiker, vor dem Publikum beschämt abzubitten."

Mit den Worten: „Hier habt Ihr die furchtbare, nie gesehene, welterschütternde Herrschaft des Priesters mit der dreifachen Krone, welcher den mächtigsten Königen das Schwert aus der Hand schlägt, ihnen Gesetze diktirt, und den stolzen Fuß auf ihren gebeugten Nacken setzt! Wird man noch lange so fabeln!" — tritt der Verfasser an das Grab Bonifaz VIII., des „letzten gewaltigen Papstes des Mittelalters", der, „hochherzig die Rechte und die Freiheit der Kirche verfechtend, zugleich einstand für das allgemeine Recht und die allgemeine Freiheit", indem er mit feierlichem Ernste — dem „schreiend Zeugniß geben die vielen erzdespotischen und meistens zugleich höchst erbärmlichen Hofregierungen der nächsten Jahrhunderte, und die durch sie selbst ausgebrütete Hyder der kirchlichen und politischen Gassenbuben-Revolutionen, von welchen im christlichen Mittelalter kaum Jemand etwas wußte, außer die in gleichen Hofschuhen stehenden schismatischen Byzantiner!" — fragt: „Wem ist daraus ein Vortheil zugegangen, daß sich der Papst nimmer mit apostolischem Freimuth an die Könige der Erde wendet, und sie warnt vor bösen Rathgebern, und ihnen die Augen zu öffnen sucht über die

Täuschungen der Schmeichelei, der Ehr- und Habsucht und jeder schlechten Leidenschaft? Den Völkern gewiß nicht, und auch nicht den Fürsten!"

Das Werk läßt noch einerseits auf die Heinriche und Friedriche unter den deutschen Kaisern warten, andererseits schließt der dreizehnte Band gerade vor dem Entscheidungskampfe Ludwig des Bayers um die Königskrone. Wir glauben dem Verfasser für beides, wenn er, „nicht etwa im stolzen Vertrauen auf eminirende Geschicklichkeit, sondern nur wegen des angewendeten Synchronismus", sofort den Leser zu dem Ausrufe zwingen zu wollen verspricht: „wir haben noch keine verlässige, gründlich geordnete und ausgeführte Geschichte des bayerischen Heros (?) gehabt", obgleich er „schon einem Haufen geschickter und ungeschickter Erzähler zum Conterfeien sitzen gemußt." Freilich hörten wir lieber den Verfasser selbst, als seinen Synchronismus preisen; auch sind wir durchaus nicht einverstanden mit dem „gränzenlosen Erstaunen", das der Verfasser seiner sich bemächtigen ließ, als er in einer von der Münchener-Akademie cum eminentia gekrönten dicken Preisschrift des Universitäts-Professors Mannert: „Ludwig der Bayer" betitelt, „aber auch nicht auf Einem Blatte etwas Brauchbares", „nur von Anbeginn bis zum Ende des Buches Lüge an Lüge gereiht" fand. — Ja! wenn solches Buch bei jener akademischen Krönung durchgefallen wäre, dann müßte man sich „gränzenlos erstaunen!"

XXIX.

Dr. Wilhelm Meinhold

und sein hinterlassenes Werk: „Der getreue Ritter, oder Sigismund Hager von und zu Altensteig und die Reformation."

III.

Dieweil wir in eim Dorf vor Wittenberg von wegen dem bösen Wetter genächtiget, kamen wir zu guter Zeit, am andern Morgen, so der Sonntag nach Weihnachten war, an die Stadt; doch war das Wetter also still und milde worden, daß die Lerchen sungen und wir die Handschuhe am Sattelknopf hängende hätten.

So ist allborten ein klein Wäldlin belegen, der Speckt benamset, und trauten wir unsern Augen nit, als an die 6 oder 7 feine, gerechtsame Maide, gar sauberlich in güldene und silberne Röcke gekleidet und alle ein Kränzel in den Haaren, daraus herfürgingen, uns nieblich winketen, darauf anhuben, auf dem weißen Schnee zu tanzen und ein Liedel zu singen, das wir nur halb verstunden, aber nachgehends vom Wirth lerneten.

Und will ich hier gleich den ersten Versch, so mein Pfarrherr, Er Johannes, sich aufgeschrieben, notiren, dieweil

er aus der Bibel Lutheri war*); die anderen hergegen hatten die Studiosi gemachet, und, da sie gar unfläthig und garstig waren, schrieb er sie nicht auf. Gedachter Versch lautete aber also:

O Gott, durch deine Güte,
Bescheer uns Kleider und Hüte,
Auch Mäntel und Röcke,
Fette Kälber und Böcke,
Ochsen, Schaf und Rinder,
Viel Weiber, wenig Kinder:
Denn kein lieber Ding auf Erden,
Als Frauenlieb, wem sie mag werden.

Und kehrete bei jeglichem Versch sothaner Abgesang: denn kein lieber Ding auf Erden ꝛc. wieder, wobei sich die Metzlein dann immer die Hände reicheten und mit geschlungenen Armen niedlich gegen uns winketen, daß wir näher kommen söllten.

Da hielten wir Alle vor Verwunderung die Klepper an, und riefen aus eim Halse: „sehet, was ist das?“

Spricht der alte Franciscus: ich acht, es seind daemones succubi**), so hier etwan ihre Hexenküche oder gar den Kochheerd der Höllen haben, anerwogen der Rauch an vielen Flecken, wie ein Wesebaum hoch und gerade, über dem Busch gen Himmel stieg. Aber Er Johannes sprach: es werden wohl unzüchtige Metzen sein, wie ich befahre. Solches verredete aber mein Franciscus: und woher ein Metzlein so stattliche Kleider gewinnen sölle, wie ein fürstlich Fräulein? Wir söllten doch nur sehen, wie sie in güldenen und silbernen Leibichen und seidinen Röckleins blitzeten und glitzerten von allerlei Farb, so daß kein Meßgewand schöner und säuberlicher anzuschauen wär. Solches war wahr, und darum sprach ich zu meinem Knecht Claus: reit einmal über den

*) Hierüber bald der nähere historische Nachweis.
**) Weibliche Dämonen.

Graben und frag des Weibervolk, wer sie wären und was sie wollten?

Aber mein Claus saß so blaß auf seinem Gaul, wie ein weißes Huhn, und gab zitternde zur Antwort: Nein, um Alles in der Welt, das thät er nicht. Wölle gerne vor mich durch's Feuer reuten, aber dem lebendigen Teufel ritt er nicht in den Rachen; denn es wären ohne Zweifel junge Feldteufel, wie sie sein Gevatter Pelpow in Altensteig eins Tags auch gesehen und darob sich also entsetzet, daß er eines jählichen Todes gestorben.

Da lacht ich und wollt selbsten hinzureuten, als uns etliche Studiosi, so aus dem Busch traten, aus unserem Traum verhalfen. Hatten volle Gläser in den Händen, und riefen: so kommet doch her, Gesellen, lasset uns ein „evangelisch Zechen" halten:

Kummet, der Kessel dampft,
Und die Mädel seind sanft. *

Aber wir gaben ihnen keine Antwort, sondern ritten flugs unserer Straßen in die nahe Stadt, allwo ein Jeglicher, so uns begegnete, Männer, Weiber, Kinder, die Wort: verbum dei manet in aeternum auf dem rechten Aermel genähet hatte, etliche mit güldenen oder silbernen, etliche nur mit seidinen oder leinenen Borten, je nach ihrem Vermügen. Und ging mir jetzo erst der Sinn auf von eim alten Spottliede, darinnen es heißt:

Des Luthers Wort leuchtet so fein,
Gleich als ein milder Wetzestein.

Denn ich ward gewahr, wie die Leute ihren gelben Schnabel hin und wieder auf dem Aermel wetzeten, und bei etzlichen das „verbum dei" schon ganz überzuckert war. Doch, obschon Alle das Wort Gottes so nahe hatten, sahen wir wenig Andacht, anerwogen sich die Buben hie und dorten balgeten, die Alten hergegen stunden und schwätzeten oder Kaufmannschaft trieben. Item: wie die Aermel, hatten viele Häu-

ser dieselbe Inschrift, viele aber auch, Streunens *) hin und her, eine andere. Und, dieweilen Er Johannes sich nachgehends etliche ebenmäßig abgeschrieben, will ich sie allhie notiren. Bei eim Schuster stund:

Ein Calvinist, ein böser Christ,
Und, wer da ist ein Calvinist,
Viel ärger ist, denn ein Papist.

Item: bei eim Krämer gar groß:

Der Pabst, der ist der Antichrist,
Sein Lahr aus jus canonicum
Ist des Teufels Lahr in einer Summ;
Drum willtu nicht des Teufels werden,
So flieh ihn hie, auf dieser Erden.

Item: bei eim Zimmermann, der sich ein neu Haus erbauet:

Dies Haus auf's Neu gebauet ist,
Zu Lob dem Herren Jesu Christ,
Desgleichen nicht gewest bisher,
Das unbeschmeißt gefunden wär
Vom Pabst und seiner Gräuel Gift,
Die er in Allem hat gestifft.

Item: bei eim Schulmeister:

Asseruit Christum divina voce Lutherus
Cultibus oppressam restituitque fidem.

Item: bei eim Maler ware der Pabst über der Thüren abgebildet, saß auf seim Stuhl, hatt einen Weihrauchhaufen in der Hand (pfui! ich sprich nicht, welchen!) und darunter stunden die Wort:

In aller Teufel Namen sitzt
Allhie der Pabst; offenbaret itzt,
Daß er sei der recht Widerchrist,
Der in der Schrift verkündigt ist **).

---

*) Streunen, gleich: umhersuchen, sich umsehen. Anm. d. Red.

**) Diese Verse sind von Luther selbst. Spangenberg wider die bösen Sieben x. (ohne Seitenzahl). Bogen M. a. 2.

Als wir nu bei unserm Wirth Leonhard Köppen zur „güldenen Bibel“ fürsprachen, verwunderten wir uns, daß die Bieramseln uns aus der Zechstuben hell entgegen schlugen, da es doch Sonntag war, und der Gottesdienst für der Thür. Aber mein Köppen gab hierauf Nichtes zur Antwort, sondern zuckete mit den Achseln. Doch als er hörete, wie Er Johannes hieß, und daß er ein Sohn sei von dem alten Förster Forst, den er wohl gekennet, item daß er ein Priester vom alten Glauben wär, item wir andern ebenmäßig auch katholisch gesunnen, freute er sich und ward widder weich, wie ein alter Stockfisch.

Als wir dieses verspüreten, und uns erkundigten, wie das Ding mit den Metzleins gewachsen, gab er zur Antwort: daß dies böse Maide wären, so fast alle Nonnen gewest. Denn, was eine ausgesprungene Nonn wär, käm gen Wittenberg, daß der Lutherus ihnen Männer schaffen thäte; hätte auch gar viele verfreiet, ja selbsten eine Nonn genommen, wie Männiglich wisse; dieweil es aber unmüglich sei, alle unter die Haube zu bringen, ergriffen sie ein ander Handwerk.

Ob denn der Lutherus so großen Gräueln nicht steure?

Vermüge es nicht. Hätte noch letztlich einen Anschlag an das schwarze Brett erlassen*), daß die Studiosen nicht

---

*) Der Anschlag steht Alt. Ausg. VIII. fol. 343. Aehnliche des gesammten akademischen Senats in Wittenberg, welche über die dortige studierende Jugend, ihre obscönen Kleidertrachten und Tänze, ihre Pasquille und ihre Verachtung der Geistlichkeit Zeter schreien, findet man in miscellaneis Stephani Riccii (ohne pagina) hinter dessen Ausgabe von Melanchthonis argum. et dispos. rhetor. in eclogas Virgilii. Das Drolligste ist, daß die Studenten in drei oder vier dieser Anschläge aufgefordert werden, zum Zeichen ihrer Ehrfurcht gegen die Geistlichen in die Kirche zu kommen und für sie auf dem Altare an einem bestimmten Tage Mann für Mann zu opfern. (Singuli sua munera hodie declarandae reverentiae

mit denen Specktjungfern verkehren sollten; aber sie hätten sich zu Nacht auf dem Augustinerhof zusammengerottet und ihme höhnisch sein eigen Liebel fürgesungen, so er in seine Bibel geschrieben, und wozu sie noch mehr Versche gedichtet, so anjetzo schon die Gassenjungen in der „jückenden Leberweis" sängen.

Hierauf recitirte er uns das ganze Liebel zu gemeinem Abscheu, und als wir frageten, woher er wisse, daß Luther den ersten Versch gedichtet und sogar in seine Bibel geschrieben, gab er zur Antwort:

Durch M. Agricola. Denn als Lutherus ihm bei seiner Reise nach Schmalkalden Haus und Hof, Weib und Kind übergeben, verehrete er ihm bei seiner Heimkehr zum Dank seine Bibel, in welche diese Versch mit Lutheri eigener Hand zu Proverbia XXI, 10 geschrieben waren.

Nachgehends, als sich Beede von wegen der „guten Werk" erzürneten, zeigete mein Magister diese Versch aus Rach gar Vielen und verehrete die Bibel selbst dem Bischofen von Augsburg, der sie nach Rom gesendet haben soll*).

Aber woher denn die Metzlein das Geld überkämen, daß sie in also kostbaren Kleidern, wie geborene Fürstinnen, einherstolziren könnten?

Diese Kleider hätten sie sich aus denen alten Meßgewändern genähet, so ihnen ihre Buhlen aus allen Theilen im teutschen Reich herbeischleppten. Auch aus der hiesigen Pfarrkirchen, obschon Lutherus den Befelch geben, daß sie sollten aufbewahret werden, wären die besten abhanden gekom-

causa ad aram afferant). — So war die allgemeine Verachtung der Geistlichkeit sogar bis an die Häupter der Reformation gedrungen!

*) Wo sie sich gegenwärtig noch auf der vatikanischen Bibliothek befindet.

men und gestohlen, und, wie man meine, von den Fürstehern selbsten, anerwogen die Specktjungfern allhie ganz andere Zusprache hätten, denn allein von armen Studenten*).

Und als wir nu die Hände zusammenschlugen, sprach er weiters: das wäre noch Nichtes; das Allerärgste wär, daß allhie in Wittenberg kein mannbar Mädel aufzufinden, beides fürnehm und geringe, so des Kränzleins ihrer Jungferschaft noch wahrnähme. Läsen sich frei Lutheri Verachtung der Jungferschaft für**), und liefen, erstlich nur heimlich und des Nachtes, jetztunder schon frei und am hellen Tag, bei den Studenten auf die Bude und trügen selbigen ihre Liebe an, daß es eine Schande sei, und etliche Väter ihre Töchter schon in ein tunkel Kämmerlein gesperret, wie man sage, dieweilen sie nicht mehr zu halten, und sprächen: die Werke wären nu abgethan, wie Jedermann wisse, und hätten sie den wahren Glauben, würden sie doch selig***).

---

*) Wie entsetzlich schnell das Sittenverderben gleich nach der Reformation in Wittenberg einriß, bezeugen viele Briefe Luthers aus seiner ersten Periode. Man sehe insonderheit an Spalatin vom 2. Decbr. 1522, bei De Wette II, 271. In diesem Briefe legt er aber merkwürdiger Weise nicht dem Teufel, wie sonst, die Schuld bei, sondern dem Churfürsten: quod suo sumptu (peccata) et instituta sunt et foventur maxime.

**) Die bekanntlich an vielen Orten seiner Schriften vorkommt. Insonderheit sehe man Alt. Ausg. II, 182 u. 218.

***) Auch diese Stelle enthält leider die reine Wahrheit. Man höre, was Luther am 22. Jan. 44 an den Churfürsten Johann Friederich schreibt: „So ist das Weibervolk kühne geworden, laufen den Gesellen nach in ihre Stüblin, Kammern und wo sie können, bieten ihnen frei ihre Liebe an, und ich höre, daß viel Aeltern sollen ihre Kinder hinweggefordert und noch fordern, und sagen: wenn sie ihre Kinder zu uns schicken in's Studium, so hängen wir ihnen Weiber an den Hals, daß diese feine Schule einen bösen Namen bekommet." De Wette V, 615.

Aber solches wäre nit zu verwundern, anerwogen es in Lutheri Haus nicht gerechter stünd. Kämen alle Wochen Metzleins aller Art und gäben sich vor Nonnen aus, wenn sie auch in eim gar anderen Kloster gewest wären, denn in eim Jungfernkloster. Solche Metzlein hätten ihme einen gar bösen Namen gemacht, insonderheit eine, so sich Rosina von Truchseß genannt, aber ein gemein Bürgerstochter gewest wär. Selbige Rosina hätt er vor etzlicher Zeit in seine Wirthschaft genommen, wär aber allda schweres Leibes worden, und dieweilen sie ihn heimlich bestohlen, auch in der Stadt und sonsten bei den Priestern auf dem Lande in bösen Leumund gebracht, item ihre Frucht auf unmenschliche Weis hätte ertödten wollen, wäre mein Lutherus in also steife Wuth gerathen, daß er sie hätte mit seinem Hausknecht und alten Bedienten säcken und lebendig in die Elbe stürzen wollen; allein durch die Vorbitt seiner Hausfrauen, und daß er doch bedenken söllt: er wär ein Priester, wär er anders Sinnes worden, hätte den Sack wieder aufgemacht und sich begnügt, das lose Metzlein nur aus dem Hause zu jagen*).

Auch sollten wir nicht vermeinen, daß die Eheweiber es allhie besser macheten. Folgeten dem jungen Maidtvolk nach, und wo ein schöner Studente wär, suchten sie ihne zu fahen, stolziereten auch also schamlos in ihren Kleidern einher, daß, wie Männiglich wisse, Lutherus es nicht länger hätte ertragen können, sondern aus Wittenberg geloffen wär, und es wenig gefeihlet, daß er jemalen wieder umgekehret.

---

*) Man sehe über diese Rosina den Brief Luthers vom 29. Januar 1544 an den Richter Göritz in Leipzig, zu dem sich das unglückliche Geschöpf geflüchtet hatte. De Wette V, 624. Einige Blätter darauf wird ihrer noch einmal erwähnt, was Alles ich hier kurz zusammengezogen habe. Ueber das Ersäufen schreibt er wörtlich: Nisi essem verbi minister, dudum curassem ei culeum. Nec scio, an adhuc facturus sim, ita urit me Satanae ista irrisio.

Denn ihn hätte das Frauenzimmer auf seine Strafpredigten, die er alle Sonntage gethan und darinnen er die ärgsten mit Namen genennet, letztlich verhöhnet, ja etzliche, wie es hieß, ihm unter die Augen gesaget: er mache es ja selbsten nicht besser, und hätt ja auch eine Nonn gefreiet, darumb: hätte er sich und seine Käthe ohne Pabst und Bischof absolviren können, könnten sie sich auch absolviren ohne Luther und Melanchthon. Summa: am anderen Morgen war mein Lutherus weg und die ganze Stadt in Aufruhr. Niemand wußte, wo er gesteckt, bis er nach etzlichen Tägen an seine Käthe schrieb, und dieweil ich Narre aus dem Kloster zu Nimptsch sie einst erlöset, item den Freiensswerber bei ihr gespielet, und sie darum noch immer ein steif Vertrauen zu mir hat, kommet sie mit dem Zettul zu mir geloffen, worin ihr Eheherr ihr vermeldete: daß er nimmer wieder in dies Sodom und Gomorrha zurückkehren werde. Er wölle umherschweifen, und eher das Bettelbrod essen, ehe er seine armen, alten letzten Tage mit dem unwerdigen Wesen zu Wittenberg martern und verunreinigen wölle, mit Verlust seiner sauren theuren Arbeit*).

Hierauf gab ich ihr den Rath, zum Churfürsten zu fahren, daß er den bösen Handel schlichten möge, als sie denn auch gethan, und dieser nachgehends durch seine Gesandten den Lutherum bereden lassen, daß er widder heimkehre, denn wie die Katholischen jubiliren würden, wenn er auf seinem Kopf bestünde!

Als mein Leonhard solches gesprochen, verwunderten wir uns allzumalen, daß er Lutheri Käthen aus dem Kloster verholfen, ja ihren Freiwerber gespielet, worauf er zur Antwort gab: Nicht allein sie, sondern noch acht Nonnen dazu hab ich

---

*) Wörtlich bei De Wette V, S. 753. Der Brief ist Ende Juli 1545 geschrieben. Armer Luther!

entlebiget und die alte, werdige Abbatissa genug mit dem blanken Schwert geängstiget. Aber ich war ein junger Geselle, ihr Herren! und gläubete Gott und meinem Nächsten einen Dienst daran zu thun, wie mir der Luther eingeredet, war auch ein so einfältiger Tropfen, daß ich meine gute Wirthschaft in Torgau verkäufte und dem Luthero in dieses Sodom gefolget bin.

Hiemit ginge unser Wirth an ein Schränklin und langete zween Briefe von Lutheri eigener Hand herfür. Und priese selbiger in dem ersten den Nonnenraub als ein Gott wohlgefällig Werk, „so alle, die es mit Gott halten, für großen Frummen preisen würden", nannte ihn darin „einen seeligen Räuber, gleichwie Christus auch ein Räuber in der Welt gewesen, da er durch seinen Tod dem Fürsten der Welt seinen Harnisch genommen."

In dem andern Brief*) hergegen nennet er ihn spöttisch seinen Prior, spricht: er sei seiner Metze (verstehe die Katharina von Bora) in die Zöpfe geflochten, und möge mein Köppen, wann Lutherus das Prandium gäbe, seiner Braut doch gut Zeugniß geben helfen, daß er ein Mann sei.

Darüber schmunzelte Er Johannes und sprach: Was Lutherus mit dem Zeugniß geben sagen wolle? worauf mein Leonhard aber ebenmäßig schmunzelte und zur Antwort gab: das wolle er nu gerade nicht ausschwätzen.

Aber um Gotteswillen, ob denn keine rechtschaffenen

---

*) Der erste Brief steht bei De Wette II, S. 320 ff.; der zweite jedoch ist in allen frühern Ausgaben der lutherischen Schriften, wohl aus Scham, übergangen, kommt aber dennoch schon in der Eisleben'schen von 1564 Thl. II. fol. 217 a. vor, von wo er in die Altenburgische Thl. II. fol. 903 b. übergegangen ist. Er ist datirt vom Sonnabend nach Trinit. (17. Juni) 1523. Bei De Wette III, S. 9.

Leute mehr in Wittenberg fürhanden wären? Wären allwegen noch fürhanden, aber fürchteten sich, für Papisten gehalten zu werden, wenn sie dem Uebel zu wehren versuchten. Und ein Papist wär allhie ärger, denn ein Vatermörder. Ehbruch, Unzucht, Diebstahl, Geiz, Wucher*), Summa alle Laster würden verziehen und gingen offen im Schwange, also daß ein Jeglicher, wenn ihne nur selbsten der Schaden nicht betreffe, darüber sein Gespötte treibe, umb seinen Haß gegen die Werkgerechtigkeit zu offenbaren: wer sich aber als Papist verspüren ließe, der müßte sicherlich, wenn er nicht zu Tode geschlagen würde, Haus und Hof verlassen. Darumb überwacheten die Pfaffen einen solchen, wie der Henker den Gefangenen, insonderheit, ob er das Nachtmahl unter beiderlei Gestalten genüß. Item: kämen sie Freitags umb die Mittagszeit unversehends in das Haus und lüden sich zu Gaste. Wäre dann Fleisch fürhanden, so wär's gut; wäre kein Fleisch fürhanden, so wär's ein sicher Zeichen, daß der Mann noch ein heimlicher Papist sei und die Fasten hielte.

Also wär's ihm selbsten ergangen, daß ein Pfaff des Freitags kein Fleisch bei ihm vorgefunden, und wann er von jehero mit Luther nicht so gut verkehret, würd es ihm gar übel ergangen sein. Sint der Zeit sei er fürsichtig worden und lasse fünf gerade gehen, denn es hülfe doch nichts, gegen den Strom zu schwimmende. Denn also groß wär die Lästerung, daß, wenn die Priester bei eim Hausvater auch in Wahrheit Fleisch träfen, und er etwan nur hie und dorten merken ließe, daß ihn das wüste Leben in der Stadt verdröß, und selbsten ein stilles Leben führete, das Volk alsbald schreie: er wär ein werkgerechter Wiedertäufer und ihm nicht zu trauen, er müge Freitags Fleisch fressen oder nicht**).

*) Luther an Justus Jonas unterm 18. Juni 43 bei De Wette V, 43.

**) Wizel (Protest.) Epp. M. 3. a; N. a. Uebrigens sagt Luther selbst, daß die Wiedertäufer ihr Hauptargument gegen die lutherische Lehre von der Sittenlosigkeit der Wittenberger hergenommen hätten. Colloquia, meditationes etc. ed. Rebenstock II, 35.

Darumb wär auch die stille Wuth unter den alten, heimlichen Papisten so groß, daß sie dem Luthero zum Schabernack thäten, was sie künnten, wie denn ein solcher vor etzlicher Zeit einen Raben abgerichtet, welcher Luthero auf der Straßen nachgeflogen und immer „Saumärtel, Saumärtel" geschrieen, ja vor etzlichen Sonntägen sich in die Linde vor der Pfarrkirchen gesetzet und vor den Augen und Ohren der ganzen Gemein sein Liedel wiederholet, als Lutherus ankommen, worauf selbiger in einen also steifen Zorn gerathen, daß er zehn Gülden ausgeboten, welcher ihm diesen Satansvogel todt oder lebendig brächt. Wüßte nit, ob es geschehen; gläube es aber nicht, denn sonst würd er es sicher in Erfahrung gezogen haben.

Als wir nu Alle vor Verwunderung uns ansahen und nicht wußten, was wir zur Antwort geben sollten, fragte Er Johannes: wie es denn allhie mit der hohen Schulen stünd, so zu seiner Zeit in so hohem Flor gewest?

Das ist eben mein meist Sorgen! sprach unser Wirth. Denn dieweilen in jedem Semestrio weniger Studiosi kommen, anerwogen es nicht feihlen kann, daß die Aeltern nicht erfahren, wie es hie stehe, werde ich letztlich ein armer Mann werden, nachdeme ich Narr meine gute Wirthschaft in Torgau ufgegeben und dem Luthero gefolget bin. Und ebenmäßig, sprach er weiters, stünd es allhie auch mit den andern Schulen. Das Schulhaus selbsten wär zu eim Brodladen eingerichtet, und darumb schon vor etlichen 20 Jahren der Fall fürgekommen, und auch jetzo noch, daß der Diaconus mit dem Küster allein den Introitus mit dem Kyrie in der Kirchen singen müßte, inmaßen keine Schüler fürhanden. Auch scheue sich Männiglich, sein Kind studiren und an Leib und Seelen verderben zu lassen, wozu noch käm, daß etzliche Prädicanten, als Gabriel Didymus und andere, öffentlich allhie gepprediget: daß alle Studia gefährlich und verderblich wären, und man Schulen und Akademien abschaffen müsse, was denn dem

Burger gar wohl beiginge*). Solches predigten auch alle Pfaffen auf den Dörfern, so Schuster und Schneider wären, anerwogen sie die gestudirten Prädicanten beneideten und hasseten, dieweil sie von ihnen verächtlich gehalten würden. Ursach wär aber wieder Lutherus selbsten, angesehen er vielmahls gesprochen: die hohen Schulen wären werth, daß man sie alle zu Pulver machete; nichts Höllischeres und Teuflischeres sei auf Erden kommen, seit Anbeginn der Welt, denn die hohen Schulen**). Nachgehends, wenn ihm das Ding leid würde, lehre er das Widerspiel, wie er denn immer pflege; aber dann wär's bei den Meisten zu spat. Item: wär Melanchthon außer sich über diese tumme Lahr und spräch: solchen Pfaffen, die jetzunder aller Orten die Aeltern und die liebe Jugend von den Studien abmahnen, müsse man die Zunge ausschneiden***).

„Ei", gaben wir hierauf zur Antwort, „stehet das Ding also durchgehends liederlich, so wundert's uns, daß das Volk überall noch zur Kirchen und zum Nachtmahl gehet, dieweil ein Jeglicher, so den Glauben hat, auch den heiligen Geist

---

*) Epistol. de Torgaviens. antist. Witebergae 1745. pag. 16.

**) Wörtlich in der Walch'schen Ausg. XII, 45; vergl. IX, 862; VI, 2553 und an andern Orten. Daher auch Erasmus voll Entrüstung ausruft: „Nennt Luther nicht die ganze aristotelische Philosophie teuflisch? schreibt er nicht: daß alle Gelehrsamkeit (disciplinam), sowohl die practische, als die speculative, verdammt sei? Und predigte nicht auch Pharellus hin und wieder öffentlich, daß alle menschlichen Wissenschaften (disciplinae) Erfindungen des Teufels wären?" Epist. ad fratres Germaniae inferioris p. 4 a. — „Darum", fährt er an einer andern Stelle fort, „wo das Lutherthum herrscht, da ist der Untergang der Wissenschaft. Zweierlei sucht es nur: Einkünfte und Weiber (censum et uxorem)." Epistol. select. ed: Freitagius p. 34. — Und er hat Recht! Daß die Wissenschaft fortbestanden, verdanken wir nur den Fürsten.

***) Corp. Reform. I, 666 a.

in Pacht genommen; was gebraucht er des Nachtmahls, des Priesters und der Kirchen?"

Spricht mein Leonhard: allhie in Wittenberg kommen sie noch; aber in anderen Städten, hör ich, seit man sie nit mehr aus dem Kelch saufen läßt, als viel sie wöllen, werd oft in 4 oder 6 Wochen kein Sakrament gehalten*), und auf dem Lande ist's noch ärger. Denn das Landvolk, das ehender so gut und gehorsam war, ist also verderbet und in allen Lastern versoffen, daß Lutherus mir selbst geklaget: es käme oft kein Bauer in die Kirch und der Pfarrer müßte ungepredigt lassen und heimgehen, worüber die Junker sich ins Fäustchen lacheten**).

Inmaßen es nu aber auf der Pfarrkirchen zum Hochamt***) zu läuten begunnte, sprach unser Wirth: nu kummet selbsten in die Gaststube, so ganz voller Bauern, Burger und Studiosen ist, damit meine Junkern sehen, wie viel zur Kirche gehen werden.

Solches thaten wir, und brüllte uns gleich ein langer Studiox, wie ihn unser Wirth benamsete, mit geschwenketem Glase entgegen:

---

*) Wizel: das Evangelium Luthers f. 46, vergl. Luther selbst bei Walch V, 1576; X, 2666; XIX, 64 und an andern Orten.

**) Eigene Worte Luthers bei Walch IX, 2718. Ueber die gräßliche Verderbtheit des Landvolks konnte Melanchthon nach der Visitation von $15\frac{27}{29}$ nicht genug sich beklagen. Er nennt sie unter Anderm in einem Briefe an Myconius vom 5. Jan. 1528 summam et intolerabilem malitiam (corp. Ref. I, 982). Und ebenso sagt der Protest. Rivius (de stult. mortalium pag. 32), nachdem er die früheren Bauern gelobt: daß kein Laster so arg, keine Schandthat so groß sei, daß die jetzigen (1547) Scheu davor hätten.

***) So nannte man in protestantischen Städten auch wohl noch den zweiten vormittäglichen Gottesdienst, weil darunter das Abendmahl verreicht zu werden pflegte.

Wer greinen oder murren will,
Ut canes decet rabidos,
Der mag nur bleiben aus dem Spiel,
Ad porcos eat sordidos.

Hat nicht Lutherus selbst gelehrt:
Qui non puellam amaverit,
Der bleibt ein Narr auf dieser Erd,
Ut quisquis non potaverit?

Und thät hierauf dieser lange Bengel, der so grau wie ein alter Sack aussahe, etzliche fürwitzige Fragen an mich, als: woher wir wären? 2c., so ich ihm auch beantwortete.

Hiezwischen waren die Anderen an den Tisch getreten, wo meine Bauern alle mit den Pudeln auf dem Kopf saßen und mit den Burgern Biers soffen, etzliche auch in Würfeln spieleten.

Spricht Franziscus: höret, es lautet allbereits zum Hochamt, wollet ihr nicht mit in die Kirche? Ich hör, Dr. Pommeranus predigt.

Da schwiegen meine Bauern alle stille, bis letztlich einer spricht: sie wären nun zu Weihnachten in der Kirchen gewest; allzuviel wär ungesund; wollten lieber hier bleiben und den „Fuchs schleppen*)“.

Ob sie denn nicht mehr fleißig und gerne beteten?

Auf diese Frag heben meine Bauern alle an zu schmunzeln, bis einer wiederum vor die übrigen spricht: was beten, was beten? es ist ein münchisch Werk; mit Beten werdet Ihr wenig vor Gott schaffen!

Und dazu mußte ihme helfen, Matth. 6, da der Herr der Phariſäer Gebet straft, item Joh. 4, da der Samariter

*) War bei dem gemeinen Mann damaliger Zeit ein beliebter Witz, welcher darin bestand: daß drei Personen aus einer Kanne Bier oder Wein dreimal eine jede einen Zug thaten, worauf der vierte den ganzen Rest ausschaffen mußte. Das Zech- und Saufrecht im Schaltjahr von Scheible Bd. IV, S. 632.

Gebet getadelt wird. Auch stünde im Psalm: ihr Gebet wird zur Sünde. Das Beten stamme aus der Pfaffen Zeiten, in welchen es Gott angenehmer gewest, wie Lutherus sage, wann ein Esel geschrieen, oder ein Kindlein geweinet hätt*). Hierauf schlugen die Studiosi, mit dem langen Schlingel 12 an der Zahl, ein laut Hohngelächter auf und einer sprach: ja, ja, ihr Herren! die Bauern werden hier auch schon klug; wir schreiben nicht mehr Anno 16, wo Alles uf die Kniee fiel, wenn die Glocken lauteten und ein Pfaff anhub zu plärrende.

Als er solches gesaget, kam der lange Schalk widder auf mich zu mit eim vollen Glas und sprach uf Lateinisch:

Eia frater! bibit Adam, bibit Noah, bibit Abraham, biberunt prophetae, bibit Christus in nuptiis Canae Galilaeae, biberunt apostoli, bibit Dr. Martinus Lutherus: sauf aus, Bruder! Alleluja!

Worauf die Anderen in choro sungen:

Sauf oder lauf!
Wer nit will mit saufen,
Mag zum Teufel laufen,
Lauf oder sauf!

Ein Solches war mir annoch nit fürgekommen; ich weh-

---

*) Wörtliche Entschuldigung in damaliger Zeit wegen des unterlassenen Betens. Wizel vom Beten, Fasten und Allmosen. Eisleben 1535. B. b. W. 2 a. Er sagt sogar, daß in öffentlichen Predigten mit diesen Worten wider das Gebet gestritten werde. Ein wie tiefer Mann dieser Wizel übrigens war (anfangs ein Freund Luther's und von diesem zum Pastor in Niemeck ordinirt, trat er, wie Viele, zum Katholicismus zurück, und starb 1573 zu Mainz), geht aus folgender prophetischen Aeußerung von ihm hervor, die ich deutsch hersetze: „Sollte das Lutherthum lange bestehen, so führt es seine Anhänger in's Heidenthum (?) und allmählig zur Lehre des Pythagoras, welcher an Gottes Daseyn zweifelte, bald darauf aber zu der des Diagoras, welcher Gottes Daseyn läugnete." (O Strauß, Feuerbach, Bauer und Consorten!) Epp. M. 3 a. N. a.

rete darumb das Glas mit der Hand abe und sprach: mein Geselle, ich mache nicht in der ersten Viertelstunden Dutzbruderschaft! was den Burschen also verdroß, daß er schrie: „Pest, der verfluchte Pix*) will nit einmal mit eim Wittenbergischen Studio dutzbrudern. Warte, ich will dir das katholische Fell besehen!“ worauf er das Glas auf den Tisch setzte, und alsogleich seinen Stoßdegen zog. Und hatten die Anderen kaum das Wort „katholisch“ gehöret, als die ganze Stube uf die Beine sprung**). (Folgt eine Prügelscene, die mit einer schmählichen Niederlage des „langen Bengels“ endigt.)

Und waren sie, die Studiosi, kaumb aus der Stuben, kommt der Wirth mit unsern andern Gesellen eilends angelaufen: Und ob ich Lutherum sehen wölle; er müsse gleich uf seinem kleinen Rollwagen unter dem Fenster fürüber kommen. Denn da er ein fontanellam am linken Schenkel hätt, und der Licentiat Fendius ihne verdoktert, würd ihme das Gehen fast schwer, und müßten die Studiosi ihn darumb zur Kirchen schieben. Und siehe alsbald kam auch der fürchterliche Münch unterm Fenster in seinem Rollwägel fürüber; hatte einen schwarzen Chorrock an und ein schwarz Birett auf dem Kopf. Sah fast sauer aus; seine Nas war kupfericht mit blauen Adern hin und wieder, das Haupt sehr dicke,

---

*) Pech, wie später: Philister.

**) Die Verwilderung der Wittenberger Studenten war im Jahre 1543 so groß, daß Luther sich gegen Spangenberg äußerte: wenn von den 2000 jungen Leuten, die dort sich aufhielten, nicht 200 oder 100, sondern gar nur Zwei oder Drei rechtschaffene Theologen würden, schon Gott dafür zu danken sei. Nach einer Aufzeichnung Spangenberg's in Brönnenberg's vaterländischem Archiv des historischen Vereins für Niedersachsen. 1840, S. 413 ff. — Außerdem kommen unzählige Klagen über die Unsittlichkeit der damaligen Jugend in seinen Schriften vor, z. B. bei Walch XI, 3096; XII, 895, 789, 1227, in seinen Briefen bei De Wette und seinen ungedruckten Predigten, herausgeg. von Bruns, insonderheit S. 44 ff.

und zwischen den Beinen hielt er einen Stecken, über welchem er die Hände gefaltet, und stier vor sich niedersahe. Drei Studiosi zogen den Wagen vorne und drei schoben hinten nach.

Darumb beschlossen wir, ihm gleich in die Kirche zu folgen, ob wir etwan wieder den Raben auf dem Kirchhof fänden. Aber der Rab war nicht fürhanden; wohl aber hatten die Zimmerleut Holz ufgefahren und bicketen daran mit dem Blattbeil, lacheten und schwätzeten, hergegen andere mit den beschlagenen Balken polterten und selbige uf die frischen Gräber wurfen.

Als das mein Lutherus sahe, gerieth er in einen steifen Zorn, ließ anhalten und schalt gar heftiglich. Doch verstunden wir bei seiner weichen Stimm ihne nicht, da wir noch allzu fern waren, auch der Schnee unter unsern Tritten gar heftig knarrete, anerwogen es wieder Frostwetter worden, höreten aber, daß der Meister anhub zu widerbellen: er wär nur mit allen Gesellen zu Weihnachten in der Kirchen gewesen und alle Tage könne er nicht hinein gehen 2c.

So kamen wir nu näher und verstunden, daß Lutherus zur Antwort gab: so wölle er ihnen was brauen, daß sie daran gedenken söllten. Wer ihnen Macht geben, allhie unter der Predigt auf dem lieben Kirchhof, wo ihre Aeltern lägen, also zu poltern und zu handthieren; als wär's uf einem Schindanger und der Galgen nit ferne? Schelme wären sie, ungläubige Teufelsgesellen, so nit werth wären, daß ihnen das reine lautere Wort gepredigt würd, und wenn sie nicht alsogleich die Axt ruhen ließen, und nach der Predigt das Holz allhie fortschaffeten, wöll er's der Oberkeit klagen*).

*) Wer sollte abermals nicht glauben, daß diese Entheiligung des Sonntags und des Kirchhofs, schon in so früher Zeit und unter den Augen des großen Reformators selbst, wieder eine Uebertrei-

Aber Meister und Gesellen kehreten sich an Nichtes, lacheten hinter seinem Rücken, wie die Schelme, und feierten auch mit nichten unter der Predigt, wie wir's alsbald drinnen an dem Bicken, Klopfen und Poltern genugsam verspüreten.

Stelleten uns an einen Pfeiler dicht bei Lutheri Stuhl, der Kanzel gegenüber, und war ein Ziemliches an Volk in der Kirchen fürhanden. Aber mein Doctor Pommeranus macht es fast lang, wozu noch kam, daß er plattdeutsch predigte, wovon wir wenig verstunden. Doch vernahmen wir soviel, daß er uf den Kirchenschlaf, als eine gar schwere Sünde wider den heiligen Geist, gar heftiglich donnerte. Und hätten sie selbst am heiligen Weihnachtsfest zu ihrer größern Verdammniß solch satanisch Werk getrieben, anerwogen er nach dem Introitus selbst an die 15 verlorene Seelen, Männer wie Weiber, von der Kanzel gezählet, so geschlafen und eins Theils geschnarchet, daß es eine Schande gewest. Bei der papistischen Meß, obgleich sie kein Wort davon verstanden, hätte Niemand nie geschlafen; aber jetzo beim lieben, theuren Evangelio, so ihnen doch in ihrer eignen Sprach verkündigt würd, schnarcheten sie wie die Kirchenratzen. Als er nu widder uf seinen Text zurückekam, und allbereits an die sieben Viertelstunden gepredigt, waren wieder Streuens her und hin in den Bänken Viele entschlafen, was meinen Pommeranum also verdroß, daß er dem Küster zuriefe: „Meister Tehlke! nehmt alß den Klingbüdelstähl, un tippt dat Volk up de Näs; kiekt, wo de Höllenbassen all wedder schnarken!“ Aber Lutherus war des Dinges auch überdrüssig. Hatte schon lange mit dem Hintern hin- und hergerutschet,

---

bung von meiner Seite wäre? Doch ist auch sie leider die lautere Wahrheit. Man sehe den Brief Luther's dieserhalb an den Bürgermeister in Wittenberg (ohne Datum) bei De Wette V, S. 250.

auch mit gerecktem Haupt draußen nach dem Stundenschlag gehorchet.

Darumb und als mein Pommeranus nach solchem Befelch sprach: paßt upp, nu will ick ju noch eyes repeteren, wenn ju schlapen hewat! stunde Lutherus mit saurem Gesicht plötzlich auf, was meinen Priester also erschreckete, daß er des Repetirens vergaß, plötzlich „Amen“ sagete, und als er kaum von der Kanzel war, auf Lutheri Stuhl zuging, und demüthiglich fragete: ob den ehrwürdigen Vatern etwan wieder sein böser Schwindel angewandelt, daß er mitten in der Predigt ufgestanden, woràuf Lutherus zur Antwort gab: also waret Ihr erstlich in der Mitten? Herr Doktor, ich muß Euch auch die drei Reguln beim Predigen geben, so ich meinen Studiosis gebe; nehmt's nit für übel; es ist gut gemeint, und diese drei Reguln lauten:

„1) tritt dreist auf
2) sperr's Maul auf
3) hör bald auf!“

Als sich nu mein Pommer rechtfertigen wollte, sprach aber Lutherus weiters: gedenket, daß Ihr's in Hamburg so lange gemacht und nit das Ende habet finden können, bis eine werdige Matron, so immer vergeblich auf das Amen gehoffet, in der Kirchen entbunden ist*).

Aber wer seind denn diese hier? sprach er auf uns zeigende. So trat nun Er Johannes alsobald herfür, und ob der werdige Vater ihne nicht mehr kenne, anerwogen er anno 20 sein Famulus gewest? Er käme mit diesen beeden adlichen Herren, von welchen der eine sein Patronus wär, umb etzliche Fragen, die Religion betreffende, an den ehrwürdigen Vater zu richten. Solches war ihm angenehme, lächelte niedlich, gab uns allen die Faust und sprach: er freue

**) Ratzenberger a. a. O. S. 89. De concionibus Dr. Pommerani.

sich gar sehr, daß wir ebenmäßig trachteten, aus der papistischen Finsterniß an das helle Licht des Evangeliums zu gelangen. Und möchten wir heute Nachmittag bei drei Schlägen zu ihme kommen. Er hätt ein gut Glas Eimbecker Biers, so daß er gläube, kein Fürst hätt's besser; das sölle uns munden. Dr. Jonas käme auch von Hall herüber, item würden wir Magister Philippum sehen, und Ihr, Herr Doktor! sprach er zu meinem Pommer, werdet Euch auch einstellen, wie ich verhoff?

Als er das gesaget und Dr. Pommeranus mit uns Andern sich verneiget, winkete er den Studiosis, so ihn alsbald unter die Achsel griffen und widder an den Rollwagen geleiteten, in währendem wir uns noch die Kirche besahen, aus welcher die Nebenaltäre gebrochen, item die Bilder der lieben Heiligen gerissen, hergegen aber die Bilde von Luthero und Dr. Pommerano, nebst etzlichen anderen, so die Verbreitunge des Evangelii fürstellen sollten, ufgehänget waren. Meister Tehlke lief dabei immer mit uns und schimpfirete auf die bösen Kirchenschläfer. Nein, er ginge doch alle Sonntag in die Kirche, aber diese schwere Sünde sölle ihme der Teufel nicht am jüngsten Gericht aufrücken! Es wäre ein fast gottlos Volk allhie in Wittenberg; aber Dr. Pommer söllte nur nicht sobald Amen gesagt haben, er hätte ihnen mit dem Klingbeutelstiel schon die Nase putzen wöllen, daß sie gegläubt hätten, der Teufel säße ihnen schon mit seiner Krallen drauf ꝛc.

Aber als wir zu Hause angelangeten, wollt es unserm Wirth nicht beigehen, daß wir von wegen des Glaubens mit Luthero sprechen wöllten. Denn wenn wir ihme nicht in allen Stücken beipflichteten, befahre er, wir kämen auch die große Stiegen niedergefahren, wie sie schon viele vom Adel niedergefahren wären. Denn er würde von Tage zu Tage weniger und ein jeder Widerspruch reize ihn, daß er braun

und blau würde, er käm von Fürnehm oder Geringe. So hätte Dr. Jonas ihme vor einiger Zeit einen Boten geschicket, und da er selbigen über die Gebühr ufgehalten, habe der Bote vorgeschützet: daß es Abend würd, und müsse er bald abgefertiget werden. Davor habe er ihn mit einem Fuß von der Ofenbank also abgefertiget, daß der Kerl zu ihme (verstehe unsern Wirth) hinkend und heulend heimgekehret, auch noch den andern Tag stille gelegen, weil er seiner Glieder nit mächtig gewest*).

Auf die andern Gäst dürften wir nicht rechnen, daß sie uns beipflichten söllten. Wären allzumal feige Schelme, so schon ja, ja! sageten, ehe Lutherus noch ein Wort gesprochen, wie wir's denn auch schon in der Kirchen vernommen. Der größte Knecht wär aber Justus Jonas, welcher Luthero in Allem nachäffe, immer den dürren oder den Schaafshusten hätt, und ein also großer Narre wär, daß er, umb auch einen bösen Schenkel wie Lutherus zu haben, muthwillig sich an einen Kramladen gestoßen, was ihme denn auch geglücket**).

Wir schlugen diese gute Vermahnunge aber in den Wind, und als das Uhr auf der Pfarrkirchen drei Schläge thät,

---

*) Man sehe Luther's Brief an Justus Jonas wegen dieses Boten, der bei ihm raisonnirt oder commandirt habe (denn so kann das Wort imperare hier doch wohl nur gegeben werden), und dem er dafür gedroht: „er wolle ihm die Zunge aus dem Halse hinten hinausreißen lassen", bei De Wette V, 450.

**) Man sehe den Brief Luther's an seine Hausfrau vom 10. Febr. 1546 bei De Wette V. gegen das Ende, worin Luther diesen Geniestreich erzählt und hinzufügt: so groß ist der Neid in Leuten, daß er mir nicht wollte gönnen, allein einen bösen Schenkel zu haben. Uebrigens war Justus Jonas nach dem Zeugniß des Erasmus, Luther's und Melanchthon's ein außerordentlich beredter Mann, aber ein eben so großer Haase, als Affe, wie wir später sehen werden.

machten wir uns uf den Weg, und waren auch schon in der Porten zum Augustinerhof, als Herr Franziskus stille stund und mit einem langen Seufzer sprach: ich weiß nicht, Gesellen! ich bin wohl in 15 Schlachten und darüber gewest, aber nie hab ich Furcht verspüret; doch jetzo verspür ich Furcht wie ein alt Weib.

Und als ich zur Antwort gabe: so ergehet es mir auch, Ritter! sprach Er Johannes: ich verhoffe, es wird Alles gut gehen, wenn wir ihme nit widersprechen. Ich werde mich immer hinter meinen Bischof verkriechen, und, was ich sprech, so fürstellen, als hätt er mir's aufgetragen, und alsdann forschen, was der würdige Vater dazu sage? Sollte sich einer von Euch Herren übereilen, werde ich ihme ein nota bene mit dem Fuß geben, wann ich's kann; kann ich's aber nicht, so merket auf sein Antlitz, denn wann er anhebet, die rechte Augenbrame in die Höhe zu ziehen, ist's ein Zeichen von jeher gewest, daß er zornig werden will.

Und als er Solches gesaget, stunden wir alle Drei schon vor der großen Treppen im Augustinerkloster, so zu seiner Wohnung hinaufführet.

XXX.

Aphoristische Zeitläufte.

Den 30. Jänner 1852.

I.

Die Verfassung des Prinzen-Präsidenten und das göttliche Recht.

Die neue französische Constitution vom 14. Jänner dieses Jahres ist ein merkwürdiger Wendepunkt in der Geschichte des Constitutionalismus in Frankreich, fast möchte man sagen ein erster Anfang zum Einlenken in die Bahn des gesunden Menschenverstandes. Wenn von dem Geiste, der durch diese Urkunde geht, auch nur ein leiser Hauch in der berüchtigten Charte von 1814 wehte, so wäre wenigstens Europa namenloses Unheil erspart worden. Es ist aber allerdings eine Spur von gesundem Menschenverstande, wenn die Abgeschmacktheit der Minister-Verantwortlichkeit und Minister-Solidarität für abgeschafft erklärt wird; es ist nachahmungswerthe Weisheit, wenn die Taggelder der Volksrepräsentanten unterdrückt sind, und verdient unsere volle Anerkennung, wenn der legislative Körper den Gesetzvorschlägen keine Amendements zufügen darf, wenn das Begehren von fünf

Mitgliedern hinreicht, um die Oeffentlichkeit der Kammersitzungen auszuschließen, wenn die Veröffentlichung der Discussionen auf die Mittheilung der Sitzungsprotokolle beschränkt ist, und wenn (nach Artikel 29) der Senat das Recht zu haben scheint, jede etwaige Steuerverweigerung des gesetzgebenden Körpers wieder aufzuheben. Weniger zufrieden sind wir mit der Wiedereinführung des politischen Eides, der zu den ungeheuersten und wahrhaft himmelschreienden Mißbräuchen im neueren Europa gehört, und dessen Abschaffung durch die Februarrevolution eine allen Theilen zuträgliche Errungenschaft war. Wird mit dieser Konstitution regiert werden können, und wie lange? Vergessen wir nicht, es ist, wenn auch Verstand darin, eben auch nur eine Constitutionsurkunde, wie jede andere, ein Schleier, der da dienen soll, unter der künstlichen Hülle der Worte die wahre Absicht des Sprechenden, die wirkliche und natürliche Lage der Dinge zu umhüllen. Und selbst im günstigsten Falle ist dieses Gesetz nur auf die Dauer von Ludwig Napoleons Leben gültig und berechnet, es sei denn, daß derselbe eine Dynastie gründete und seine Gewalt in ihr erblich machen wollte, was, so lange die Welt steht, ohne Gott und Gottes Gnade, also ohne Fundirung auf göttliches Recht noch Niemanden gelungen ist. Dadurch aber träte Napoleon mit seinen Ansprüchen und dem innersten Kerne seines Systems auf den Boden der Legitimität hinüber, nur daß seine Krone eine andere wäre, als die der Bourbonen. Hieraus erhellt zugleich, daß es ein großes, auf bloßer Unklarheit beruhendes Mißverständniß ist, zu verkennen, daß der Napoleonismus sich bereits nach kurzem Uebergange auf den Grundsatz des göttlichen Rechtes stützen muß. Denn im Ernste wird doch Niemand glauben, daß sich im heutigen Frankreich eine Art militärisch-republikanischer Quasi-Wahlmonarchie herstellen ließe?

Den 20. Februar 1852.

II.

Die Verödung der protestantischen Kirchen in Berlin.

Im Jahre 1806 wurden die Kirchen in Berlin regelmäßig von 20,000 Personen besucht, und eben so viele Communikanten fanden sich ein. Im Jahre 1850, wo sich die Einwohnerzahl gerade verdoppelt hatte, betrug die Zahl der Kirchengänger auch nur 20,000, folglich hatte sich deren Zahl um die Hälfte vermindert. Die Thatsache ist sicher; der bekannte Kandidat Wichern hat darauf in einem Vortrage hingewiesen, den er kürzlich in Berlin gehalten. An sich ist ein solches Faktum freilich nicht erfreulich; aber der gläubige Christ wird die barmherzige Fügung Gottes, die sich darin ausspricht, gewiß mit Dank und Freude erkennen. Ein mit schmutziger Flüssigkeit angefülltes Gefäß muß zuerst geleert werden, ehe es das Wasser des Lebens in sich aufnehmen kann. Der Hunger und Durst nach dem wahren Glauben wäre im nördlichen Deutschland schwerlich so groß, wie er ist, wenn die öde Leere dort nicht nachgerade gar zu schrecklich und unheimlich würde.

Den 24. Februar 1852.

III.

Geheime Gesellschaften.

Die Bedeutung der geheimen Gesellschaften bei politischen oder kirchlichen Revolutionen wird häufig zu hoch oder zu niedrig angeschlagen. Eine Zeitlang war es im vorigen

Jahrhundert Sitte, nach dem Vorgange von Baruel alle Bewegungen der Zeit aus geheimen Gesellschaften herzuleiten und zu erklären. Dieß ist freilich eine offenbare Lächerlichkeit; man setzt dadurch die geheimen Verbindungen, indem man sie hoch über ihre wahre Bedeutung anschlägt, in die Stelle der Vorsehung Gottes, und schadet durch eine solche Ueberschätzung noch in sofern bedeutend, als man, einen panischen Schrecken verbreitend, den Widerstand gegen jene giftigen Schlingpflanzen lähmt. Auf der andern Seite ist es eben so irrig, die geheimen Gesellschaften und die Rolle, welche sie in allen bisherigen Revolutionen gespielt haben, zu läugnen und ihre Bemühungen bloß für lächerlich, nicht auch für gefährlich und verderblich zu halten. Die Wahrheit ist, daß Verbindungen dieser Art zwar nichts weniger als erster Grund und Ursache der Staatsumwälzungen, wohl aber eines der vornehmsten und furchtbarsten Werkzeuge bei der Durchführung derselben sind. Niebuhr (der bei der kindischsten Angst vor der Revolution keine Ahnung von ihrem Geiste und Wesen hatte, und dessen Geschichte des Zeitalters der Revolution großentheils eine Schutzschrift für die letztere ist), Niebuhr sagt, daß der Herzog von Orleans in der ersten französischen Revolution, ein an sich durchweg verachtetes Individuum, nur dadurch Bedeutung gehabt habe, daß er Großmeister der französischen Freimaurer war, in deren Logen, wie selbst Niebuhr zugibt, die französische Revolution vorbereitet wurde. „Dieß ist", fährt Niebuhr fort, „das Urtheil des seligen Portalis, des Vaters des jetzigen Ministers, unter Napoleon Chef des geistlichen Wesens, der mir in seiner Verbannung unter vielem, dessen Kenntniß ich ihm verdanke, auch hievon erzählte. Er sagte, daß nichts lächerlicher, als die Revolution auf geheime Gesellschaften zurückzuführen; daß diese aber allerdings auf den Gang derselben einen entschiedenen Einfluß gehabt. Die Freimaurerei hat in Frankreich einen ganz andern Gang genommen, als in Deutschland und England; in Frankreich wurden schon in der ersten Hälfte

des achtzehnten Jahrhunderts eine Menge höherer Grade bis zum einundzwanzigsten ausgebildet, und in diesen Graden wurde die allerentschiedenste Irreligiosität, Auflösung der Staaten und die Theorie von der bürgerlichen Gewalt gelehrt, die für mich das Aergste ist, was in der Revolution zu Tage gebracht wurde. In wiefern dieß mit der übrigen Freimaurerei zusammenhing, läßt sich nicht sagen, aber gewiß ist die Sache; Portalis war selbst Freimaurer gewesen, aber nicht bis zu jenen Graden gestiegen. Er erzählte auch, daß die Nationalfarben diejenigen der französischen Freimaurer gewesen seien; auch die neue Eintheilung Frankreichs in Departements sei nach dem Schema der maurerischen Theilung Frankreichs in dreiundachtzig Distrikte gemacht. An diesen Provinzen hing sehr viel; namentlich auch die Provinzialmaçonnerie. — Um die Thoren zu fangen, die in der Freimaurerei philanthropische Gesinnungen suchten, machte man die Hoffnung rege, daß man der Freimaurerei die Herrschaft über Frankreich verschaffen wolle. Dieß steht in Zusammenhang mit der Stelle von Lessing in Ernst und Falk, wo er sagt: „„Dieß ist einer von denen, die in Deutschland für den Congreß fechten."" Der Congreß war den Freimaurern eine Loge, und der amerikanische Krieg sollte das Licht über die Welt verbreiten. So beförderten vor der Revolution die wohlwollendsten Leute das Schrecklichste, ohne eine Ahnung von dem, was sie thaten (??)."

So wenig Niebuhr der Verdacht treffen wird, die Anklage gegen die Revolution aus Abneigung gegen dieselbe übertrieben zu haben, so gewiß ist auch Louis Blanc ein vollkommen unparteiischer Zeuge. In seinem Werke „zehn Jahre Revolution" berichtet er über die Wirksamkeit der Carbonaria in Frankreich folgendes: Drei junge Leute Bazard, Flotard und Buchez, hätten dieselbe am 21. Mai 1821 gestiftet. Diese drei unbekannten Menschen, sagt er, saßen an diesem Tage versammelt in einem Hause der Straße Copeau, in einem der ärmsten Quartiere der Hauptstadt. Hier war es wo

jene Carbonarie entstand, welche wenige Monate darauf Frankreich in Brand setzte.

Die genannten jungen Leute, Commis von der Octroi-administration, hatten die Freimaurerloge der Freunde der Wahrheit gestiftet und in diese, die vornehmlich einen politisch-revolutionären Zweck verfolgte, eine große Zahl von Handlungslehrlingen aufgenommen. Von dieser Loge gingen größtentheils die Unruhen aus, welche nach dem Morde des Herzogs von Berry im Jahre 1820 in Paris statt hatten. Nachdem im Spätsommer desselben Jahres die Militärverschwörungen erstickt waren, gingen die bedeutendsten Mitglieder der Loge der Wahrheitsfreunde nach Neapel, welches damals noch im vollen Aufstande war. Aber auch hier unterlag die Revolution. Die rückkehrenden Franzosen brachten die erste genauere Kunde von der italienischen Carbonarie nach Paris und von ihnen empfing der Verwaltungsrath der Freimaurerloge der Wahrheitsfreunde die italienisch geschriebene Constitution des Carbonarismus, die er in's Französische übersetzen ließ. Dies wurde die Basis, auf welcher Buchez, Bazard und Flotard nach mehreren Verbesserungen und praktischen Modifikationen das Gebäude der französischen Charbonnerie errichteten.

Der Hauptzweck und Grundgedanke dieser Verschwörung war die Einführung einer auf Volkssouverainität gegründeten Verfassung. Doch blieb einem Jeden überlassen, was er sich darunter denken wollte, wie es überhaupt für die Thätigkeit dieser Weltverbesserer charakteristisch ist, daß sich dieselbe nicht auf Herbeiführung neuer, sondern nur auf die Zertrümmerung vorhandener Zustände richtete.

Der äußeren Form nach stand an der Spitze des Ganzen eine hohe Venta, die ursprünglich nur aus den sieben Stiftern der französischen Charbonnerie bestand und sich selbst ergänzte.

Von dieser hohen Venta wurden die Central-Venten gebildet. Hierbei verfuhr man folgendergestalt. Zwei Mit-

glieder der hohen Venta gesellten sich, ohne diese Eigenschaft zu verrathen, einen Dritten bei und ernannten ihn zum Präsidenten der künftigen Venta, während sie selbst, der Eine den Titel eines Deputirten, der Andere den eines Censors annahmen. Die Aufgabe des Deputirten war die: mit der höhern Verbindung zu correspondiren, und die des Censors den Gang der untergeordneten Verbindung zu controlliren. So wurde die hohe Venta gleichsam das Gehirn aller der Venten, die sie schuf, blieb aber ihnen gegenüber Herrin ihres Geheimnisses und ihrer Handlungen.

So wie die Central-Venten von der hohen Venta ausgingen, so wiederum besondere Venten von jeder Central-Venta. Doch durfte die eine Venta die andern nicht kennen, und selbst wenn die Polizei eine Entdeckung machte, so hatte sie immer nur ein einzelnes Glied, nie den ganzen Körper. Für den Fall eines Conflicts mit dem Code pénal war vorgeschrieben, daß jede Venta weniger als 20 Personen enthalten müßte. Dann war bei Todesstrafe verboten, daß ein Carbonaro Mitglied von mehr als einer Venta sei. Endlich gab es neben der Civil-Charbonnerie und völlig unabhängig von derselben einen Militär-Carbonarismus, der eine andere Eintheilung und andere Behörden hatte. Der Besitz von einer Flinte und fünfzig Patronen, so wie strenger militärischer Gehorsam waren Hauptpflicht eines jeden Carbonaro.

Die in solcher Weise eingerichteten Venten vermehrten sich bald in's Unendliche. Die Charbonnerie verbreitete sich über alle Quartiere der Stadt, drang in alle Schulen ein und fanatisirte die gesammte Jugend. Die Mitglieder jeder Vente erkannten sich an besonderen Zeichen, und eigene Inspectoren wachten darüber, daß die Waffen eines Jeden stets in Bereitschaft waren. In eigenen Sälen, deren Fußböden mit Stroh bedeckt waren, lernten die jungen Leute exerciren.

So lange die Charbonnerie sich nur auf Paris beschränkt hatte, war das Bedürfniß nicht fühlbar geworden, Männer von Gewicht und Bedeutung an die Spitze der Verschwö-

rung zu stellen; die Stifter derselben, obwohl bloß junge unbedeutende Leute, genügten, die Bande der Verbindung zusammen zu halten. Als aber die Charbonnerie sich über die Provinzen zu verbreiten anfing, fingen auch die Stifter derselben an, Mißtrauen in ihre eigene Kraft zu setzen. In den Kammern bestand ein revolutionäres Comité, dessen Mitglied Lafayette war. Diesem wollte Bazard das Geheimniß der Charbonnerie entdecken und ihn bewegen, sich an die Spitze derselben zu stellen. Nur mit Mühe erlangte er hiezu die Einwilligung seiner Verbündeten, welche die Schwatzhaftigkeit und innerliche Unbedeutendheit Lafayette's kannten, und um so weniger auf seinen wirklichen Beitritt einen großen Werth legten, als sie sich darüber nicht täuschten, daß die große Masse der Adepten des Carbonarismus auch bisher schon immer geglaubt hatte, die bekannten gefeierten Helden der Revolution stünden heimlich doch im Hintergrund ihrer Verbindung. Uebrigens folgte der kindisch eitle Lafayette der ersten Aufforderung, welche die jungen Leute an ihn ergehen ließen, und schloß sich, trotz der bei so vielen Gelegenheiten zur Schau getragenen lügenhaften Loyalität, der Charbonnerie an. Auch folgten ihm auf diesem Wege die kühnsten seiner gleichgesinnten Collegen in der Kammer. Der wirkliche Vortheil dieser Verbindung mit dem Comité-Directeur bestand darin, daß nunmehr die jungen Carbonari, versehen mit Empfehlungsbriefen der bekannten und angesehenen Hauptleiter der Revolution, ihr Geschäft rasch in's Große treiben und ganz Frankreich mit einem Netze von Verschwörungen bedecken konnten. In der That waren auch bereits gegen Ende des Jahres 1821 in Rochelle, Niort, Colmar, Neu-Breisach, Nantes, Beford, Bordeaux und Toulouse durch die Charbonnerie Militäraufstände vorbereitet und im Ausbruche begriffen. Aber der größere Theil der Truppen war noch immer seiner militärischen Pflicht und der Ehre treu; der Aufruhr unterlag allenthalben und viele der Verräther bezahlten ihre Theilnahme mit dem Leben. Herr von Lafayette hatte

das Glück, sich auf einer Reise nach Beford am 1. Januar 1822 in Familienangelegenheiten um einige Stunden zu verspäten, sonst wäre er gerade zur rechten Zeit an dem Orte des Verbrechens einpassirt, um Gelegenheit zu haben, seinen noch immer nicht gestillten jugendlichen Heißhunger nach revolutionären Abenteuern mit dem Halse zu büßen und das Schicksal seiner Mitverschworenen zu theilen.

Nachdem die Schilderhebungen der Charbonnerie zu blutigen Ergebnissen geführt hatten, war den Verschwornen auf lange hinaus ihr Treiben verleidet und die Lust an den freimaurerischen Spielereien vertrieben. Hatten die Leiter des Carbonarismus die Macht ihrer Verbindung übertrieben, so trat jetzt, da die Erfolge den Verheißungen nicht entsprachen, allgemeines Mißtrauen ein. Einflußreiche und hochgestellte Mitglieder fingen an, bei einzelnen Gelegenheiten den Befehlen der Directoren keine Folge zu leisten. Die Hinrichtung vieler Verschwornen, besonders aus dem Militärstande, verbreitete Schrecken in den Reihen der Carbonari selbst. Es bildeten sich Parteien in ihrer Mitte. Einige, die sich an Lafayette anschlossen, wollten die reine Republik; Andere, die sich um Manuel gruppirten, bestanden darauf, daß die Wahl der künftigen Verfassung rein dem sogenannten Volke überlassen bleiben müsse. „Die Anarchie“, sagt Louis Blanc, „drang durch alle Poren des Carbonarismus, und in ihrem Gefolge schlich ungerechtes Mißtrauen, Haß, Egoismus und Ehrgeiz ein. Die Zeit der Hingebung war vorüber, die der Intrigue begann.“ Die einzelnen Venten emancipirten sich von jeder centralen Leitung. Es gab deren republikanische, orleanistische, bonapartistische; Einige conspirirten bloß, um zu conspiriren. Je weniger bestimmt ursprünglich schon der Zweck der Verbindung umschrieben war, desto größer war das nun hereinbrechende Chaos.

So ging damals die französische Charbonnerie vorläufig zu Grunde. Aber der abgerissene Faden sollte sehr bald

wieder angeknüpft werden; das Unkraut war für den Augenblick erstickt, aber seine Wurzeln nichts weniger als ausgerissen.

XXXI.

Bonapartiana.

Illustrationen zu den französischen Räubereien in Italien und Deutschland.

Aus der napoleonischen Armee-Correspondenz haben unsere Leser gesehen, welcher Geist der Plünderung, der Räuberei und Schelmerei unter den Offizieren, den Soldaten und den Armeebeamten in Italien herrschte. Napoleon selbst klagte, wie sie gesehen, daß er nichts machen könne, da Alle zusammenhingen und einer den anderen schütze. Kam ein Raub, ein Unterschleif zu seiner Kenntniß, und schickte er einen zur Untersuchung, so nahm dieser Theil an der Dieberei; schickte er einen Zweiten, so machte dieser es nicht besser als der Erste; bestellte er ein Gericht, so ließen sich die Richter bestechen, sie drückten ein Auge über die Schuld zu, oder ließen den Schuldigen entwischen!

In ächt napoleonischer Weise schlug er daher auch in einem seiner Schreiben an das Directorium, als einziges martialisches Rettungsmittel, das stark an den Orient erinnert, die Ernennung von eigenen Richtern vor, die jährlich auf drei oder fünf Tage zur Untersuchung bei der Armee erscheinen, und dann Jeden von der Administration ohne Weiteres erschießen lassen sollten, den sie über einer Veruntreuung beträfen.

Zur deutlicheren Veranschaulichung dieses engverbrüderten, habgierigen Schelmengeistes an einem großartigen Vorgange, wollen wir hier beispielshalber die Ausräumung des Pfandhauses von Verona mittheilen, wie sie ein Franzose, Bourrienne, welcher Privatsekretär Napoleons in Italien gewesen, erzählt. Gleich den Pfandhäusern von Bologna, Modena, Parma, Mailand, Pavia traf nämlich auch das von Verona das traurige Schicksal, daß es, nebst so vielen andern öffentlichen Anstalten, von der französischen Raubsucht als Kriegsbeute erklärt wurde.

Um jedoch das Schamlose und Gehässige dieser Maßregel vollkommen zu verstehen, muß man wissen, daß sich Italien mit Recht rühmt, es sei unter den christlichen Ländern das erste und früheste gewesen, worin katholische Barmherzigkeit diese Anstalten zur Unterstützung bedrängter Armuth gegründet und reichlich ausgestattet. Sie hießen daher auch: „Berge der Barmherzigkeit, monti di pietà.“ Sie galten als die Bank der Armen. Nirgends waren sie so reich dotirt, sie besaßen Millionen; nirgends waren sie so wohl verwaltet; nirgends nahmen sie geringere Zinsen von den Pfändern. Sie bildeten daher auch den Stolz der Italiener *). Ueber sie nun fielen „die Befreier Italiens“ wie die hungrigen Wölfe her. Das Schicksal des Veroneser Hauses war, nach der Erzählung Bourrienne's in seinen Memoiren, nun folgendes unter den Händen dieser französischen Banditen und Industrie-Ritter **).

Die Generale Augereau und Kilmaine hatten Verona mit ihren Divisionen besetzt.

Das Veroneser Pfandhaus befaßte Werthe im Betrag

*) Saggio sul buon governo della mendicità, degli istituti di beneficenza e delle carceri del conte Carlo Ilarione Petitti di Roreto. Torino 1837. Volume II. P. 44.

**) Mémoires de M. de Bourrienne sur Napoléon. Paris 1829. Tome V. P. 352 et 197.

von zwölf Millionen. Das war eine Beute, auf die Napoleon, der sich zur Zeit in Mailand befand, für die Unterhaltung des Krieges, die Freibeuter des Stabes und die Schelmen der Armee-Administration aber für ihren eigenen Beutel rechneten.

Ein ehemaliger Mitschüler aus der Schule von Brienne, Namens Bouquet, hatte sich bei Napoleon in Italien eingefunden; der Obergeneral verlieh dem Schulkameraden die Stelle eines Kriegskommissärs. Als solcher befand sich Bouquet bei der Division Augereau in Verona, und eröffnete den republikanischen Raubzug gegen den dortigen monte di pietà.

Mit einem Obersten von der Division Kilmaine, Namens Andrieux, nämlich begab er sich in das Pfandhaus, und hier erklärten Beide dem Beschließer des Hauses, daß sie von ihren beiderseitigen Generälen, Augereau und Kilmaine, beauftragt seien, ein Inventar des Pfandhauses aufzunehmen.

Nachdem ihnen alle Thüren geöffnet, gaben sie dem Beschließer und seiner Familie, wohl im Namen von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, Arrest in seiner Wohnung, und machten sich sodann, ohne von Zeugen belästigt zu seyn, frisch an „die Arbeit." Welcher Art diese war, läßt sich denken.

Sobald sie ihr „Inventar" aufgenommen, waren sie so gnädig, dem Beschließer seine Freiheit zurückzugeben und entfernten sich.

Der Beschließer schaute nun nach: die Register der Anstalt waren verschwunden, die Kassen erbrochen, die Gelder gleichfalls unsichtbar geworden, die Füllung mehrerer Schränke war eingestoßen.

Demnach verfügte er sich sogleich zu den Administratoren der Anstalt, um sie von der verübten Beraubung in Kenntniß zu setzen. Diese berichteten darüber an den Präsidenten der Municipalität, der sofort bei Augereau, als dem

Kommandirenden des Platzes, klagend einkam. Der General gab sogleich Befehl, die Beklagten festzunehmen.

Obrist Andrieux hatte sich inzwischen mit dem Raubtheil, den er in Händen hatte, bereits aus dem Staube gemacht; Kommissär Bouquet dagegen wurde in seiner Wohnung überrascht, und in dem Strohsack eines Bettes fand man Juwelen und Diamanten, die dem Pfandhaus gehört hatten. Sie wurden indessen nicht an dieses zurückgegeben, sondern General Augereau hatte die zuvorkommende Gefälligkeit, sie bei sich „in Verwahr" zu nehmen.

Eine Militär-Kommission instruirte nun den Prozeß gegen Bouquet. „Allein die Moralität eines Theiles der italienischen Armee", sagt Bourrienne, „war damals der Art, daß der mit dem Verhör beauftragte Hauptmann in den Aussagen Bouquet's auf solche Dinge stieß, die so viele Personen bloßstellten, daß er es für gerathen hielt, in der Instruction einzuhalten, um den Präsidenten der Kommission vorerst von diesen Aussagen in Kenntniß zu setzen; und dieser wagte es nun auch nicht, ohne vorherige Rücksprache mit General Augereau, vorzuschreiten." Allein was geschah? das Publikum erfuhr einige Tage später: Bouquet sei auch „entwischt", womit denn natürlich der Prozeß gegen ihn und die „Personen" ein Ende hatte. Napoleon, als er diesen Ausgang erfuhr, sagte zu seinem Sekretär, der auch sein Schulgenosse gewesen: „Begreifen Sie solche Schelmereien? Unser alter Kamerad! Allein es ist nichts dabei zu läugnen; er wurde ja, die Hand im Sack, ertappt; hätte man ihn verurtheilt, gewiß ich hätte das Urtheil vollstrecken lassen; so aber ist es mir recht, daß er sich durchgemacht hat; ich werde ihn auch nicht verfolgen lassen; allein ich will nie mehr ein Wort von diesem Menschen hören."

Hiemit war inzwischen die Pfandhaus-Geschichte noch nicht zu Ende. Wegen der vernichteten Register konnte man den Werth der von Bouquet und Aubrieux geraubten Kostbarkeiten nicht genau bestimmen, indessen schätzte man

ihn auf zwei Millionen Franken. Napoleon beauftragte also einen von der Oberverwaltung, Namens Haller, mit der Ausführung der Confiscation des Pfandhauses.

Haller seiner Seits schickte nun einen von der Armee-Finanz Namens Rochejean zu diesem Geschäft nach Verona. Die Instructionen desselben lauteten: ein Inventar aller Gegenstände von Gold und Silber und aller versetzten Juwelen zu verfassen und sie sämmtlich unter militärischer Escorte nach Mailand transportiren zu lassen. Alle übrigen Pfänder sollte er, unter Beihülfe des Kriegskommissärs Guyon, versteigern, und den Erlös der Kasse des Oberstzahlmeisters der Armee zuweisen. Ferner sollte er die auf der Veroneser Douane deponirten Güter, welche Staaten zugehörten, mit denen sich die Republik in Krieg befand, mit Beschlag belegen und verkaufen.

Napoleon ließ sich diese räuberischen Instructionen vor ihrer Ausfertigung vorlegen, und milderte wenigstens in einem Punkte ihre barbarische Härte, sprechend: „Treffe man immerhin die Reichen, das mag angehen! obwohl auch das schon ein Unglück ist; allein der Krieg macht es nothwendig; aber die Armen! . . das wäre eine Schmach!" — und damit verfügte er, daß sich diese Confiscation nur auf Pfänder von Gold und Silber und die Juwelen erstrecken solle, alle übrigen Stücke sollten den Eigenthümern gegen ein Lösegeld von je sechs Franken zurückgegeben werden. Das war eine Milderung im Sinne jener französischen Großmuth, die da meinte, einer, dem ein Paar silberne Löffel zum Versetzen übrig geblieben, lebe noch im Ueberfluß. Jedenfalls hätte Napoleon, der selbst einige Jahre früher seine goldene oder silberne Uhr in Paris im Augenblick der Bedürftigkeit versetzt hatte, nach einer solchen Pfandhaus-Instruction dieses „überflüssige" Silberzeug auch nicht zurückerhalten!

Mit diesem Auftrage also begab sich Rochejean nach Verona. Ein Expriester, ein Exoratorianer und gewesener Generalvicar von Blois, zur Zeit als Abbé Gregoire dort auf

dem Bischofsstuhl saß, hatte dieser Rochejean seine priesterlichen Functionen mit den Finanzgeschäften bei der italienischen Armee vertauscht!

Rochejean fing wohl sein Inventar im Pfandhaus an, allein er konnte damit nie zu einem Ende kommen: jeden Tag nämlich erschien ein gewisser Hauptmann vom Generalstab Augereau's, und nahm, unter dem Vorgeben, daß der General es zu seiner Bedienung bedürfe, neues Silberzeug hinweg; der Exoratorianer wagte dagegen keinen Einspruch, und mußte also, um seinem Inventar wenigstens den Anschein äußerer Regelmäßigkeit zu geben, damit wieder von vorn anfangen.

Napoleon, als er von diesen neuen Diebsgriffen Kunde erhielt, wurde wild und gab dem Finanzbeamten Rochejean durch Haller den gemessensten Befehl, sich zum General Augereau zu verfügen und die Zurückgabe der bei Bouquet gefundenen Kostbarkeiten zu bewirken. Rochejean indessen kannte die „energischen" Manieren Augereau's gar gut; statt sich also selbst in die Löwenhöhle, wie der Befehl des Generalissimus lautete, zu begeben, schickte er vorsichtiger Weise seinen Sekretär hin. Dieser aber erhielt statt der verlangten Kostbarkeiten von Augereau zum Bescheid: wenn er nicht augenblicklich gehe, woher er gekommen, werde er ihn zum Fenster hinauswerfen! Dieser Erfolg seiner Sendung wurde an Haller gemeldet, der seiner Seits wieder den General en Chef, Napoleon, davon in Kenntniß setzte.

Das war indessen mehr, als Napoleon verdauen konnte. „Diese Straßenräuber", rief er zornig, „würden am hellen Mittag rauben. Ich bedarf diese Gelder zum Unterhalt meiner Armee." Und sich dann zu Haller wendend: „Schreiben Sie an Rochejean, daß **Ich** ihm nochmals befehle, zu Augereau zu gehen und von ihm die Sachen, die man bei dem elenden Bouquet gefunden, zurückzufordern; setzen Sie hinzu, im Fall der geringsten Schwierigkeit oder der kleinsten Verzögerung befehle ich dem General Auge-

reau, sich augenblicklich in meinem General-Quartier einzufinden, um mir Rechenschaft von seiner Weigerung zu geben. Wir wollen sehen, ob ich mir Gehorsam zu verschaffen weiß."

Allein auch dießmal wagte der furchtsame Rochejean nicht, den gefährlichen Gang selbst zu machen; er schickte wieder seinen Sekretär ab. Augereau, sich in das Unvermeidliche fügend, lieferte diesem unter heftigem Schimpfen nun endlich den Raub, der auf 5 bis 600,000 Franken geschätzt wurde, aus; er begnügte sich aber nicht, seinen Zorn mit bloßen Worten zu kühlen: als sich nämlich der Sekretär auf einen Tisch stützte, um seinen Empfangschein über die Zurückgabe auszustellen, warf der republikanische General den Tisch mit solchem Ungestüme um, daß er dem unglücklichen Schreiber fast die Beine zerschlagen hätte!

Rochejean war übrigens nicht besser, als die ganze Sippschaft: er und der ihm beigeordnete Guyon verbanden sich mit jenem saubern Hauptmann von dem Generalstab, der sich so dienstfertig für Augereau gezeigt, und eigneten sich einige Zentner goldener Ketten — man nennt sie „Jaseron" — ferner Diamanten in Ringe gefaßt, Ohrringe und verschiedenen Damenschmuck zu, und verkauften das Entwendete klüglicher Weise, um sich nicht durch seine Aufbewahrung bloßzustellen, stückweise an einige Juden in Verona. Dieses ehrenhafte Geschäftchen ergab ihnen einen Ertrag von einer halben Million Franken, den die drei „Speculanten" brüderlich unter sich theilten.

Neben Rochejean hatte der General-Agent der Armee-Finanzen, Haller, noch einen andern französischen Schnapphahn nach Verona geschickt, Namens Boulanger. Dieser Edle hatte den rühmlichen Auftrag, von allen Pfarrern und allen Vorständen religiöser Genossenschaften im Veroneser Gebiete sich alle dem Gottesdienste gewidmeten Gegenstände von Gold und Silber ausliefern zu lassen, mit einziger Ausnahme dessen, was der unumgänglichsten Nothdurft diente,

oder Privateigenthum wäre. Das war ein Auftrag, bei dem sich wohl etwas Erkleckliches machen ließ, und deßhalb hatte Haller, um sich gegen Unterschlagungen zu sichern, seinem Kommissär aufgeben, daß er bei jeder solchen Beraubung einer Kirche oder eines Klosters einen doppelten procès-verbal abzufassen habe, wovon der eine in den Händen derer bleiben sollte, von denen die Republik im Namen von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit diese Art von Contribution erhoben hatte. Es sind dieß jene Urkunden, deren wir schon einmal bei dem französischen Raubadler: „Aquila rapax", gedacht haben.

Boulanger machte sich auf die Kirchenfahrt; als Spießgesellen aber nahm er einen gewissen Berger von Blois, einen Exfranciskaner mit, den ihm der Exoratorianer Rochejean als ein brauchbares Subject empfohlen hatte; denn da Boulanger, ein ehemaliger Sergent, ein ganz unwissender, beschränkter Mensch war, so kam ihm Berger, der die italienische Sprache, weil er früher in einem italienischen Kloster gestanden, vollkommen verstand, als Sekretär gerade recht. Der Sekretär war bald der Meister, und der Kunstgriff, den er dabei in Anwendung brachte, um den doppelten Protokollen Haller's zu entwischen, war einfach dieser: die Protokolle oder procès-verbaux wurden natürlich in französischer Sprache aufgenommen. Also ließ sich Berger vor Allem mit den guten Vätern in ein freundschaftliches Gespräch ein, und sobald er sich versichert hatte, daß sie kein Französisch verstunden, ließ er auf den Protokollen einen Theil der ihm abgelieferten Gegenstände aus; und anderer Seits gab er ihnen deutlich zu verstehen, daß er nicht der Mann sei, der seinen Auftrag mit unerbittlicher Strenge auszuführen gedächte; wenn sie ihm also nur annähernd den Werth von Kostbarkeiten, die sie behalten wollten, auszahlten, drückte der Genügsame ein Auge zu, als habe sich nichts Ueberflüssiges vorgefunden. Das Protokoll verrieth natürlich nichts davon.

Nachdem sie ihre Rundreise beendigt, verkaufte Berger, nach dem Vorgange Rochejean's, viele Stücke des entwendeten Silberzeuges den Juden von Verona. Einen Theil davon behielt er jedoch für sich selbst zurück; er gedachte nämlich nach Frankreich heimzukehren, und dort die Früchte seiner Industrie in Ruhe zu verzehren. Seine Sparsamkeit indessen, die mit seiner Gewinnsucht Hand in Hand ging, brachte ihn auf eine höchst lächerliche Weise um den größeren Theil seiner „Errungenschaften." Er war, wie so viele seiner industriösen Landsleute, mit einem dünnen, leichten Mantelsäckchen gekommen, und jetzt sollte er schwerbepackt, mit drei großen Felleisen, angefüllt mit seinem Raube, heimkehren. Was war also natürlicher, als daß der ökonomische Exmönch das theure Porto zu ersparen suchte, und den Wunsch hegte, was er der Republik gestohlen, auf Kosten der Republik in Sicherheit zu bringen. Er gab also seine Schätze auf dieselben Wagen, welche die Kostbarkeiten des Pfandhauses von Verona, laut der gegebenen Ordre, nach Mailand bringen sollten. Unglücklicher Weise war es aber der General-Agent dieser Schelmen, Haller, der den kostbaren Transport in Empfang nahm. Die ungewöhnliche Schwere der Felleisen des Klosterkommissärs erweckte Haller's Verdacht. Als daher Bruder Berger sich bei ihm einstellte, um sein „Gepäck" abzuholen, ließ Haller die Felleisen öffnen, und, den doppelten Protokollen zum Trotz, alles Gold und Silber als Eigenthum der Republik herausnehmen!

Berger hatte das Nachsehen! Von einem Werth von mehr als viermal hunderttausend Franken blieben ihm nur achtzigtausend in Goldstücken, die er schlauer Weise hinter den Umzug seiner Felleisen versteckt hatte.

Bourrienne beschließt dieß erbauliche Kapitel mit den Worten: „Es verging nicht ein Tag, daß Bonaparte nicht Anzeigen von solchen Schelmenstreichen erhielt; ich habe hier nur von den in Verona verübten gesprochen; man darf aber glauben, daß man in den andern Provinzen der Halbinsel

nicht anders verfuhr, und dieß waren die ersten Versuche, die man machte — pour franciser l'Italie!"

Napoleon hatte seinen alten Schulkameraden, den Gauner Bouquet, der den Pfandhaus-Raub begonnen, nicht mehr vor Augen sehen wollen; indessen fügte es das Schicksal dennoch, daß er noch einmal, und zwar 1803, mit ihm zusammentraf. Damals hatten sich, seit den Tagen von Verona, die Umstände freilich gewaltig geändert. Aus dem Militärschüler von Brienne, dem italienischen General, war ein mächtiger Regent geworden. Napoleon hatte damals die glänzenden italienischen Feldzüge von 1796 und 1797 und den Frieden von Campo Formio hinter sich; hinter sich hatte er den 18. Brumaire (9. Nov. 1799), den entscheidenden Tag von Marengo (14. Juni 1800), den Frieden von Lüneville (9. Febr. 1801) und den von Amiens (25. März 1802) Lebenslänglicher erster Consul der französischen Republik, war er zugleich Präsident der italienischen; von seiner Garde umgeben, residirte er mit fürstlicher Pracht in den Tuilerien. Die Ehrenlegion hatte er als Abglanz seiner Herrlichkeit gegründet; und wenn er die Provinzen besuchte, empfingen ihn Ehrengarden, Civil- und Militärbehörden, Triumphpforten, Transparente, Illuminationen. Der Hofstaat des Erben der Revolution hatte mehr und mehr die Etikette eines vornehmen Potentaten angenommen; die alten Mitschüler und Kriegskameraden, die Dutzbrüder der Revolutionszeit, wurden in gehöriger Entfernung gehalten; noch ein Jahr und er setzte sich die Kaiserkrone auf. England hatte bereits wieder den Krieg erklärt; das Lager von Boulogne war versammelt; die französischen Häfen wimmelten von Schiffen, die Küsten von Truppen; der neue Cäsar schien ganz mit seiner brittischen Landung beschäftigt.

In dieser Zeit machte der erste Consul häufig Ausflüge, namentlich nach den Nordküsten, um Schiffe und Truppen in Augenschein zu nehmen. Und da besuchte er denn unter anderen auch Compiegne.

Hier nun lebte ein Pater, sein alter Lehrer, der ehemalige Vorstand der königlichen Militärschule von Brienne. Diese Schule, in der der größte Feldherr der neueren Zeit seinen ersten Unterricht erhalten, war nämlich seltsamer Weise eine Mönchsschule, sie wurde von den Söhnen des heil. Franz von Paula, von Minimen, geführt. Ihr Vorstand war Pater Berton gewesen. Napoleon hatte ihm später die Direction der Gewerbschule von Compiegne übergeben.

Dieser Pater erschien jetzt vor ihm und bat sich die Ehre aus, daß er mit Josephine das Frühstück bei ihm einnehmen wolle. Die Erfüllung dieses Wunsches wurde ihm von Beiden zugesichert, und gewiß bildete sich der gute Pater nicht wenig auf das Glück ein, daß er seinen großen Schüler, der sich so hoch empor geschwungen und solchen Ruhm gewonnen, unter seinem bescheidenen Dache empfangen sollte. Er hatte ihn als den vermögenslosen Knaben eines kleinen Edelmannes unter seinen Augen aufwachsen sehen, und dachte nicht daran, daß mit dem stolzen Glück auch die Manieren seines Schülers andere geworden. Er sollte es aber bald erfahren.

Das Unglück wollte nämlich, daß Pater Berton zum Hausgenossen eben jenen Bouquet, schelmischen Andenkens, bei sich hatte. Da er wußte, wie verhaßt dem ersten Consul seit der Veroneser Geschichte sein früherer Schulkamerad war, und daß er ihn durchaus nicht sehen wollte, so hatte er sich von Bouquet versprechen lassen, daß er während des hohen Besuches in seiner Stube bleiben und nicht zum Vorschein kommen wolle.

Allein sobald der Wagen des republikanischen Beherrschers der Franzosen vor der Wohnung des Paters vorfuhr, stürzte Bouquet, unverschämt wie er war, hinab an den Schlag, und bot mit zudringlicher Vertraulichkeit cavaliermäßig der Gemahlin des Consuls den Arm an. Josephine, die den Grimm ihres Mannes kannte, die wußte, wie zuwider ihm die kameradschaftliche Vertraulichkeit auch solcher

war, die er nicht als Schelme und Diebe verachtete, die ihm vielmehr die größten Dienste geleistet, sagte zu Bouquet, indem sie seinen Arm annahm: „Bouquet, Sie machen sich unglücklich.“ So kamen sie in den Saal, wo das Frühstück aufgetragen stand; Napoleon war indessen kaum eingetreten, als er sich im höchsten Mißmuth an den Tisch setzte und in kurzem gebietenden Tone der gutmüthigen Josephine zuherrschte: „Josephine! setz dich dahin“, ohne seinen alten Lehrer, den Pater Berton, auch nur zum Niedersitzen einzuladen. Dieser stand bestürzt über solche Heftigkeit hinter ihm, und der Zorn seines ehemaligen Schülers brachte ihn so auseinander, daß er von dem an seine Amtsverrichtungen nicht mehr erfüllen konnte und seine Stelle abgeben mußte. Im Zustande geschwächter Geisteskraft nahm er seinen Wohnsitz in Rheims, wo sich sein Verstand völlig verwirrte, so daß er als wahnsinnig starb. Diesen trübseligen Ausgang hatte das Frühstück von Compiegne. Josephine war es selbst, die Bourrienne diese Scene schilderte. Was übrigens aus Bouquet geworden, ob er noch nachträglich den Lohn für seine Schelmerei von Verona empfangen, darüber verlautet nichts.

Veruntreuungen und Unterschleife, wie die von General Augerau am Pfandhause zu Verona verübten, waren in Italien, selbst unter den Offizieren, an der Tagesordnung; ja sie gaben sogar einmal zu einer meuterischen Bewegung unter einem Theile des französischen Offiziercorps in Rom Veranlassung. Die Kirche des Pantheons, der uralte Bau Agrippa's, war Zeuge dieses republikanischen Scandals. Ein Militär-Beamter jener Zeit, Namens d'Aure, der als ordonnateur de l'armée d'Orient Napoleon auf dem ägyptischen Zuge begleitet hat, erzählt uns diese Thatsache als Augenzeuge.

Da nämlich Bourrienne in seinen Memoiren dem Schwager Napoleons, dem General Leclerc, auch das Laster der Bereicherungssucht zum Vorwurf gemacht hatte, so

gedenkt d'Aure in der von der napoleonischen Partei verfaßten Gegenschrift *) dieses Auftritts in der Absicht, die Reinheit Leclerc's zu beweisen, mit folgenden Worten: „Es ist bekannt, daß die (französische) Armee einige Tage nach ihrem Einzuge in Rom ein sehr gefährliches Beispiel von Auflehnung darbot, das sich glücklicher Weise später nicht erneuert hat. Die Offiziere, welche die Corps der dortigen Besatzung bildeten, versammelten sich nämlich, trotz ihren Chefs, in der Pantheons-Kirche; dort faßten sie eine Adresse an das Directorium in Paris ab, und legten ihm darin ihre Beschwerden dar, die sie zu einer so ungesetzlichen Versammlung zwängen. Diese vorgeblichen Beschwerden dienten ihnen zum Vorwand, eingebildete (?) Veruntreuungen zur Anzeige zu bringen, welche die Generale und Agenten der Finanzen, seit dem Einrücken des Heeres in die römischen Staaten, begangen hätten. Durch diesen Vorgang wurden die Militär- und Civil-Chefs der Armee beschuldigt, daß sie sich zum Schaden der Uebrigen der ungeheuern, in den neueroberten Provinzen vorgefundenen Vorräthe bemächtigt hätten. Eine Deputation dieser meuterischen Versammlung wurde beauftragt, dem Obergeneral diese kühne Adresse zu überreichen. Sie forderten darin von ihm, in hohem Tone, die Entfernung der bezeichneten Veruntreuer. Ich war damals in Rom, versah dort provisorisch die Stelle eines commissaire-ordonnateur, und hatte in dem bei dem Obergeneral versammelten Conseil die Feder in der Hand, als die Deputation daselbst erschien. Ich kann bezeugen, daß General Leclerc, bei einer so delikaten Gelegenheit von den diese Adresse überbringenden Offizieren mit jener vollen Achtung behandelt wurde, wie sie einem Stabsoffizier gebürt, dem man nichts zur Last legen kann. Keine Klage wurde gegen

*) Bourrienne et ses erreurs volontaires et involontaires. Paris 1830. Tome II. P. 259.

ihn laut, sie bezeugten ihm vielmehr ihre tiefe Ehrfurcht, und belobten ihn wegen seines loyalen und uneigennützigen Benehmens, während dieselben Offiziere mehreren Kameraden dieses Generals keineswegs die gleichen Rücksichten bewiesen."

Wo solche Scandale möglich sind, da läßt sich auf die Größe des Uebels schließen, das die eroberten Länder bis auf das Mark aussaugte.

Aehnliche Erfahrungen mochten es wohl auch seyn, die Napoleon bei seinem Zuge nach Aegypten bewogen, Vorkehrungen zu treffen, daß nicht auch dort die Einen Alles raubten, während die Andern Noth litten und sich aus Neid zu Meutereien verleiten ließen. In dem Armeebefehl, den er auf der Ueberfahrt, am Bord des Orients, an seine Soldaten erließ, gebot er: daß alle Requisitionen, ohne Ausnahme, an die Beamten der Administration auszuliefern seien, und kein Offizier oder Soldat etwas unmittelbar zu empfangen habe; ebenso sei alles Gold und Silber dieser Requisitionen und Contributionen innerhalb zwölf Stunden in die Kasse des betreffenden Zahlmeisters abzuführen, indem er mit den sehr charakteristischen Worten seinen Befehl schließt: „son intention n'étant pas que les fonds de l'armée deviennent le profit de quelques individus: ils doivent tourner à l'avantage de tous." Der Krieg mußte ja auch hier wieder den Krieg ernähren.

Allein was helfen Gesetze und Befehle, wo die guten Sitten fehlen. Der Räubergeist und die Bereicherungssucht ist ein altes Laster, das die französischen Heere begleitet. Im siebenjährigen Kriege waren sie, wie die Heuschrecken, den Freunden wie den Feinden in Deutschland gleich verderblich; was ihr Fuß berührte, verwandelte sich in eine Wüstenei; der Herzog von Richelieu stahl sich in den sechs Monaten, während welchen er damals in Hannover kommandirte, so viel zusammen, daß er sich in Paris aus seinem Raube einen stolzen Pallast erbaute; das Volk von Paris nannte diesen Pallast, mit Anspielung auf seinen ehrenvollen Ursprung:

„le Pavillon d'Hannovre", während die Soldaten ihren beutegierigen Hauptmann „le petit Père la Maraude" nannten. Hiernach könnte man Napoleon mit seinem Privatschatz von 300 oder 350 Millionen in den Kellern der Tuilerien vielleicht „le grand Père la Maraude" nennen. Jedenfalls hatte er diese Schätze nicht von seinem Vater geerbt, und geschenkt hat sie ihm auch Niemand. Es waren die Errungenschaften oder Erübrigungen von wenigen Jahren! wie viel Blut der Völker aber klebte an ihnen! —

Als Napoleon sich am 18. Brumaire der Gewalt bemächtigte, hatte das liederliche, corrupte Directorium dermaßen mit den Finanzen abgewirthschaftet, daß er in den leeren Kassen der Republik nicht einmal die nöthigen 1200 Franken fand, um einen Courier zu bezahlen, der die Befehle der neuen Regierung nach Italien überbracht hätte; er mußte bei einem Banquier das Geld für die dringendsten Ausgaben des Augenblickes borgen. Das wurde aber bald anders, und dazu wurde Europa ausgeraubt.

Napoleon erklärte es für staatsgefährlich, daß in stürmischen Zeiten ein Privatmann mehr besitze, als drei Millionen, und manch einem, der ihm zu reich geworden schien, preßte er durch einen Kabinetsbefehl Millionen oder Hunderttausende, ohne alle weitere Formalität, aus; daß er selber aber sich 300 Millionen eingeheimst, das war ganz in der Ordnung; so verstand er die Gleichheit, auf die er seinen Thron gegründet!

(Schluß folgt.)

XXXII.

Bonapartiana.

Illustrationen zu den französischen Räubereien in Italien und Deutschland.

(Schluß.)

Herr von Bourrienne ist ein leichter, vielfach unzuverlässiger Memoirenschreiber; er hat das von ihm als Augenzeuge Erlebte nach alten Notizen geschildert, die er zum Theil aus dem Gedächtniß und nicht selten auch aus der Phantasie, zur effectvolleren Darstellung, ergänzt und vervollständigt hat. Bei der zweideutigen politischen Rolle, die überdieß der Privatsekretär Napoleons, der Polizeipräfect der Restauration gespielt hat, und da er selbst sagt, daß er die Moral nicht mit der Politik für verträglich halte, hat man, wenn man seine Erzählungen liest, nie eine volle beruhigende Gewißheit. Man weiß nicht, wie weit sie ganz oder halb wahr sind; wo er, abgesehen von den Sünden französischer Flüchtigkeit, absichtlich seinen Parteizwecken zu Lieb, oder des Effectes halber, hinzugethan oder davongethan; was er übergrell und schreiend in den Vordergrund gestellt, oder mit gedämpften Farben künstlich in den Hintergrund zurückgedrängt? Zudem pflegt er nicht selten seine ausführ-

lichsten Schilderungen und die vertraulichsten, in das Einzelnste eingehenden Gespräche in den Mund von Verstorbenen zu legen: „mein Freund Rapp hat mir erzählt", oder mein „Freund Duroc sagte mir"; beide aber sind, mit vielen anderen der von ihm aufgerufenen Zeugen, längst „stumme Männer" geworden, und weder Freund Rapp, noch Freund Duroc werden etwas davon verrathen, ob Herr Fauvelet von Bourrienne bei dem ihnen in den Mund Gelegten die Wahrheit, die ganze Wahrheit und nichts als Wahrheit gesagt habe.

Dieser völlige Mangel einer moralischen Bürgschaft für seine Wahrhaftigkeit ist um so beklagenswerther, da Bourrienne, der Schulkamerade Napoleons aus der Schule von Brienne, in Italien, in Aegypten und während den ersten Jahren des Consulates in Paris der Privat-Sekretär des Obergenerals und ersten Consuls, in der That Zeuge der wichtigsten Ereignisse war, und wie Wenige Gelegenheit hatte, dem Manne des Jahrhunderts in das innerste Herz zu blicken, und das verschlungene Gewebe seiner geheimsten Projecte zu durchschauen. Er konnte die Pläne, die später die Welt erschütterten, von ihrem ersten Aufkeimen an als erwachende, noch unbestimmte Gedanken bis zu ihrer Ausführung beobachten, und die Werkzeuge und Mittel, die Napoleon dazu verwandte, vollkommen kennen lernen. War er auch weniger ein Mithandelnder, so schrieb er doch, während ihm Napoleon dictirte, gar viele jener Befehle und Armeeberichte, von denen er uns zu verstehen gibt, daß ihm manchmal aus Erstaunen über ihre kecke Lügenhaftigkeit die Hand beinahe den Dienst versagt habe. Unter dem Kaiserreiche war, bei der Fesselung der Presse, diese Eigenschaft der allerhöchsten Bulletins so sprüchwörtlich geworden, daß man in Paris im gewöhnlichen Verkehre sagte: er lügt wie ein Bulletin.

Das war die Schule, die Bourrienne viele Jahre durchmachte, und ein Beigeschmack von dieser napoleonischen Bulletins-Keckheit macht auch seine, des Sekretärs, Memoiren

an manchen Stellen verdächtig, so daß man bei allen von ihm erzählten Thatsachen sich des Wunsches nicht erwehren kann, sie noch durch ein anderes zuverlässiges Zeugniß, wenigstens der Hauptsache nach, bestätigt zu sehen.

Was nun die Beraubung des Pfandhauses von Verona betrifft, die wir nach Bourrienne erzählt haben, so enthält darüber und über das Schicksal der unglücklichen Stadt die napoleonische Correspondenz mehrere sehr wichtige Actenstücke, die dem Berichte Bourrienne's in der Hauptsache als Bestätigung, in Nebensachen zur Ergänzung und Berichtigung dienen können, und gleichfalls ein grelles Licht auf die schamlose Raubsucht der republikanischen Offiziere und Armee-Beamten werfen.

Zu ihrem besseren Verständnisse müssen wir Einiges vorausschicken.

Als die Franzosen ihre räuberischen Schaaren über die Fluren Italiens ergossen, befanden sich die Provinzen in dem blühendsten Wohlstande. Allein der Herrschaften, der republikanischen und der fürstlichen, waren viele; sie waren unter sich ohne Einigkeit, die Regierungen altersschwach, ohne alle moralische Kraft und Energie, nur einem Gefühl — dem der Furcht zugänglich. Den höheren Klassen, von dem Verderben der Zeit angesteckt, fehlte aller hochherzige Gemeinsinn, das Selbstvertrauen, das Gefühl aufopfernder Pflicht, das Verständniß der Gefahren und Irrthümer der Zeit; und so ermangelte der noch gesunde, weitaus zahlreichere Kern des Volkes aller Führer.

Die treulose, macchiavellistische Politik Napoleons und des französischen Directoriums bestand nun einfach darin: erst ließen sie von den muthlosen Regierungen sich einen Waffenstillstand, oder einen Frieden mit ungeheuren Summen erkaufen. Hatten jetzt die Regierungen durch die fortdauernde Erpressung von Millionen und Millionen, und von Lieferungen jeder Art, ihren eigenen Unterthanen gegenüber, sich verhaßt und verächtlich gemacht, und sich selbst des nervus rerum

gerunderum beraubt; hatten die Franzosen so, ohne eigenes Zuthun, den Ländern den letzten Blutstropfen abgezapft, daß sie leblosen Scheinbildern glichen: dann traten die sogenannten Männer der Freiheit auf und erhoben ihre Stimme. Das waren Theils hirnverbrannte Schwindler, Theils der niederträchtigste Abschaum der Bevölkerung, an Leib und Seele, an Ehre und Gewissen, an Hab und Gut bankerotte Lumpen, die nur ihren Vortheil suchten. Diese erhoben nun, im Einverständnisse und unter dem Schutze der französischen Waffen, ihr rebellisches Geschrei nach einer „repräsentativen Demokratie“, pflanzten Freiheitsbäume auf, und forderten eine Verfassung nach dem Muster der französischen. Ihr Gebrüll wurde dann von den Franzosen als die wahre, unverfälschte Stimme des nach Freiheit verlangenden Volkes erklärt. Die Regierungen wagten es nicht, dem verruchten Rebellengesindel mit dem Schwert auf den Kopf zu schlagen und dem frechen Unfug zu steuern; damit hörte denn alles Regiment auf; volle Anarchie trat ein; die Lumpen bemächtigten sich der Gewalt, und bildeten eine Art französischer Municipalität; und nun erschienen die Franzosen selbst als die Ordnungsstifter, als die Erfüller der Volkswünsche und die großmüthigen Befreier; die Tochter-Republik wurde unter dem Schutze der Mutter-Republik gegründet; das währte so lange, bis die Mutter die Töchter, eine nach der andern, verschlang, und zuletzt das Kaiserreich alle unter dem gleichen Joche absoluter Despotie in französische Departements oder Vasallenreiche verwandelte.

Das ist in wenig Worten die Geschichte der Beraubung und des schmählichen Unterganges der italienischen Fürstenthümer und Republiken in jener Zeit.

Den meisten Widerstand leistete noch Piemont; es machte doch wenigstens vier Feldzüge, drei davon waren tapfer und ehrenvoll, einer schmachvoll; vier Jahre hielt es die fremden Eroberer unter den Alpen und den Appeninen mit gewappneter Hand zurück. Ruhmlos war der Fall der

übrigen. Daher ein neuerer italienischer Geschichtschreiber, Cesare Balbo, in gerechter Entrüstung ob so vieler Schmach über die Staaten seines Vaterlandes jener Zeit das bittere Urtheil fällt: „Fu incredibil viltà, comparata alla virtù antica dei Piemontesi, di casa Savoia. Conchudiamo che il migliore stato Italiano valea poco allora, gli altri nulla!“ „Es ist wahr“, so fährt er fort, „Napoleon wurde dabei von der unglaublichen Thorheit von beinahe ganz Italien, und vorzüglich von der altersschwachen Venezia und den Völkerschaften unterstützt, die sich einzeln allgemach erhoben, um Jeden, der sie verschlingen wollte, dazu in Stand zu setzen *).“

Wie sehr Napoleon übrigens seine italienischen Feldzüge als eine großartige Beutelschneiderei zu Gunsten der bankerotten französischen Republik betrachtete, das sagt er selbst, in schamloser Nacktheit, in seinem Schreiben, „Hauptquartier Modena 26. Vendemiaire Jahr V“ (17. October 1796), worin er eine neue Verstärkung an Truppen verlangt, und diese Forderung wörtlich also begründet:

„Endlich, Bürger-Directoren, je mehr Truppen Sie uns senden, um so leichter werden wir nicht nur dieselben unterhalten, sondern um so mehr Contributionen werden wir zum Vortheil der Republik erheben. Während des Sommerfeldzuges hat die Armee von Italien der Republik zwanzig Millionen Franken eingebracht, ungerechnet ihren eigenen Sold und Unterhalt: sie wird während des Winterfeldzuges zweimal so viel eintragen, wenn Sie uns gegen 30,000 Mann an Rekruten und neuen Corps schicken.“

„Rom und all seine Provinzen, Triest und Friaul, selbst ein Theil des Königreichs Neapel, wird unsere Beute werden: allein, um unsern Boden zu behaupten, müssen wir Soldaten haben. Bonaparte.“

---

*) Della storia d'Italia sommario di Cesare Balbo. Torino 1846. P. 448.

So schrieb der Obergeneral nach Paris, während er, den Völkern Italiens gegenüber, die Miene des Befreiers annahm! Das Directorium ermangelte auch nicht, ihn in dieser löblichen Gesinnung zu bestärken; es stellte ihm fort und fort die Geldbedrängnisse seiner bankerotten Finanzwirthschäft vor, und unterließ keine Gelegenheit, ihn darauf aufmerksam zu machen, wo etwas einzusäckeln sei.

Die Armee-Verwaltung ging natürlich bereitwilligst in diese Ideen ein: Je mehr, je besser! lautete ihr Wahlspruch. Vor Anderen unersättlich zeigte sich dabei der General-Administrator der Finanzen, Haller, den wir bereits als Vorgesetzten Berger's und Boulanger's kennen gelernt haben Er sah das Geschäft der Armee-Finanzen in Italien wie ein wahres Räuber- oder Korsaren-Geschäft an, und sprach diese Gesinnung auch unverholen aus, wie eine Stelle aus einem seiner Schreiben beweist. In Rom nämlich befand sich damals als bevollmächtigter Minister der französischen Republik Cacault. Dieser hatte den Auftrag, dem alten kranken Papst Pius VI. die in dem Friedensvertrag von Tolentino stipulirten Millionen abzupressen. Er war gerührt davon, welche Anstrengungen der Papst machte, diese ungeheuern Summen aufzubringen; nachdem nämlich Pius VI. den kurzen Waffenstillstand mit zwanzig Millionen erkauft, hatte er sich für den Frieden, die sonstigen Lieferungen und Verluste abgerechnet, zu dreißig Millionen verpflichten müssen. Ein großer Theil war schon bezahlt, und die päpstliche Regierung bot Alles auf, das Versprochene treu und redlich zu leisten; die gänzliche Befriedigung stand also in nächster Aussicht. Cacault war auch dafür, daß man aus dem Kirchenstaate, ehe er zusammensinke, das größtmögliche Geld ziehe; nur, meinte er, sollte man die Henne, die die goldenen Eier lege, nicht gewaltsam umbringen, sie werde sich schon von selbst zu Tod legen, und der Republik die Erbschaft dann geräuschlos und ohne Gewaltthat anheimfallen. Allein nichts destoweniger machte Haller mit der

unverschämten Wolfsgierigkeit eines Schweizer Radikalen Chicanen, und drängte mit unbilligen Forderungen. Daher schrieb Cacault: „Rom 15. Prairial Jahr V“ (3. Juni 1797), über diese Maßlosigkeit entrüstet, unter Anderm an Bonaparte: „Nur mit der äußersten Anstrengung geschieht es, daß der Papst bezahlte, was wir bereits empfingen, und daß man fortfährt, die eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen. Es ist unmöglich, mehr herauszubringen, und besonders, wenn man es schnell will; denn die ausgestellten Wechsel sind noch nicht berichtigt, deßgleichen die Reste der Lieferungen nicht. Das Land wird beständig gequält, treiben wir es doch nicht dahin, daß es Bankerott macht. Bürger Haller schreibt mir unter dem 12. Germinal: „„Verlieren Sie, Bürger-Minister! nicht aus den Augen, daß die unermeßlichen und stets sich auf's Neue wieder erzeugenden Bedürfnisse der Armee uns zwingen, ein wenig die Corsaren zu machen (d'être un peu corsaires), und daß wir uns nicht gar zu sehr Erörterungen aussetzen können, denn ihr Resultat würde uns manchmal Unrecht geben, und wir müssen trachten, es nicht zu haben““ *).

Das war die Schelmensprache eines Bürger-Beamten. Cacault meinte, wenn man auch nach dieser Corsaren-Politik in einem eroberten Lande verfahren könne, so gehe dieß doch nicht nach einem feierlich geschlossenen Frieden an, wenn das Land alle seine Verpflichtungen erfülle, und sich dabei noch auf's Aeußerste erschöpft habe.

Wir wenden uns nun zu Verona.

Als Napoleon mit seinen ausgehungerten Schaaren über Italien hereinbrach, berieth sich die schlaffe, altersschwache,

*) Correspondance inedite officielle et confidentielle de Napoléon Bonaparte avec les cours étrangères, les princes, les ministers et les généraux français et étrangers, en Italie, en Allemagne et en Egypte. Paris 1818. Tome II. P. 274.

dahinsiechende venetianische Aristokratie nicht über Krieg oder Frieden, sondern über bewaffnete oder unbewaffnete Neutralität, und entschied sich für die letztere. Natürlich wurde ein Theil ihres Gebietes widerstandlos die Beute der Franzosen.

Während aber Venedig in abgelebter Trägheit zauderte und zu keinem mannhaften Entschluß kommen konnte, setzte Napoleon mit Blitzesschnelle und unermüdlicher Thätigkeit, durch Ueberraschung, Gewaltthat, List, verwegenen Muth und Feldherrengeschick seinen Siegeslauf fort; überwältigte einen der italienischen Staaten nach dem anderen, saugte jeden aus, vermehrte seine Kräfte, bis endlich am 10. März 1797 die französischen Heersäulen sich in Bewegung setzten, um, in umgekehrtem Römerzuge, auf den Alpenstraßen von den Gränzmarken Italiens hinab nach Deutschland zu steigen, und den Nachfolger der deutschen Kaiser in der Burg seiner Väter an der Donau heimzusuchen.

Joubert zog durch's Tyrol heran; Massena über die Ponteba; Napoleon selbst erzwang sich den blutigen Uebergang über den Tagliamento, und es zog nun über Triest und Gradiska, den Isonzo hinauf, die unheilschwangere Kriegswolke über Klagenfurt, Laibach und Gratz, und bald bedrohte Bonaparte Wien, das Herz der österreichischen Monarchie. Immer noch zauderte die venetianische Aristokratie. Ermuthigt durch solche rath- und thatlose Schwäche, verjagten die Anhänger der Franzosen und ihrer „Freiheits-Ideen", die venetianischen Behörden in Bergamo und Brescia; allein überall auf den Höhen, und in den Thälern und auf dem Flachlande: im Bergamaskischen, im Gebiete von Verona, von Vicenza, Bassano und Padua erhob sich gleichzeitig das Landvolk bewaffnet zu Tausenden und Tausenden gegen die Franzosen. Ganz so, wie im Jahre 1848, wollte es auch damals keinen Theil an der Revolution und der neuen „Freiheit" haben. Es war vielmehr von Grimm und Rachedurst gegen die fremden Eroberer, die schamlosen jakobinischen Räuber, erfüllt, und ihr

kleiner Anhang in einigen Städten war ihm in den Tod verhaßt. Es verlangte nichts sehnlicher, als gegen beide, die fremden und die einheimischen Feinde, in den Kampf geführt zu werden. Selbst ohne Führung brach der Aufstand an vielen Punkten mit Feuer und Schwert gegen die Franzosen und ihre Genossen los. Zerstreute Abtheilungen wurden gefangen oder niedergemacht, alle Communicationen unterbrochen. Ueberdieß standen Venedig noch slavonische Truppen von erprobter Tapferkeit zu Gebot.

Die Gefahr für Napoleon war groß. Italien und das tapfere Tyrol im Rücken, Deutschland im Angesicht: so hätte ein von Venedig mit aller Kraft und dem Muthe der Verzweiflung geführter Schlag dem verwegenen Corsen mit seinem zusammengeschmolzenen Heere leicht verderblich werden können, und Italien wäre zum „Grabe der Franzosen" geworden; allein das entnervte Venedig zögerte und zauderte noch fort und fort; selbst in der allerletzten Stunde, als es bereits zu spät war, konnte es sich in zweideutiger Feigheit nur zu einer halben Maaßregel entschließen.

Napoleon war schon bis Leoben vorgedrungen. Das erschrockene Oesterreich, seit lange fast von allen seinen Mitkämpfern schmählich verlassen, hatte am 7. April die Hand zu einem fünftägigen Waffenstillstand geboten; nach seinem Ablauf, 13. April, hatte es die Verhandlungen der Friedenspräliminarien begonnen; in diesem Augenblicke erst, am 17. April, gerade an dem Tage vor dem Abschlusse des Friedens, schien der Löwe von San Marco aus seinem trägen Schlummer zu erwachen und sich aufzurecken.

Es war der Ostermontag, der Jahrestag der sicilianischen Vesper, da wurden, in stillem Einvernehmen mit den Behörden, die bewaffneten Bauern in die Stadt Verona eingelassen. Bauern, Bürger und Truppen beseelte der gleiche Haß gegen die Franzosen, welche die Stadt und ihre Forts unter General Balland besetzt hielten. Am Abend, als es gegen die Vesperstunde ging, brach der blutige Sturm aus

Feier der *Vespri Veronesi* los. Als erstes Zeichen wurde ein Pfeifen vernehmbar; die Sturmglocke erdröhnte, — Dolchstöße, — Flintenschüsse da und dort. Die Wuth des lange gereizten und in seinem tiefsten Innern gegen die übermüthigen, treulosen, fremden Räuber ergrimmten Volkes stürzte racheglühend über die Franzosen, und besonders ihre Volontairs her. Sie wurden mißhandelt, ausgeplündert, gefangen genommen, Mancher von ihnen niedergestoßen, oder niedergeschossen, oder in den Fluß gestürzt, andere jedoch großmüthig gerettet. Französische Berichte geben die Zahl der Gefallenen zu vierhundert an.

Die französischen Soldaten zogen sich in die beiden Forts, St. Peter und St. Felix, und in das alte Schloß zurück; die große Masse der Uebrigen, gegen achthundert an der Zahl, Männer, Weiber und Kinder, nahmen ihre Zuflucht in die Regierungsgebäude, wo sie auch, unter dem Schutze der venetianischen Behörden, gerettet wurden.

Die Forts und das alte Schloß schossen nun mit Kanonen und Kartätschen gegen die Stadt, und von der Stadt aus, von den Bauern, Bürgern und Slavoniern, wurden die eingeschlossenen Franzosen beschossen. Die venetianische Regierung ihrer Seits aber konnte auch jetzt noch nicht so viel Muth aufbringen, aus ihrer zweideutigen, halben Haltung zu offenem Kampfe hervorzutreten. Sie nahm mehr die Miene an, als könne sie den Aufstand nicht hindern, als daß sie sich frei an die Spitze stellte. Während den Angriffen und dem gegenseitigen Feuern parlamentirte und verhandelte sie fortdauernd; sie unterhandelte aber, als ob sie mit den Franzosen im Krieg wäre, und führte den Krieg, als ob sie mit ihnen im Frieden wäre. Mit Recht erfuhr sie daher auch den doppelten Nachtheil von beiden.

Das Heer der Bauern wird zu 40,000 Mann angegeben. Tag für Tag währte das Schießen und Parlamentiren fort, bis die Nachricht von dem Waffenstillstande von Leoben den schwachen venetianischen Muth vollends brach, und

die Kunde von dem abgeschlossenen Frieden die Feiglinge mit Schrecken erfüllte.

Unterdessen hatte auch General Kilmaine, von den Gefahren des allgemein sich verbreitenden Aufstandes benachrichtigt, seine Verfügungen zum Entsatze der Eingeschlossenen getroffen. Die Generale Lahoz, Chabran, Chevalier, Landrieux und Devaux rückten heran. Zuletzt traf auch Kilmaine selbst und Beaurevoir ein. Die Venetianer Regenten entflohen, das bewaffnete Landvolk wurde entlassen, die Stadt ergab sich und lieferte ihre Geschütze aus. Die Zeit der Strafe war gekommen.

Napoleon hatte den Frieden geschlossen; er sandte nach Venedig seine Befehle, seinen Zorn, seine Drohungen; die Ausführung aber schob er mit zurückhaltender Heimtücke hinaus, bis zu seiner Rückkehr nach Mailand.

Die entthronte Seekönigin empfing von dem sie verachtenden Sieger jetzt eine härtere Strafe für ihre feige Zurückhaltung, als wenn sie durch muthigen Kampf sich in seine Achtung gesetzt hätte. Am 12. Mai gab die Venetianer Aristokratie sich selbst auf; sie trat ab, das Vaterland und eine tausendjährige Vergangenheit schmählich preisgebend. Venedig wurde unter dem Schutze der französischen Waffen, herkömmlicher Praxis gemäß, in eine demokratische Republik umgewandelt, dann ausgeraubt und ausgesogen, und zuletzt an Oesterreich überliefert. Verona erfuhr noch früher das Loos einer Stadt, die den Räubern in die Hände gefallen.

Zwar rühmt der in Verona während dem Aufstand kommandirende General der Etsch-Division, Balland, in seinem Bericht: „Que les Français ont porté jusqu' à l'excès la moderation et la générosité;" ein klein wenig minder hochtönend lautet aber schon der Bericht des Generals Kilmaine über diese „Mäßigung und Großmuth" der „vainqueurs généreux." Er berichtet unter dem 8. Mai an Napoleon: wie die Municipalität sich durch eine reiche Gratifikation an die Soldaten von der Plünderung ihrer Stadt losgekauft und er selbst eine

Contribution von einer Million und 100,000 Franken von den Besiegten erhoben habe, indem er ganz kleinlaut, gleichsam nur zwischen den Zähnen beifügt: „Il y a eu d'abord quelque désordre, un peu de pillage; mais cela se réduit à peu de choses." Verona könne, bemerkt er weiter, außer jener Contribution, an Kirchensilber, an Seide und Pfandhaussilber noch gegen zwei Millionen zahlen.*)

Napoleon seiner Seits gedachte die vespri Veronesi, die sich selbst an den Kranken in den Spitälern vergriffen hatten, im großartigsten Maaßstabe zum Besten seiner fiscalischen Plusmacherei auszubeuten. Daher sandte er, dem Berichte des Generals Kilmaine noch zuvorkommend, an General Augereau, der bereits in Verona nach Unterwerfung der Stadt eingetroffen war, folgenden Beschluß, der gewiß der französischen Rapacität zur unvergeßlichen Ehre gereicht, da ihrer auf Alles bedachten Umsicht nicht einmal die Pflanzen- und Muschelsammlungen entgingen! Dieß denkwürdige napoleonische Aktenstück lautet wörtlich also:

„Hauptquartier Mailand, 17. Floreal Jahr V (6. Mai 1797)."

„Bonaparte, General en Chef der italienischen Armee, befiehlt:

Art. I. Die Stadt Verona zahlt eine Steuer von 120,000 Zechinen, die für die Ausgaben der Armee verwendet werden.

„ II. Sie zahlt überdem eine Steuer von 50,000 Zechinen, die unter alle Soldaten und Offiziere zu vertheilen sind, die in den Forts belagert wurden, oder welche die mobile Colonne bildeten, so die Stadt eingenommen hat.

„ III. Alle Gegenstände, die sich im Pfandhaus befinden und einen minderen Werth als 50 Franken haben,

*) Correspondance inédite de Napoléon. Tome II. P. 163.

werden dem Volk zurückgegeben. Alle Pfänder höhern Werths werden zum Vortheil der Republik beschlagnahmt.

Art. IV. Da Verona keine Militärstraße ist, noch auch sich ein Depot daselbst befindet, so ist es ausdrücklich verboten: unter dem Vorwand verlorner Effecten, weder an die Administratoren, noch an Militärs etwas zu zahlen; es findet keine Rückerstattung weder in Geld, noch in Natur für Forderungen statt, die sich auf in Verona geschehene Verluste gründen.

„ V. Der Ordonateur en Chef wird eine Aufnahme der Verluste abfassen, welche Personen in den Forts, oder in den Spitälern getroffen, und eine dritte Contribution wird auf die Stadt und das Gebiet von Verona zu ihrer Entschädigung gelegt.

„ VI. Alle Wagen- und Reitpferde, die sich in Verona finden, werden der Artillerie-Bespannung, oder der Cavallerie zugetheilt.

„ VII. Die Stadt Verona wird in der kürzesten Zeitfrist schaffen:

Leder für 40,000 Paar Schuhe und 2000 Paar Stiefel.

Tuch für 12,000 Paar Hosen, 12,000 Westen und 4000 Röcke.

Leinen für 12,000 Hemden und 12,000 Paar Kamaschen.

12,000 Hüte.

12,000 Paar Strümpfe.

Ein Theil dieser Kleidungsstücke wird der Division des Generals Joubert zugewendet.

„ VIII. Alles Silberzeug in den Kirchen oder andern öffentlichen Gebäuden, so wie überhaupt Alles, was der Regierung angehören sollte, wird zum Besten der Republik confiscirt.

Art. IX. Eine Militär-Commission wird sich augenblicklich versammeln, und 48 Stunden nach Empfang dieses Befehls wird sie die 50 Hauptschuldigen an dem Morde vom zweiten Ostertage als Feinde der Menschlichkeit und Mörder erklären; die genannten Schuldigen sollen festgenommen, und gebunden nach Toulon gebracht werden zur Abführung nach Cayenne; sollten sich inzwischen unter diesen 50 Schuldigen venetianische Nobili oder solche befinden, die vor mehreren Monaten arretirt und als der Verschwörung gegen die französische Republik verdächtig nach Venedig gesandt und dann freigegeben wurden, so sollen sie zum Erschießen verurtheilt werden; die Siegel werden augenblicklich auf alle beweglichen und unbeweglichen Güter der genannten Verurtheilten gelegt, und ihre liegenden Gründe confiscirt und dazu verwendet, die Häuser des Volks aufzubauen, die während der Belagerung verbrannt wurden, und die anderen Personen der Stadt zu entschädigen, von denen es sich herausstellt, daß sie zu Schaden gekommen.

" X. Man wird eine allgemeine Entwaffnung in dem ganzen Veronesischen vornehmen; wer im Uebertretungsfalle gegen dieß Gebot betroffen wird, soll zu sechs Jahren in Eisen nach Toulon verurtheilt werden.

" XI. Alle Gemälde, Pflanzensammlungen, Muschelsammlungen u. s. w., mögen sie nun der Stadt oder Privatleuten angehören, werden zum Besten der Republik confiscirt; die Privaten, die im Falle sind, entschädigt zu werden, erhalten dieß aus den Gütern der Verurtheilten.

" XII. Der General Chef des Stabes, der General der Division, Augereau, und der commissaire ordo-

nateur en chef werden alle Schritte zum Vollzug des gegenwärtigen Erlasses thun *).

Bonaparte."

---

*) Als Gegenstück zu dieser artikelreichen Litanei von Contributionen, Requisitionen und Condemnationen in orientalischem Style, möge hier die Instruction stehen, welche Napoleon den für das Tyrol bestimmten Truppen gab. Verona gegenüber glaubte er frei nach seines Herzens Gelüsten ohne Schonung und Maaß verfahren zu können; dem tapfern Tyrol gegenüber rieth ihm dagegen seine wohlberechnende machiavellistische Schlauheit Mäßigung, scheinheilige Frömmigkeit und rücksichtsvolle Schonung. Das Actenstück lautet:

„Instructionen im Tyrol zu befolgen.

Sacile, 25. Ventose Jahr V" (15. März 1797).

„1) Durch eine Proclamation alle bestehenden Gesetze und Magistrate zu bestätigen.

2) Durch eine Proclamation anzuordnen, daß die öffentliche Ausübung der Religion wie herkömmlich zu geschehen habe.

3) Den Priestern beständig den Hof zu machen und eine Partei unter den Mönchen zu gewinnen suchen, indem man Sorge trägt, die gebildeten Theologen und wissenschaftlichen Männer, die sich darunter befinden möchten, geziemend auszuzeichnen.

4) Gut von dem Kaiser zu sprechen, aber alles Schlechte seinen Ministern und Räthen nachzusagen.

5) Einen Befehl zu erlassen, daß alle Tyroler, die in Diensten des Kaisers waren, heimzukehren haben, und sie des Schutzes und sichern Geleites von Seiten der Republik zu versichern.

6) In dem Augenblicke, wo Sie Meister von Brixen und des ganzen Gebietes dießseits des Hochgebirges sind, dort eine Regierungs-Commission zu errichten, der Sie Namen und Organisation, wie sie im Lande herkömmlich sind, geben werden. Dieselbe wird mit der Erhebung aller Steuern, die auf Rechnung des Kaisers erhoben wurden, beauftragt, und zahlt die Gelder, unter ihrer eigenen Verantwortlichkeit, an die Armeekasse.

7) Nicht die Pfandhäuser, noch die städtischen Kassen hinwegzunehmen, sondern nur die Kassen und Magazine, die dem Kaiser

So verfuhr Napoleon gegen eine Stadt, die ihm nicht gehörte, die die Waffen gegen fremde Eroberer und Räuber ergriffen hatte; man sieht, er wußte seinen Sieg anders gegen Italien auszubeuten, als Radetzky und Oesterreich; allein war sein Befehl der Unterwerfung schnell gefolgt, so war die

---

gehören; endlich sich sehr höflich zu benehmen und die Einwohner zu gewinnen suchen.

8) Diesen Maaßnahmen die stricte Ausführung der vollständigen Entwaffnung hinzuzufügen; Geiseln an solchen Orten, wo es nothwendig scheinen mag, zu nehmen, und unter der Form von Contributionen solche Dörfer mit Steuern zu belegen, die sich widerspenstig beweisen, oder wo unsere Soldaten ermordet werden.

Bonaparte."

So wollte der republikanische General das von seinen Waffen feindlich besetzte Tyrol behandelt haben. Die bayerischen Beamten, die es später als eine bayerische Provinz friedlich zu administriren hatten, verfuhren nach dem geraden Gegentheil. In ihrem thörichten, kirchenfeindlichen Hochmuth schalteten sie wie die Pascha's, und kränkten das Selbstgefühl des Volkes auf die brutalste Weise in seinem Heiligsten: in seinem Glauben, seiner Sitte und seinem Herkommen. Der Verlust Tyrols war die Strafe dieses selbstmörderischen Fanatismus. Gegenwärtig möchte eine sich in München einnistende Schmarotzer-Clique die Regierung auf die gleiche unheilvolle Bahn drängen: hochmüthiges Zurücksetzen und Verdrängen des Einheimischen und der Einheimischen; Eindrängen dem Lande widerstrebender Elemente, die es nicht einigen und kräftigen, sondern veruneinigen und schwächen; mindere Freiheit der katholischen Kirche, als sie selbst unter protestantischen Regierungen genießt; Aufrechthaltung des überall aufgegebenen Staatspolizei-Kirchenregiments, Dekatholisirung des Unterrichts mit der Universität angefangen — das ist ihr Streben, und Alles zum Vortheil nordischer, indifferentistischer Aufklärung, um dem „rohen Bayern den Uebergang von dem dummen Oesterreicher zum Menschen", d. h. zum gebildeten Preußen zu erleichtern, und das Ende vom Liede: — Mediatisirung Bayerns unter dem Hohenzollern. Bayern hat an Tyrol im Großen und mit Fallmerayer im Kleinen eine bittere Erfahrung gemacht: möge sie nicht verloren seyn!

französische Raub- und Plünderungssucht, „die in Italien fünfmal mehr verschlang und zerstörte, als zum Unterhalte des dabei darbenden Heeres nöthig gewesen wäre", sie war ihm zuvorgekommen und hatte auch hier schon aufgeräumt, und Reichthum und Wohlstand in die gräßlichste Armuth verwandelt. „Es gab anfänglich einige Unruhe, ein wenig Plünderung, allein es reduzirt sich das auf eine Kleinigkeit", so hatte General Kilmaine von Verona dem Obergeneral geschrieben; Napoleon sollte jetzt erfahren, was es mit dieser „kleinen Unordnung", mit diesem „ein klein wenig Plündern" für eine Bewandtniß hatte. Da der Divisions-General Augereau nämlich den Auftrag hatte, der Stadt die ungeheuren Summen des Decretes sammt den Lieferungen abzupressen, so mußte er freilich mit der Wahrheit heraus, und die traurige, hülflose Lage verrathen, in welche sie die gerühmte „Mäßigung und Großmuth der hochherzigen Sieger" gestürzt hatte. Er stattete über ihren Ruin einen ausführlichen Bericht ab, den wir als ein urkundliches Zeugniß von der schamlosen Raubsucht und der tyrannischen Brutalität der „Befreier Italiens" hier folgen lassen. Wie unsere Leser sich noch erinnern werden, so hatte, nach Bourrienne, Augereau selbst keinen geringen Antheil an diesen Räubereien; daß er uns hierüber in seinem Berichte nichts mittheilt, sondern immer nur von andern „höhern Offizieren" spricht, ist erklärlich; über seine eigene Schuld oder Unschuld müßten wir ihre Stimme hören. Sein an Schmach und Schandthaten so reicher Bericht lautet wörtlich also *):

Verona, 22. Floreal Jahr V (9. Mai 1797).

An den General en Chef.

„Meine wiederholten Untersuchungen haben zu einem Ende geführt, wie ich es erwarten durfte, obschon das Resultat nichts weniger als befriedigend ist. Die Vermengung

*) Correspondance inédite de Napoléon. Tome II. P. 116.

der Gewalten, die mißbräuchliche Anwendung, die davon bis zu meiner Ankunft von mehreren höheren Offizieren gemacht wurde, haben die Anarchie auf's Höchste gesteigert und die Verschleuderung (le gapillage) begünstigt. In der That, das Pfandhaus von Verona, welches Werthe von mehr denn fünfzig Millionen beschloß, so wie das von Vicenza, wurden mit einer solchen Eilfertigkeit ausgeräumt, daß man sich nicht einmal die Mühe gegeben hat, die Thüren aufzuschließen, sie wurden eingeschlagen! Der eifersüchtige Geiz der Betheiligten hat nicht zugegeben, daß man auch nur den Anschein einer Form beobachtet hätte."

„Ich habe nach Vicenza einen Kriegskommissär mit einem unterrichteten Offizier geschickt, um sich in's Einvernehmen mit den bestellten Behörden zu setzen, und zu einem Inventar über den Rest zu schreiten. Zu Verona hatte ich gleichfalls von dem Ordonnateur einen Kriegskommissär verlangt, um in Gegenwart eines Offiziers, eines Mitgliedes der Municipalität, und des Aufsehers des Pfandhauses zum Inventar der noch übrigen Gegenstände zu schreiten. Es scheint, nach ihrem Bericht, daß die noch übrigen Pfänder stückweise nicht den Werth von fünfzig Franken überschreiten, den Sie in dem dritten Artikel ihres Decrets festgestellt; der Republik wird daher nur ein höchst unbedeutender Gewinn zu Gute kommen."

„Man zeigt mir an, daß General Victor den Kriegskommissär Bouquet, den Urheber dieser Verschleuderung, festgenommen. Ich zweifle nicht, wird er vor einen Kriegsrath gestellt, daß er dann Personen bloßstellen wird, welche höhere Stellen in der Armee bekleiden."

„Das offene Land wurde nicht verschont: Brand, Raub, allgemeine und besondere Requisitionen, womit man es willkürlich und ohne gesetzliche Vollmacht geschlagen, haben mehrere Dörfer entvölkert, Familien zur Verzweiflung gebracht, die in diesem Augenblick umherirren. Dieß geht so weit, daß Offiziere, die aus den Depots zurückkehrten, oder

von dem Reiz des Plünderns angelockt wurden, sich zu Commandanten von Plätzen aufwarfen und dort Handlungen verübt haben, welche die Gerechtigkeit, die Ehre und die Strenge der militärischen Disciplin verdammen."

„Das Schauspiel der an den reichen Häusern von Verona verübten Militär-Maaßregeln ist noch empörender; man hat durch geschriebene und unterzeichnete Requisitionen bis zu 60,000 Franken genommen, und einen Empfangschein darüber verweigert. Während acht Tagen mußten die Detailhändler es geschehen lassen, daß ihnen Tücher, Leinen, Sacktücher u. s. w. genommen wurden, dergestalt, daß Verona, unter dem Einfluß des sich verbreitenden Schreckens, verödet war und der Kaufmann allen Verkehr einstellte. Ich habe eine Proclamation verfaßt, die das Vertrauen zurückgeführt hat, und gegenwärtig bietet Verona einen minder düstern Anblick; allein ich darf Ihnen nicht verhehlen, daß die Erschöpfung an Hülfsquellen sich fühlbar macht. Der Commissär-Ordonnateur und ich, wir haben mit Schmerz gesehen, daß die Verfügungen Ihres Decretes vom 17. Floreal nicht ganz und vollständig zur Ausführung gebracht werden können: denn, da die Werthschaften des Pfandhauses geraubt, die besten Häuser durch die besonderen Requisitionen, die vor meiner Ankunft erhoben wurden, geplündert und erschöpft sind; da endlich das Silberzeug der Privaten, und theilweise das der Kirchen, genommen ward, um die vom General Kilmaine verfügte Contribution zu bestreiten: so sind uns keine anderen Hülfsquellen geblieben, als das Vermögen der Juden. Sie wissen, daß man dieß leicht verbergen kann und es durch Handelspapiere überträgt, was auch bereits mehrere von ihnen gethan haben. So bleibt uns also nichts übrig, als die Confiscation der der Regierung und ihren Agenten angehörigen Magazine; und da ist es wohl hier der Ort, Ihnen Bericht über die Praxis einiger Offiziere zu erstatten, welche die Waaren einiger Handelsleute unter dem Vorwande verkauft haben, weil dieselben die Etsch hinab ge-

bracht würden. Mehr als sechszig Reclamationen sind mir darüber zugekommen und, Dank der Thätigkeit eines der Offiziere meines Generalstabes, habe ich patriotischen Kaufleuten von Venedig zurückstellen lassen, was sie als ihr Eigenthum nachweisen konnten."

„Ich sehe daher keine Möglichkeit, die in dem ersten Artikel verlangte Contribution einzutreiben. Vielleicht werden wir aus den hier entwickelten Gründen Mühe haben, die im zweiten Artikel festgesetzte Contribution zu verwirklichen; ich besorge daher, lassen wir die Verfügungen des Decretes bekannt werden, daß wir Geld und Waaren verschwinden machen. Ich wäre der Ansicht, General, man theilte die Requisitionen und verhängte sie einzeln, zu zwei oder drei, in Zwischenräumen, und nur allgemach. Was die Lieferungen an Material betrifft, so hoffe ich: erhalten wir auch nicht Alles, daß wir doch mit den Hülfsquellen, die hier sind, einem großen Theile davon genügen können."

„Ich habe schon die Auswahl und das Inventar der Gemälde, wie es im eilften Artikel verordnet ist, vornehmen lassen. Die Talente und der Ruf der Künstler, die dazu verwendet wurden, lassen mich hoffen, unser National-Museum werde den Reichthum seiner Sammlung vermehren."

„Die Pferde sind in der Stadt sehr selten; die, welche hier waren, sind verschwunden und werden in den Scheunen oder Dörfern verborgen gehalten; ich habe in diesem Betreff Aufnotirungen, und werde davon Gebrauch machen, um die Verfügungen des sechsten Artikels zu erfüllen."

„Es scheint mir daher politisch, die Verfügungen des Decretes vom 17., so weit sie die Contribution von 120,000 Zechinen betreffen, zu ändern, und sie extra muros auszudehnen, in dem Falle wenigstens, daß Sie keine über die Städte und Dörfer zweiten und dritten Ranges verhängen sollten, deren Ertrag die Verona allein treffende Summe einbrächte. Diese Betrachtung müßte auch die Lieferung an Material für Bedürfnisse der Bekleidung und der Cavallerie-

Ausrüstung durch dieselben Städte und Dörfer in sich begreifen."

„Niemand, General! ist ein größerer Feind der Venetianer, als ich; Niemand wünscht mehr das französische Blut zu rächen; allein nicht minder mache ich Jedem den Rang in dem Abscheu gegen Ungerechtigkeit und Verfolgung streitig. Haben sich Franzosen hierin schuldig gemacht, so geziemt es meinem Charakter, meiner Pflicht, sie" (die Venetianer) „zu trösten und das Gefühl vergessen zu machen, daß sie einen Theil ihrer Leiden meinen Landsleuten verdanken. „„Krieg den Tyrannen, Friede den Hütten!"" diese Grundsätze sind in Ihrem und in meinem Herzen, und Sie kennen meinen Eifer, das Ziel zu erreichen, das Sie begeistert; daher schmeichle ich mir auch, Sie werden meinem Freimuth und meiner Aufrichtigkeit Gerechtigkeit erweisen. Das, woran ich am meisten halte, ist, daß jede von Ihnen vorgeschriebene Maaßregel ihre ganze und volle Ausführung erhalte."

„Ich habe Ihnen meine Bemerkungen unterbreitet; ich habe sie nach genauer Kenntniß der Mittel und Umstände abgefaßt; es bleibt mir nichts übrig, als die Wirkung zu vernehmen, die sie über Ihre weitere Entschließung ausgeübt haben, um mich strengstens darnach zu richten."

„Der Commissair-Ordonnateur beabsichtigt, dieser Depesche einen Bericht, die Details betreffend, beizufügen."

„Ich lege den von den Commissairen über den Bestand des Pfandhauses verfaßten procès-verbal bei; er wird Sie von der Armuth überzeugen, zu welcher der schmutzige Geiz der Räuber dasselbe herabgebracht hat.

Augereau."

Dieß Schicksal hatte Verona der republikanischen Großmuth seiner Befreier zu verdanken; dem nahen Vicenza erging es nicht viel besser, obschon es an dem Aufstand keinen Theil genommen, vielmehr den neuen Freiheitsideen gehuldigt, die Revolution proclamirt und die französischen Truppen mit offenen Armen aufgenommen hatte. Die

Municipalität der ruinirten Stadt schickte in ihrer Verzweiflung Abgeordnete an Napoleon mit einer Adresse vom 15. Floreal Jahr V (7. Mai 1797), worin sie ihn im beweglichsten Tone um Abhülfe beschwor. Sie sagt darin:

„Erfahren Sie, Bürger-Obergeneral! daß Vicenza von freiem Antriebe seine Revolution noch vor Ankunft der französischen Armee gemacht hat; Vicenza hat sich stets jener Bewaffnung der Landleute widersetzt, welche die treulose Venetianer Regierung zur Ermordung der Franzosen anordnete. Wir haben die französischen Truppen während ihres Durchzuges und Aufenthaltes mit Freundschaft und Aufmerksamkeiten behandelt; und nicht ein General allein, nein, die ganze Armee wird Ihnen diese Versicherung geben.“

„Befehlen Sie, daß wir von diesen Requisitionen entbürdet werden, mit denen man uns belastet, und von denen unsere Abgeordneten Ihnen Bericht erstatten werden.“

„Helfen Sie einem befreundeten Volke, das gänzlich darnieder gedrückt ist durch den Schlag, der sein Pfandhaus betroffen; trösten Sie eine bekümmerte Municipalität, die sich ohne Mittel befindet, und verschuldet und in Verlegenheiten jeder Art; seien Sie der Schrecken Ihrer Feinde und der schützende Genius Ihrer Anhänger! Ihre glänzenden Heldenthaten werden die Nachwelt in Staunen setzen, Ihre Milde die Zeitgenossen mit Freude erfüllen. Die Municipalität erwartet nur ein einziges Wort von Ihnen, um das Loos eines ganzen Volkes zu retten“ *).

General Joubert, der in Vicenza kommandirte, schrieb von dort (24. Mai 1797) an Napoleon: „Ich lasse nehmen, was ich für die Armee bedarf; das geschähe nicht, wenn die Administration für uns sorgte. „„Lebe von dem Land, wo du bist““, so lautet die Lehre, die man uns gibt; hierin besteht die ganze Wissenschaft!“

---

*) Correspondance inedite. Tome II.

Als der freie Sinn der sieben Berggemeinden, seitab von Vicenza, sich nicht unter das Joch der fremden Tyrannei beugen wollte, schrieb Napoleon seiner Seits (26. Juli 1797) an General Joubert: „Ergreifen Sie alle nothwendigen Maaßregeln, die sieben Gemeinden zu entwaffnen; brennen Sie die Häuser der vier Hauptanführer nieder, unter anderen das Haus jenes Priesters, von dem Sie mir sprachen; nehmen Sie zwanzig Geiseln aus den Angesehensten, und lassen Sie dieselben nach Mantua bringen; setzen Sie an die Spitze der Verwaltung die Patrioten, die man dort vertrieben hat. Nachdem dieß geschehen, fordern Sie von dem Bischof von Vicenza, daß er Missionäre in diese Gegend schicke, um ihnen Ruhe und Gehorsam bei der Strafe der Hölle (sous peine de l'enfer) zu predigen. Zu diesem Zwecke lassen Sie Missionäre zu sich kommen, geben Sie Jedem fünfzehn Louis als Reisekosten, und versprechen Sie ihnen nach ihrer Rückkehr die gleiche Summe. Verfahren Sie dergestalt, daß keine Waffen in irgend einer Stadt des Venetianischen, noch in Vicenza selbst bleiben. Sie wissen, daß Sie gemäß dem allgemeinen Entwaffnungsbefehl die Waffen nach Porto-Legnago schicken werden."

So verschmähte Napoleon nicht Feuer noch Schwert, noch Geld und Religion; ja selbst die Höllenstrafe sollte ihm zur Ausbreitung und Befestigung seiner Despotie dienen.

Der gleiche Geist der Gewaltthätigkeit und List offenbarte sich auch in seinen Verhandlungen mit Rom. Von Ferrara schreibt er unter dem 21. October 1796 an den unterhandelnden Kardinal Mattei: „Ich bin es meinem Volke, der Menschheit, mir selbst schuldig, die letzten Anstrengungen zu machen, um den Papst zu gemäßigteren Gesinnungen zu bringen, wie sie seinem eigenen Interesse, seinem Charakter und der Vernunft gemäß sind." Hinwieder schreibt er drei Tage später von Verona aus (24. October) an Cacault, den französischen Minister in Rom: „Ich werde keinen Augenblick zögern, über Rom zu stürzen, um

die National-Ehre zu rächen; die Hauptsache ist nur, jetzt Zeit zu gewinnen. Meine Absicht ist, wenn ich in das päpstliche Gebiet einrücke, und das wird nicht lange anstehen, so geschieht es in Folge des Waffenstillstandes, zu dem Zwecke, von Ancona Besitz zu nehmen; habe ich sodann meinen Rücken gesichert, so bin ich besser im Stande, vorzurücken. Kurz die große Kunst für den Augenblick besteht darin, den Ball schwebend zwischen uns zu halten, den alten Fuchs zu hintergehen." Nachdem er weiter unter dem 28. October sich vernehmen lassen: „Ich will lieber der Retter, als der Zerstörer des heiligen Stuhles seyn", und zugleich sein inniges Verlangen nach Frieden mit Rom kundgegeben, schrieb er in dem gleichen Geiste, nach dem erfolgten Abschluß des Friedens von Tolentino, an Pius VI. unter dem 19. Februar 1797 von Tolentino aus: „So eben ist der Friede zwischen der französischen Republik und Eurer Heiligkeit unterzeichnet worden, und ich wünsche mir Glück, daß es in meiner Macht lag, zu Ihrer persönlichen Ruhe beizutragen. Ganz Europa kennt die friedlichen Neigungen und die versöhnlichen Tugenden Eurer Heiligkeit. Die französische Republik wird, wie ich hoffe, einer der treuesten Freunde Roms seyn." Welche Folgen aber dieser Friede mit seinen verderblichen Verpflichtungen für Rom hatte, und welches Schicksal ihm von seinem „Retter" und „seinem treuesten Freunde" bereitet ward, das spricht wenige Monate später Minister Cacault in einem vertraulichen Schreiben an Bonaparte aus, worin er sich über den unzeitigen Eifer der revolutionären Brausköpfe, der Feuerbrände und der schlechten Subjecte beschwert, die durch ihre thörichten Umtriebe das Werk, das in so gutem Gange sei, verdürben. Er gibt mit folgenden Worten die tröstliche Versicherung von dem nahen Zusammenbrechen Roms, Dank der liebreichen Zärtlichkeit Frankreichs. „Die Aufbringung der dreißig Millionen, zu denen sich Rom im Frieden von Tolentino verpflichtete, hat, nach so vielen vorhergehenden Verlu-

sten, alles Blut in den Adern dieses alten Leichnams aufgezehrt. Wir lassen ihn bei langsamem Feuer sterben; er wird von selbst fallen. Die Revolutionäre mit ihrem Drängen thun nichts, als daß sie einen langsamen und sichern Erfolg übereilen. Sie vermögen hier nichts, als Unheil zu stiften."

Das war das Loos derer, die Napoleon seiner rettenden Freundschaft versicherte; sie genossen den beneidenswerthen Vorzug: bei langsamem Feuer gebraten zu werden!

Deutschland wurde mit der gleichen Art von „Großmuth und Mäßigung" von Napoleon und seinen Statthaltern, den Generalen und Ministern der Republik, ausgepreßt. Die freie Reichsstadt Hamburg hatte unmittelbar nach dem 18. Brumaire die Ehre, eine der ersten, auf diese türkische Sultans-Manier geschröpft zu werden. Der für das damalige Deutschland und Frankreich gleich charakteristische Fall, wie ihn Bürgermeister und Senat in einem fleh- und wehmüthigen Schreiben vom 16. Dec. 1799 den Consuln in Paris an's Herz legten, war folgender.

Während des Krieges der französischen Republik unter dem Directorium mit England schlichen sich zwei fremde Menschen in Hamburg ein. Sie gaben sich beide für Kaufleute aus, die von Amerika kämen, und der eine nannte sich Jones, der andere Barthelemy Blackfirst. Der englische Gesandte reclamirte sie als geborne Irländer, Unterthanen Seiner brittischen Majestät, deren wahrer Name Napper-Tandy und Blackwell sei, um wegen hochverrätherischer Umtriebe in England gerichtet zu werden. Der Hamburger Polizei gegenüber beharrte der Eine auf seinem Namen Jones und seinem vorgeblichen Stande und wurde somit arretirt. Es fand sich indessen bei ihm ein Degen mit dem irländischen Wappen. Auch der Andere wurde festgenommen, und erst als er dem englischen Minister übergeben worden, wollte er sich, die Maske abwerfend, plötzlich

für einen französischen Offizier gelten lassen. Sofort reclamirte die französische Gesandtschaft ihrerseits beide als „officiers brevetés“ der Republik, ohne sich auch nur herbeizulassen, diese „brevets“ zur Beglaubigung vorzulegen *). England und Frankreich machten nun fort und fort mit der ganzen Bitterkeit ihres Hasses und unter Drohungen gegen die unglückliche Hansestadt ihre entgegengesetzten Reclamationen geltend. Hamburg in seiner Noth glaubte als bestes Auskunftsmittel seine Zuflucht zu Preußen zu nehmen, als einem mächtigen, neutralen Staat. Dieses hatte nach geschlossenem Baseler Frieden sich hinter die Neutralitäts-Demarkationslinie seines nordischen Sonderbundes zurückgezogen, und wurde dadurch auch der moralische Urheber und Vater des nachherigen Rheinbundes, wie dieß in der Rheinbundesacte ausdrücklich gesagt ist. Preußen hatte, als erster Fürst-Director des niedersächsischen Kreises und als Garant der Neutralität des Nordens von Deutschland, ein doppeltes Interesse den verderblichen Streit zu schlichten. Allein das muthlose Benehmen des Berliner Kabinets, gegenüber der bedrängten deutschen Reichsstadt, war seiner

*) Bourrienne gibt zur Erläuterung über Beide und ihr Schicksal noch folgende Notizen. Blackwell, eines der Häupter der vereinigten Irländer, hatte sich in Frankreich naturalisirt, und es zum Escadrons-Chef gebracht. Er litt auf einer geheimen Mission nach Schweden Schiffbruch und kam so nach Hamburg. Nach einem Jahr Haft dortselbst wurde er nach England gebracht und vor Gericht gestellt. Die Einsprache Frankreichs rettete ihm aber das Leben. Napper-Tandy, ein geborner Irländer und in die Bewegungen zur Erringung der irländischen Unabhängigkeit verwickelt, rettete sich auf einer französischen Brigg nach Hamburg, um von dort nach Schweden zu gehen. Von Hamburg ausgeliefert und nach Irland gebracht, wurde er zum Tode verurtheilt, das Urtheil indessen auf Einsprache Frankreichs aufgeschoben, und er selbst nach dem Frieden frei nach Frankreich zurückgesandt.

Baseler undeutschen Politik vollkommen angemessen. So inständig Hamburg auch flehte, Berlin blieb stumm, es war kein Laut herauszubringen. Unterdessen ließ der Kaiser von Rußland, der Bundesgenosse Englands, der mit seinen Eskadern die Nordsee und die Elbe-Mündung beherrschte, zur Unterstützung der englischen Forderung Hamburger Schiffe wegnehmen. Das Oberhaupt des Reiches, Kaiser Franz, sprach sich eben so zu Gunsten seiner Verbündeten aus, und stellte Hamburg, im Weigerungsfalle, die Execution der Reichsgesetze in Aussicht. Hamburg, so zwischen Scylla und Charybdis gesetzt, verlangte nichts, als die Erlaubniß, Rapper-Tandy und Blackwell in eigenem Gewahrsam, bis zum Abschluß des Friedens, behalten zu dürfen. Es rief die Zwischenkunft beinahe aller Mächte an, fand indessen nirgends Unterstützung. Der König von Preußen erklärte endlich ausdrücklich, daß er sich in diesem Handel nicht aussprechen wolle. Eben so erfolglos flehte die Stadt die französische Republik mit der Bitte an, die Reclamirten gegen andere Gefangene auszuwechseln. Nachdem Hamburg so ein Jahr lang alle Mittel erschöpft, fügte es sich endlich, um dem augenscheinlichen Untergange zu entgehen, in das Unvermeidliche: die Gefangenen wurden nach England gebracht und dort noch der Milde der Regierung empfohlen. So der Verlauf der Sache. Am Schluße ihres Schreibens erklären somit Senat und Bürgermeister: daß ihnen nur noch ein Rettungsmittel übrig sei: „nämlich sich der französischen Großmuth zu vertrauen — se confier dans la générosité!" Ein fulminanter Drohbrief Napoleons war die Antwort dieser „Großmuth"; er, der später den Herzog von Enghien von fremdem Gebiete entführte und erschießen ließ, schrieb nach Hamburg: „Sie haben die Gastlichkeit verletzt. Das ist unerhört selbst unter den wildesten Horden der Wüste. Die beiden Unglücklichen, die Sie ausgeliefert haben, sterben glorreich; allein ihr Blut wird ihren Verfolgern größeres Unheil bereiten, als es eine Armee ver-

mocht hätte.“ So brüllte racheglühend der Löwe; man hätte glauben sollen, er werde Hamburg vom Erdboden vertilgen. Allein, als die bedrohte Stadt ihrem Flehen den lockenden Klang des Goldes beifügte, da war die Wuth für den Augenblick gestillt; denn auch hier war die Birne noch nicht reif, und auch hier wurde das bedrohte französische Blut zu einer ergiebigen Finanzquelle. Die Stadt zahlte ihm, in vertraulicher Weise, nicht weniger als vier und eine halbe Million Schmerzengeld, die er, als sich von selbst verstehend, in den eigenen Säckel einstrich und unter die Seinen und seinen Anhang vertheilte; in die Staatskasse floß kein Heller davon. Bourrienne, der diese Millionen in holländischen Interessen-Coupons acht Tage lang in dem Schreibtische verwahrte, erhielt nichts davon, wie er selbst erzählt. Napoleon gab ihm als Entschädigung einen verfallenen Wechsel ohne Werth auf die insolvente cisalpinische Republik im Betrag von 300,000 Franken für verkaufte Kanonen. Die Forderungen der Putzhändler und Putzhändlerinnen an Josephine waren um diese Zeit zu einer Million und 200,000 Franken angeschwollen. Bourrienne erhielt den Auftrag, sie zu berichtigen; er fand die Gläubiger mit 600,000 Franken aus dem Hamburger Gelde ab. Die Forderungen waren eben in dem Geiste der Verschleuderung und liederlichen Finanzwirthschaft jener Tage mit Bezug auf die Unsicherheit der Auszahlung berechnet. Bourrienne erzählt weiter: Josephinen wurde ein prächtiges Perlenband für 250,000 Franken feilgeboten; es gefiel ihr, sie hatte aber kein Geld; sie wandte sich an den Kriegsminister Berthier; dieser hatte gerade die Rechnungen für die Spitäler der italienischen Armee zu bezahlen: also legte er den Lieferanten den Ankauf des Perlenbandes als eine Zubuße auf. Das geschah hinter dem Rücken Napoleons. Er selbst aber half sich auf eine ähnliche Weise aus der Verlegenheit mit seinem Bruder Joseph, der viel brauchte und ihn daher stark behelligte. Er überließ nämlich einem der reichsten Lieferanten

jener Zeit, Namens Collot, die Lieferung der Lebensmittel für die Marine unter der Bedingung, daß er jährlich von seinem Gewinn Eine und eine halbe Million an Joseph zahle *) (Bourrienne T. III, P. 292 u. T. IV, P. 346).

Aus den Millionen, welche Hamburg gezahlt, hatte sein Scharfsinn leicht erkannt, daß die Hansestädte reiche Milchkühe seien, die man, wie die italienischen Städte, melken müsse. Bourrienne, der eine Zeitlang in seine Ungnade gefallen, und sein Vertrauen als Sekretär verloren, wurde dorthin als bevollmächtigter Minister in „außerordentlicher Stellung" geschickt. Er sollte nämlich von dort aus den Norden beobachten und den Hansestädten mit Geldforderungen und Lieferungen das Mark auspressen, dann sollten sie dem „empire" einverleibt werden. Diese letzte Absicht war inzwischen dem Abgesandten selbst bis zu ihrer Ausführung völlig unbekannt. Und dieß war eine macchiavellistische Praxis des napoleonischen Systems, die er auch anderwärts anwandte. So lange nämlich die Gesandten nicht wußten, daß die Vernichtung der Staaten, bei denen sie beglaubigt waren, decretirt sei, konnten sie denselben immer neue und neue Forderungen machen, indem sie ihnen Hoffnung machten, daß sie dadurch ihre Selbstständigkeit retten und ihren Untergang abwenden würden. So hier, so in Spanien (Beauharnais), so in Venedig (Villetard). Hatten die Gesandten auf diese Weise das Aeußerste erpreßt, dann

---

*) In der Schrift: „Bourrienne et ses erreurs" wird dieser Perlenkauf im Namen des Grafen von Survillier (Joseph Bonaparte's, Exkönigs von Neapel und Spanien) für eine „historiette" eines Calumnianten erklärt (Tom. I, P. 259). Eben so wird hier der Handel mit Collot eine „infâme calomnie" genannt (T. I, P. 277 u. T. II, P. 151). Auffallend aber ist, daß, als Bourrienne dieß in seinen Memoiren mittheilte, Collot noch lebte, von dem er doch einen Protest hätte befürchten müssen. Wer spricht hier die Wahrheit?

rief er sie ab, und es erschienen andere Acteurs auf der Bühne, das Todesurtheil zu vollstrecken.

Bourrienne, der uns einen Theil seiner hanseatischen Finanzoperationen mittheilt, erfüllte seine blutaussaugende Mission bestens; seine Erfolge mögen uns als Maaßstab dienen, wie furchtbar Deutschland ausgeplündert wurde. Saugte der Minister die Städte regelrecht aus, so freibeuterten noch neben ihm Generale und Beamten in der schamlosesten Weise auf eigene Faust. „Man plünderte", sagt Bourrienne wörtlich, „man stahl von allen Seiten in den unglücklichen Ländern, über welche sich meine diplomatische Jurisdiction erstreckte. Die Räuberei war so zu sagen in Regie gegeben, und wurde mit solcher Wüthigkeit und zugleich mit solcher Unwissenheit vollführt, daß man oft den Werth der Dinge nicht kannte, die man nahm." Die Continentalsperre war eine der ergiebigsten Quellen, die Länder durch Licenzscheine mit ungeheuren Verbrauchssteuern zu schlagen. Hamburg allein mußte seine englischen Waaren von „Bourrienne für sechszehn Millionen, Bremen und Lübeck die ihrigen für beinahe drei Millionen loskaufen" (Bourr. T. VII P. 327). Als Napoleon vor der Erfurter Zusammenkunft, im Frieden, ohne eine vorhergehende Erklärung, Dänemark mit 30,000 Mann, unter Bernadotte, besetzte, ließen sich die französischen Gebieter solche „Tafelgelder" und anderweitige „Entschädigungen" zahlen, daß die Rechnung Dänemarks, deren Bezahlung es von dem Uebermüthigen vergeblich nachsuchte und nie erhielt, über dreiundzwanzig und eine halbe Million betrug (Bourr. T. VIII, P. 85). Laut der Berechnung, welche Bourrienne nach Paris einsandte, hatte Bremen für sich allein, vom Jahre 1806 bis 1811, an Frankreich die Summe von fünfundzwanzig Millionen gezahlt, und nun forderte Napoleon noch, daß die Hansestädte auch den Sold ihrer französischen Besatzungen tragen sollten (Bourr. T. VIII, P. 255). Der Minister berechnet, daß das, was er an Geld und Lie-

ferungen, während der wenigen Jahre seiner Hamburger Mission, seinem Herrn und Gebieter zugewendet, nahe an hundert Millionen betragen; davon seien sechszig in des Kaisers Privatkasse geflossen (Bourr. T. VIII, P. 331 u. T. IX, P. 227). Daher sich auch Napoleon später über ihn gegen Duroc sehr zufrieden äußerte: „Wissen Sie, Duroc, Bourrienne hat mir gute Dienste in Hamburg geleistet. Er hat mir dort viel Geld eingebracht. Das ist ein Mann, der sich auf die Geschäfte versteht."

Nachdem der Gesandte indessen auf diese Weise seine Dienste geleistet, wurde er unter einem scheinbaren Vorwande nach Paris berufen, und schon auf der Reise, in Mainz nämlich, begegnete er zu seiner Ueberraschung dem Courrier, der das Decret der Einverleibung der Hansestädte in das Kaiserreich zu überbringen hatte. Das war der Lohn, den sie für die gebrachten Opfer empfingen.

Ihr Schicksal wurde natürlich nichts weniger als gebessert. Man schickte ihnen von Paris Beamte, ja selbst Richter, die kein Wort Deutsch verstanden. Die Generale betrugen sich als die würdigen Pascha's ihres Sultans. Der Senat von Hamburg gab täglich den französischen Marschällen als Tafelgelder, ihre Wohnungen ungerechnet, dreißig Friedrichsd'or. General Dupas begnügte sich hiemit nicht einmal, seine Tafel, Frühstück und Mittagsmahl, kostete die Stadt während einundzwanzig Wochen 187,000 Franken. In Lübeck bequemte er sich nur mit dem größten Zorne dazu, täglich zwanzig Louis für seine Tafel anzunehmen; als ihm das Anerbieten zuerst gemacht wurde, befahl er den Senator Nolting deßhalb in's Gefängniß zu setzen; als er sich aber endlich dennoch dazu verstand, fluchte er: „Diese Schufte haben mir die Brocken klein geschnitten!" Zuletzt bemächtigte sich die französische Raubsucht auch noch der Bank von Hamburg, im Betrag von nahezu fünfzehn Millionen Franken (Bourr. T. VIII, P. 57, 64; T. IX, P. 290). Ja selbst die Särge in den Gräbern wurden ihrer silbernen Beschläge

und die Leichen ihrer Kleider von den Soldaten beraubt (Bourr. T. IX, P. 285).

Wenn übrigens Bourrienne sich rühmt, daß er für den Kaiser hundert Millionen aus den Hansestädten erpreßt, so ärndtete auch er schlechten Dank dafür. Napoleon hatte ihn nämlich, und wohl nicht ganz mit Unrecht, im Verdacht, einmal, eines geheimen Einverständnisses mit den Bourbonen, und dann, daß er bei jenen hanseatischen Finanzoperationen, auf eine unverschämte Weise, für seinen eigenen Beutel gesorgt habe. Schon Bourrienne's, des Sekretärs, erste Ungnade hatte sich an einen ähnlichen Verdacht übermäßiger Bereicherung geknüpft, und jetzt, als er von Hamburg nach Paris zurückgekehrt war, forderte Napoleon ohne Weiteres von ihm keine geringere Summe als sechs Millionen, um damit das neue Palais für das Ministerium des Aeußern zu bauen. Auch dieß war eine vielfach angewandte napoleonische Praxis. Hatte sich nämlich ein Lieferant oder sonst ein Beamter, wie er meinte, übermäßig und unrechtlich bereichert, so dictirte er ihm nach Gutdünken einen Ersatz von so und so viel Millionen, oder Hunderttausenden von Franken, die dann in seine Kabinetskasse flossen, oder auch zu öffentlichen Zwecken verwendet wurden. An den Marschall Davoust, auch einen würdigen Repräsentanten des französischen Raubsystems, schrieb der Kaiser unter dem 2. Sept. 1810: „Ich bitte Sie, Vorkehrungen zu treffen, um mich über das aufzuklären, was in Hamburg vorgeht, unter Anderm, was Herr Bourrienne macht, den man in Verdacht hat, daß er sich, indem er meinen Befehlen zuwider handelt, ein ungeheures Vermögen macht.“ Und wieder unter dem 1. Januar 1811 an denselben: „Mein Cousin! es fällt mir wieder ein, daß Herr Bourrienne in Hamburg durch Licenzscheine oder willkürliche Vorenthaltungen sechs bis sieben Millionen gewonnen hat. . . Ich möchte hierüber in's Klare kommen.“ Und endlich von Dresden, 30. Juni 1813: „Suchen Sie alle die Schelmereien (friponneries) dieses Elen-

den zu enthüllen, damit ich ihn zur Wiedererstattung dessen zwingen kann, was ihm nicht gehört*)." Bourrienne weigerte sich indessen dieser Rückzahlung, und es blieb dabei. Man sieht aber so viel hieraus: wo man diese napoleonische Wäsche berührt, da ist sie schmutzig. Einer beschuldigt den Andern der Schelmerei. Unter der Restauration versah Bourrienne verschiedene Dienste, als: Generalpostmeister, Polizeipräfect, Staatsrath. Sein Ausgang war nicht minder tragisch, als der seines alten Schulkameraden und Herrn: in Folge der Geldverhältnisse nach der Juliusrevolution verlor er sein ganzes Vermögen, wurde wahnsinnig und starb 1834 in einem Irrenhause der Normandie. Wie gewonnen, so zerronnen! Das gilt von ihm und den Millionen des Kaisers. Alles ist in Rauch aufgegangen!

Seltsames Geschick Derer, die an jenem Frühstück von Compiegne Theil genommen! Der Wirth, Pater Berton, der alte Lehrer Napoleons, starb wahnsinnig; von seinen Gästen starb Josephine schon am 29. Mai 1814, unmittelbar nach dem Falle des Kaiserreiches, als eine Verstoßene mit gebrochenem Herzen in Malmaison; Napoleon selbst fand sein Grab als Verbannter in St. Helena; Bouquet, der eingedrungene Gast, ist verschollen; und Bourrienne, der uns dieß Frühstück beschrieben, ist, gleich Berton, als ein Wahnsinniger in einem Irrenhause verschieden. Das ist menschliche Größe und Herrlichkeit!

*) Bourrienne et ses erreures. T. II. P. 12. 232. 234. 235. 241.

XXXIII.

Das Königthum der Hebräer.

(Ein Beitrag zur Physiologie der Gesellschaft.)

Vierter Artikel.

(Schluß.)

Die hohepriesterliche Würde war, wie erwähnt, durch Eindringlinge geschändet, die den Glauben und das Gesetz der Väter an den gemeinschaftlichen Feind verriethen; aber das Geschlecht Aarons, die priesterliche Dynastie, bestand noch, und in ihr lagen die Mittel der Erneuerung und der Rettung. Unter den rechtgläubigen Juden, welche sich der Verfolgung durch die Flucht entzogen, befand sich auch Mathathias, ein Priester aus der Ordnung des Joarib, ein Urenkel des Asmonäus, nach welchem die von ihm gegründete Herrscherfamilie genannt wird. Er hatte sich auf den Berg zu Modin zurückgezogen, wo er in der Verborgenheit lebte. Dorthin folgten ihm alsbald Abgesandte des Königs Antiochus, welche ihn, den Ersten und Angesehensten jener Stadt, aufforderten, nach des Königs Befehl zu thun, und ihm und den Seinigen, wenn er die heidnischen Opfer verrichtete, Gold und Silber und viele Geschenke verhießen.

Aber im Bewußtseyn seiner Pflicht und seines göttlichen Rechtes antwortete der Priester: wir gehorchen den Worten des Königs Antiochus nicht, und opfern nicht, weil wir sonst die Gebote unsers Gottes überträten und andern Weges gingen. Solchen Worten folgte die Bethätigung auf dem Fuße. Denn als er aufgehört hatte zu reden, trat ein Jude hinzu, um den Götzen auf dem Altare der Stadt Modin zu opfern nach dem Befehle des Königs. Aber als Mathathias dieß sah, entbrannte sein Zorn nach der Vorschrift des Gesetzes, und er tödtete den Frevler am Altare, wie es Moses geboten (5. Mos. 13, 6 — 9), und Phinees, der Sohn Eleazars, gethan, und zum Lohne dafür das Priesterthum des alten Bundes für sich und seinen Saamen auf ewige Zeiten empfangen hatte (4. Mos. 25. 14 ff.). Aber auch den Mann, den König Antiochus gesandt, der zum Opfern zwang, tödtete Mathathias zur selbigen Zeit und riß nieder den Altar, und rief aus in der Stadt mit lauter Stimme und sprach: wer Eifer für das Gesetz hat, und den Bund aufrecht hält, der ziehe aus, mir nach. Damit war das Zeichen zum Vertheidigungskampfe gegen die heidnische Tyrannei gegeben. Um Mathathias sammelten sich Viele, die sich des Rechts und der Gerechtigkeit beflissen, und ein Insurrectionskrieg begann, der dreißig Jahre währte und mit der Erringung der Unabhängigkeit Judäa's endete.

Es liegt nicht in unserer Absicht, die Wechselfälle dieses Kampfes zu erzählen. Er wurde von der einen Seite mit allen Waffen des Truges, des Meineides und der Grausamkeit geführt, während auf der andern Seite der an jeder menschlichen Hülfe verzweifelnde Muth und das Gottvertrauen eines Volkes, dessen ganze Geschichte ein fortwährendes Zeugniß göttlicher Fügungen war, Wunder der Tapferkeit verrichtete. Daneben freilich wurden auch die unter den Seleuciden selbst entstehenden Erbfolgekriege und Zerwürfnisse aller Art von den Makkabäern mit Glück und Einsicht benutzt. Als letztes Rettungsmittel galt den schwer Bedräng-

ten die Anrufung römischer Hülfe, die im Geiste der Politik der weltbeherrschenden Stadt nicht auf sich warten ließ. Freilich war, dießmal wie immer, die römische Intervention nur eine Brücke zur römischen Herrschaft; aber Judäa wäre dieser, nach dem Gange der Weltgeschichte, doch verfallen gewesen, auch wenn die Makkabäer sich des Schutzes der Römer als eines Walles gegen die syrisch-griechische Uebermacht nicht hätten bedienen wollen. Hat doch Gott den Tagen jeder Gesellschaft, wie jedes Einzelnen, ihr Ziel gesteckt, und in der Politik wie in der Heilkunde handelt es sich nicht um Erfindung des Steines der Weisen, als eines Mittels zur Unsterblichkeit, sondern um Fristung und möglichste Verlängerung der natürlichen Lebensdauer. Wir wollen, da es uns nur auf eine Geschichte der Regierungsgewalt des jüdischen Volkes ankömmt, bloß die Punkte hervorheben, welche Beziehung auf die Regierung und Verfassung von Judäa haben.

Nachdem Mathathias das Zeichen zur Schilderhebung gegeben, verstand es sich, auch abgesehen von seiner priesterlichen Geburt, von selbst, daß er im Rathe wie im Kriege der Fürst und Anführer war. Aehnlich den Richtern der alten Zeit lag seine Berechtigung hierzu hauptsächlich und vor Allem in seinem Feuereifer für das Gesetz; das gegebene Beispiel und das Bedürfniß, einen Führer zu haben, zog von selbst die allgemeine Anerkennung Derer nach sich, die sich ihm anschlossen. Andererseits war aber die in solcher Anführerschaft liegende Gewalt, bei der Gemeinsamkeit des Zweckes und der Gefahr, keine despotische. So oft der biblische Geschichtschreiber jener Zeit von den Beschlüssen und Maaßregeln der Insurgenten spricht, erwähnt er des „Mathathias und seiner Freunde." Ruht überhaupt die Macht jedes irdischen Herrschers in der Zahl und in dem guten Willen seiner Anhänger, d. h. seiner Freunde, so tritt dieß Verhältniß in so gefährlichen und außerordentlichen Zeiten, wie jene, in desto schärferer Ausprägung hervor. Nach-

dem eine Anzahl eifriger Juden lieber hatten untergehen, als den Sabbat durch Führung der Waffen brechen wollen, beschlossen Mathathias und seine Freunde zu streiten gegen Jeden, der gegen sie am Sabbatstage zum Streite kommen werde. Und wiederum waren es Mathathias und seine Freunde, welche, nachdem ihr Häuflein zu einem Heere geworden war, im Lande umherzogen, die heidnischen Altäre zerstörten, und (selbst mit Gewalt) die unbeschnittenen Knäblein beschnitten, so viel sie ihrer fanden, in den Gränzen Israels. Endlich als die Zeit kam, daß Mathathias sterben sollte, ermahnte er seine Söhne, der Thaten der Ahnen eingedenk zu seyn, und wacker zu streiten für Gottes Gesetz. Auch über die Nachfolge in seine Gewalt und Herrschaft sprach er seinen letzten Willen aus. „Siehe, Simon, euer Bruder, ist, wie ich weiß, ein Mann des Rathes; ihm gehorchet allezeit, er soll euer Vater seyn. Und Judas, der Makkabäer, stark und tapfer von seiner Jugend an, er sei euer Heeresfürst und er kämpfe den Kampf des Volkes." So trat, nachdem Mathathias im einhundert und sechsundvierzigsten Jahre gestorben, Judas, genannt der Makkabäer, sein Sohn, in seine Stelle, und „es halfen ihm alle seine Brüder, und Alle, die seinem Vater sich angeschlossen hatten, und sie kämpften den Kampf Israels mit Freuden" (1. Makk. 3, 2. 3). So entwickelte sich hier, wie immer, die Erbfolge in die fürstliche Gewalt nicht aus der Willkür und dem Belieben der Menschen, sondern aus der Natur der Sache im Drange der Zeiten von selbst. Judas aber und seine Brüder sind, als Genossen einer gemeinsamen Sache, eines Rathes und Muthes; als sie sehen, daß das Uebel sich nahet, und daß die Heere des Königs den Gränzen ihres Landes sich nähern, um das Volk zu verderben und zu vernichten, sprechen sie, Einer zu dem Andern: „Laßt uns aufhelfen unserm niedergebeugten Volke, und streiten für unser Volk und unser Heiligthum (a. a. O. V. 42, 43)." Nichts destoweniger ist es Judas, der die dem obersten Anführer zukommen-

den Anordnungen, wo es nöthig ist, allein trifft, Anführer des Volkes einsetzt über tausend, und über hundert, und über fünfzig, und über zehn (a. a. O. V. 55 ff.), und allenthalben in der Schlacht den Befehl führt. In wichtigern Angelegenheiten aber fragt er den Sanhedrin um Rath; es war z. B. in Folge einer in großer Versammlung gepflogenen Berathung, daß Judas das ganze Heer in drei Abtheilungen theilte (1. Makk. 5, 16 u. ff.).

Während des Insurrectionskrieges gegen Syrien wechselten Kriegsläufte mit Waffenstillständen und Unterhandlungen oder friedlichen Verhältnissen ab, in welche die Juden zu den oft wechselnden syrischen Machthabern und Prätendenten traten. Hier sollen zunächst die Thatsachen hervorgehoben werden, welche als Ergebniß dieser Verhältnisse von Einfluß auf die sociale Gestaltung Judäa's sind.

Der Mittelpunkt der jüdischen Gesellschaft war die Hohepriesterwürde. Sie war, wie oben erwähnt, in die Hände von Verräthern am Glauben der Altvordern und an ihrem Volke gefallen, wenn dieselben auch immer noch dem priesterlichen Geschlechte angehörten. Allein noch war im Rathe der Vorsehung der Untergang des Judenvolkes nicht beschlossen, und die zur Erhaltung desselben unerläßliche Wiederherstellung der Ordnung im Hohenpriesterthume erfolgte durch eine Reihe von Fügungen, zu welchen gerade die Feinde am meisten mitwirken mußten. Menelaus, der dem syrischen Heere folgte, wurde nach einer Niederlage, die der Feldherr Lysias erlitten, und nachdem man in ihm so die eigentliche Ursache des unheilvollen Krieges, wie das Haupthinderniß des Friedens erkannt, auf Befehl des Sohnes und Nachfolgers des Antiochus Epiphanes in einem Aschenhaufen erstickt. Zu seinem Nachfolger ernannte der König Alcimus, der nicht nur den Wegen seiner abtrünnigen Vorfahren folgte, sondern nach dem Tode des Judas Makkabäus die Bedrängniß seiner Landsleute zur Einleitung einer Verfolgung der Rechtgläu-

digen und Unabhängiggesinnten benutzte, die an Grausamkeit und Tücke den schlimmsten Tagen Antiochus des Erlauchten nichts nachgab. Allein auch dieser Verfolger erhielt auf recht bezeichnende Weise seinen Lohn durch die Strafgerichte Gottes. Rund um das Heiligthum auf dem Tempelberge war, nach dem Geheiß der letzten Propheten Haggai und Zacharias, eine Mauer errichtet, die das Heiligthum von dem profanen Theile des Tempels trennen, und von keinem Unbeschnittenen überschritten werden sollte. Um diesen Unterschied zu verwischen und die scharfe Gränze zwischen Juden und Heiden aufzuheben, befahl Alcimus, diese Mauer niederzureißen. „Aber zu derselben Zeit ward Alcimus geschlagen und sein Werk gehindert und sein Mund verstopft, und er ward gelähmt, und konnte kein Wort mehr reden, noch Befehle geben über sein Haus. Und Alcimus starb zu derselben Zeit unter großer Qual" (1. Makk. 9, 55. 56). Was weiter zur Wiederherstellung des Hohenpriesterthums nöthig war, thaten unabsichtlich die syrischen Kronprätendenten Demetrius Soter und Alexander Balas, der von den Römern unterstützte vorgebliche Sohn des Antiochus Epiphanes. Beide suchten den Jonathan, welcher seinem Bruder Judas als Fürst und Heerführer gefolgt war, als Bundesgenossen zu gewinnen, und wechselsweise steigerten beide sich in den Anerbietungen und Versprechungen, die ihm Jeder zu diesem Zwecke machen ließ. Alexander bot und gewährleistete ihm das Hohepriesterthum und sendete ihm die in den Ländern macedonischen Ursprungs üblichen Zeichen der höchsten Adelswürde. Demetrius hatte kaum von diesem Antrage vernommen, als er auch seinerseits dasselbe versprach, und dazu noch die Verheißung vieler und großer Privilegien für das jüdische Volk und dessen Oberhaupt fügte. Jonathan entschied sich für den, dessen Anerbietungen er für die aufrichtigst gemeinten hielt, und nahm die Hohepriesterwürde aus den Händen des falschen Alexander. Fortan blieb diese bei dem Hause der Asmonäer, welchem Mathathias und dessen Söhne

angehörten, bis zum Aussterben dieses Geschlechts. Als später der Sohn des Demetrius Soter, Demetrius II., der den Beinamen Nikator führt, den Alexander überwand, gelang es Jonathan, auch dessen Gunst und Freundschaft zu gewinnen. Demetrius II. bestätigte ihn in der Hohenpriesterwürde, und vereinigte außerdem noch drei Toparchien mit Judäa, die früher zu Samaria gehört hatten. Außerdem befreite er Judäa von allen Zöllen, Steuern und Abgaben, an deren Stelle künftig jedes Jahr eine Ablösungssumme von 300 Talenten treten sollte.

Nachdem Jonathan durch unvorhergesehenen Verrath des syrischen Feldherrn Tryphon gefangen worden, waren die Juden ihres Anführers beraubt, und ihre Sache schien verloren. Aber noch war das Heldengeschlecht der Makkabäer nicht erloschen. Simon, der Jüngste derselben, ging hinauf in den Tempel, versammelte seine Landsleute, und erbot sich, an ihrer Spitze für das Vaterland und den Glauben zu streiten, wie sein Vater und seine Brüder gethan. Willig unterwarf sich ihm das Volk als oberstem Führer, und wie früher begegnen sich in diesem Acte, der nicht sowohl eine Wahl, als eine Anerkennung einer höheren Fügung war, die Verleihung der Gewalt von Gott und die freiwillige Unterordnung von Seiten des Volks. Als Simon im Laufe des Krieges die von den Syrern besetzte Burg in Jerusalem gewonnen hatte, rief er wiederum das Volk zusammen, dessen guten Willen er in so außerordentlichen Umständen noch weniger entbehren konnte, als in ruhigen Zeiten, überzeugte es von der Nothwendigkeit, jene Festung zu schleifen, die der heiligen Stadt so viel Gefahr gebracht hatte, und bewog es durch seine Rede den Berg, auf welchem die Veste stand, bis zur Höhe des Tempelberges abzutragen. Alle legten Hand an, und in drei Jahren war das schwere Werk vollendet. Zugleich suchte er bei Demetrius Nikator, der sich trotz widriger Kriegsgeschicke gegen seine Gegenkönige behaup-

tet hatte, und nach mannigfachem Wechsel des Geschicks wieder emporgekommen war, um Bestätigung in der Hohenpriesterwürde nach. Er erhielt sie in einer Form, in welcher zugleich seine Anerkennung als Fürst und Oberhaupt der Juden lag. Eben diese erfolgte auch in einem feierlichen Staatsacte von Seiten des jüdischen Volkes, welches sich Simon und seinen Nachkommen dankbar erweisen wollte. Auf einer großen Versammlung der Priester, der Volksfürsten, der Landesältesten und des ganzen Volkes wurde beschlossen, daß Simon erblicher Fürst und Hoherpriester seyn solle auf immer, bis ein glaubhafter Prophet unter ihnen aufstünde *). „Also gefiel es", sagt der biblische Schriftsteller, „dem ganzen Volke, den Simon aufzustellen, und nach diesen Worten zu thun. Und Simon nahm es an, und ließ sich's gefallen, Hoherpriester, Fürst und Oberster des Volks der Juden und der Priester zu seyn, und Allen vorzustehen" (V. 46 u. 47 a. a. O.).

In Folge dieses feierlichen Staatsactes nahm, trotz der fortwährenden Abhängigkeit von den syrischen Königen, Simon die Zeichen der königlichen Ehre und Würde an. Ihm folgte, kraft der nun ausdrücklich festgestellten Erblichkeit, nach seiner und seiner beiden ältesten Söhne Ermordung, sein jüngster Sohn Johannes, der den Beinamen Hyrkanus führt. Dem Rechte nach blieb auch dieser noch von dem syrischen Könige Antiochus Sidetes abhängig. Nach einem Kriege, den er mit ihm aus denselben Gründen, um welche sich die früheren Kämpfe drehten, zu bestehen hatte, wurde ein Friede dahin vermittelt, daß den Juden die Freiheit gesichert blieb, nach ihrem kirchlichen und weltlichen Gesetze zu leben. Dafür zahlten sie, für ihre außerhalb Judäa liegenden Besitzungen, fünfhundert Talente und stellten Geiseln, blieben aber

*) Der merkwürdige Beschluß steht I. Makk. 14, 20—45.

mit der Einlegung von Besatzungen verschont*). Erst nachdem Antiochus Sidetes auf einem Zuge gegen die Parther, auf welchem ihn Johannes Hyrkanus begleitete, geblieben war, und die Beherrscher Syriens nicht mehr vermochten, ihre Ansprüche auf Judäa geltend zu machen, gelang es Jenem, von der sich ihm darbietenden Freiheit Besitz zu ergreifen und sein Land völlig unabhängig zu machen. Fortan hörte die Verbindung Judäa's mit dem syrisch-macedonischen Reiche auf.

Aber schon hatte sich eine andere Macht tief in die Geschicke der damaligen Staaten des westlichen Asiens verwebt. Das durch den göttlichen Rathschluß zur Weltherrschaft berufene Volk der Römer war auch den Juden nahe gerückt und von der Vorsehung bestimmt, die Strafgerichte Gottes an ihnen vollziehend, ihre Geschichte auf immer zu schließen. Es ist historisch merkwürdig, zu beobachten, wie diese Berührung sich anspinnt, und aus unscheinbaren, naturgemäßen Anfängen entwickelt. Man kann nicht sagen, daß die Römer Judäa von vornherein mit List und Gewalt umgarnt hätten. Sie drangen den Schutz ihres Bündnisses den Juden nicht auf; sie gewährten ihn wie eine Wohlthat, um die sie von allen benachbarten Staaten angerufen wurden. Aber bald gestaltete sich der Bund der Hülfsbedürftigen mit der ersten Macht des Erdkreises zur Vogtei des Starken über den Schwachen. Unmerklich ging diese in drückende Gewaltherrschaft über, und endete, als endlich zu späte Restaurationsgedanken in dem Volke erwachten, welches die Rache Gottes auf sich herabgerufen und seine Rolle für immer in der Geschichte ausgespielt hatte, mit einem Acte der Züchtigung und Zerstörung, von dem die Weltgeschichte kein zweites Beispiel kennt. Dieser ganze Hergang geht mit nichten aus einem klug berechne-

---

*) Flavius Josephus Antiquitt. XIII, 8.

ten und vorbedachten Plane der Menschen hervor; er ist das Werk der unabwendbaren Schickung und des Willens jener höhern Macht, welche die Weltgeschicke lenkt. Die Menschen haben, hier wie so häufig, nur für ihre Zwecke zu arbeiten geglaubt, aber das Gegentheil von dem herbeigeführt, was sie erreichen wollten.

Schon längst hatten die römischen Unterhändler das Geschäft der Vermittelung zwischen Syrien und Aegypten unternommen, die durch tiefgreifende und langwierige Zerwürfnisse, zu welchen die zwischen ihnen bestehende Eifersucht geführt hatte, beide in eine immer strengere Abhängigkeit von jener Macht gerathen waren, ohne deren Zustimmung damals schon kein Schwert in der civilisirten Welt gezogen, kein Friede geschlossen werden durfte. Als nun, nach einer Niederlage des syrischen Feldherrn Lysias, zwischen den Juden und Antiochus Eupator, dem Nachfolger des Epiphanes, Friede geschlossen werden sollte, mischten sich die in Syrien befindlichen römischen Gesandten in diese Angelegenheit, und sprachen den Juden im Tone einer, über den Erdkreis gebietenden, ihnen aber wohlwollenden Schutzmacht zu. „Quintus Memmius und Titus Manilius, die Gesandten der Römer, dem Volke der Juden Heil! Was Lysias, des Königs Verwandter, euch zugestanden, das bewilligen auch wir. In Ansehung dessen aber, was er dem Könige vorzutragen beschlossen, sendet alsbald Jemand, nachdem ihr fleißig unter euch Rath gehalten, damit wir die Entscheidung geben, wie sie zu eurem Besten ist, denn wir gehen nach Antiochien. Darum eilet mit der Antwort, damit auch wir wissen, welcher Gesinnung ihr seid. Lebet wohl!" (2. Makk. 11, 34—38). Als später der Krieg wiederum mit noch größerer Erbitterung losgebrochen war, und Judas Makkabäus den Nikanor überwunden hatte, benutzte er eine kurze Waffenruhe, die Römer zu beschicken, und ihnen ein Bündniß anzutragen (1. Makk. 8). Dieses erneuerte Jonathan, als er zur Regierung kam (1.

Makk. 12, 1—23). Nicht minder setzte Simon sich gleich nach dem Tode seines Bruders mit den Römern in Verbindung (1. Makk. 14), und Johannes Hyrkanus, der sich den vortheilhaften Vertrag zu erneuern beeilte, fand mehr als einmal im Laufe seiner Regierung Gelegenheit, die günstigen Wirkungen solchen Schutzes zu spüren *).

So standen die auswärtigen Verhältnisse der Juden, als im Innern Spaltungen und Zerwürfnisse ausbrachen, welche das Volk wie das Fürstenhaus in einen Abgrund der Zerrüttung und Verwirrung stürzten, aus dem beide nicht wieder emporkamen. Unter Hyrkanus, wie später unter Herodes, hatte, gesichert durch den Schutz der Römer, das Reich der Juden eine Ausdehnung gewonnen, wie es sie in den Tagen seines Glanzes und seiner Blüthe nicht besessen. Nicht nur wurde Samaria erobert, und der Tempel zu Garizim zerstört, auch über die Gränzen Judäa's hinaus nach Syrien, Arabien und Phönicien hinein dehnten sich die neuen Erwerbungen. Aber die Kraft und Bedeutung des Staates war auch dießmal nicht nach der todten Masse des Länderbesitzes zu bemessen. Im Herzen der jüdischen Gesellschaft hauste bereits die Verwesung, und unaufhaltsam brachen die letzten Dinge über das Volk hinein, welches seit Abraham, den Menschen unbewußt, die Axe der Weltgeschichte gewesen war, jetzt aber dicht vor dem Zeitpunkte stand, wo es seine Sendung und den Zweck seines Daseyns in der Geschichte erfüllen sollte. Von Johannes Hyrkanus an ist die Geschichte der Juden nur noch die Geschichte eines Zersetzungsprocesses. Das Urtheil ist gesprochen, aber es wird langsam und stückweise, im Laufe von 180 Jahren, vollstreckt. Es ist unsre Aufgabe, nicht sowohl die längst bekannten Einzelnheiten jenes Verfalls und Unterganges wieder zu erzählen, sondern

*) Josephus Antiquitates XIII, 17.

zu zeigen, welche Factoren in dieser letzten Zeit wiederum ohne Plan und Berechnung der Menschen, unabhängig von einander, zu einem und demselben Zwecke zusammenwirkten. Auch in seiner Agonie ist das Volk der Juden noch immer ein großes Paradigma, an welchem sich die Schicksale aller Völker, welche untergehen sollen, erklären und darlegen lassen.

Der jüdische Kirchenstaat war nicht zu immerwährender Dauer bis an das Ende der Zeiten bestimmt. Er sollte und mußte zerfallen, wenn die Zeit erfüllt war. Aus dieser Endlichkeit der jüdischen Kirche erklärt sich auch, warum, wie oben bereits erwähnt, ein unfehlbares Lehramt in ihr nicht vorhanden war. Es kann als eine Folge hiervon betrachtet werden, daß, als sich mit der entstehenden, wissenschaftlichen Cultur neben dem Priesterthume ein Stand von Schriftgelehrten bildete, kirchliche Parteien entstehen mußten, die sofort auch einen politischen Charakter annahmen. Daß diese sich dann, unversöhnt und unvermittelt durch eine höhere, von Gott beglaubigte Autorität, bald im bittersten Hasse gegenüber stehen mußten, war unvermeidlich. Bekanntlich bildeten die Pharisäer und Saducäer nicht nur in ihrer Auffassung und Erklärung des mosaischen Gesetzes, sondern in ihrer gesammten Welt- und Lebensanschauung einen schroffen und feindlichen Gegensatz. Jene vertraten den Glauben an die Bestimmung ihres Volkes, und an die Aufgabe, die diesem geworden, im Staate aber das positive, historisch-rechtliche Element, mithin im Ganzen die Richtung, welche auch vom christlichen Standpunkte aus als die wahre und richtige bezeichnet werden muß. Dieser aber hatte sich eine hochmüthige und lieblose Schärfe beigemischt, kraft welcher die Erinnerung an die Gnaden, welche Gott dem Geschlechte Abrahams erwiesen, der Glaube an die Bestimmung dieses Volkes, das Bewußtseyn seines welthistorischen Berufes, sich in einen, der heute gewöhnlichen Verirrung annähernden, selbstsüchtigen

Nationaldünkel umsetzte, der mit dem Glauben der Väter wenig mehr gemein hatte. Der auf die äußerste Spitze getriebene Fanatismus, zu welchem dieser Hochmuth sich zuletzt entwickelte, kann als die wichtigste und nächste Veranlassung zum Untergange des jüdischen Volkes angesehen werden.

Die mehr kosmopolitischen Saducäer dagegen hatten sich, uranfänglich von einer bloß freien Auffassung einzelner Lehrsätze ausgehend, zu einer ungläubigen, Kirche und Staat in der Wurzel bedrohenden Secte gestaltet, welche sich selbst vielleicht von der Berührung mit epicuräischer Philosophie nicht frei gehalten hatte. Unter der den Asmonäern folgenden Dynastie entwickelte sich endlich noch, wie es häufig zu geschehen pflegt, aus diesem Gegensatze der Principien, eine gewisse unparteiische Klasse von Mittelleuten, die den Gegensatz der sich bekämpfenden Ueberzeugungen durch einen, auf rohem Eigennutz beruhenden, herz- und glaubenslosen Indifferentismus zu überwinden wußte. Dieß waren die Herodianer, ein Geschlecht von Menschen, welche das Mittelalter Regalisten nannte, und welche die heutige Zeit als omnipotente Bureaukraten, Verfechter des Placets, Anbeter absoluter Staatszwecke kennen zu lernen einige Gelegenheit gehabt. Diesen Geistern ist bekanntlich die Religion rein und lediglich Sache der Politik, und im günstigsten Falle ein Regierungsmittel zur Zügelung des großen Haufens. Damals hatten sie keinen andern Zweck vor Augen als den, dem Gebieter des Erdkreises zu schmeicheln und dem Genius des Cäsar Augustus zu opfern.

Der oben geschilderte Widerspruch zwischen den Rechtgläubigen und Freidenkern war längst schon im Stillen entstanden, und die Spaltung immer klaffender geworden. Aber unter Johannes Hyrkanus kam es zum offenen Bruche. Der eben genannte Fürst hatte, in den Ueberlieferungen der Pharisäer erzogen, von jeher in ihren Lehren und Traditionen gelebt. Aber einst, als er die Häupter dieser Partei bewir-

thet und im Uebermaaße seiner Güte sie aufgefordert hatte, ihm frei zu entdecken: was Fehlerhaftes und dem Gesetze Widersprechendes an ihm zu bemerken sei, hatten zwar Alle ihn gerühmt, ein strenger Pharisäer jedoch ihm vorgeworfen: er sei unfähig zum Hohenpriesterthume, weil seine Mutter eine im Kriege erbeutete Gefangene gewesen. Daß diese Thatsache unwahr sei, bemerkt Flavius Josephus. Dennoch ergrimmte Hyrkanus, und ein schlauer Anhänger der Saducäersecte, dem er das Ohr geliehen, wußte geschickt den Augenblick zu benutzen, um die Erbitterung auf die Spitze zu treiben, ihm die Pharisäer überhaupt als seine gefährlichsten Feinde zu schildern, und den gereizten Fürsten mit jener kirchlich-politischen Partei für immer zu verfeinden, welcher er bisher angehört hatte. Hyrkanus warf einen unversöhnlichen Haß auf die Pharisäer und trat zu den Saducäern über, ein Schritt, der maaßloses Unheil und blutige Zerrüttung in seinem Gefolge hatte.

Noch zerstörender als dieses Zerwürfniß in der Gesellschaft wirkte die innere Zwietracht, welche über die Herrscherfamilie selbst hereinbrach. Diese begann nach dem Tode des Johannes Hyrkanus mit den Waffen des Meuchelmordes und der Scheinjustiz gegen sich selbst zu wüthen. Aristobulus, des Johannes ältester Sohn, der ihm in der Würde des Hohenpriesters und Fürsten folgte, tödtete seine eigene Mutter durch Hunger, ließ dann seinen nächstältesten Bruder, Antigonus, hinrichten, mit dem er anfänglich die Herrschaft getheilt hatte, und hielt seine drei jüngern Brüder im Gefängnisse verwahrt, so lang er lebte. Als der älteste derselben, Alexander Jannäus, nach seinem baldigen Tode in seine Stelle trat, begann auch er damit, seinen Thron durch Brudermord zu befestigen. Auch er ließ seinen nächstältesten Bruder, auf den er den Verdacht eines verrätherischen Anschlags geworfen hatte, tödten, und ergab sich dem Kriege und der Eroberungslust. Aber selbst seine glänzendsten Siege konnten

den Haß der alten Feinde seines Geschlechtes, der Pharisäer, nicht besänftigen, und diese hatten die Volksstimmung für sich. Als Jannäus Gaza genommen und dessen Einwohner hatte niederhauen, die Stadt schleifen lassen, kehrte er nach Jerusalem zurück, wo ihn der düstere Grimm der Bevölkerung empfing. Am Feste der Laubhütten, wo er am großen Altare des Tempels opfern wollte, wurde er von seinem Volke öffentlich geschmäht und geschimpft. Erbittert warf er sich mit seinen Kriegern auf die höhnenden Volksmassen, und 6000 Juden bezahlten ihren Muthwillen mit dem Leben. Dieß stellte freilich für den Augenblick die Ruhe her, aber als er in einem neuen Kriege von den Arabern eine Niederlage erlitten hatte und nun als Fliehender nach Jerusalem zurückkehrte, ließ sich der Haß der Bevölkerung nicht länger zurückhalten. Es brach ein Aufstand aus, der in einen Bürgerkrieg auslief, welcher sechs Jahre währte. Riefen in diesem die Rebellen den syrischen König Demetrius Euchaires gegen ihren Fürsten herbei, so focht Alexander mit griechischen Miethstruppen wider sein eigenes Volk. Bedenkliche Zeichen des nahenden Unterganges bei einem Volke, dessen gesellschaftlicher Zustand hauptsächlich auf dem Bewußtseyn der gemeinsamen Abkunft von Einem Stammvater ruhte! Und was noch merkwürdiger ist: diese Zustände der Auflösung wurden gerade durch das Bestreben herbeigeführt, das alte Nationalitätsgefühl festzuhalten und künstlich auf die Spitze zu treiben. Auch war der alte jüdische Volksgeist, jene Familienliebe, welche selbst die Kämpfenden mit unsichtbaren Banden umschloß, noch nicht ganz untergegangen. Nach einer Niederlage, welche der syrische König dem Alexander beigebracht, ging eine große Anzahl jüdischer Rebellen, gerührt von dem widrigen Geschicke dessen, der zwar ihr Feind, aber zugleich ihr Fürst und Hoherpriester war, zu ihm über. Mit ihrer Hülfe entrann Alexander der drohendsten Gefahr, und gewann später die Gelegenheit, die Aufrührerischen zu vernichten. Aber der neue Parteihaß war stärker, als die alte Familientradition. Acht-

hundert Rebellen, die letzten, welche Widerstand geleistet hatten, fielen dem Jannäus lebendig in die Hände. Er ließ sie kreuzigen, ihre Weiber und Kinder vor ihren Augen niedermetzeln, während seine Weiber und Kebsweiber der Blutscene wie einem Festspiele beiwohnten.

So hatte zwar der Schrecken den mit den Waffen geführten Krieg erstickt, aber die Spannung und Erbitterung der Gemüther hatte sich bis zur Unversöhnlichkeit gesteigert. Als Jannäus starb, war sein letzter Rath an seine Gemahlin, die er zur Regentin bestimmte: sie möge sich mit den Pharisäern versöhnen. Aber so unheilbar war bereits das Verderben, daß selbst die kluge und gewissenhafte Befolgung dieses Auftrags Land und Fürstenhaus nicht mehr retten konnte. Kaum waren die Pharisäer im Besitze der Gewalt, als sie zur schonungslosen Vertilgung ihrer frühern Feinde schritten. Daneben war auch der Familienzwist im Hause der Asmonäer noch keineswegs erloschen. Die Spaltung, welche durch das ganze Volk der Juden ging, hatte auch die Söhne des Alexander Jannäus geschieden. Hyrkan, der das Hohepriesterthum erhalten, hatte sich der Partei der Pharisäer angeschlossen; Aristobulus dagegen war an die Spitze der mit ihnen verfeindeten Krieger getreten. Die Königin hatte, eingedenk, daß sie sich vielleicht bald dieser letzteren als Stütze gegen den Uebermuth der Pharisäer werde bedienen müssen, die Krieger aus Jerusalem entfernt, und auf ihr Verlangen in die Festungen gelegt, um sie gegen die Verfolgungswuth der Pharisäer sicher zu stellen. So konnte es nicht ausbleiben, daß, als die Königin starb und Hyrkan II. zu ihrem Nachfolger ernannte, der Principienkrieg zwischen den Brüdern mit erneueter Wuth zum Ausbruche kam. Auf den ersten Stoß wurde Hyrkan, von den Kriegern, die seinem Gegner anhingen, verlassen, besiegt. Eidlich entsagte er im Tempel seiner doppelten Würde, und Aristobulus trat in seine Stelle. Aber auch die dem letztern feindliche Partei ruhte nicht. So

war ein dauernder Friede unmöglich. Hyrkan entfloh zu Aretas, einem Könige im peträischen Arabien, und bewog diesen, zu seiner Wiedereinsetzung die Waffen zu ergreifen. In einem entscheidenden Treffen besiegt, konnte sich Aristobulus nur durch die Flucht in den Tempel retten, wo er belagert wurde.

Hatte die innere Zerrüttung von Judäa einmal diesen Punkt erreicht, so lag das einzige, noch denkbare Mittel, den Streit zu schlichten, ungemein nahe, nur war diese Arznei für den weitern Bestand des jüdischen Staates lebensgefährlich. Dieß letzte Mittel war die Dazwischenkunft der Römer. Aristobulus war der erste, der sie anrief. Zum Schiedsspruche aufgefordert, und als ächter Römer der damaligen Zeit für seine Bemühungen reichlich belohnt, schritt zuerst der römische Unterbefehlshaber Scaurus zu Gunsten dessen ein, der seine Hülfe mit vierhundert Talenten erkauft hatte. König Aretas erhielt den Befehl abzuziehen, und es gelang dem Aristobulus, als er gehorchte, ihm noch eine Niederlage beizubringen. Aber nun nahm plötzlich die Gewalt seines Schutzherrn Scaurus ein Ende, denn dessen eigner Vorgesetzter im Befehle, Cnejus Pompejus, erschien in Syrien, um in eigner Person die Angelegenheiten aller umliegenden, ihm unterworfenen Länder zu schlichten, und die zweifelhaften oder schwankenden Vasallen enger an den Siegeswagen Roms zu ketten. Sein Auftreten war das eines Oberfeldherrn und Richters, der Ton seiner Sprache von dem der spätern Kaiser wenig verschieden. Zwölf Könige erschienen vor ihm in Damascus, ihm wie einem souverainen Herrn ihre Huldigung darzubringen. Auch die Gesandten des Hyrkanus und Aristobulus fochten in Rede und Gegenrede vor ihm ihren Rechtsstreit aus. Pompejus hatte sich auf den vornehmen Standpunkt der höhern römischen Politik gestellt, und zeigte sich nicht geneigt: die Sache lediglich nach Motiven des persönlichen Eigennutzes zu Gunsten des Meistbietenden zu entscheiden. Viele

Zeichen deuten darauf hin, daß er es in diesem Falle dem Interesse Roms gemäß erachtete, die Krone von Judäa dem Schwächsten und Unbedeutendsten unter Denen zuzuwenden, die sich um sie bewarben. Allein die Händel, die er noch in Arabien, Syrien und Pontus zu schlichten fand, ließen ihm die Verschiebung des Endurtheils wünschenswerth erscheinen, und sein Spruch umging vorläufig die Hauptsache *). — Die kämpfenden Brüder wurden einstweilen zum friedlichen Vergleiche ermahnt, das Urtheil sollte später erfolgen.

Aristobulus ließ sich durch diese freundlichen, aber zweideutigen Worte nicht täuschen; er durchschaute die Politik des Pompejus, und errieth den wahren Sinn seines Schiedspruches. Rasch wählte er, dessen Sinn von Jugend an auf Krieg und Waffen gestellt war, das Schwert, ehe es ihm aufgedrungen ward. In Jerusalem, wohin er eilte, begann er, sich zur entschlossensten Gegenwehr zu rüsten. Aber Pompejus folgte ihm auf dem Fuße. Die Stadt wurde genommen, Aristobulus mit seinen Söhnen in Ketten nach Rom geschleppt, nach dreimonatlicher Belagerung auch der Tempel erstürmt, aber gerettet und unversehrt erhalten. Pompejus ahnete und ehrte die Gegenwart des ihm unbekannten Gottes; aber von spätern Schriftstellern ist bemerkt worden, daß, weil er das Allerheiligste betreten, das Glück von seinen Adlern gewichen, und dieser Sieg über die Juden sein letzter gewesen sei. Durch die in Folge des letztern getroffenen Anordnungen aber erhielt Hyrkan die hohepriesterliche Würde

*) Einen goldnen Weinstock, 400 Talente werth, den Aristobulus dem Pompejus als Ehrengeschenk für das römische Volk zustellen ließ, nahm dieser an. Aber um der Entscheidung des Streites zwischen Hyrkan und Aristobulus nicht vorzugreifen, ließ er den Vater dieser feindlichen Brüder als Geschenkgeber auf die kostbare Gabe schreiben.

zurück, mußte dem königlichen Titel entsagen, und wurde ein den Römern zinsbarer Fürst.

Aber noch ehe diese Krise eingetreten, hatte sich ein neuer Hebel zum Untergange der Asmonäer und ihres Volkes in Bewegung gesetzt. Ein anderes Geschlecht hatte sich dem rechtmäßigen Fürstenhause an die Seite zu stellen gewußt, und war von diesem Standpunkte aus allmählig an die Spitze des sinkenden Staates gelangt. Zur Zeit des Königs Alexander Jannäus war der Idumäer Antipas Statthalter von Idumäa gewesen, welches Hyrkanus erobert, und zur Annahme der Beschneidung gezwungen hatte. Der gleichnamige Sohn dieses Mannes veränderte seinen Namen in den griechischen: Antipater. Große Schlauheit, politische Divinationsgabe und ein ungewöhnliches, staatsmännisches Talent waren sein und seiner Nachkommen unbestreitbares Erbtheil. Am Hofe des Alexander Jannäus erzogen, hatte sich Antipater besonders eng an Hyrkanus angeschlossen, der nach dem Tode seiner Mutter König seyn sollte. Allein das Zerwürfniß mit Aristobulus hatte seine Aussichten und die Hoffnungen seiner Partei zerstört. Die Folge davon war, daß Antipater der unversöhnliche Gegner des Aristobulus, und als solcher vornämlich beflissen war, den Hyrkanus zu seiner Flucht zum Könige Aretas zu vermögen. Antipater war es auch, der die Sache seines Freundes vor dem schiedsrichterlichen Tribunal des Pompejus verfocht. Sein Sohn war Herodes der Große. Mit richtiger Würdigung der Verhältnisse erkannten er und sein Geschlecht in den Römern die providentiellen Herren der Welt, und die ganze Politik dieser Familie war fortan darauf gerichtet, sich in allen Stücken den Römern willfährig zu erweisen, unter den römischen Parteien aber sich immer jener anzuschließen, deren Herrschaft die meisten Wechselfälle der Dauer für sich hatte; trotz dessen hielten sie darauf, immer noch einen gewissen Schein der Ehrenhaftigkeit und den Kredit der Treue, den Ruf der Zuverlässigkeit für sich zu retten.

In der That erreichte die Familie des Antipater auf diesem Wege ihr Ziel, und alle Umstände vereinigten sich, ihr dazu die Hand zu bieten. Jeder Versuch, den die in römischer Gefangenschaft befindlichen Asmonäer machen, sich wieder in den Besitz der Herrschaft von Judäa zu setzen, schlägt fehl. Die Herodianer gewinnen die Gunst aller nach einander auftretenden römischen Gewalthaber; Jeder derselben ist bemüht, ihre Macht zu befestigen und zu vermehren. Julius Cäsar schenkt, obwohl er ihn früher selbst in Freiheit gesetzt, dem Sohne des Aristobulus II. und Enkel des Alexander Jannäus, Antigonus II., kein Gehör, wie er um Wiederverleihung seiner Herrschaft bittet. Er bestätigt den Hyrkanus in seiner Würde, und setzt Antipater unter ihm zum Procurator von Judäa *). Dieser ernennt seine Söhne zu Statthaltern in einzelnen Landestheilen, Phasael zu Jerusalem, Herodes in Galiläa. Welche Gefahr der jüdischen Gesellschaft von dem letztern drohte, wurde damals schon Tieferblickenden klar, als Herodes, von dem Sanhedrin wegen eigenmächtigen Verfahrens zur Verantwortung gezogen, in Purpur gekleidet und von seinen Leibwächtern umgeben vor dem höchsten Tribunal seines Landes erschien, und durch sein trotziges Auftreten Alle in Furcht und Schrecken setzte **).

Nach Antipater's Tode folgte Herodes seinen Fußtapfen. Trat ihm bei den Juden Haß und Abneigung entgegen, so gewann er dafür die Gunst des Triumvirs Antonius, welcher ihn und seinen Bruder Phasael zu Tetrarchen ***) von Judäa

---

*) Durch dasselbe Decret wurden gewisse Einrichtungen, welche der Römer Gabinius in Judäa getroffen hatte, und durch welche die bisherige monarchische Verfassung in eine Aristokratie verwandelt, ein Theil der fürstlichen Gewalt unter fünf souveraine Gerichtshöfe vertheilt werden sollte, wieder aufgehoben.

**) Josephus Flavius Antiquitt. Lib. XIV. c. 9. De bello Judaico Lib. I. c. 10.

***) Der Name Tetrarch, welcher ursprünglich bei den Galatern vor-

ernannte. Ein nochmaliger verunglückter Versuch des letzten Sprosses der Asmonäer führt endlich die Erhebung der Herodianer zu den höchsten königlichen Ehren herbei. Antigonus II. nämlich, der schon, als Cäsars Glücksstern aufging, seine Befreiung aus römischer Gefangenschaft zu erhalten gewußt hatte, wollte noch einmal, um das Reich seiner Väter zu erobern, sein Heil im Kriege versuchen. Durch das Versprechen von tausend Talenten und fünfhundert jüdischen Weibern gelang es ihm, den Sohn des parthischen Königs, Pacorus, für seine Sache zu gewinnen, und mit dessen Hülfe, unterstützt von der Partei, welche das rechtmäßige Fürstenhaus noch unter den Juden hatte, Jerusalem einzunehmen, und Hyrkan und Phasael in seine Gewalt zu bekommen. Der Letztere entzog sich seiner Hinrichtung durch Selbstmord; dem Erstern ließ der Sieger, um ihn für immer zum Hohenpriesterthume untauglich zu machen, die Ohren abschneiden. Aber alle diese Erfolge brachten dem Antigonus keinen Gewinn. Herodes war ihm entgangen, und dieser suchte und fand Hülfe in Rom.

Ursprünglich war es die Absicht des Herodes nicht gewesen, die Familie der Asmonäer aus den letzten Resten ihrer Herrschaft zu verdrängen; er scheint es als das höchste Ziel seines Strebens betrachtet zu haben, daß Aristobulus III., der Sohn Alexanders II. und der Alexandra, welcher wirklich der rechtmäßige Successionsberechtigte im Hause der Asmonäer war, die fürstliche Gewalt und das Hohepriesterthum erhielte. Herodes selbst wünschte dann wohl nur in das Verhältniß zu treten, in welchem Antipater einst zu Hyrkan gestanden hatte. Aber die Bewilligung der Römer ging weit

---

kam und von dort sich zu mehreren Völkern in Asien verbreitete, bezeichnet hernach jeden unabhängigen Herrn, und wenn ihm auch nur eine Stadt gehörte. (L'art de vérifier les Dates. Tom. II. p. 138).

über seinen Antrag hinaus. Antonius und Augustus ließen ihm durch den Senat den Titel eines Königs der Juden zuerkennen, und ihn als solchen auf dem Capitol krönen. Nachdem auch die Parther von den Römern besiegt waren, und ihr König Pacorus den Tod gefunden hatte, eroberte Herodes das ihm zugewiesene Land, und nahm Jerusalem nach langer, hartnäckiger Gegenwehr. Da fiel Antigonus, um sein Leben flehend, lebendig in die Hand der Römer; in Herodes aber erwachte, wie es scheint, um dieselbe Zeit zuerst der Gedanke, daß seine eigne Sicherheit die Ausrottung des frühern Herrschergeschlechtes erheische. Durch Geschenke erhielt er es von den Römern als eine Gunst, daß Antigonus wie ein gemeiner Verbrecher gerichtet und verurtheilt wurde. Zwei Lictoren peitschten ihn mit Ruthen und enthaupteten ihn dann, wider den Gebrauch; denn sonst pflegten die Römer gekrönte Häupter im Unglück mit Achtung und Schonung zu behandeln. Seit Antigonus ging die Herrschaft der Asmonäer zu Grunde, nachdem sie 129 Jahre gedauert hatte.

Das in solcher Weise erworbene Königthum des Herodes hängt kaum noch mittelbar mit den alten geschichtlichen Grundlagen der jüdischen Gesellschaft zusammen. Hier war von einem Geschlechte, welches Jehova zur Herrschaft auserwählt und gesegnet hatte, eben so wenig mehr die Rede, als von einer theokratischen Lenkung der Regierenden durch übernatürliche Mittel. Das Regiment des Herodes war eine, auf der Gunst und dem Schutze der Römer ruhende, militärische Gewaltherrschaft, wie jede andere. Vergebens hatte jener staatskluge Fürst durch seine Vermählung mit der schönen Mariamne, der Tochter Alexanders II. und der Alexandra, seine Regierung in den Augen des Volkes an die der vorigen Dynastie zu knüpfen gesucht. Die Natur der Dinge war stärker, als seine Demonstration. Daß Herodes der natürliche Feind des vorigen Fürstengeschlechtes war, zeigte

seine bald hervortretende, blutdürstige Verfolgung. Er hatte nicht blos die Anhänger der Asmonäer gegen sich; mehr noch verabscheute ihn, den Fremden und Nichthebräer, die gesammte religiöse und nationale Partei, und der Vernichtungskrieg, nach mehr als einer Seite hin, war ihm schon im Interesse seiner Selbsterhaltung nahe gelegt. War es sein Beruf, das Volk und die Gesellschaft der Juden von innen heraus der Zerstörung entgegenzuführen, so hat er ihn erfüllt. Zuerst ließ er 45 Anhänger des Antigonus und alle Mitglieder des Sanhedrin, gegen die er, des oben erwähnten Zerwürfnisses halber, noch einen alten Groll hegte, hinrichten und ihr Vermögen einziehen. Dann räumte er die beiden allein noch lebenden, männlichen Sprossen der Asmonäer aus dem Wege. Mit schlau berechneter Heuchelei lockte er den alten Hyrkan, der bei den Parthern in sicherer Verborgenheit lebte, nach Jerusalem zurück, und damit nicht etwa jemals eine Partei in Rom auf den Gedanken käme, ihn noch einmal an die Spitze des Staates zu stellen, verleitete er ihn hier, durch seine Zwischenträger einen Brief an den König der Araber zu schreiben, damit dieser ihm zu seiner Wiedereinsetzung helfe. Der schwache, achtzigjährige Greis ging in die Falle; sein Schritt wurde entdeckt. Der Entdeckung folgte rasch ein Hochverrathsproceß, der mit der Hinrichtung Hyrkans endete. Den 17jährigen Aristobulus, dem er auf Befehl des Antonius die Hohepriesterwürde verliehen hatte, ließ er, als der Jüngling durch seine Abstammung nicht minder, wie durch die Würde seines Benehmens das Herz des Volkes gewann, meuchelmörderisch beim Baden ertränken. Aber dem schauerlichen Frevel folgte die gebührende Rache. Von Mißtrauen und Eifersucht gepeinigt, mußte Herodes selbst sich der Früchte seiner Verbrechen berauben, die Zukunft und die Hoffnung seines Hauses zerstören, und der Henker seiner eigenen Familie werden, obwohl ihn nach jeder dieser Mordthaten fruchtlose Reue bis an den Rand des Wahnsinns trieb.

Wie oben bereits erwähnt, war Herodes der bis zur Willenlosigkeit abhängige Sklave der jedesmaligen römischen Gewalthaber. Schon Antonius behandelte ihn nicht wie einen freistehenden Fürsten, sondern wie den Diener und Untergebenen der römischen Macht. Wegen der Ermordung des Aristobulus, dessen Mutter Alexandra mit Cleopatra eng befreundet war, wird Herodes nach Loodicäa vor den Triumvir zur Verantwortung beschieden, und muß durch reiche Geschenke dessen Zorn beschwichtigen. Nichts destoweniger muß er den Besuch der Cleopatra wie eine hohe Ehre aufnehmen, ohne daß er es wagen darf, seinen Unmuth gegen die fürstliche Buhlerin durchblicken zu lassen, deren Haß und deren Lüsternheit nach seinem Lande er nur zu gut kannte. Bald darauf erhält er von Antonius den Befehl, gegen den König der Araber zu Felde zu ziehen. Nach der Schlacht bei Actium wirft er sich mit Haltung und Geschick dem Augustus in die Arme. Aber obwohl dieser sein Ländergebiet vermehrt, hat Herodes nur den Herrn gewechselt; die Abhängigkeit von den Römern ist, wenn gleich in freundlichere Formen gekleidet, nur noch vermehrt. Das Verhältniß des Augustus zur Familie des Herodes, der Tag und Nacht auf Schmeicheleien gegen den Herrn des Erdkreises sinnt, gewinnt thatsächlich die Bedeutung der Würde eines höchsten Familienoberhauptes. Herodes läßt zwei seiner Söhne in Rom unter den Augen des Kaisers erziehen, und erhält dafür von diesem die Erlaubniß, aus ihnen seinen Nachfolger zu ernennen. Mehrmals wird er von seinen Gegnern beim Kaiser angeklagt, und muß vor diesem Recht nehmen. Die Blutgerichte, die er in seiner eigenen Familie halten läßt, werden nur nach vorher eingeholter Genehmigung des Kaisers niedergesetzt; dieser erscheint dabei als oberster Vorsitzer, so wie er andererseits die Gelegenheit nicht versäumt, Heirathen in der Familie seines Schützlings zu stiften. Als Herodes in den Fall kömmt, Krieg in Arabien führen zu müssen, holt er dazu die Erlaubniß der römischen Statthalter in Syrien ein.

Daher versteht es sich endlich von selbst, daß eine allgemeine Zählung aller Einwohner des römischen Reiches auch auf die Juden ausgedehnt wird; daß Herodes diese dem Kaiser Augustus als ihrem Oberherrn huldigen und schwören läßt, war nichts als eine Anerkennung des schon bestehenden Verhältnisses.

War in dieser Weise die Verschmelzung der jüdischen Gesellschaft in den römischen Weltstaat politisch vorbereitet, so that Herodes auch in sittlich-religiöser Beziehung das Seinige, das zäheste Volk des Erdbodens der Auflösung entgegenzuführen. Sein Standpunkt war der eines völlig inhaltleeren, egoistischen und oberflächlichen Indifferentismus, der jedesmal, wo er in einer Gesellschaft zur Herrschaft kömmt, der unfehlbare Vorbote der letzten Dinge des damit behafteten Volkes ist. Diesen Charakter trug namentlich die moralisch-politische Richtung der Partei der Herodianer, in welcher der Unglaube der Saducäer aufgegangen war. Herodes stand zwischen der herrschenden Strömung der Mehrheit, dem hochmüthigen und fanatischen Nationalstolze der Pharisäer, und dem aufgeklärten, freisinnigen Heidenthume der Römer in der Mitte; die Aufgabe, die er sich selbst gesetzt, war keine geringere, als die Vermittelung beider Extreme. Um dem Augustus zu gefallen, baute er Tempel und Theater zur Ehre des kaiserlichen Namens, stiftete heidnische Spiele zur Verherrlichung des Herrn der Erde, und suchte römische Cultur und Sitten nach besten Kräften zu fördern; um aber doch wieder die Pharisäer zu versöhnen, unternahm er einen weitläuftigen Umbau des Tempels zu Jerusalem, erwies sich bis zum Uebermaaße freigebig bei einer hereinbrechenden Hungersnoth, und suchte die öffentliche Meinung durch Nachlassung von Abgaben zu gewinnen. Aber welche Gesinnung ihn in Wahrheit beseelte, und wie schwer er den Zwang empfand, den er sich dem alten, rechtgläubigen Judenthume gegenüber auflegen mußte, dieß beweist der Befehl, mit dem

er aus dem Leben ging. Er berief die vornehmsten Juden nach Jericho, wo er auf den Tod krank lag, ließ sie hier in den Circus sperren, und beauftragte seine Schwester Salome, unmittelbar nach seinem Tode die Gefangenen niedermetzeln zu lassen, damit das jüdische Volk über seinen Tod zu trauern Ursache habe.

Bald nach dem Tode des Herodes erfüllt sich das Geschick, dem die jüdische Gesellschaft längst nicht mehr hatte entgehen können: sie verliert den Rest ihrer Selbstständigkeit. Der Staat, längst zum Untergange reif und nur noch zum Scheine fortbestehend, wird von den Römern zuerst absorbirt; er verliert seine eigne mediatisirte Obrigkeit, und wird unmittelbar unter römische Regierungs- und Verwaltungsbehörden gestellt. Allein dieß geschieht in einer so zögernden Weise und vermittelt sich auf so vielen Uebergangsstufen, die Nachkommen des Herodes werden noch so viele Jahre nachher gelegentlich wieder einmal mit Länderstücken, die ihnen zur halbsouverainen Regierung überwiesen werden, bedacht und noch einmal als Mediatisirte berücksichtigt, daß es augenscheinlich ist, wie die römische Politik sich gar nicht beeilte, die letzten Reste eines Volkes, das ihrer Herrschaft ohnedieß schon längst anheim gefallen war, auch der Form nach unter ihre Verwaltung zu nehmen. Nach dem Tode des Herodes hatten sich die wirklich oder vermeintlich zu einer Erbfolge berechtigten Nachkommen desselben mit ihren Ansprüchen nach Rom an den Kaiser gewendet, und dieser den Länderbestand, nach Abzug eines Theiles, der zum römischen Reiche geschlagen wurde, ziemlich willkürlich unter sie vertheilt. Archelaus, ein mit der Malthace erzeugter Sohn des Herodes, erhielt als Ethnarch die Landschaften Judäa, Samaria und Idumäa. Aber schon nach wenig Jahren (6 n. Chr.) brachten seine Unterthanen, Juden wie Samaritaner, ihre Klagen über seine unmenschlichen Gewaltthaten vor den Thron des Kaisers, der den fürstlichen Verbrecher

nach Rom beschied, ihn hier, Angesichts seiner Ankläger, verhörte und dann nach Vienne, im heutigen südlichen Frankreich, in's Exil schickte. Sein Privatvermögen wurde confiszirt, sein Gebiet zur römischen Provinz Syrien geschlagen, und durch römische, mit Militär- und Civilgewalt versehene Procuratoren verwaltet, die ihren Sitz in Cäsarea nahmen. In diesem Verhältnisse blieb dieses Land, bis Herodes Agrippa I., ein Enkel Herodes des Großen, es durch kaiserliche Gunst im Jahre 41 wieder erhielt, und es, geschmückt mit dem Königstitel, besaß, wozu dieselbe Freigebigkeit nach und nach ganz Palästina gesellte. Nach seinem Tode (44 n. Chr.) wurden diese Landestheile wieder mit der römischen Provinz Syrien vereinigt, und jeder Schein einer politischen Selbstständigkeit von Judäa war hiermit für immer verschwunden. Dagegen erhielt sich, obwohl in ihrem Wesen mächtig erschüttert, die hohepriesterliche Würde über diese Katastrophe hinaus, bis bei der Zerstörung Jerusalems gleichzeitig mit dem täglichen Opfer der Name des Priesterthums aus der Geschichte verschwand. Schon mit Herodes dem Großen beginnen die willkürlichen Absetzungen der Hohenpriester, deren Würde in frühern geordneten Verhältnissen eine lebenslängliche gewesen war. Seit Herodes wird aber bei deren Einsetzung nicht einmal mehr auf die nothwendige Abstammung von Aaron, geschweige denn auf persönliches Verdienst gesehen. Dann fährt Archelaus mit derselben Willkür fort, Hohepriester aus- und einzusetzen, bis nach seiner Verbannung die syrischen Proconsuln und die Procuratoren in Judäa dieselbe Anmaßung als ein rechtmäßiges Stück ihrer Amtsgewalt betrachten. Kaiser Claudius verleiht dieselbe Befugniß als ein mit der Tempelpräfectur verbundenes Privilegium einem Nachkommen Herodes des Großen, jenem Herodes, welchem er das Königreich Chalcis übertragen hatte, und dieser vererbte das Ernennungsrecht auf seinen Neffen und Nachfolger Agrippa II., welcher durch die Gnade der Römer (im Jahre 53) vom Könige in Chalcis zu derselben

Würde in Trachonitis befördert wurde. Beide machten im reichlichsten Maaße Gebrauch von der ihnen verliehenen Gewalt. Den letzten Hohenpriester aber wählten, bereits während des Aufruhrs gegen die Römer, die rebellischen Zeloten durch das Loos *).

Nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge war es nicht bloß möglich, sondern selbst unvermeidlich, daß die Juden, wenn sie der Uebermacht wichen und sich ihrem Geschick unterwarfen, in dem großen Völkerbrei des römischen Reiches aufgehen und verschwinden mußten. Aber so war es nicht im Rathe der Wächter beschlossen. In so gewöhnlicher Weise sollte das Volk des alten Bundes nicht von der Bühne der Welt abtreten, so still und allmählig nicht vom Erdboden verschwinden; seine Geschichte mußte einen großartigern, den Plan Gottes deutlicher enthüllenden Abschluß finden. Vor dem definitiven Untergange der jüdischen Gesellschaft sollte sich deren Gesammtleben in einer großen und letzten Prüfung noch einmal zusammenfassen. Der Heiland der Welt wird unter den Juden und aus ihnen geboren. Aber sie erkennen das Licht nicht, welches in die Finsternisse leuchtet, und als dem ganzen Volke noch einmal die Frage vorgelegt wird, die über sein zeitliches und ewiges Geschick entscheiden soll, antworten sie: „sein Blut komme über uns und unsere Kinder." Nachdem Israel diese Wahl getroffen, kann es nicht mehr zu Grunde gehen wie andere Völker. Seine Geschichte schließt

*) Die Stellen des neuen Testamentes (Lucas 3, 2; Johannes 11, 49. 51) nennen zwei Hohepriester neben einander, und die letztere scheint sogar auf einen Wechsel in der Verwaltung des hohenpriesterlichen Amtes zu deuten. Allein andrerseits ist es gewiß, daß die hohepriesterliche Würde immer nur einen offiziellen Träger hatte. Wenn also zwischen Annas und seinem Schwiegersohne Kaiphas ein Verhältniß bestand, kraft dessen der Eine das Amt des Andern als Stellvertreter versah, so kann dieß nur auf einer Privatverabredung beruht haben.

mit einer Zerstörung, die der Weissagung nach ihres gleichen nur an dem Gerichte hat, welches am Ende der Zeiten über die ganze Menschheit hereinbrechen wird. Und nach dieser Vernichtung wird das ehemalige Volk der Verheißung doch noch erhalten; aber es wird über den Erdboden zerstreut, um bis zum Ende der Tage Zeugniß zu geben, so von der Erbarmung wie von der Gerechtigkeit der göttlichen Rathschlüsse.

Fragen wir nach der natürlichen Verkettung der Ursachen und Wirkungen, durch welche jener letzte Act der jüdischen Geschichte herbeigeführt wurde, so liegen die dabei mitwirkenden Factoren offen am Tage. Der unvertilgbare Charakter des Judenvolkes und die Eigenthümlichkeit der Römer arbeiteten, als sie, durch keine mediatisirte Nationalobrigkeit mehr auseinandergehalten, unmittelbar zusammenstießen, einander zu einem und demselben Zwecke in die Hand, und eine unverkennbare, bei vielen Gelegenheiten deutlich hervortretende, höhere Fügung that das Uebrige, um jede mildere Wendung auszuschließen, und die drohende Katastrophe gerade in ihrer furchtbarsten Gestalt herbeizuführen.

Es ist von neuern Schriftstellern bemerkt worden, daß, genau genommen, das Verderben des jüdischen Volkes aus der Messiasidee herrühre. Richtig verstanden, liegt in dieser Behauptung eine große Wahrheit.

Gerade um die Zeit der Erscheinung Christi war die Sehnsucht der Völker nach einem Heilande und Retter, dessen Ankunft nahe sei, lebhafter angeregt, als je. Aber von Nationalstolz geblendet, hatten die Juden den Sohn Gottes, als er in Knechtsgestalt erschien, nicht erkennen wollen. Kraft einer Erscheinung, die sich öfters in der Geschichte wiederholt, durchdrang das Bewußtseyn seiner Würde und seines Berufs dieses Volk gerade in dem Augenblicke am lebhaftesten, als es Beruf und Würde durch seine eigene Schuld für immer verloren hatte. Der Hochmuth der Juden stieg auf

den Gipfel, gerade als sie wie alle andern Völker geworden waren, und ihren Vorzug verloren, ja durch ein Verbrechen, welches in der Weltgeschichte nur einmal möglich war, sich unter alle Nationen des Erdbodens erniedrigt hatten. Niemals erwarteten sie eifriger den Messias, als da sie ihn nicht mehr zu erwarten hatten. So entwickelte sich, gerade aus dem verfehlten und verlornen Beruf, eine Reizbarkeit und Nationalempfindlichkeit, die von Betrügern oder Schwärmern, welche als Befreier und Nationalheilande auftraten, ausgebeutet, die Juden zu einem überaus schwer regierbaren Volke machte. Diese schwierige Stimmung führte mehr als einmal zu Volksversammlungen und Aufständen, welche das bewaffnete Einschreiten der Römer nothwendig machten. Schon Pontius Pilatus hatte im Jahre 36 unserer Zeitrechnung Truppen gegen eine Volksmasse ausrücken lassen müssen, die ein Betrüger auf dem Berge Garizim unter dem Vorwande versammelt hatte, er wolle ihnen die angeblich von Moses dort niedergelegten heiligen Gefäße zeigen. Zehn Jahre später rief ein anderer Betrüger, Theudas, eine Volksmenge am Jordan zusammen, den er durch sein Machtgebot zu theilen, und seine Anhänger trocknen Fußes hindurch zu führen versprach. Auch diese Versammlung mußte durch römische Truppen zerstreut werden, welche den falschen Propheten fingen und hinrichteten. Trotz dessen lud bald darauf ein Aegyptier die Juden auf den Oelberg ein, damit sie ansehen könnten, wie die Mauern Jerusalems zusammenstürzen würden. Zuletzt, und kurz vor dem Ausbruche der Insurrection, verbot der Eiferer Eleazar, der Tempelhauptmann, Opfer für irgend einen Fremden, und wenn es der Kaiser wäre, zu verrichten, und Opfergeld für einen solchen anzunehmen. Hinter allen diesen Bewegungen lauerte der Aufruhr und Bürgerkrieg. Selbst in Rom legten die Juden eine so meuterische und unruhige Gesinnung an den Tag, daß Kaiser Claudius (49 n. Chr.) ihre Austreibung anordnete. Nahm doch (im Jahre 62) ein abgesetzter Hoherpriester in Jerusalem eine An-

zahl Räuber und Banditen in seinen Sold, um seinen Nachfolger förmlich zu bekriegen. Die Folge aller dieser Zustände war, daß Judäa in den letzten Jahren vor dem entscheidenden Revolutionskriege gegen die Römer mit Betrügern, Räubern und gewerbsmäßigen Meuchelmördern überschwemmt, und der völligen Auflösung aller Bande der geselligen Ordnung nahegebracht war.

Aber die Juden waren es nicht allein, die auf ihren Untergang hinarbeiteten. Dem geistlichen Hochmuthe ihrer Eiferer trat der weltliche Stolz der römischen Krieger entgegen, in denen auch ein Bewußtsein ihrer weltgeschichtlichen Sendung lebte. Trotzten Jene auf ihre göttliche Erwählung, so beseelte die römische Soldatesca ein brutales Vertrauen auf physische Uebermacht, der nichts widerstehen könne. In diesem Geiste und Sinne ist der Beschluß des Cajus Caligula zu verstehen, der seine Bildsäule in den Tempel von Jerusalem setzen lassen wollte, und nur durch den Tod verhindert wurde, dem wahnsinnigen Befehle mit Feuer und Schwert Gehorsam zu verschaffen. Denselben Gedanken drückte nur in roherer Form jener bei der Tempelwache aufgestellte römische Soldat durch eine unanständige Entblößung aus, welche einen Aufruhr veranlaßte, der vielen tausend Juden das Leben kostete*). Den letzten Anstoß zu dem im Jahre 66 losbrechenden Kriege, mit dem dieser unnatürliche und gespannte Zustand endete, gab der Geiz des römischen Statthalters Gessius Florus, der, nachdem seine Erpressungen jedes Maaß überstiegen hatten, die Juden zum Aufstande treiben wollte, damit der Bürgerkrieg einen Schleier über die Gräuel seiner Amtsführung im Frieden werfe.

Und selbst jetzt wäre noch das äußerste und letzte Verderben von dem in Jerusalem zusammengepreßten jüdischen

---

*) Fl. Josephus de bello judaico. Lib. I. Cap. 12.

Volke abzuwenden gewesen, wenn Cestius Gallus dem Kriege rasch ein Ende gemacht, und nicht, nachdem Stadt und Tempel schon beinahe in seinen Händen waren, aus unbekannten oder unbegreiflichen Gründen wieder abgezogen wäre. Erst jetzt gewannen die Juden Muth und Zeit, ihren Widerstand auf's Aeußerste zu treiben. Wilde Fanatiker und rohe Egoisten gelangten, vielfach in sich getheilt und durch Parteiungen zerrissen, an die Spitze, und hielten das seiner Mehrheit nach zur Unterwerfung geneigte Volk mit tyrannischer Willkür unterjocht.

Als jede Siegeshoffnung verschwunden, jedes Anerbieten der Gnade von den verzweifelten Rebellen zurückgewiesen war, konnten die kleinen Erfolge, welche die Belagerten über die auf's Aeußerste gereizten Römer davon trugen, ihnen nur verderblich werden. Jeder derselben war ein Schritt näher zum Abgrunde.

Die Schilderung, welche Flavius Josephus von dem Untergange Jerusalems entwirft, ist zu bekannt, als daß sie uns nicht jeder weitern Schilderung überheben sollte. Wir beschränken uns daher auf folgende Bemerkungen.

Unter den Wunderzeichen, welche nach dem Berichte des Flavius Josephus, wie des Tacitus, mehrere Jahre vorher die Zerstörung der Stadt und des Tempels verkündeten, ist eines, welches uns immer wie ein tiefernstes Symbol von allgemeiner Bedeutung gemahnt hat. „Die Thore des Tempels“, sagt der römische Geschichtschreiber im fünften Buche seiner Historien im dreizehnten Capitel, „springen plötzlich auf, und eine übermenschliche Stimme ließ sich hören: die Götter ziehen von hinnen; zugleich ein gewaltiges Geräusch, wie von Weggehenden.“ Ist nicht jede Gesellschaft der Menschen ein Organismus, der Leben und Gedeihen, der Ordnung, Frieden und Dauer nur von den himmlischen Mächten empfängt, die in ihm ihre Wohnung aufgeschlagen haben, und die in ihm weilen, wie die Seele im Leibe, so lange diese

bestimmte Gesellschaft auf Erden eine Sendung zu erfüllen hat? Aber wenn der Herr der Heerschaaren, die schützenden Engel, welche der Zerstörung wehrten, aus einem gesellschaftlichen Körper abgerufen hat, dann brausen die wilden Kräfte der Natur sich selbst überlassen durcheinander, der regelmäßige Athemzug und der Pulsschlag, der das Leben ordnet, hat ein Ende, und die Vernichtung feiert ihren Triumph über Ordnung und Maaß. So ward auch, als die Gnade des Himmels sich von dem Judenvolke und seinem Tempel zurückgezogen hatte, an Jerusalem erfüllt bis auf den letzten Buchstaben, was geschrieben stand. Es blieb kein Stein auf dem andern. „Der Kaiser aber", so schreibt Flavius Josephus (Buch VII, Cap. 6), „schickte an Bassus und Liberius Maximus den schriftlichen Befehl, das ganze jüdische Land zu verkaufen. Keine neue Stadt sollte darin gegründet werden, sondern der Kaiser behielt sich das Land als sein Eigenthum vor. Allen Juden aber, wo sie auch seyn mochten, legte er eine Kopfsteuer von jährlich zwei Drachmen auf, die sie auf das Capitolium, wie früher in den Tempel, zu bezahlen hatten." Sie wurden dadurch nach einer sich später auf dieser Grundlage entwickelnden Rechtsansicht, „des Kaisers Kammerknechte", und auf diesem Fundamente beruhte fortan jeder Anspruch dieses Volkes auf Schutz und Sicherheit im christlichen Staate des Mittelalters.

XXXIV.

Literatur.

Das Weltgebäude, die Erde und die Zeiten des Menschen auf der Erde von Hofrath von Schubert. Erlangen bei Palm und Enke 1852.

Der gemüthvolle und tiefdenkende Schubert hat den ersten Band seiner Naturgeschichte zu einem selbstständigen Werke umgestaltet, und ihm obigen Titel gegeben, welcher gewiß auch das Interesse unsrer Leser schon von vornherein in Anspruch nimmt. Sie werden nicht getäuscht seyn, wenn sie das Buch selbst in die Hand nehmen, und es nur mit hoher Befriedigung und großer Bereicherung ihrer Erkenntniß wieder aus der Hand legen; denn es spricht ein Meister in demselben, der sein Wissen nicht flüchtig auf den Gemeinplätzen des Lebens zusammengelesen, sondern seinen Gegenstand nach allen Dimensionen zu durchdringen, und dessen tiefere Begründung in stiller einsamer Beschaulichkeit zu ermessen gesucht hat. Von allen Werken über denselben Gegenstand kennen wir keines, das mehr unsern Wünschen genügt hätte, als dieses; Grund genug, um seiner hier zu gedenken. Selbst der Kosmos des hochgefeierten Humbold hat uns nicht in gleichem Grade befriedigt. Schöner, fließender ist wohl Humbold's Diktion, kunstvoller die Form, denn er

hatte kein Lehrbuch im Auge; selten ist eine solche Fülle von Thatsachen und Gleichnissen in einen so engen Rahmen ohne Ueberladung zusammengedrängt worden, und der frische Hauch der Autopsie verklärt zudem die meisten Abschnitte jenes herrlichen Gedichtes auf geographische Naturkunde, jener Erdbeschreibung, die in ungebundener Rede mit allem Reiz der Poesie die Leser ohne Ermüdung mit sich fortreißt. Aber nicht selten forscht der sinnende Leser, wenn er das reizende Bild bedächtiger überschaut, nach einer tiefern Antwort, und das Buch schweigt! Und wenn er dann am Schlusse eine befriedigende Lösung des Dramas erwartet, geht auch da seine Hoffnung leer aus. Anders bei Schubert, der sich nirgends scheut, seine Meinung, wenn sie auch den Tagesansichten schnurstracks entgegenliefe, auszusprechen, der dem göttlichen Walten, das die Natur beherrscht, nie seine Huldigung entzieht, dem es darum auch möglich wird, Räthsel, welche der gewöhnlichen Auffassungsweise verschlossen bleiben, zu lösen. Und dabei bekommt der Leser dennoch eine erstaunliche Menge wohlgesichteter, sicher begründeter Thatsachen in den erläuternden Bemerkungen mit in den Kauf, die beinahe eine Bibliothek ersparen. Kein irgend wichtiges Ergebniß der Forschungen alter und neuer Zeit ist übergangen, und schon durch die große Menge von Zusätzen aus den neuesten Ergebnissen der Naturforschung hat dieses Werk vor den früheren Auflagen des ersten Bandes der Naturgeschichte bedeutend gewonnen, abgesehen davon, daß viele Abschnitte gänzlich umgearbeitet sind. Was aber das Werk insbesondere charakterisirt, das ist die würdevolle Sprache, welche der Verfasser seinem hehren Gegenstande widmet, und welche oft an die Stimme der alten Seher mahnt, deßohngeachtet aber immer einfach und klar bleibt. Kurz, kindlich und erhaben, tief und klar, wie die Natur selbst ist, wird sie hier geschildert. Damit wir aber nicht partheiisch erscheinen, wollen wir auch einige uns zunächst entgegentretende Unvollkommenheiten nicht verhehlen. In der Einleitung: „Die Geschichte der Natur in jener des

Menschen", spricht sich jene Bescheidenheit aus, welche wohl alle Naturforscher gut zieren würde. In dem Abschnitt: „Die Astralwelt oder der Fixsternhimmel", dann in jenem über das Planetensystem erhalten wir so viel Belehrung, als zuweilen bändereiche Lehrbücher der Astronomie nicht zu liefern vermögen. Hier ist uns indeß ein Bedenken gekommen. Nachdem nämlich seit Herschel d. V. die Astronomie bereits dahin gekommen ist, daß in Zukunft von bloßen Lichtnebeln und planetarischen Nebelflecken wenig mehr die Rede seyn wird, da ja unser Sternensystem aus größerer Ferne auch wie ein Nebelfleck erscheinen könnte; so dürfen wir den Folgerungen aus den Herschel'schen Beobachtungen schwerlich so enge Gränzen setzen, um nicht in den Fehler unsrer Gegner zu fallen, die da, weil sie zu viel beweisen, gar nichts beweisen. Spruchreif möchte die Sache noch kaum zu nennen, und daher Vorsicht nicht zu verachten seyn. Zudem ist am Ende das schöne Wort Rougemon's in seiner Geographie de l'homme, wo er die Erde das Bethlehem der Sternenwelt nennt, für uns alle schon vollkommen beruhigend. Im übrigen soll mit dieser Aeußerung den geistreichen Bemerkungen des §. 4 keine Nachrede geboten seyn, vielmehr bekennen auch wir uns, und noch lauter als dort geschieht, zu dem Zweifel über die Jahrtausende, welche das Licht von entfernten Sternwelten zu uns brauchen soll. Im Vorübergehen mag es dem Recensenten gemäß einer ihm sehr naheliegenden Pietät erlaubt seyn, gegen die Angabe auf S. 53 zu erklären, daß das Heliometerobjektiv für Königsberg von Frauenhofers Nachfolger fertig gemacht und gespalten worden sey. Seltsam war uns, die Theorie, welche Pohl über die Bewegung der Planeten aufgestellt, und welche der Verfasser früher in den gelehrten Anzeigen lobend anerkannt hatte, nicht mehr gewürdigt zu finden; wir wenigstens haben trotz des Mangelhaften, das sie an sich trägt, uns derselben noch nicht gänzlich entschlagen können.

In der Naturgeschichte des Erdkörpers finden sich die

einschlägigen Momente auf's schönste und klarste geordnet; der Paragraph über die klimatische Begränzung der organischen Natur ist so lebendig geschrieben, daß die Sprache bei aller Unabhängigkeit der Gedanken unwillkürlich an Humboldt erinnert; die Erhöhungen des Festlandes sind übersichtlich, ja plastisch dargestellt, so daß man das Planmäßige ihres Zusammenhanges, in welchem die Klangfiguren ihr Gegenbild finden, nicht verkennen kann. Die geologischen Lehren finden sich zunächst in dem § von den krystallinischen Felsarten begründet; fast aber sind wir dem Verfasser, der selbst über den „Bauplan der Erdveste" geschrieben, gram geworden, daß er die Theorie von Fuchs nicht noch ausführlicher geschildert, und etwa mit Schafhäutl sie auch polemisch gerechtfertigt hat. Freilich bedarf, was so klar vor Augen tritt, keiner weitschweifigen Vertheidigung, und für die biblische Anschauung sind mehrere der vorhandenen Systeme ziemlich gleich gut zu benützen. In seinem Elemente zeigt sich unser tiefgelehrter Forscher und Autor besonders in dem Paragraph über die organische Natur der Felsenformation. Er weist hier den Fossilien ihre Classen nicht blos nach der äußern Gestaltung, sondern auch nach der innern Entwicklungan, die von andern Sachgelehrten gerne übersehen wird. Die meisten eigenthümlichen Argumente des Verfassers und eine Rüstkammer gegen die Verächter der „Genesis" bietet der letzte Abschnitt über „die Zeiten des Menschen auf Erden." Hier entwickelt derselbe seine Ableitung der Sündfluth aus dem Wassergehalt des Eisenoxydhydrates, hier untersucht er auch die Aenderungen des Meeresstandes und der Klimata, sowie andere historische die Erdfläche betreffende Thatsachen, und zieht nach ihnen seine sicheren Schlüsse über das Alter des Menschengeschlechtes. Wir begegnen da einem Schatze von Erfahrungen, welche fortan einen bleibenden Werth haben werden. Nur der Paragraph über das Sagenland im Norden scheint uns zu mager und unbestimmt gefaßt; jener dagegen über die Spuren menschlicher Anwesenheit in vorfluthlichen Zeiten ist

bedeutsam und fast ganz neu gearbeitet. Dem Werke ist noch ein Anhang beigegeben, welcher eine bündige Geschichte der Naturwissenschaften enthält. Man sieht daraus, daß der Verfasser nicht wie viele unter den Neuern verächtlich auf die Forschungen der Alten herabblickt, vielmehr aus der historischen Erkenntniß der Naturwissenschaft reichen Gewinn schöpft, ein Verfahren, das ernstliche Nachahmung verdiente. Ihm ist daher auch die akademische Schrift über die Geologie der Griechen und Römer von E. von Lasaulx sehr willkommen gewesen. Wer nun immer ein Freund eines mit den Lehren der Offenbarung Hand in Hand gehenden tieferen Naturstudiums ist, dem können wir das hier in Kürze besprochene Werk mit vollstem Vertrauen empfehlen. Bedauern müssen wir schlüßlich, daß ohne die Schuld des Verfassers viele Druckfehler in das Buch, das im übrigen gut ausgestattet ist, sich eingeschlichen haben.

Der Curiosität und des Gegensatzes wegen sey es uns erlaubt, bei dieser Gelegenheit noch von einem andern naturphilosophischen Werke Notiz zu nehmen. Es ist nämlich vorigen Jahres in Wien ein Buch erschienen unter dem Titel: „Die Schöpfung oder das entschleierte Universum, Auszug aus der Armonia universale von N. de Bervaldo, Deutsch und metrisch von Jean Baptist Roßmann, mit erläuternden Bildern und Zeichnungen.“ Dasselbe behauptet auch, im Einklang mit der Bibel zu stehen. Ueber seine Richtung kann jedoch schon folgende Strophe Aufschluß geben:

Der Sohn kam von dem Vater, dem's gefiel
In Ihm des Alls Idee zu ergänzen;
Und der daraus entstand'ne Wellenlauf
Ging zwischen Beiden hin und her; der Geist,
Vom Himmel stammend, ward hiezu das Mittel
Die Kraft die gänzlich die Natur umfleußt!

Es ist barer freimaurerischer Pantheismus, welcher die Bewegung und das Medium für die Ursache selbst nimmt, den historischen Christus nur als Natursymbol betrachtet, und

am Deutschkatholizismus höchstens das aussetzt, daß er nicht etwas Mystik in sich aufgenommen habe. Neben allem lächerlichen Unsinn wird dann pflichtgemäß auf die „Knechte der Autorität" geschimpft. Läugnen läßt sich nicht, daß solche Lehren in mystischem Gewande beim italienischen Volke vielleicht mehr Eingang finden als der schale, kalte Rationalismus, und möglicherweise konnten sie selbst eine heilsame Erschütterung in die mitunter dort herrschende Schlaffheit bringen; aber dem nüchtener gewordenen Deutschen, der solchen Gallimathias schon öfter an sich vorüberziehen sah, so etwas zu bieten, erscheint gar zu abentheuerlich. Wie übel es übrigens mit der Poesie des Buches bestellt ist, kann am leichtesten eine Gegenüberstellung mit Brunner's „die Welt ein Epos" zeigen, das wir hier als Remedium jenen empfehlen wollen, welche am ersteren sich den Magen verdorben haben.

Wir schließen unsere Anzeige mit Schubert's Worten p. 501: „Es sind andre Bücher als die Werke der Wissenschaft, welche von einem Reiche des mächtigsten der Geschaffenen, von einer Erhebung desselben gegen den Schöpfer zeugen, und ihr Zeugniß ist wahr. Das Leuchten, wie das Verbleichen eines glänzenden Morgensternes, sein Aufgehen, wie sein Fall, sind in jenen Büchern, nicht aber in der historischen Urkunde unsers Geschlechtes verzeichnet, denn das Wohnen des Menschen auf der für ihn neugeschaffenen Erde ist seit gestern her. Die Wissenschaft in ihrem Kreise kann nur das geben, was das Ihre ist, sie beschreibt, was die eignen Forschungen ihr vor Augen legten; das, was nicht vom Reich der Sinne ist, erkennt sie nur im Spiegel der Sichtbarkeit."

XXXV.

Kaiser Joseph II. und der Apostel St. Petrus.

Der bekannte, vielgewanderte Reisende und Länderbeschreiber J. G. Kohl, der sich unter Anderem auch die Merkwürdigkeiten des alten Prager-Wissehrad besah, gewahrte dort in der St. Peterskirche ein altes Gemälde, davon er, etwas im Tone protestantischer Kritik, also erzählt: „Im Jahre 1187 lebte in Böhmen ein Herzog Namens Friedrich, der mit der Geistlichkeit in Zwist gerieth, weil er das irgend einem Kloster oder Domcapitel gehörige Dorf Tschernowitz zum Frommen seines Fiscus in Besitz genommen hatte. Die Priester mochten ihn dafür stark in Buße genommen haben, und einer hatte sich vielleicht sogar erkühnt (Gregor VII., der einen deutschen Kaiser, wie einen Bettler, im Vorhofe stehen ließ, war noch nicht hundert Jahre todt) — ihm dafür die Buße der Geißelung aufzulegen. Die Priester verewigten dieß in einem Bilde, auf dem sie den Herzog vorstellten, wie er von St. Peter gepeitscht wurde. Unter dem Bilde, welches sich noch in der Kirche befindet, steht die lateinische Inschrift: „„Flagellatus Fridericus, Dux Bohemiae, a S. Petro ob Pagum nomine Czernowitz abalienatum 1187"" — d. h. der vom heil. Petrus wegen der Entwendung des Dorfes Tschernowitz gepeitschte Friedrich, Herzog von Böhmen. Derselbe

Friedrich starb im Jahre 1190, und gab vor seinem Tode, mit der Geistlichkeit versöhnt, dem Convente auf dem Stifte Wissehrad jene Flagellatio zum Wappen, auf dem der heilige Petrus eine tüchtige, mehrendige Peitsche führt. Die geistlichen Herren bedienen sich dieses Siegels noch jetzt."

So weit Kohl, der als Protestant hierin nichts als geistlichen Hochmuth zu erblicken scheint. Wie mich indessen bedünken will, spricht sich auch in diesem Zuge aus dem katholischen Mittelalter mehr Sinn für wahre menschliche Gleichheit und die „unveräußerlichen Menschenrechte" aus, als in allen unseren neueren Constitutionen auf „breitester demokratischer Basis." Wie nicht leicht ein anderes verkündet dieses Bild des gegeißelten Herzogs, der sich an fremdem Gut vergriffen, die Gleichheit vor dem Gesetz, dem Fürsten eine Warnung, dem Bettler ein Trost. Das Unrecht verlangt seine Sühne, mag es nun der Fürst oder der Bettler begangen haben; beide trifft gleichmäßig die Ruthe der göttlichen Gerechtigkeit; denn vor Gott gilt kein Ansehen der Person, kein Privilegium und keine Exemtion, wie sie für unsere irdischen Verhältnisse eine vorübergehende Geltung haben; dort empfängt Jeder seine Strafe nach dem Maaß seiner Schuld, seinen Lohn nach dem Maaß seines Verdienstes, — das ist der Sinn dieses Bildes. Wenn der Herzog Friedrich also dem Stifte dieß Siegel zugestand, so war dieß eine hochherzige und demüthige Huldigung gegen die göttliche Gerechtigkeit, die beste Schutzwehr wider die menschliche Ungerechtigkeit der Mächtigen der Erde.

Der alte Tzschak, der Kirchendiener vom Wissehrad, der den wißbegierigen Kohl dort herumführte, erzählte ihm bei dieser Gelegenheit: „Als wir Sr. Majestät Joseph II. dieses Bild zeigten — er war hier oben mit dem Laudon, Lascy und anderen hohen Herren — ich glaube es war im Jahre 84; ich war damals noch ein junger Pullesant (Glockenläuter) und stand von fern, aber ich habe Alles genau mit angesehen und nichts überhört. Die ganze prächtige un-

garische Garde war auf dem Wissehrad aufgestellt, und viele schöne Karossen, welche den Kaiser und seine zahlreiche Begleitung herangebracht hatten, hielten dahinter. Se. Majestät fuhr nachher mit seinen drei Generälen über's Wasser zurück. — Als wir also dem Joseph das Bild von dem Herzoge zeigten, ward er etwas böse und sagte, indem er den Kopf schüttelte, für sich: „„Das war doch grob, daß der Petrus den Fürsten geißelte — das war doch grob,““ sagte er noch einmal. Dann blickt er einen Augenblick so nieder auf die Erde, als wenn er sich besänne, und dann spricht er: „„Aber es ist alt, es mag halt bleiben!““ Der Laudon stand dabei und lächelte ein wenig.“ —

So weit der Alte.

Zu verwundern ist, daß Kaiser Joseph nicht auch gegen den geißelnden St. Petrus sein josephinisches Staatsrecht geltend machte. Die Zeit war damals nicht mehr fern, wo nicht der heilige Petrus, wohl aber die Revolution die „tüchtige, mehrendige Peitsche“ gegen die Fürsten zur Hand nahm. Wäre aber Joseph II. mit derselben Schonung, wie hier, in anderen Fällen verfahren, hätte er, statt von dem revolutionären Grundsatze seiner Zeit auszugehen: was alt sei, das sei auch veraltet und darum abzuthun, vielmehr bedacht, daß Institutionen, die Jahrhunderte überdauert, einen guten Sinn und einen tüchtigen Lebenskern in sich bergen müssen, und hätte er ihnen demgemäß, statt sie zu Gunsten seiner nivellirenden Centralisation zu zerstören oder zu desorganisiren, auf dem Wege naturgemäßer Reformen einen verjüngenden Lebensgeist eingeflößt, Oesterreich, in seinem Innern grün und lebensfrisch, stünde jetzt in einer ganz andern Verfassung da; die verheerenden Stürme von 1848 wären ihm vielleicht erspart worden, vielleicht auch jenes grundverderbliche Ablösungsgesetz — das eine Ungerechtigkeit ist, eine doppelte, gegen die Berechtigten und gegen die Steuerpflichtigen, und zugleich eine Thorheit, da Grund und Boden doch nicht frei werden, denn von grundherrlichen Pflichtig-

leiten werden die ungleich drückenderen hypothekarischen zum Vortheile des aussaugenden Judenthums folgen.

Gegenwärtig beleidigt freilich kein geißelnder Petrus das Auge der Fürsten; nicht leicht wird sich ein Maler dazu verstehen einen „Dux Bohemiae flagellatus“ zu malen, noch ein Stift ihn aufzustellen: dafür aber birgt sich lauernd im Dunkel der Zukunft das „rothe Gespenst“, auch blöden Augen sichtbar, in seiner geisterhaften Hand eine ganz andere „Neunschwänzige“ haltend, womit es den Fürsten und Völkern droht!

XXXVI.

Das Salve Regina.

Die Lieder und Hymnen der katholischen Kirche wurden oft von heiligen und großen Männern oder auch in großen entscheidenden, die Gemüther tief erschütternden Augenblicken gedichtet; andere sind im grauesten Dunkel der Vorzeit entsprungen, zuerst von einer unbekannten Seele angestimmt, haben sie dann Jahrhunderte hindurch fortgetönt. Es ließe sich auch von gar vielen von ihnen eine eigene Geschichte schreiben, an welchen verhängnißvollen, an welchen denkwürdigen Tagen und unter welchen herzergreifenden Umständen sie angestimmt wurden und wie sie dann anders und anders auf die so oder so gestimmten Gemüther wirkten.

Ein Tedeum, das die Schiffmannschaft in nassem Kleide mit freudezitterndem Herzen auf einsamem Meere singt, wenn im Augenblick der höchsten Gefahr sich die Wuth des Sturmes unter ihrem Gebete gebrochen, oder das eine tapfere wundenbedeckte Heldenschaar auf blutigem Schlachtfelde zwischen Leichen intonirt, wenn sie für ihr Heiligstes käm-

pfend gegen die dreifache Uebermacht mit Gottes Hilfe den Sieg errungen, es klingt wohl anders, als wenn ein Werk frevelhafter Gewaltthat oder treuloser List und tückischer Ränke endlich gelungen, und nun das böse Gewissen sich aufmacht, ein pomposes Tedeum Gott zu singen, der an diesem Werk der Hölle keinen Antheil hat. Und wie anders wird das Dies irae klingen, angestimmt bei der Leiche eines Gerechten, eines Heiligen, den segnend der dankbare Schmerz von Tausenden umgibt, oder bei dem finstern Grabe eines Verruchten dem der Fluch seiner Missethaten folgt.

Manchmal ist es auch geschehen, daß gerade in dem Augenblick, da die losgelassene Hölle im wildesten Taumel teuflischer Lust ihren höchsten Triumph feierte, ein solcher Gesang aus heiligen Seelen mit himmlischer Gewalt siegreich ertönte!

Es war in den gräuelvollsten Tagen der französischen Revolution. Vom Blute trunken war den Männern des Schreckens das Morden und Schlachten eine Lust geworden. Niemand war am Abend sicher, daß ihn nicht am Morgen der Blutkarren zum Blutgericht führte, und je reiner und unschuldiger er war, um so sicherer durfte er seines Todes seyn. Jede Tugend galt ja dem Neid als ein todwürdiges Verbrechen. Die Guillotine arbeitete der Mordlust zu langsam; die Erde konnte das viele Blut nicht schnell genug eintrinken, es entstanden verpestete Blutpfützen; die Grausamkeit mußte Mittel erfinnen, ihre Opfer, Männer und Frauen, Greise und Kinder, zu Hunderten auf einmal zu ertränken oder niederzumetzeln. Hinrichtungen waren das einzige öffentliche Vergnügen, das die Revolution dem Volke gelassen. Es gab Strickerinnen und Tänzerinnen der Guillotine, die strickend mit kaltem Blick sich an den letzten Zuckungen der Geschlachteten weideten oder mit wildem Furiengeheul und hohnlachendem Gebrüll das furchtbare Gerüst umtanzten.

In dieser Zeit mordgieriger Raserei geschah es, daß einst das Bluturtheil ein ganzes Nonnenkloster der Guillotine in Paris

zuwies. Der verhängnißvolle Karren hielt an der Thüre. Die Klosterfrauen stiegen gottergeben hinan und ihre klösterliche Andacht nicht unterbrechend stimmten sie auch auf diesem letzten Gange wie zur Vesperzeit das Salve Regina an; sie sangen es durch die Straßen fahrend; sie sangen es auf dem Greveplatz; sie sangen es, während eine nach der anderen das Haupt unter das Mordbeil legte; und erst als die letzte, die Abtissin, das Haupt gebeugt, verstummte das Salve Regina, mit ihrem Geiste verklingend und entschwebend.

Das wüthende Volk hatte erschüttert diesen Gesang vernommen; es lachte nicht, es klatschte nicht, es tanzte nicht, wie es sonst bei solchen Massenhinrichtungen seine Gewohnheit war; als ob es aus einem betäubenden Rausche erwacht sei, hörte es stumm dem Gesange der Sterbenden zu; ja sein Höllenjubel hörte seitdem bei den Hinrichtungen auf. Die Revolution hatte mit dem Salve Regina ihren Höhepunkt überschritten.

So ließe sich einem katholischen Liederbuch auch ein Historienbuch beifügen.

XXXVII.

Der gestiftete Fastentrunk.

Es ist ergreifend, wenn man in den Chroniken und den Schriften einer mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts zu Grabe gegangenen Vorzeit blättert, welche Fülle von frommen und milden Stiftungen aller Art uns bei jedem Schritt und Tritt begegnet. Auch darüber ließe sich eine schöne Schrift zusammentragen, wie in diesen tausenden und tausen-

den von Stiftungen der Geist katholischer Barmherzigkeit allen Bedürfnissen menschlicher Armseligkeit auf die liebreichste und großmüthigste Weise zu Hülfe gekommen; wie er Niemand vergessen, und nicht zufrieden, den grellen Schrei des Hungers gestillt, oder die Blöße des Erfrierenden bedeckt zu haben, oft auch noch zur Erquickung an einem hohen Festtage ein feines Waizenbrod, oder einen Trunk labenden Weines beifügte.

Das ungeheure Capital dieser Wohlthätigkeit, welches sich seit fünfzehn Jahrhunderten gesammelt hatte, stets heilig gehalten als Gottes und der Armen Gut, es wurde in den jüngsten siebzig Jahren, wo sein die Reformation noch geschont hatte, verpraßt und verschleudert; dafür hat aber die neue Zeit, indem sie die Schöpfung des Papiergeldes und das ganze weitverzweigte Staatspapierwesen auf den höchsten Gipfel der Ausbildung trieb, die Kunst entdeckt, auch das Capital der künftigen Generationen auf Jahrhunderte hinaus zu verzehren: wir machen Schulden über Schulden, und unsere Enkel können die Interessen zahlen; das sind die Stiftungen und Schankungen, die wir ihnen hinterlassen.

Mögen wir uns darum mit den Erinnerungen jenes besseren Geistes trösten und an ihnen aufrichten. Ich will nur beispielhalber hier einer solchen Stiftung gedenken, an sich zwar unbedeutend — es ließen sich tausend ungleich großartigere anführen — aber darum nicht minder charakteristisch für jene gemüthvolle, zutrauliche Frömmigkeit der katholischen Zeit, die nicht viel Redens von der Gleichheit machte, dafür aber die brüderliche Liebe besser übte.

In Coblenz am Rhein steht ein Carmeliten-Kloster. Die Revolution hat es aufgehoben, und in ihrem Geist der Nützlichkeit aus dem Gotteshause ein Gefängniß und ein Magazin gemacht. Das Kloster war gar arm emporgekommen, und die Patres hatten Mühe, des Lebens Nothdurft zusammen zu bringen. Da geschah es einst in der Fastenzeit, daß

sich der Kurfürst Johann Hugo bei ihnen zur Collation einfand. Als Gast nahm er Platz an ihrem armen Tisch; da ward er inne, wie sie nichts hatten, denn ein dünnes, saures, knapp zugemessenes Bier und ein Stück schwarzes, schlecht gebackenes Roggenbrod. Das erbarmte den Fürsten und er sprach in seiner Milde: „Ihr sollt künftig einen anderen Fastentrunk haben. Die Gemeinde Burg hat von mir ein Capital, das sie niemalen abtragen kann, weil es ihr in den seltensten Goldmünzen dargereicht worden, und sie die Verpflichtung übernommen hat, in den nämlichen Sorten zu bezahlen. Statt der Zinsen empfange ich jährlich, nach meiner eigenen Wahl, das beste Fuder Wein, so in der Markung gekeltert worden. Diesen Wein stifte ich Euch hiemit zu einem Fastentrunk. Dafür mögt Ihr mir bei meinen Lebzeiten, so oft in den heiligen Tagen der Krug mit meinem Wein aufgetischt wird, ein fröhliches: Vivat Johannes Hugo! ausbringen; nach meinem Tode sollt Ihr den mit einer schwarzen Schleife zu bezeichnenden Krug nicht anbrechen, es sei denn für meiner Seelen Ruhe ein andächtiges de profundis gebetet worden.“ So hat der alte Kurfürst gesprochen; die Revolution hat auch seinen Krug ausgetrunken; — wer wird ihn wieder füllen? —

XXXVIII.

Ueber den Zustand, die Mängel und die Reform der Bildung des deutschen, besonders des österreichischen Beamtenstandes.

(Vom Verfasser der aphoristischen Zeitläufte.)

Das Wort: juristische Bildung, ist im Allgemeinen gleichbedeutend mit Bildung des Beamten überhaupt. Der Beamte muß (in Oesterreich mehr noch, wie anderwärts!) den juristischen Universitätscursus durchmachen, ehe er die Laufbahn betreten darf, welche ihn zu Brod und Anstellung führt. Geht diesen Weg ein Jeder ohne Ausnahme, der dem „Staate" mit der Feder, oder, wie man euphemistisch zu sagen pflegt, mit dem Kopfe zu dienen berufen ist, so ist es klar, von welcher unermeßlichen Wichtigkeit Alles ist, was diese Bildungsperiode betrifft. Lange Zeit haben hierüber in Oesterreich gewaltige und tief eingewurzelte Vorurtheile geherrscht, so daß es fast für einen Mangel an treuer patriotischen Gesinnung galt, die unübertreffliche Vortrefflichkeit der österreichischen Erziehung, insbesondere der Erziehung des künftigen Beamtenstandes, auch nur mit einem leisen Zweifel antasten zu wollen. Inzwischen hat das Jahr 1848 rauh und unsanft aus diesen, so wie aus so manchen anderen Träumen

aufgerüttelt. Ein freies Wort über die unabweisliche Nothwendigkeit einer Reform der Beamtenerziehung, d. h. mit andern Worten der juristischen Studien und dessen, was daran hängt, wird heute wenigstens nicht mehr als Verrath am Interesse Oesterreichs gelten.

Der juristische Bildungsgang auf der Universität war ursprünglich in Oesterreich vor den neueren Gesetzbüchern im Wesentlichen derselbe, wie in allen übrigen deutschen Ländern. Doch hat die consequent feindselige Stellung, welche in Oesterreich seit Kaiser Joseph und früher schon die Staatsgewalt zum Mittelpunkte der katholischen Kirche genommen hatte, auch auf dem Gebiete der juristischen Studien, so weit sie das canonische Recht betrafen, zu einer eigenthümlichen Aengstlichkeit und Engbrüstigkeit geführt, von der man selbst in protestantischen Ländern keinen Begriff hatte. Endlich brachte auch die in Oesterreich herrschend gewordene Methode: die Lehrbücher auf den Universitäten von Staatspolizei wegen vorzuschreiben, einen eigenthümlichen Nachtheil mit sich. Das sogenannte Naturrecht wurde hier auf der allerunglücklichsten Entwicklungsstufe, auf der es sich jemals befunden, der eines verseichtigten Kantianismus, gleichsam festgenagelt, und erhielt (glücklicher Weise ohne Bestimmung, was darunter zu verstehen) im Civilgesetzbuch den Werth einer suppletorischen Quelle. Leider hatten alle diese Umstände auf den Bildungsgang der österreichischen Juristen, trotz der Vortrefflichkeit mancher gesetzlichen Quellen dieses Landes, den allerunglücklichsten Einfluß. Mehr als in irgend einem Lande von Europa wurde zuerst die studirende Jugend und demnächst der Beamtenstand jedweder historisch-juristischen Bildung fremd, und somit rein und ausschließlich auf den allerengsten Gesichtskreis der Bildung eingegränzt, welchen ihm die Bekanntschaft mit seinen deutschen Gesetzbüchern frei ließ. Diese schlossen jedoch nicht aus, daß Rotteck's Weltgeschichte und Welker's Staatslexicon die politische Bildung übernahmen, und auf der Grundlage des Social-Contractes, welchen

Martini und Zeiller gelegt, weiter bauten, während die „allgemeine Zeitung" liebreich dem täglichen Bedürfnisse abhalf.

Ueber die nothwendigen Folgen dieser Bildung ein Wort zu verlieren ist überflüssig, nachdem die Thatsachen des Jahres 1848 mit Donnerstimme gepredigt haben. Es ist nur gekommen, was nicht ausbleiben konnte, und wir haben nur geärndtet, was wir gesäet hatten. Auch ist heute der Zorn über die Vergangenheit ohne alle Frucht, wenn er nicht mit dem ernsten Entschlusse und dem kräftigen Dazuthun verbunden ist, es für die Zukunft besser zu machen. Dagegen ist es nothwendig, einen Blick auf Preußen zu werfen, wo ein falscher Weg in der entgegengesetzten Richtung zu den entgegengesetzten Resultaten geführt hat. Auch hier ist nämlich das gemeine Recht durch neue deutsche Gesetzbücher ersetzt worden. Die Einrichtung der Studien aber ist im Wesentlichen dieselbe geblieben, die sie früher war, nur mit dem Unterschiede, daß in der Methode der Behandlung der gemein-rechtlichen Quellen der historische Gesichtspunkt der wesentlich herrschende geworden ist. Das weitere Ergebniß dieser Richtung war natürlich kein anderes, als daß in den juristischen Universitätsstudien die historische und gelehrte Seite fast ausschließlich, und mitunter bis zur Karrikatur entstellt, überwog, und daß die Rücksicht auf das praktische Recht, auf die eigentliche, wirkliche, anwendbare Jurisprudenz in manchen Vorträgen auf eine kaum zu glaubende Weise in den Hintergrund trat, und auf ein Minimum zurücksank. War die Bildung des österreichischen Juristen zu roh-mechanisch und engherzig-empirisch, gleichsam nur für einen künftigen Schreiberdienst berechnet, so hatte sich der Unterricht auf den preußischen Universitäten häufig in einer Weise gestaltet, als wenn aus dieser Schule nur Professoren der Philologie und der Alterthumswissenschaft hervorgehen sollten. Doch hatte diese falsche Methode, in Verbindung mit dem gesammten Zustande der Wissenschaft, auf deutschen Universitäten noch immer den Vortheil vor der österreichischen

voraus, daß dort (in Preußen) die wirklich ausgezeichneten Köpfe und die wahrhaft großen Talente nicht beengt und erstickt wurden, sondern Zeit, Luft und Raum genug zum freien Selbst- und Privatstudium behielten, welches immer erst, in der Praxis, wie in der Wissenschaft, die wahrhaft ausgezeichneten Erscheinungen zu Tage fördert; die gewöhnlichen Naturen mußten freilich oft aus sehr dürftigen Hülfsmitteln sich die Kenntniß der eigentlich praktischen Jurisprudenz aneignen, die sie einst im Leben gebrauchen sollten; zwischen dieser und der Gelehrsamkeit, die ihnen auf der Universität überliefert war, gab es keine rechte Brücke.

Es ist die Aufgabe, nicht der Regierung, sondern der Männer der Wissenschaft, die eine klare Einsicht in Das haben, was die Zeit verlangt, den Weg zu suchen, der der rechte ist, und dießmal wirklich zwischen zwei Extremen durchführt; es soll dieß im Nachfolgenden versucht werden.

So wie die Gesellschaft Anstreicher und Maler, und überhaupt in jedem Zweige der menschlichen Production und Thätigkeit Handwerker und Künstler bedarf, so fordert das Bedürfniß des Staates auch, daß neben und außer jenen, die eine bloß äußerliche und mechanische Gesetzkenntniß besitzen, wissenschaftliche Juristen existiren. Der Mangel derselben rächt sich bitter bei tausend Gelegenheiten, und ist nicht ohne große Gefahr auch für das gewöhnliche praktische Leben, obwohl der mit solchem Abgange verbundene Nachtheil den Augen des großen Haufens der Beamtenwelt häufig verborgen bleibt.

Zur Befriedigung der täglichen Bedürfnisse genügt die Kenntniß der gerade geltenden Gesetze. Da diese in allen neueren Staaten in der Muttersprache verfaßt sind, so reicht zum Erwerb dieses Grades von Wissen die Kunst des Lesens, ein gewöhnliches Gedächtniß, im Nothfalle ein Repertorium und im Uebrigen der gewöhnliche Grad von Bildung aus, den jeder Schreiber besitzt. Niemand wird läugnen, daß mit diesen Requisiten, Fleiß, Gedächtniß und Zeit vorausgesetzt,

sich ein hoher, ja ein ausgezeichneter Grad von Kenntniß der currenten Gesetzgebung erwarten lasse. Wehe aber dem Staate, dessen Beamtenstand in seiner Totalität, oder auch nur einem beträchtlichen Theile nach, auf dieses Niveau herabgesunken ist. Ein derartiger Zustand ist einer grauenvollen Barbarei gleichbedeutend und nothwendig der Vorbote arger politischer und socialer Geschicke, eine Wahrheit, die hier nur im Vorübergehen angedeutet, der Kürze halber aber nicht weiter mit odiosen Exempeln ausgeführt und begründet werden soll.

Alles lebendige Recht besteht seiner Natur nach aus drei Stücken; das eine ist der Buchstabe des Gesetzes. Indem dieß von den Recht sprechenden Richtern, oder überhaupt von den Dienern des Gesetzes angewendet wird, bildet sich innerhalb der zur Handhabung des Buchstabens berufenen Sphäre, ein Brauch, eine Uebung, eine traditionelle Praxis, welche gleichsam eine organische Umgebung des geschriebenen Gesetzes ausmacht. Diese Thätigkeit wird aber vermittelt durch die Wissenschaft, und diese, oder die juristische Literatur, die wissenschaftliche Bearbeitung des gegebenen gesetzlichen Stoffes, ist das dritte Stück des lebendigen Rechts, aus welchem Gesetzgebung und Praxis schöpfen.

Nur ein Jurist oder ein Beamter, welcher den ihm zur Anwendung überlieferten Stoff in dieser Weise durchbrungen hat, ist ein wissenschaftlicher Kenner des Rechts oder Gesetzes zu nennen. Nur auf diesem Standpunkte ist es ihm möglich, das zu thun, was man nennt: in den Geist des Gesetzes eindringen und sich da zu helfen, wo der ihm überlieferte Buchstabe seines Materials ihn im Stiche läßt. Denn so viel leuchtet ein, daß es unmöglich ist, daß auch das weitläuftigste Gesetzbuch alle und jede Fragen beantworten kann, die sich seinen Aussprüchen möglicher Weise anschließen können. Hier kömmt es auf die supplirenden Hülfsmittel an, mit welchen man, kraft eines unglücklichen und äußerst

verderblichen Mißverständnisses, wie oben erwähnt, während der Herrschaft der kantischen Philosophie in Deutschland eine Zeitlang das nonens des sogenannten Naturrechtes verwechselte.

Ziehen wir aus dem eben Gesagten zunächst einige Folgerungen auf die Methode der juristischen Bildung. Es ist klar, daß, je enger der Gesichtskreis des zu Bildenden bleibt, je mehr er bloß auf die Bekanntschaft mit dem zunächst und unmittelbar in seiner Umgebung praktischen Rechtsbuchstaben eingegränzt bleibt, desto geringer der Grad seiner juristischen Bildung seyn wird. Ihm mangeln alle Punkte der Vergleichung, da er weder von dem, was vor, noch was neben dem jetzt gerade bei ihm geltenden Rechte besteht, etwas erfahren hat; die Mittel sind ihm geraubt, in den Geist des ihm überlieferten Stoffes einzudringen, aus den Quellen zu schöpfen, aus denen der Gesetzgeber selbst schöpfte, und auf diesem Wege gleichsam mit dem Gesetzgeber fortarbeitend, die Lücken seines Materials zu ergänzen, im Geiste des Gesetzes dort zu sprechen, wo dieses schweigt.

Hier zeigt sich der Unterschied zwischen dem wissenschaftlichen Juristen und dem oben geschilderten handwerksmäßigen Schreiber; der Letztere behandelt das Gesetz wie einen vom Himmel gefallenen Brief, zu dessen Verständniß er, wenn's hoch kömmt, die Chimäre des kantischen Naturrechts zu Hülfe ruft. Der Erstere dagegen identificirt sich gleichsam mit seinem Stoffe, und seine Methode ist die historisch-genetisch-vergleichende.

Mit diesem Worte ist das gesagt, was der Jurisprudenz unserer Tage in Deutschland noth thut. Wir können die Frage: welche Stellung die juristischen Studien in Deutschland nehmen sollen? unmöglich länger hinausschieben; sie ist in Oesterreich, wie in Preußen im entgegengesetzten Sinne faktisch, aber nicht glücklich gelöst, wie oben gezeigt wurde. Hier wollen wir nur auf das gegenwärtige Bedürfniß der heutigen Gesellschaft aufmerksam machen. Wir haben Juristen

nöthig, die das bestehende Recht kennen, und die es wissenschaftlich durchforscht und durchdrungen haben. Zu dieser wissenschaftlichen Durchdringung rechnen wir aber die Kenntniß der Entstehungsgeschichte des jetzt und gegenwärtig bestehenden in seiner genetischen Entwickelung, und die Vergleichung mit anderen Formen und Bildungen, die neben den bei uns bestehenden in anderen Ländern entstanden sind.

Das eben Gesagte leidet Anwendung auf alle Theile des Rechts: Civilrecht, Criminalrecht, Proceß. Es versteht sich von selbst, daß es in dieser Beziehung einen Unterschied gibt im Umfange und in der Ausdehnung des hier gewünschten historisch-genetischen Commentars der bestehenden Gesetze, und daß das Wissen des Gelehrten von Profession von dem des Praktikers verschieden seyn könne und müsse. Die Frage ist nur, worauf sich nach dem heutigen Bedürfnisse die Studien zu lenken haben, und worin die wahre, dem Bedürfnisse der heutigen Zeit entsprechende Bildung eines deutschen Juristen zu bestehen habe. Wir denken uns dieselbe in ihren Hauptgrundzügen folgendergestalt componirt. Voran stünden jene allgemeinen ewigen Grundsätze der Gerechtigkeit, welche älter sind, als alle positive Gesetzgebung. Diese Disciplin würde an die Stelle dessen treten, was der rationalistische Pseudo-Philosophismus des vorigen Jahrhunderts als Naturrecht bezeichnet hat.

Hieran müßte sich eine Darstellung des römischen Rechtes, verbunden mit Lectüre und Interpretation einzelner Stücke der römischen Rechtsquellen (letztere hier als juristische Musterschriften betrachtet), knüpfen. Mit diesen Vorlesungen wäre ein succincter Abriß der römischen Rechtsgeschichte zu verbinden.

Hierauf müßte eine kurzgefaßte Geschichte des deutschen Rechts und eine präcise Darstellung der rein deutsch-rechtlichen Materien folgen.

Die Particular-Gesetzgebungen (namentlich also die österreichischen Rechtsquellen: Civilgesetzbuch, Gesetzbuch über Verbrechen und Strafen und gerichtliches Verfahren) wären in der Weise zu behandeln, daß bei jeder Lehre zuerst die Geschichte der Materie aus dem römischen, dem deutschen oder dem particularen Rechte vorausgeschickt, und dann in angemessener Kürze ein vergleichender Blick auf die neueren Gesetzgebungen, namentlich auf die preußische, bayerische und französische, geworfen würde. So weit ginge die akademische, wissenschaftliche Bildung.

Jener Theil der polizeilichen, finanziellen und administrativen Gesetzgebung, welcher in allen neueren Staaten einem häufigeren Wechsel unterworfen ist, erscheint dagegen nicht als Gegenstand des akademischen Studiums. Polizei- und Finanzwissenschaft sind in ihren Principien allerdings besondere, höchst wichtige, eines ernsten Studiums würdige Zweige der Gesetzgebung; aber die rein positiven Details, z. B. der Zollgesetzgebung oder der Strafbestimmungen gegen Mauthdefraudationen, sind kein Gegenstand der akademischen Beschäftigung. Die kurze, nie wiederkehrende Zeit, welche für diese im Leben freigelassen ist, darf nicht in so unverantwortlicher Weise vergeudet werden, daß sie mit dem Auswendiglernen von Gesetzen zugebracht wird, die rein positiv, wie sie sind, schon in den nächsten vier Wochen geändert seyn können, und zuverlässig in den nächsten Jahren geändert sind. Um diese Kenntniß zu erwerben, bedarf es nicht des Besuchs einer Universität. Jeder gebildete Jurist wird sich, wenn er in den Fall kömmt, ein solches Gesetz anwenden zu müssen, dasselbe auch in kürzester Zeit im Gedächtnisse aneignen. Wer aber schon in seinen Studienjahren gewöhnt worden ist, nur den isolirten, speciellen, vereinzelt dastehenden Gesetzesbuchstaben auswendig zu lernen, der allerdings wird auch die Fähigkeit verlieren, sich leicht und sicher mit einer anderen Quelle bekannt zu machen. Wie

aber, wenn ihm nun später, wo er bereits als Beamter fungirt, durch eine unvermeidliche Abänderung der Gesetzgebung die Quelle, welche er als Student auswendig lernte, dennoch genommen, der Boden gleichsam unter den Füßen weggezogen wird? Abgesehen von diesem Allen ist es unmöglich, daß der Student die Details der Zoll- und Finanzgesetzgebung, welche er während seiner akademischen Lehrjahre auswendig lernte, im Gedächtniß behalte, bis er sie dereinst als Beamter anwenden kann. Er wird das mühsam und mechanisch Auswendiggelernte in mäßig kurzer Frist vergessen haben, und die unersetzliche Zeit, die er darauf zu verschwenden gezwungen wurde, ist doppelt verloren.

Besonders wichtig ist in unserer Zeit das Studium des Staatsrechts und der Politik, nicht nur für diejenigen, welche auf diesen Gebieten thätig mitzuwirken berufen sind, sondern für Jeden, der sich als Richtschnur seines Handelns ein Urtheil über das zu bilden hat, was unter seinen Augen vorgeht. Auch hier ist gründliche, auf historisch-genetischem Wege vermittelte Kenntniß die nothwendige Voraussetzung alles Besserwerdens; leider liegen aber auf beiden Gebieten vorerst nur noch unbehauene Bausteine herum und warten der Hand, die sie zu einem wohlgeordneten Bau zusammenfügen soll. Wir können uns hier nur darauf beschränken, das Wünschenswerthe als das in weiter Ferne liegende Ziel zu bezeichnen.

Ein ausgebildetes, bereits nach allen Seiten hin absolut fertiges, absolut wahres, abgeschlossenes System gibt es hier nicht; man kann nur von Richtungen sprechen, die entweder aufwärts zu immer größerer Klarheit, Verständigung und Einsicht, und somit zum Heile, oder abwärts in die Nacht der Verwirrung und Umwälzung führen. Im Allgemeinen läßt sich nur so viel sagen: es gibt zwei Vorbedingungen, ohne welche ein ersprießliches Resultat, das heißt Ruhe, Eintracht und Ordnung in der Gesellschaft und Verständigung

über die Wege, die zu diesem Ziele führen, nicht möglich ist. Diese beiden Bedingungen sind, erstens der richtige religiöse Standpunkt, und zweitens richtige Auffassung der Geschichte.

Dieß im Allgemeinen vorausgesetzt, ist es begreiflich, daß auch die Politik einen mehr historischen und auf Beobachtung gegründeten, als einen rationalistisch-raisonnirenden Charakter gewinnen muß; sie kann zunächst nicht die „möglichst-beste" Staatsverfassung kennen lehren, denn eine Untersuchung über das absolut Gute würde hier zu keinem Resultate führen. Politik kann mit Nutzen nur in innigster und engster Verbindung mit der Geschichte getrieben werden, und zwar, indem gezeigt wird, durch welche Umstände und Verhältnisse die Staatsverfassungen entstanden sind, wie sie sich entwickelt und erhalten haben, und an welchem Uebelstande und Gebrechen sie zu Grunde gegangen sind, oder zu Grunde zu gehen drohen. Es erhellt hieraus auch, in welcher nahen und engen Verbindung Politik und Staatsrecht stehen. Wünschenswerth, ja nothwendig für jeden Juristen von allgemeiner wissenschaftlicher Bildung wäre nicht nur die historisch-genetische Kenntniß der politisch-staatsrechtlichen Entwickelung Deutschlands, sondern auch der europäischen Staaten überhaupt, mithin deutsches und allgemeines, oder europäisches Staatsrecht. Allein hier hat die Wissenschaft noch viele Stadien zu durchlaufen, ehe sich beide Zweige der Literatur auf diesen Punkt entwickelt haben werden; hier, wie in so vielen Fällen, läßt sich alles Heil nur von der Zeit und günstigen Umständen erwarten.

Dasselbe, was so eben vom Staatsrechte und der Politik gesagt wurde, gilt auch vom Völkerrecht. Es kömmt hier auf eine, aus der Idee der Gerechtigkeit entwickelte allgemeine Darstellung des Verhältnisses unabhängiger Staaten an, die wie Individuen neben einander stehen, welche keinen gemeinschaftlichen Herrn haben. Zweitens gehört hierher eine Kenntniß der Literatur und Literärgeschichte des Völkerrechts, und drittens die geschichtliche Kenntniß des Haupt-

inhalts der wichtigsten völkerrechtlichen Tractaten der neuern Geschichte, etwa seit dem westphälischen Frieden.

Das Kirchenrecht steht auf der Gränze der Rechtswissenschaft und der Religion. Die Beziehungen zur letzteren zu entwickeln, ist hier nicht die Absicht; in sofern aber das Kirchenrecht ein Theil der Jurisprudenz ist, gilt von der Nothwendigkeit seiner historisch-genetischen Bearbeitung dasselbe, wie von allen anderen Theilen des Rechts.

Wie kann nun in allen diesen Beziehungen das Wünschenswerthe erreicht, den Bedürfnissen, die sich überall in Deutschland geltend machen, abgeholfen werden?

Bei der Beantwortung dieser Frage kann man möglicher Weise von einem doppelten Standpunkte ausgehen. Entweder nimmt man an: die Regierung habe neben dem Recht und der Pflicht auch die Macht zu einer Reform der juristischen Studien. Diejenigen, welche sich auf diesen Standpunkt stellen, gehen gewöhnlich davon aus, daß die Universitäten, die Werkstätten der Jurisprudenz, wie aller anderen Fakultätswissenschaften, Staatsanstalten, und daß mithin die Regierungen nur in ihrem Rechte seien, wenn sie bestimmen, wie diese Wissenschaften gelehrt werden sollen; oder man geht davon aus, daß die wissenschaftlichen Zustände eines Volkes der Macht der Regierung entzogen seien, daß diese hier höchstens mit leiser Hand bessernd, nachhelfend, fördernd einwirken, nicht schaffen und machen könne, und daß jedes rauhe, herrische Dareinfahren, jeder widernatürliche Zwang die vorhandenen Uebel nur ärger mache. Es könne also nur die Natur helfen, und man müsse sich darauf beschränken, diese gewähren und walten zu lassen, ohne ihr durch verkehrte Maaßregeln in den Weg zu treten. Man macht darauf aufmerksam, daß die Regierung außer Stand sei, die Männer der Wissenschaft, wie sie sie braucht, aus dem Boden zu stampfen. Um wie viel mehr ist aber der Zustand der Wissenschaft selbst ihrer Macht entzogen. Die Univer-

sitäten selbst, weit entfernt, ein nach Willkür zu handhabendes Werkzeug in den Händen der Regierungen zu seyn, sind seit beinahe einem Menschenalter schon ein Gegenstand ihrer nur zu sehr gerechtfertigten Furcht und Besorgniß.

So oft ich von diesen Gefahren höre, welche der Zustand der deutschen Universitäten dem Staate bringe, fällt mir eine tragicomische Geschichte ein, die sich etwa vor zwanzig Jahren in Wien ereignet hat. In einem zur Staatsdruckerei gehörigen Gebäude stand Nachts im Innern des Hauses ein Wachtposten. Einstmals fand die Ablösung den Schildwache stehenden Soldaten ohnmächtig am Boden liegen; ihm war ein Geist erschienen, den er vergebens angerufen, und dem er umsonst das Bajonnet vorgehalten hatte, worauf er bewußtlos liegen geblieben sei. Die Folge dieses Vorfalls, dessen Kunde wie ein Lauffeuer durch die ganze Garnison flog, war, daß in den nächsten Nächten die Schildwachen, welche dieser Unglücksposten traf, davonliefen, und anderen Morgens wegen mangelnder Aufklärung mit den competenten Stockstreichen angesehen wurden. Zuletzt kam das Platzkommando, welches das Schicksal der armen Leute erbarmte, auf die Frage: zu welchem Ende und Zwecke überhaupt dieser Posten hier stehe? Nachdem die Frage einmal aufgeworfen, kam man auf die Antwort, daß vor zehn Jahren sich in einem der angränzenden Zimmer eine Kasse befunden habe, die längst schon anderweitig untergebracht sei. Jetzt gab der Klügste nach, und es war allen Theilen geholfen.

Ist es nicht ganz ähnlich mit unsern Universitäten? Wer in aller Welt zwingt uns, die Blüthe der Jugend unseres Volkes zu zwingen, daß sie sich eine, von uns als gefährlich und verderblich anerkannte Bildung an Orten hole, an welchen die Feinde der monarchischen Staatsform und die Wortredner der revolutionären Principien ihre Hauptwerkstätte aufgeschlagen haben? Wir wüthen, leider nothgedrungen, mit

Feuer und Schwert gegen die dort irregeleitete, verführte, zur Empörung aufgerufene Jugend, wenn sie das Wort Fleisch werden läßt, und in schulgerechter Anwendung der Lehre, die sie empfangen, die Pflastersteine aufreißt, die Träger der Gewalt vom Stuhle wirft, und selbst die Zügel des Regimentes ergreift. Aber um Alles in der Welt, wer hat denn, zumal in Oesterreich, ihre Lehrer eingesetzt, wer ihnen die Lehrbücher vorgeschrieben, wer überwacht pedantisch ihre Verfügungen, vor Allem, wer zwingt Jeden, der das geringste Amt haben will, zum Besuche gerade dieser Orte, die man Universitäten nennt, und zum Auswendiglernen gerade dieser Lehrbücher, von denen jeder Unparteiische voraussetzen muß, daß sie die eigentliche Staatslehre in Mark und Saft aufgenommen haben? Wahrlich, man kann den bittern Groll eines Vaters begreifen, dessen Sohn auf den Barrikaden gefallen, wenn er erwägt, daß es nicht seine Wahl war, als er seinen Sohn den österreichischen Lehranstalten anvertraute, damit er dort österreichische Lehrbücher auswendig lerne, in deren consequenter Anwendung er diesen und keinen andern Weg gehen konnte.

Heute sagt man: man muß die Universitäten reformiren; man muß Sorge tragen, daß die Jugend dort statt einer schlechten Lehre, eine gute empfange. Aber ist es denn das Amt der Staatsgewalt, den Lehrern ihre Lehre zu machen? Hat sie dazu den Beruf? Hat sie dazu die Macht, die Kenntniß und die Mittel? Es scheint uns, als wenn das einfachste Mittel, den unnatürlichen, schädlichen Zwang zum Besuche der Universitäten aufzugeben, noch viel näher läge, als eine weitwendige Reform, die sich von selbst machen wird oder gar nicht.

Kein Weiser und kein Sophist der Welt kann die Folgerichtigkeit des Satzes bestreiten. Wenn die Regierung inländische Staatsanstalten errichtet, um juristische und politische Wissenschaften zu lehren, wenn sie diesen ein ausschließ-

liches Privilegium in der Art ertheilt, daß keiner ihrer Unterthanen ein Amt erhalten kann, der nicht (früher ganz und dermalen theilweise) durch diese Anstalten gegangen ist, so übernimmt sie die Verantwortlichkeit für Alles und Jedes, was aus diesen Lehren in ihrer weiteren Anwendung im Leben und in der Wissenschaft folgt. Kann und darf sich die Staatsgewalt mit dieser ungeheuern, sittlichen und politischen Verantwortlichkeit belasten?

Nein! Natur der Sache und Staatsinteresse leiten gleichmäßig auf die Auskunft: daß die Staatsgewalt zwar, weil sie die Mittel dazu mehr, als jeder Privatmann besitzt, höheren juristischen Unterricht Jedem anbieten, aber Niemanden zwingen darf, nur die von ihr geöffneten Schulen zu benützen; daß es Jedem überlassen bleiben muß, sich seine juristische Bildung wann, wo und wie er will, zu verschaffen, und daß sie ihrem eigenen Interesse zuwider handelt, wenn sie ein für ihren Dienst geeignetes Individuum bloß deßwegen verschmäht, weil es seine Bildung und wissenschaftliche Erziehung auf einem andern, als dem vorgeschriebenen Wege erlangt hat. Fragen wir, ob nach dem heutigen Stande der juristischen Literatur ein mit gehöriger Gymnasial-Bildung ausgerüsteter Mensch allenfalls unter Zuratheziehung eines theoretisch und praktisch absolvirten Juristen sich durch bloßes Privatstudium, aus Büchern, denjenigen Grad von juristischer Bildung erwerben könne, den ein Student der Rechte auf einer Universität erlangt, so würde nur ein hoher Grad von Befangenheit und Verblendung diese Frage verneinen können. Gewöhnlich wird gegen diese Behauptung der Vortheil der viva vox im mündlichen Vortrage und das Zusammenleben von Jünglingen geltend gemacht, die mit rühmlichem Wetteifer dem nämlichen wissenschaftlichen Ziele zustreben. Wie Jemand, der das wirkliche Leben auf deutschen Universitäten kennt, gerade diese beiden Argumente im guten Glauben geltend machen zu können wagen kann, ist nicht wohl einzusehen. Die Wahrheit ist: daß die Vorlesungen

gedankenlos nachgeschrieben, und daß im besten Falle das Heft in den letzten vierzehn Tagen des Semesters, im minder günstigen Falle am Schluße der akademischen Laufbahn mechanisch dem Gedächtnisse eingeprägt wird. Wissenschaftliche Discurse unter juristischen Studenten gehören zu den seltensten Ausnahmsfällen. Dagegen hat die Erfahrung gezeigt, welche Folgen, politische und moralische, das Anhäufen vieler hundert jungen Leute auf den Universitäten hat, zumal wenn diese in großen Residenzstädten sich befinden.

Noch eine Frage: hat die Staatsgewalt die Mittel, jene Reform der juristischen Wissenschaft und Lehre zu bewirken, welche, wie an einem andern Orte gezeigt wurde, nothwendig ist, und an deren Vorabend wir stehen? Wer auch nur geringe Kenntniß der Verhältnisse der Menschen und der Literatur besitzt, wird hierauf unbedenklich, aber entschieden mit Nein antworten müssen. Große Reformen solcher Art werden nicht durch Ministerialbefehle und Regierungsdecrete vollzogen; sie machen sich, wenn überhaupt, einfach von selbst durch den Gang der Dinge und die stille Wirkung der Zeit. Hüten wir uns aber, daß wir das natürliche Wachsthum verborgener, sich leise regender Kräfte gewaltsam hemmen, und mit roher Faust die zarten Wurzelfasern abreißen oder ersticken, und suchen wir dem Gange der Natur zur Heilung vorhandener Gebrechen zu folgen. So auch im gegenwärtigen Falle: ist der Universitätszwang wissenschaftlich nicht nothwendig, ist er andererseits sogar politisch gefährlich, und ein Hinderniß eines Fortschrittes, den Deutschland und den Oesterreich insbesondere machen muß, wenn eine gefährliche Krise ihr Ende erreichen soll, so überlassen wir die Reform der Natur, d. h. man gebe mit gänzlicher Aufhebung des Zwanges zum Besuche einer inländischen Universität die juristischen Studien in so fern frei: als Jedweder sie auch entweder auf ausländischen Universitäten oder, und dieß ist die Hauptsache, auch privatim machen dürfe.

Dieß führt von selbst auf die Frage, welche Stellung, diesem Stande der Dinge gegenüber, die Prüfungen einnehmen würden.

Die Prüfungen der akademischen Jugend können eine doppelte Bedeutung haben. Sie können erstens als eine Garantie für den Fleiß und die Aufmerksamkeit des Zuhörers betrachtet werden, und zweitens als ein Mittel der Regierung, von welcher ein Kandidat ein Amt begehrt, sich eine Bürgschaft für dessen Tüchtigkeit und Brauchbarkeit zu verschaffen. Was die Prüfungen und ihren Werth in der ersten Beziehung betrifft, so hängt das Urtheil darüber von den Umständen und der Individualität des Lernenden ab. Ist dieser noch nicht reif genug, sich selbst darüber Rechenschaft zu geben, ob er die Vorlesung mit Nutzen gehört und in sein geistiges Eigenthum verwandelt hat, so wird es allerdings Pflicht des Lehrers seyn, durch Examiniren und Repetiren sich diese Ueberzeugung zu verschaffen. Wenn die öffentliche Meinung aller Lehrer und Vormünder in Oesterreich Examina verlangt, so ist dagegen also in dieser Beziehung durchaus nichts einzuwenden. Ja, es wären vielleicht gar bei dem Stande der sittlichen und intellectuellen Bildung der Mehrzahl der studirenden Jünglinge in diesem Lande wöchentliche Prüfungen den halbjährigen vorzuziehen. Aber eine andere Frage ist es, in wiefern diese Prüfungen Staatssache seyn sollen? Und diese ist es, welche uns hier vorzugsweise interessirt.

Hat überhaupt die Staatsgewalt, als solche, den Unterricht zu ertheilen, dessen ihre künftigen Beamten bedürfen? Wir glauben, diese Frage auf das Entschiedenste verneinen zu müssen. Die Staatsgewalt ist eben so wenig Lehrerin, wie sie den Säuglingen die Milch zu bereiten hat, oder der Hungerige berechtigt ist, von ihr zu verlangen, daß sie ihm das Brod breche und allenfalls die Zubehör dazu schaffe. Der Wahn von der Omnipotenz und Alles-Regiererei des

Staats, ist einer der staatsgefährlichsten Irrthümer dieser Zeit. Es wird der Staatsgewalt in Oesterreich an Kandidaten zu ihren Aemtern nicht gebrechen, auch wenn sie sich darauf beschränkt, genau anzugeben, welchen Grad von Wissenschaft und Bildung sie für jedes der letzteren verlangt, und wenn sie sich dann auf die ihr geeignet scheinende Weise die Ueberzeugung verschafft, daß derjenige, dem sie ein Amt ertheilt, dazu vollkommen geeignet sei. Dann kann sie sich der speciellen Obsorge für das Detail des juristischen Bildungsganges vollkommen entschlagen und den Anspruch aufgeben, den Unterricht ihrer künftigen Beamten, von seinem Beginne an, im Einzelnen und Kleinsten leiten zu wollen. Je mehr sie dieß thut, je mehr sie es den künftigen Kandidaten des Civildienstes überläßt, sich ihre Bildung nach bestem Wissen und Gewissen selbst zu suchen, desto mehr lehnt die Staatsgewalt die gefährliche Verpflichtung von sich ab, denjenigen ein Amt zu geben, welche sich durch den gesetzlichen Studienweg eine Art Anspruch darauf erworben haben. Noch einmal also: Ob und welche Prüfungen zum Behufe der besseren Erlernung der vorgetragenen Wissenschaften mit den Lernenden während der Studienzeit vorgenommen werden, ist rein und lediglich Sache der Lehrer, ihrer Methode, der Studirenden selbst, oder ihrer Aeltern und Vormünder; aber es geht die Regierungen, als solche, in Beziehung auf die künftige Anstellung der Kandidaten einer Karriere nichts an. Das, was ich wünsche, ist nur, daß die Regierung durch die Examina, welche der Kandidat vor seinen Lehrern und während seiner Studienzeit gemacht hat, sich in keiner Weise präjudiciren lasse; daß sie nicht durch die Augen der Professoren, sondern solcher Vertrauensmänner sehe, welche aus der höchsten Sphäre der Beamtenwelt und von den Leitern des Staates selbst ausgewählt sind.

Wir dürfen uns nicht darüber täuschen: das Schicksal der österreichischen Monarchie hängt von der intellectuellen,

wie von der moralischen Reform der nächsten Beamtengeneration ab, und der Charakter dieser Generation von der Bildung, die sie empfängt.

In die Stelle des mittelalterlichen Lehenwesens ist fast in allen Continentalstaaten das moderne Beamtenthum getreten. Ob dieß Factum in der Weltgeschichte rückgängig zu machen sei, und wie? ist eine Frage, die wir hier weder aufwerfen, noch beantworten wollen. Nur Eins behaupte ich, das Interesse, ja die Existenz der Monarchien und alles dessen, was man monarchisches Princip nennt, ist, so lange es Beamte gibt, daran geknüpft, daß der Beamtenkörper richtig erzogen, zweckmäßig ergänzt, weise disciplinirt und von einsichtsvoller Hand geleitet werde. Wer sieht nicht, daß die Frage in Betreff der Erziehung der künftigen Beamten und der Prüfungen, von welchen ihr Eintritt in den Staatsdienst abhängig gemacht ist, hier in vorderster Linie steht.

Es ist bereits oben bemerkt, daß die Regierung mit eigenen Augen sehen, nicht ihr Urtheil von dem der examinirenden Professoren abhängig machen soll. Die Regierung soll aber auch ihr Urtheil nicht allein auf die Leistungen des Gedächtnisses des Kandidaten gründen. Dieß wäre ein arger Mißgriff. Wenn bloß untersucht wird, was der Kandidat auswendig gelernt hat, so ist die evidente Gefahr vorhanden, daß Menschen ohne Urtheil, ohne praktisches Talent und von schlechter politischer und religiöser Gesinnung in die öffentlichen Aemter dringen. Endlich ist bei der bisher gewöhnlichen Art zu examiniren und den Kandidaten nach gewissen Prüfungen für auf immer absolvirt zu betrachten, eine andere Gefahr völlig unvermeidlich. Es entwickelt sich dann in der studirenden Jugend bis zu einem wahrhaft unglaublichen Grade das Talent, bloß für das Examen rasch zu lernen, und eben so rasch wieder das flüchtig Gelernte zu vergessen, ein Talent, welches alle intellectuellen Fähigkeiten, mehr wie jeder andere mit dem Geiste getriebene Mißbrauch

rasch und rettungslos zu Grunde richtet. Nicht minder dringend ist in jedem Staatsdienste die Gefahr, daß die Mittelmäßigkeit, deren souverainer Nationalhaß gegen jede höhere Begabtheit unversöhnlich ist, überwuchere, die Aemter für ihr wohlerworbenes Eigenthum erkläre, und mit vereinten Kräften dem Vordringen jedes höhern Talents eine unübersteigliche Schranke entgegensetze. Dabei ist der Nachtheil nicht der geringste, daß die Regierung und der Staat den unversöhnlichen Haß des ganzen Trosses auf sich ladet, welcher, statt des Gewinnstes einer Minister-, Präsidenten- oder Hofraths-Stelle, wenn auch vielleicht immer noch über Verdienst, eine vermeintliche Niete gezogen hat. Vieles, was im Jahre 1848 geschah und nicht geschah, findet auf diese Art seine ganz ungezwungene Erklärung.

Es dürfte dem Unbefangenen und Vorurtheilsfreien schwer fallen, diese Wahrnehmungen zu bestreiten. Sind sie richtig, so würde daraus unabweislich folgen, daß die Beamtenwelt von vorn herein in Kathegorien getheilt werden müßte, welche nach verschiedenen Grundsätzen zu behandeln wären. Wie viele dieser Klassen gemacht werden sollten, dieß müßte, wie die meisten andern hieher gehörenden Detail-Fragen, besonderen Erörterungen Sachkundiger überlassen bleiben. Hier ist nur hervorzuheben, daß es vom Uebel ist, die ganze große Klasse, deren künftiges Lebensgeschäft Abschreiben, oder eine analoge Bureau-Beschäftigung ist, zum Durchgange durch die juristischen Studien zu zwingen. Die vergeudete Zeit wäre hier immer noch der geringste Verlust. Aber, daß eine halbe Bildung (und welche!) von Staatswegen in unreife Köpfe geworfen wird, und daß maaßlose Ansprüche, die nie befriedigt werden können, in einer Legion mittelmäßiger Subjecte und prädestinirter Abschreiber wach gerufen werden, dieß ist eine Staatskalamität, die wir für nichts und wieder nichts uns muthwillig selbst bereiten. Mag immerhin vorgeschrieben werden, daß die besagte Subalternen-Klasse eine gewisse

Kenntniß unserer Gesetzgebung nachzuweisen habe; nur daß sie auf dem Fuß der Gleichheit mit denen behandelt werde, welche durch Naturanlage und Studien befähigt sind, ihren Blick auf die höchsten Staatsämter zu richten, — nur dagegen glaube ich mich erklären zu müssen.

Wie sind aber diese zu ermitteln?

Zuvörderst versteht es sich von selbst, daß die Regierung sich genau und bestimmt darüber ausspreche, nicht sowohl welche Vorlesungen der Kandidat gehört haben müsse, denn dieß führt wieder in die alten Bahnen des bisherigen Schlendrians zurück, sondern welche juristischen und staatswissenschaftlichen Kenntnisse sie von Jedem fordert, der in die zu höhern Staatsämtern führende Karriere einzutreten beabsichtigt. Daß der Nachweis, ob der Kandidat diese Kenntnisse und Fähigkeiten besitzt, durch Examina im gewöhnlichen und bisherigen Sinne nicht, oder nur höchst unvollkommen geliefert werden könne, dieß habe ich hoffentlich oben zur Genüge nachgewiesen.

Ich wiederhole nochmals, daß es bei der Wahl und Prüfung der höheren Staatsdiener nur zum geringsten Theile auf gedächtnißmäßiges Wissen, bei weitem mehr auf Urtheilsfähigkeit, Geistesgegenwart, Integrität des Charakters und der Gesinnung im weitesten Sinne des Wortes ankömmt.

Aufschluß über diese Eigenschaften kann weder eine mündliche, noch eine schriftliche Prüfung, sondern nur eine Prüfungszeit verschaffen, die der Kandidat unter den Augen eines hierzu hinreichend befähigten, ihn scharf beobachtenden Oberen zubringt.

Es käme also darauf an, eine Einrichtung zu schaffen, kraft welcher eine Anzahl von Justiz- und Verwaltungschefs durch die Wahl und das Vertrauen des Monarchen besonders mit der Heranbildung und Prüfung der künftigen höheren Staatsdiener beauftragt würde. Diesen wären dann die

Kandidaten des höhern Civildienstes, theils zur Ausbildung, theils zur wissenschaftlichen, moralischen und politischen Erforschung zu überweisen Ihr Ausspruch hätte darüber zu entscheiden, ob dieselben definitiv, oder bloß provisorisch (und auf wie lange), oder gar nicht anzustellen seien. Die Kandidaten hätten hier in verschiedenen Abstufungen den Dienst zu lernen, Proben ihrer Fähigkeit und ihres Wissens abzulegen, und zugleich nach dem Willen und Gutbefinden des Chefs so oft eine mündliche oder schriftliche Prüfung über einen oder mehrere Gegenstände abzulegen, als er es für nöthig halten würde. Entscheidet freilich eine Prüfung, auf die sich der Kandidat vorbereitet hat, in Wahrheit gar nicht, oder höchstens über seine Fähigkeit, rasch auswendig zu lernen, so ist andererseits dennoch das Durchschnitts-Resultat von vierzig, fünfzig oder noch mehr kleineren Prüfungen und prüfungsartigen Unterredungen, die Jemand im Laufe mehrerer Jahre unvorbereitet gemacht hat, allerdings hinreichend, um über seine wissenschaftliche Ausbildung in dem in Rede stehenden Fache ein Urtheil fällen zu können. Daß der Obere während dieser Zeit hinreichende Gelegenheit hat, sowohl die Verwendungsfähigkeit, als die Gesinnung des ihm zugewiesenen Kandidaten kennen zu lernen, bedarf der Bemerkung nicht!

Uebrigens versteht es sich von selbst, daß, theils um menschlichen Sympathien und Antipathien zu begegnen, theils um eine nützliche Controlle zu üben, es gut und nöthig seyn würde, den Kandidaten nach und nach durch die Hände mehr als Eines Prüfungs-Chefs gehen zu lassen. Auch schließt die Prüfungszeit *) die provisorische Verwendung im Dienste keineswegs aus.

*) Die Regierung hat, wie natürlich, völlig freie Hand darin, die Zulassung zu dieser Prüfungszeit an die ihr ersprießlich scheinenden Bedingungen zu knüpfen, z. B. Nachweis eines zurückgelegten Gymnasialcursus, Zeugnisse, daß sich der Kandidat seitdem drei, vier oder fünf Jahre der Jurisprudenz gewidmet hat, u. dgl.

In ähnlicher Weise, nur vielleicht mit geringeren Cautelen in scientifischer Beziehung, würde auch die Anstellung der Beamten der unteren Sphäre von einer Probezeit und den während derselben gegebenen Beweisen einer zuverlässigen Gesinnung und der hinreichenden Verwendungs-Fähigkeiten abhängig zu machen seyn.

XXXIX.

Die Aufgabe der katholischen Presse in Deutschland.

Die gewaltige Macht und Bedeutung der Presse unserer Zeit ist eine allgemein anerkannte Thatsache. Daraus ergibt sich von selbst das allseitig empfundene Bedürfniß, daß der Katholicismus und die katholische Kirche in der Presse eine angemessene Vertretung finde. Diesem Bedürfnisse ist bisher eine genügende Befriedigung noch keineswegs zu Theil geworden. Man hat vielfache Versuche angestellt, manche Opfer gebracht; allein der Erfolg hat den Wünschen und Erwartungen nur in geringem Maaße entsprochen.

Forscht man nach den Gründen dieser Erscheinung, so tritt uns zunächst der Mangel an ächtem Gemeinsinn auf Seiten des katholischen Publikums entgegen. Die meisten Katholiken sehen die Kirche lediglich als eine Gemeinschaft des Glaubens an, und denken nicht daran, daß die Kirche die Bestimmung hat, eine Gemeinschaft zu bilden, welche sich auf alle Lebensverhältnisse bezieht. In Folge dieser beschränkten Auffassung des Zwecks und der Bedeutung

der Kirche glaubt man seinen kirchlichen Pflichten zu genügen, wenn man die ausdrücklichen Gebote der Kirche erfüllt, und hält es nicht für Unrecht, in allem Uebrigen seinen individuellen Neigungen und Gewohnheiten, oder zufälligen Eindrücken und Anregungen zu folgen. So liest man denn auch die Zeitungen, an welche man sich gewöhnt hat, und läßt sich nicht träumen, daß man mit dem Gelde, was man dafür zahlt, die Feinde der Kirche besoldet, und den Vertheidigern der Kirche die Unterstützung entzieht, deren sie bedürfen, um der Schaar ihrer Gegner nicht zu unterliegen.

Aus diesem Mangel an Gemeinsinn geht ein ferneres großes Hinderniß des Aufkommens einer katholischen Tagespresse hervor. Ich meine jene kleinliche, engherzige Tadelsucht, die den Splitter im Auge der Glaubensgenossen eifrig erspäht, aber den Balken bei Fremden sowohl, wie bei sich selbst übersieht. In jedem Lande, in jeder Provinz, ja in jeder Gemeinde kann man Erfahrungen machen, welche beweisen, daß dieser Fehler unter den Katholiken in besonders hohem Maaße verbreitet ist. Wenn z. B. Katholiken eine Sammlung, Lotterie oder Ausstellung für einen wohlthätigen Zweck veranstalten, wenn sie die Stiftung eines Vereins versuchen, wenn sie als Prediger, als öffentliche Lehrer, als Aerzte oder Schriftsteller auftreten, wenn sie ein höheres Staatsamt bekleiden, sie werden stets die strengsten Kritiken bei ihren eigenen Glaubensgenossen zu bestehen haben, eine ermuthigende Theilnahme, eine kräftig förderndе Unterstützung, welche die schwache Kraft des Einzelnen stärkt und belebt, sehr häufig schmerzlich vermissen, und ihre Wirksamkeit durch Opposition, Mißtrauen und Kritteleien aller Art gehindert und gelähmt finden. Diese Tadelsucht würde weniger nachtheilig wirken, wäre sie stets mit dem Bestreben und der Fähigkeit, es besser zu machen, verbunden. Das ist aber in der Regel keineswegs der Fall. Man findet an einer Person oder Sache etwas auszusetzen, zieht sich davon zurück und raisonnirt darüber. Das ist der gewöhnliche Hergang.

Eine Folge von diesem Mangel an Gemeingeist und dieser engherzigen Tadelsucht ist die betrübende Erscheinung, daß die Katholiken fast auf allen Gebieten des bürgerlichen Lebens, besonders aber auch in der Presse von den Protestanten und Juden weit überflügelt werden. Diese, wenn auch uneinig im Glauben, sind einig in der Befehdung des Katholicismus und in dem Bestreben, die Katholiken so wenig als möglich aufkommen zu lassen, ihre Leute dagegen auf alle Weise eifrig zu fördern und zu unterstützen. Ein Handwerker in einer protestantischen Stadt z. B., der seine Kinder katholisch werden ließ und selbst Hinneigung zum Katholicismus verrieth, verlor in Folge dessen seine ganze Kundschaft, und sah sich im vergangenen Jahre genöthigt, Haus und Hof zu verkaufen und sich eine neue Heimath zu suchen. So kommt es denn, daß jene auch da, wo sie in der entschiedensten Minderzahl sind, an Vermögen, Macht und Einfluß im Staat, in den Gemeinden und besonders auch in der Presse fortwährend zunehmen, während sich auf katholischer Seite fast überall das traurige Gegentheil zeigt. Ist es sonach vor Allem die matte Theilnahme und Lauigkeit der Katholiken in allen, auf den Glauben und die Religion nicht unmittelbar bezüglichen Dingen, was das Aufkommen und Gedeihen der katholischen Tagespresse hemmt, so läßt sich auf der andern Seite aber auch nicht in Abrede stellen, daß die Aufgabe der katholischen Tagespresse bei den bisherigen Unternehmungen dieser Art keineswegs immer richtig aufgefaßt worden ist. Diese Aufgabe besteht zunächst und hauptsächlich darin:

> eine den Grundsätzen, Zwecken und Interessen der Kirche entsprechende Gesinnung und Handlungsweise unter ihren eigenen Mitgliedern und Angehörigen zu befördern.

Die katholische Kirche trägt in sich selbst alle Elemente der Wohlfahrt, des Gedeihens und der großartigsten Entwicklung. Mehr als zweihundert Millionen Bekenner zählend, über den ganzen Erdkreis verbreitet, durch Einen Glau-

ben, durch eine, auf göttlicher Anordnung beruhende, unvergleichliche Verfassung, durch ein gemeinschaftliches Oberhaupt zu einer großen Gemeinschaft vereinigt, besitzt die katholische Kirche, so scheint es, alle Eigenschaften und Mittel zur Erfüllung ihrer göttlichen Mission, und zur Ueberwindung aller Hindernisse und Schwierigkeiten, die ihr darin entgegentreten können, im reichlichsten Maaße. Man nennt die Kirche, so weit sie dem Dießseits angehört, die streitende. Und mit Recht; denn sie gleicht einem Heere, bestimmt zum Kampfe mit dem Fürsten der Finsterniß. Betrachtet man die Kriegsverfassung dieses Heeres, die unübersehbare Zahl seiner Streiter, die glänzenden Rüstungen der Gnaden, mit der Gott selbst sie ausgestattet, die Machtvollkommenheit des obersten Feldherrn, so sollte man glauben, ein solches Heer müßte immer und überall des Sieges gewiß seyn. Und dennoch ist dem leider nicht also. Blicken wir zurück auf die Ereignisse der letzten fünfzig Jahre! Wie unermeßlich ist die Willkür, die Gewaltthat, die Schmach und der Hohn, welche die Kirche während dieser Zeit erduldet hat, wie zahlreich die Siege und Triumphe, die ihr Erbfeind von Anbeginn in Frankreich, Deutschland, Italien, Spanien, Amerika, kurz fast in allen Ländern der Welt über sie erfochten hat? Wer trägt die Schuld davon? Etwa der Feind? Allein der that, indem er die Kirche bekämpfte, nur, was seines Amtes war. Die Schuld trifft nur uns selbst, die streitende Kirche. Wir, die wir dem Feinde in jeder Beziehung unendlich überlegen waren, haben durch Feigheit, Uneinigkeit und Ungehorsam unsere Niederlagen selbst herbeigeführt. Durch Gottes Gnade hat sich nun zwar in neuester Zeit Manches gebessert. Das Bewußtseyn des Berufes und der Kraft der Kirche ist durch das Beispiel von Männern, die im Einzelnkampfe muthig und Gott vertrauend dem Feinde die Stirne boten und glorreich siegten, neu belebt worden. Aber es fehlt noch unendlich viel daran, daß die Gesammtheit der streitenden Kirche sich ihres Berufes in der Welt wieder klar bewußt, von der Er-

kenntniß dessen, was Noth thut, durchdrungen, und von dem Willen beseelt wäre, diesen Beruf zu erfüllen.

Zur Abhülfe dieses Mangels beizutragen, ist die erste und wichtigste Aufgabe der katholischen Presse. Als wirksamstes Mittel zur Lösung dieser Aufgabe betrachten wir:

die genaue und wahrheitsgetreue Feststellung, sowie die unparteiische Beleuchtung aller Thatsachen, welche vom katholisch-kirchlichen Standpunkte Anerkennung oder Tadel verdienen.

Die Tagespresse soll, mit andern Worten, sich bestreben, fortlaufende kritische Beiträge zur Geschichte der Gegenwart der katholischen Kirche und ihrer Angehörigen zu liefern.

Der großen Mehrzahl der Menschen fehlt es für theoretische Erörterungen und abstracte Belehrung an Verständniß, Sinn oder Empfänglichkeit. Das Beispiel dagegen, das gute wie das abschreckende, übt, wie die Erfahrung lehrt, auf die Meisten einen mächtigen Einfluß aus. Diese Macht zu entfalten, ist besonders die katholische Tagespresse berufen; sie muß möglichst zur allgemeinen Kenntniß zu bringen suchen, was in der Welt Katholisches und Widerkatholisches geschieht und das Urtheil der Katholiken darüber aufklären. Sie wird dann bald dahin gelangen, eine feste öffentliche Meinung unter den Katholiken zu bilden, welche stark genug ist, das Gute zu fördern und zu befestigen, und Böses im Innern zu unterdrücken und von Außen abzuwehren.

Damit die Presse das, was Kirchliches und Widerkirchliches geschieht, bekannt machen und loben oder tadeln könne, ist natürlich vor Allem erforderlich, daß sie es selbst erfahre. Dazu können die Redactionen der katholischen Blätter sehr viel thun, wenn sie nur die Mühe nicht scheuen, aus allen ihnen zugänglichen Quellen das brauchbare faktische Material sorgfältig und gewissenhaft zu sammeln, und die Katholiken zu Mittheilungen dieser Art anzuregen. Dieses Sammeln und

Verarbeiten des thatsächlichen Stoffs ist zwar mühsam, aber es bringt auch stets sichern Nutzen, der bei bloß raisonnirenden Artikeln häufig sehr problematisch ist. Um eine genaue Kenntniß der vom katholischen Standpunkte interessanten und beachtenswerthen Thatsachen zu erhalten, bedarf die katholische Presse aber auch nothwendig der eifrigen Mitwirkung des katholischen Publikums. Geistliche und Laien sollten es daher als eine Pflicht erkennen, Alles, was im Interesse der Kirche und ihrer Angehörigen zur öffentlichen Mittheilung, Anerkennung oder Rüge irgend geeignet ist, der Redaction eines katholischen Blattes zur Benutzung mitzutheilen, damit so das vereinzelte Gute zum Gemeingut werde, das Schlechte und Verkehrte aber der moralischen Gewalt der allgemeinen Verurtheilung erliege.

Was sodann die Wirksamkeit der katholischen Presse nach Außen betrifft, so halten wir einen ausschließlich polemischen Charakter derselben weder für nöthig, noch für nützlich. Das Wortgefecht ist es nicht, wodurch die Kirche ihre großen Siege errungen hat. Im Gegentheil lehrt die Geschichte, daß Manche, die auf diese Weise für sie zu kämpfen suchten, ihr die größten Wunden beigebracht haben. Auch verstockt der Streit in der Regel die Herzen, während dem einfach gläubigen Bekenntniß eine überwältigende Kraft innewohnt. Die katholische Presse sollte sich daher nach Außen hauptsächlich auf die Vertheidigung beschränken und zum Angriff nur übergehen, wo es die Vertheidigung nothwendig erfordert. Die Besatzung einer starken und wohlversehenen Festung braucht keine Ausfälle zu machen, sondern kann ruhig den Angriff erwarten. Nur der Wachsamkeit bedarf sie, daß der Feind sie nicht überrumpele, und eine kräftige Gegenwehr, wenn der Sturm erfolgt.

Im Allgemeinen ist es besser und nützlicher, von andern Confessionen etwas zu lernen, als sich mit ihnen herumzustreiten. Und wir können viel von ihnen lernen. Man

vergleiche z. B. die entschiedene, energische und erfolgreiche Thätigkeit der kirchlich gesinnten Protestanten in den preußischen Kammern, in der Kreuzzeitung und in kirchlichen Vereinen mit dem Verhalten der meisten Katholiken der höhern Stände in Wien und München, und man wird finden, daß diese hinter jenen weit zurückstehen. Wo findet man in Oesterreich und Bayern hochgestellte Staatsbeamten, die so offen und fest Zeugniß für ihren Glauben ablegten, wie es vor Kurzem der preußische Ober-Präsident von Kleist-Retzow und der Minister von Raumer namentlich bei der Berathung über die Petitionen gegen den Oberkirchenrath gethan. Welcher Minister oder Regierungs-Präsident in Bayern wagt es, dem Könige seine Pflichten als Mitglied der Kirche, der er angehört, mit gleichem Freimuth öffentlich vorzuhalten, und wann hat ein katholischer Fürst der neuern Zeit seine kirchliche Gesinnung, gleich Friedrich Wilhelm IV., mit Wort und That bekräftigt. Müssen wir Katholiken uns nicht schämen, daß Protestanten uns die Ehre, Vorkämpfer zu seyn gegen das Antichristenthum, wenigstens in Deutschland, mit täglich wachsendem Erfolge streitig machen? Und sollte es nicht heilsam für die Kirche und das Christenthum seyn, wenn die katholische Presse sich angelegen seyn ließe, diese Scham zu erwecken, und dadurch bei den Katholiken jenen Wetteifer zu entzünden, den die neuesten Erfolge des Katholicismus bei den Protestanten neu belebt haben? Sollte nicht der Wettstreit der christlichen Confessionen in der Bekämpfung des zunehmenden Antichristenthums der beste Streit seyn, den sie in dieser Zeit miteinander führen können?

Wir verlangen ferner von der katholischen Presse, daß sie dem katholischen Volke ein weiser und treuer Rathgeber sei. Die Verhältnisse der Kirche und ihrer Angehörigen sind, besonders in Beziehung auf den Staat und andere Confessionen, in Deutschland mannigfaltig und schwierig.

Das Erkennen dessen, was zum Heile dient, erfordert umfassende Kenntniß und Uebersicht der bestehenden Zustände, auf reife Erfahrung gegründete Sicherheit des Urtheils, und eine durch die verwirrenden Eindrücke der neuern Zeitereignisse nicht verdunkelte Klarheit des katholischen Bewußtseyns. Diese Eigenschaften finden sich selten in Einer Person vereinigt. Das Bedürfniß wohlerwogenen, umsichtigen Rathes macht sich daher Jedem, der nicht von Selbstüberschätzung geblendet ist, auf diesem Felde täglich fühlbar. Von den einzelnen Redacteuren und Mitarbeitern katholischer Blätter kann man nicht verlangen, daß sie über das, was in jedem Falle das Richtige ist, von vorn herein im Klaren seyn und darüber ein definitives Urtheil abgeben sollen. Dieß wird vielmehr in der Regel erst das Ergebniß mehrseitiger Besprechung und Erörterung seyn können, und je gründlicher, vorurtheilsfreier und leidenschaftsloser diese geführt wird, desto sicherer wird sich zuletzt eine Gesammtüberzeugung herausstellen, welche Grundlage und Norm für das Verhalten jedes Einzelnen darbietet. Die katholische Presse wird also allen ächten und einsichtigen Katholiken zu solcher Erörterung Gelegenheit und Freiheit gewähren müssen. Soll aber diese Discussion nicht mehr schaden, wie nützen, so muß sie stets von dem Gedanken beherrscht werden, daß sie nur Mittel im Dienste des höhern Zwecks der Kirche ist, welcher durch gereiztes, der Eigenliebe und der Subjectivität huldigendes Auftreten nicht gefördert, sondern nur beeinträchtigt werden kann. Selbst der Schein einer Zwietracht innerhalb der Kirche schadet mehr, als die geistreichste Erörterung nützen kann. Die goldenen Sprüche: „in necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas", und „concordia res parvae crescunt, discordia magnae dilabuntur" sollten jedem katholischen Tagesschriftsteller stets vor der Seele schweben und Niemand sich der Täuschung hingeben, daß er seiner und der katholischen Sache durch rücksichtslose, zumal persönliche Angriffe gegen den katholischen Gegner etwas nützen könne.

Weit mehr noch kann die katholische Presse auf andern Gebieten als Rathgeberin großen Nutzen stiften. So bietet z. B. das katholische Schulwesen einen ebenso umfassenden, als bedeutsamen Stoff zur praktischen Erörterung dar. Man klagt viel und mit Recht darüber, daß der Staat seine Einwirkung auf dasselbe übermäßig ausgedehnt, und den wohlthätigen Einfluß der Kirche beschränkt und verkümmert habe; allein diese Klage ist eine unfruchtbare, so lange nicht die eigene Verschuldung erkannt und nach Kräften wieder gut gemacht wird. Man beantworte sich die Frage: ob die Kirche ihre früheren Rechte stets gehörig ausgeübt und gewahrt, ob sie noch jetzt sich der Befugnisse und des Einflusses vollständig bedient, die ihr zustehen? ob die Katholiken ihre Bischöfe und Pfarrer in der Ausübung dieser Rechte kräftig unterstützen? und man wird finden, daß jene Verschuldung nicht geringer ist, als das Unrecht, worüber man sich beschwert, und daß dieß Unrecht hauptsächlich durch eifrige, wenn auch verfehlte Thätigkeit auf der einen, so wie durch Unthätigkeit und Gleichgültigkeit auf der andern Seite möglich gemacht worden ist.

Die katholische Presse kann viel dazu beitragen, um diesen und ähnlichen Uebelständen abzuhelfen. Die geschichtliche und rechtliche Erörterung der Rechte der Kirche auf diesem Gebiete, die Untersuchung darüber, was geschehen kann, um deren praktischen Werth zu erhöhen, die Darlegung der Pflichten der Pfarrer als Schulaufseher, die Besprechung der Mittel, welche den geistlichen Vorgesetzten zu Gebote stehen, um ihre Untergebenen zur pünktlichen Erfüllung dieser Pflichten anzuhalten, ihren Eifer und ihr Interesse für die Sache zu beleben, schlechte und unkatholische Schulbücher zu entfernen, die Abfassung und Verbreitung guter Bücher zu befördern, der Nachweis der Mängel der bestehenden Schulanstalten und Seminarien, die Beförderung der Ausbildung der Priester-Candidaten für das Schulfach, und viele andere Gegenstände

dieser Art bieten der katholischen Presse reichlichen Stoff dar, um auf diesem Felde eine segensreiche Thätigkeit zu entwickeln; auch das Verfahren des Staates und seiner Behörden im Schulwesen bietet vielfache Veranlassung zur Besprechung in der Presse dar, theils um vor den Irrthümern und Fehlern zu warnen, theils um die Kirchenbehörden zur Nacheiferung aufzufordern.

Aehnliches gilt von dem katholischen Cultus, den Mitteln, ihn zu heben, und die an manchen Orten vorhandenen Mängel, Uebelstände und Mißbräuche abzustellen. Die Beförderung des Sinnes für kirchliche Kunst, insbesondere für ächte Kirchenmusik, kirchliche Baukunst, Sculptur und Malerei, die Befreiung des katholischen Cultus und der katholischen Kirchen von den Kunsterzeugnissen des modernen Heidenthums, welche in den letzten Jahrhunderten der kirchlichen Gesinnung und dem katholischen Bewußtseyn so unermeßlich geschadet haben, die Vorkehrungs-Maaßregeln, um uns für die Zukunft vor ähnlichem Unheil zu bewahren, die Vervollkommnung des Kirchengesangs, die Abfassung und Einführung verbesserter Gesangbücher, wofür die deutschen Lieder- und Tondichter so reiches und doch so wenig benütztes Material geliefert haben; alle diese Gegenstände haben unter Geistlichen und Laien noch bei weitem nicht die Beachtung gefunden, welche sie um ihrer großen Wichtigkeit und Bedeutung willen verdienen, und es ist daher eine ebenso große, als dankbare Aufgabe der Presse, ihnen diese Beachtung zuzuwenden.

Dann ferner: das katholische Leben in den Gemeinden und in den Familien. Was ist zu thun, um den katholischen Gemeingeist zu beleben, die Kraft, die aus der Eintracht erwächst, zu entwickeln? Welche Beispiele und Vorbilder bietet uns in allen diesen Beziehungen die achtzehnhundertjährige Geschichte der Kirche, und was hat die Neuzeit eingebüßt, indem sie sich von diesen Vorbildern entfernte?

Endlich die sogenannte soziale Frage in Beziehung auf die katholische Bevölkerung. Durch die moderne Gewerbe- und Agrar-Gesetzgebung haben die Katholiken am meisten gelitten, weil die Ausbeutung der Vortheile einer schrankenlosen Concurrenz ihrer Sinnes- und Denkungsart am wenigsten entspricht, und es unterliegt keinem Zweifel, daß der fortschreitende ökonomische Verfall so mancher einst blühenden Gemeinde großentheils dieser Ursache zuzuschreiben ist. Es thut dringend Noth, diesem Uebel mit vereinten Kräften entgegenzuwirken, und zu diesem Zwecke jenen großartigen, unter der Pflege der Kirche erwachsenen Associationsgeist wieder zu beleben, welcher einst so Großes zum Heile der Gesammtheit, wie der Einzelnen, geschaffen hat, und so jener trostlosen Isolirung zu begegnen, die die Verkümmerung und Erschlaffung so mancher tüchtigen Kraft zur Folge hat. Dazu ist es nothwendig, daß die Presse, fern von träumerischen Hirngespinsten, in die reiche Fundgrube der Geschichte hinabsteige und von dort die Schätze wieder hervorhole, in deren Besitz die katholische Welt einst Wohlfahrt und Zufriedenheit gefunden hat.

Diesen Beispielen ließen sich leicht noch viele andere hinzufügen; die angeführten werden indeß genügen, um zu zeigen, wie unermeßlich groß und wie wenig angebaut das Feld ist, auf dem die katholische Presse eine segensreiche Wirksamkeit, mit sicherer Aussicht eines günstigen Erfolges, üben kann. Mögen daher Alle, die Fähigkeit und Beruf dazu haben, rüstig mit Hand anlegen, und als tapfere Soldaten im Heere der streitenden Kirche ihre Schuldigkeit thun.

Nachwort der Redaction.

Der voranstehende Aufsatz kam der Redaction von unbekannter Hand mit der Bitte zu, das Honorar dem Krankenhause in Berlin zuzuwenden. Wir haben um so minder Anstand genommen,



ihn aufzunehmen, da er gar manche sehr nützliche Bemerkungen enthält, wovon wir nur dringend wünschen können, daß das katholische Publikum, so wie die katholische Presse, sie ernstlich beherzigen und durch die That befolgen möchten.

Wenn der Verfasser übrigens einen Vergleich zwischen dem regen, unerschrockenen Glaubensmuth der höheren protestantischen Beamten in Preußen und der stummen Indolenz in Bayern anstellt — der eben nicht sehr zu unserer Ehre ausfällt: so haben wir ihm auch hierin um so weniger das Wort verkürzen wollen, als es von jeher Grundsatz dieser Blätter war: daß eine bittere Wahrheit heilsamer sei, als eine süße Schmeichelei mit dem Gifte der Lüge. Indessen möchten wir den verehrten Verfasser denn doch, einzig im Interesse der Gerechtigkeit, daran erinnern, daß in der traurigen Katastrophe des Jahres 1847, als es galt, die gefährdete sittliche Würde und Ehre, die so innig mit dem Glauben zusammenhängt, zu wahren, alle Stände in Bayern, und auch der Beamtenstand, in opferwilligem Muthe auf die rühmlichste Weise mit einander wetteiferten. Jeder, der Minister, wie der Geringste, brachte willig seine ganze Existenz dem Schirm von Zucht und Sitte zum Opfer. Je trauriger das damalige Verhängniß war, gerade um so glänzender zeigte sich dieser sittliche Starkmuth, der sich dabei frei von jeder revolutionären Beimischung hielt, und, während er mit lauter Stimme das freimüthigste Zeugniß ablegte und die schweren Folgen über sich ergehen ließ, dennoch die schuldige Achtung vor der von Gott gesetzten Obrigkeit nicht vergaß. Unsrer innigsten Ueberzeugung nach bildet darum auch jene verhängnißvolle Zeit, eine wahre Feuerprobe Bayerns, eben nicht das unrühmlichste Blatt in der deutschen Geschichte. Und dieser Geist, er ist noch nicht erstorben, er wird sich auch künftig in entscheidenden Augenblicken, das möge Niemand bezweifeln, wieder bewähren.

„Wann hat ein katholischer Fürst der neueren Zeit seine kirchliche Gesinnung, gleich Friedrich Wilhelm IV., mit Wort und That bekräftigt?“ so fragt der voranstehende Aufsatz, und wir haben auch diese Frage, sie dem preußischen Patriotismus zu Gute haltend, nicht unterdrücken wollen, obwohl wir der festen Ueberzeugung sind: Kaiser Franz Jo-

seph, der der Kirche ihre Freiheit zurückgegeben, der diese Gewährung nicht für einen Act der Gnade, sondern der Gerechtigkeit erklärte, der ihre Hirten aufforderte, sich dieser Freiheit in den schweren Gefahren dieser Zeit kräftigst zu gebrauchen, der, des entschiedensten und vielseitigsten Widerspruches ungeachtet, unerschütterlich darauf bestand, daß dort, wo das bürgerliche Gesetz, wie z. B. in Ehesachen, das religiöse Gebiet berührt, die kanonischen Vorschriften der Kirche beobachtet werden, der endlich den ehrwürdigen Titel einer apostolischen Majestät wieder hergestellt hat, dieser junge Kaiser habe, in seiner ernsten Charakterstärke, mit seinem wortkargen, aber probehältigen Muthe, den Vergleich mit keinem Fürsten der neueren Zeit, auch Friedrich Wilhelm IV. nicht ausgenommen, zu scheuen, was „die Bekräftigung der kirchlichen Gesinnung durch Wort und That" betrifft.

Der Verfasser hätte uns übrigens noch gar manches Andere vorhalten können, worin es den preußischen Katholiken mit ihren, der Majorität nach protestantischen Beamten unter Friedrich Wilhelm IV. weit besser geht, als uns in Bayern: wie dort die kleinliche Staats-Bevormundung in manchen Dingen bereits längst aufgehört hat, wie die Missionen nicht das geringste Hinderniß finden, wie die Orden sich frei entfalten können und überall das katholische Leben unbeengt sich regt. Brachten ja doch erst jüngst öffentliche Blätter die nicht im mindesten zu bezweifelnde Kunde, daß es gerade der preußische Gesandte, Herr von Sydow, war, der sich am entschiedensten für die Gewährung der Forderungen der oberrheinischen Bischöfe aussprach, und zwar in einem Augenblick, wo das katholische Bayern, nach Verlauf eines vollen Jahres, immer noch auf einen Bescheid für seine Oberhirten wartete, die doch nichts verlangten, als den Vollzug eines feierlich abgeschlossenen Concordates.

Wir sind daher weit entfernt, in allem diesem die Verdienste Friedrich Wilhelms IV. im mindesten verkleinern zu wollen; dankbar erkennen wir diese Freiheit an, deren sich die katholische Kirche unter seinem Scepter erfreut, wie sehr es uns auch schmerzen mag, nicht das Gleiche von Bayern rühmen zu können. Allein fassen wir die Dinge etwas schärfer in's Auge, so sind wir zu dem Urtheil genöthigt, daß auch in Preußen nicht Alles Gold

ist, was glänzt, und daß die Katholiken dort noch weit von jener Parität entfernt sind, auf welche sie einen so gerechten Anspruch haben. Nehmen wir z. B. nur die Universitäten. Da kann ein katholischer Privatdocent alt und grau werden und jahrelang petitioniren, bis er eine elende Professur erlangt. Und welches Mißverhältniß besteht nicht hinsichtlich des confessionellen Charakters der Universitäten überhaupt im Verhältniß zur Bevölkerung, und wie gar so kümmerlich sind wieder die Katholiken auch an den gemischten Universitäten (ganz abgesehen von den reinprotestantischen) in dem Lehrkörper vertreten. Die Ziffern sprechen das grelle Mißverhältniß aus. Und das geschieht in Ländern, wo der Staat das unermeßlichste katholische Fundations-Gut eingezogen. Wurde es ja doch erst jüngst in den preußischen Kammern von katholischer Seite in Erinnerung gebracht, daß die Kirchengüter, welche Preußen in der einzigen Provinz Schlesien eingezogen, hingereicht hätten, das katholische Cultus-Budget von ganz Preußen zu bestreiten. Welch ein Reichthum von ehemals, und welch ein Bettel von heute! Das Verhältniß der Confessionen an den Universitäten aber kann als Maaßstab für den ganzen Beamtenstand gelten; im Gegentheil, die Universitäten haben für die Katholiken noch den Vortheil, daß wenigstens die katholisch-theologischen Facultäten nur von Katholiken besetzt werden können, sonst würden sie ohne Zweifel auch hierin das Loos der Minorität erfahren haben.

Dabei ist aber nicht zu vergessen, daß die westlichen Provinzen 1814, nicht gleich „Heloten“ auf Gnade und Ungnade übergeben wurden, sondern unter der Zusicherung, daß sie ihres Glaubens wegen keine Zurücksetzung erfahren sollten, so wie es auch bei der Einverleibung Schlesiens unter Friedrich II. nicht an schönen Versprechen gefehlt hat; von Einziehung der Kirchengüter, von Aufhebung der Klöster, war anfänglich nicht die Rede.

Unter diesen Umständen beklagen wir mit dem Verfasser doppelt den Mangel an Gemeinsinn unter den Katholiken; denn wie in dem übrigen katholischen Deutschland, so steht es auch unter den Katholiken Preußens in dieser Beziehung nichts weniger als erfreulich aus. In einer ihrer letzten Nummern hat die „deutsche Volkshalle“ eine statistische Zusammenstellung der preußischen Abgeordneten nach den Confessionen in den einzelnen Pro-

vinzen gegeben, und gezeigt, wie auch in keiner einzigen die Katholiken nach dem Verhältniß ihrer Volkszahl gewählt, wie sie überall zurückgeblieben, in einigen sogar auf eine unglaubliche Weise ihre Pflicht versäumten. Der Erfolg ist, daß nun nicht eine Minorität, sondern ein Minimum katholischer Abgeordneten die Interessen von sieben Millionen ihrer katholischen Mitbürger zu vertreten hat, und zwar gegenüber einer protestantischen Majorität in den Kammern, die schon eine imposante seyn würde, wenn alle Katholiken ihre Pflicht gethan hätten, und gegenüber einem Beamtenthume, das gleichfalls seiner weit überwiegenden Majorität nach aus protestantischen Gliedern zusammengesetzt ist. Wenn daher dort den Katholiken mit der Nichtbeachtung der Parität auch ein schweres Unrecht geschieht, wenn manche ihrer schreiendsten und drückendsten Bedürfnisse seit Jahren einer gerechten Befriedigung entgegensehen: so scheint mir, haben die, welche so pflichtvergessen in Geltendmachung ihrer Rechte sind, eben am wenigsten eine Befugniß zur Klage, es müßte denn die Selbstanklage seyn.

Eine andere Thatsache, welche diesen mangelnden katholischen Gemeinsinn auf eine nicht minder schlagende Weise bekundet, ist die unendliche Mühe, welche die deutsche Volkshalle in Preußen hatte, um sich emporzuarbeiten. Wenn es bei dem heutigen Einflusse der Presse so vieler und so fortgesetzter Mahnungen bedarf, die Erkenntniß zu verbreiten, daß es für sieben Millionen Katholiken nicht bloß eine Ehrensache, sondern ein Bedürfniß erster Nothwendigkeit ist, daß sie zum mindesten in der Presse ein einziges größeres Organ haben müssen, welches ihre Interessen vertritt: dann muß es entweder gar sehr an Einsicht oder an Eifer für die eigene Sache gebrechen. In einem Lande, wo die centralisirte Bureaukratie so ausgebildet ist, wie in Preußen, und wo dieselbe sich fast durchweg in den Händen der Protestanten befindet, da sollte man glauben, hätte jeder Einzelne mehr oder minder ein Interesse daran, seinen Glauben in der Presse auf eine wirksame Weise vertreten zu sehen. Und dennoch, wie geringe Unterstützung fand die Volkshalle in den meisten Provinzen, wenn wir allenfalls Westphalen ausnehmen; wie ungenügend wurde dieß Bedürfniß gewürdigt, wie wenig dafür im Großen, einzelne Ausnahmen in Ehren gehalten, geopfert. Und doch hätte es weder großer Opfer,

noch auch vieler Bettelei bedurft: hätten sich nur zehntausend Abonnenten zusammengefunden, das Blatt wäre aller Schwierigkeiten enthoben gewesen. Und daß es in diesem Falle, wenn die preußischen Katholiken ihrem einzigen größeren Organe gegenüber ihre Pflicht erfüllt hätten, wie es ihre Ehre und ihr Interesse forderte, keiner Behelligung der Katholiken in den übrigen deutschen Ländern zu Unterstützungen der Volkshalle bedurft hätte, liegt eben so klar am Tage. Wären aber zehntausend Abonnenten vielleicht für sieben Millionen eine zu große Zumuthung? Aber das Blatt hat bis auf den heutigen Tag noch gar weit bis dahin. Wie anders indessen würde sein Gewicht in die Wagschaale fallen, getragen von einer also geeinten Masse! Der Verfasser hat jedoch wohl recht: die heutigen Katholiken sind krank an Indolenz und jener splitterrichtenden Raisonnirerei, die naserümpfend und ohne Ende das bekrittelt, was von den wenigen thätigen Katholiken geschieht, aber selbst nicht die Hand rühren mag. Ein katholisches Blatt darf demnach mit Sicherheit darauf rechnen, daß es unter seinen eigenen Glaubensgenossen recht viele Kritiker, aber nur wenige Beihülfe finden wird.

Wir in Bayern, dessen katholische Bevölkerung nicht viel mehr als die Hälfte der katholischen Preußens beträgt, haben die Augsburger Postzeitung, welche in dieser Beziehung auch gar manche Erfahrung, eben nicht erfreulicher und ermuthigender Art, gemacht hat. Daneben haben wir aber als ein kleineres katholisches Volksblatt den Volksboten, der als lebendiger Beweis für den gesunden katholischen Sinn im Kerne des bayerischen Volkes dienen kann. In entscheidenden Momenten, als es galt, gegen die Frankfurter Umsturzpläne, gegen die radikalen Grundrechte, gegen das preußische Erbkaiserproject oder die verderblichen Tendenzen unseres eigenen Märzministeriums, oder auch gegen die Judenemancipation einzustehen, bei Adressen und Wahlen, hat er einen Einfluß bewährt, um den ihn die Volkshalle wohl beneiden könnte. Dazu hat er in den wenigen Jahren seines Bestandes über fünfzig tausend Gulden zu milden Zwecken erhalten, die, begleitet von katholischen Motto's, Zeugniß dafür ablegen, daß der alte, werkthätige Glaube noch frisch in der Brust unseres Volkes lebt. Davon zu schweigen, daß auch in den Beiträgen zu dem Missionsvereine

Bayern, im Verhältniß zu seiner Bevölkerung, weitaus in erster Reihe steht. Und dieselbe unerschöpfliche Mildthätigkeit zeigt sich bei hundert und hundert anderen Gelegenheiten, und mehr als ein fremder Sammler, der nach Bayern kam und an die Herzen anklopfte, hat sie erfahren.

Daß übrigens die Zeit auch ihre verderblichen Einflüsse auf unser Volk im Süden, wie überall, geltend gemacht, und daß unsere religiösen und sittlichen Zustände, abgesehen von den Regierungen, gar Vieles zu wünschen übrig lassen, läugnet Niemand. Indessen wird kein billiger Beurtheiler das, was das Volk selbst schmerzlich empfindet, und was die Versäumniß und die Verblendung seiner Hüter und Gebieter verschuldet, wenn sie das Schlechte wuchern lassen, und dem Guten keinen Schutz und keine Pflege gewähren, ihm zur Last legen. Das ist aber ein Kapitel lang und trauervoll, wie das Passions-Evangelium am Palmsonntag; wir wollen darum dießmal nicht darauf eingehen. Nur Eines möchten wir zum Schluße, Beispiels halber, hier zur Sprache bringen, das an sich selbst geringfügig ist, aber einen Blick in die innere Zerfahrenheit der Zeit thun läßt. Ich meine das Theater! Hierin könnte der katholische Süden vielleicht etwas von dem protestantischen Norden lernen. Vergleichen wir! Unter dem 21. März Num. 69 brachte die Kreuzzeitung folgende Anzeige von Berlin: „Seine Majestät der König haben — wie wir bereits unter den amtlichen Nachrichten gemeldet — Allergnädigst geruht: den bisher mit der General-Intendantur der Königlichen Schauspiele betrauten Kammerherrn von Hülsen zum General-Intendanten der Königlichen Schauspiele zu ernennen. Eine glänzendere Anerkennung seines bisherigen Wirkens konnte dem neuen Chef der Hofbühne nicht werden. Sie gilt mit Recht als ein Ereigniß in der Kunstwelt, an das wir die Hoffnung knüpfen, daß der nunmehr in seiner wichtigen Stellung durch die Allerhöchste Zufriedenheit befestigte General-Intendant nicht nachlassen werde, das Königliche Kunstinstitut vor Allem zu einem Asyl des Klassischen zu machen. Aber neben dem Klassischen wünschen wir auch das Vaterländische, das Preußische, von der Königlichen Bühne angepflanzt, indem wir daran erinnern: daß ja das beste Deutsche Lustspiel, daß Lessing's „„Minna von Barnhelm““ ein Preußisches Lust-

spiel ist. Wir schätzen den öffentlichen Einfluß der Schaubühne nicht gering; aber wir wollen, daß auch diese zum Guten diene, und wir wissen, daß die klassischen Blüthen der dramatischen Dichtkunst überall aus der Wurzel der Nationalität, des Volksthumes hervorgewachsen sind. Shakespeare war nicht allein ein Dichter, er war auch ein Britte; Calderon war nicht allein ein Dichter, er war auch ein Spanier, und es ist Zeit, daß auch bei uns die Bühne anfange: dem nachzutrachten, was der populärste Deutsche Dramatiker ausgesprochen hat mit den Worten: „„An's Vaterland, an's theure, schließ' Dich an!““ — Allerdings können keine Dichter erfunden werden, wenn sie nicht von Natur geboren sind. Aber die Gelegenheit ist das Glück des Talentes, und in dieser Hinsicht schon betrachten wir es als ein günstiges Omen, daß jetzt wieder ein Preuße an der Spitze der Königlichen Schauspiele in Berlin steht, ein Preuße mit einem in die Geschichte des großen Königs verwebten Namen, dessen Ahnherr sich den Ehrenplatz auf dem Friedrichs-Denkmale als Sieger bei Strehlen erworben hat.“ Man sieht hieraus, daß man in Berlin protestantischer Seits die sittliche und die patriotische Bedeutung des Theaters gar wohl zu würdigen anfängt. Das Theater soll der Kräftigung des Nationalgefühles dienen und nicht, mit der Revolution Hand in Hand, unter einem kosmopolitischen, vaterlands- und glaubenslosen Literatenthum und den zersetzenden Einflüssen des Judenthums, die Grundlagen der Gesellschaft, und also auch der Throne untergraben helfen. Die Berliner Journale brachten auch zum öfteren schon Nachricht von manchem, vielleicht nur zu sehr im exclusiv-altpreußischen Geiste componirten Bühnenspiel, und mit welch rauschendem Beifall die an das Nationalgefühl gerichteten Stellen aufgenommen wurden.

Von einer sittlichen, einer nationalen Bedeutung des Theaters aber hat man in Wien, wir sagen es mit Leidwesen, keine Idee. Die Frivolität, in welche die Bühne dort versunken, hat selbst den Sinn hiefür so abgestumpft, daß das große Publikum in gänzlicher Gedankenlosigkeit sich jeden fremden und einheimischen Schmutz bieten läßt und ihn applaudirt, wenn er nur die Sinne kitzelt und eine blasirte, verdorbene Phantasie für den Augenblick

reizt. Während die Kanonen noch auf der Bastei stehen, schlürft die Bevölkerung in vollen Zügen ein geistiges Gift, das ihr Herz verbrennt und die Revolutionen erzeugt. Oder hat man vielleicht vergessen, daß die Mysterien von Paris von Eugen Sue, mit ihren Uebersetzungen in zahllosen Ausgaben, der Enthüllung der Mysterien des Jahres 1848 unmittelbar und nicht zufällig vorausgingen. Aber nichts destoweniger läßt man in Wien Herrn Laube und das dramaturgische Judenthum schalten und walten, als wenn es nie ein Jahr 1848 gegeben hätte!

Und ist es etwa darin hier bei uns in München besser bestellt? Auch früher sah es in dieser Beziehung bei uns nicht glänzend aus, aber aus dem Regen sind wir unter die Traufe gekommen. In unserer Mitte nämlich erschien der politische Nachtwächter von ferne her. Man wußte in Bayern nicht viel Anderes von ihm, als daß er zur Zeit, da er auf der äußersten Linken sein Feurio geblasen, München in einem Sonetten-Gassenhauer mit dem gemeinsten Hohne übergossen hatte. Sonst bestanden zwischen dem Lande und ihm keine Bande irgend einer Art. Jetzt sollte er an die Spitze einer sittlich-ästhetischen Bildungsschule des Volkes treten, doch ohne Zweifel auch in der Absicht, den vaterländischen Sinn zu wecken und zu kräftigen, und die Anhänglichkeit an den Thron, in einer von revolutionären Brennstoffen erfüllten Zeit, zu befestigen.

Fleiß und Ordnung und Abstellung des einen und anderen äußerlichen Mißbrauches wird ihm nachgerühmt. Aber was hat er in der Hauptsache gethan? Vom Geist der Immoralität, dieser Mutter der Revolution, durchdrungene Stücke hat er in abgeschwächter Gestalt, mit leichter Verhüllung des Revoltantesten, auf unsere Bühne gebracht. Dieses Verkleistern ist ordinäre Tüncherarbeit; man nennt das in Frankreich Badigeonnage, und ein solches Stück gleicht einer frechen Dirne, die ihre Blößen mit einem dünnen Ueberwurfe halb verdeckt, während ihr das Feuer der Liederlichkeit aus den Augen blitzt. Die Decorationen zu dieser Creme der Pariser Kloaken hat der bayerische Intendant in Paris malen lassen, als ob unsere Maler nicht einmal zu Decorationsmalereien zu gebrauchen seien. Ein vaterländischer Stoff, wie die Bernauerin, wurde mißhandelt, und das Theater von den Pro-

dufken des kirchenfeindlichen Judenthums, eben nicht zum Vortheile des Thrones, überschwemmt, und das Judenthum im Parterre und die kameradschaftliche Presse applaudirte dazu. Gleichzeitig werden die Untergebenen von dem gestrengen Herrn und Meister, der die Münchener Muse ein „Kuchelmensch" nannte, als „Kerle" oder noch geringschätziger titulirt. Und während er selbst in dieser barschen Weise das Scepter führt, mag er, nach Art der Parvenus-Autokraten, keine Kritik gestatten. Als politischer Nachtwächter hat er die Majestät der europäischen Fürsten, die bayerische nicht ausgenommen, verhöhnt, und jetzt, wo er die Uniform angezogen, wenn ein Literat letzten Ranges, körperlich ein verkrüppelter, armseliger Mensch, sich an ihn und das Seine wagt, seine Majestät antastend, da fährt der freisinnige Vorstand unserer sittlich-ästhetischen Bildungsanstalt über ihn her, und schlägt ihm seinen Stock auf Kopf und Rücken in Stücke! Und dieses Berserker-Bravourstück wird, coram populo, bei der Feier der Parade zu Ehren unserer russischen Gäste aufgeführt! In der That eine Scene des alten Faustrechtes, oder der modernen amerikanischen Lynchjustiz, zur Bildung und Sittigung sehr geeignet.

So ist denn das Treiben an unserem Theater für das Inland und das Ausland ein Gegenstand des Scandals geworden.

Wie durch die von Hrn. Dönniges proponirten Berufungen das bayerische Selbstgefühl mißachtet wurde, darüber hat sich neben anderen die protestantische Pfälzerzeitung in anerkennenswerther Weise ausgesprochen; über das Theater ließen sich ähnliche Urtheile zusammenstellen, die jeden Bayer mit Kummer und Scham erfüllen müssen. So berichtete das Dresdener Journal aus München, schon vor jenem Attentat, über die bayerische Theater-Clique wörtlich: „Es ist leider in unserer bayerischen Journalistik dahin gekommen, daß, die „„Allgemeine Zeitung"" nicht ausgenommen, nur Lobhudeleien für Herrn Dingelstedt Aufnahme finden. Der ehemalige „„Nachtwächter"" hat eine solch' empfindsame Haut, jedem, auch dem geringsten Tadel gegenüber, daß er ihm auf eine oder die andere Weise einen Maulkorb vorzuhängen weiß. In der hiesigen Claque und Kritik spielt für billigen Lohn die Gastrolle Jung-Israel." Die Kreuzzeitung fügt die Frage hinzu:

„Was sagt dazu der in die Intendanten-Uniform gefahrene politische Nachtwächter?“

Seltsam, daß die Allgemeine auch heute wieder die gleiche Rolle einer stummen Rednerin übernehmen zu wollen scheint, wie 1847: das, wovon ganz München spricht und was die Runde durch alle deutschen Blätter macht, davon scheint diese künftige „Quelle der Geschichte“ nichts zu wissen!

Indessen hat es auch in der bayerischen Presse nicht an freimüthiger Besprechung dieses theaterlichen Unfuges gefehlt, denn so tief ist sie nicht gesunken, daß sie sich ohne Ausnahme zu Lobhudeleien eines Theater-Intendanten hergäbe. Wir könnten dessen zum Beweis eine ganze Reihe von Artikeln aus der Augsburger Postzeitung anführen, deren einer schärfer als der andere der allgemeinen Mißstimmung Worte leiht. Und wie berichtet der Volksbote die jüngsten Vorgänge, und welches Urtheil fällt er über die Moralität unserer Bühne? Hören wir ihn. Nummer 82, München, den 3. April, berichtet er: „Am Mittwoch Mittag ist von dem Hoftheater-Intendanten Dingelstedt ein unerhörter Anfall auf den Redacteur des „„Jocus““ verübt worden, welcher in seinem Blatte die Theatergeschichten in anderer Weise bespricht, als der Redacteur des „„Punsch““ und der „„Volksbötin““, der bekanntlich ein Dutzbruder und häufiger Tischgenosse des Hoftheater-Intendanten ist. Der Redacteur des „Jocus“, Hr. Vogt, hat im Odeon ganz ruhig am Fenster gestanden, und von dort der großen Parade zugeschaut. Auf einmal ruft hinter ihm eine Frau: „„Jesus und Joseph!““ und in dem nämlichen Augenblicke erhält er von hinterrücks einen Schlag auf den Kopf, wodurch ihm der Hut über die Augen heruntergedrückt wird. Als er den Hut wieder in die Höhe bringt, steht der Herr Hoftheater-Intendant Dingelstedt hinter ihm und haut den armen, von Natur kleinen und schwächlichen Mann, der ganz unfähig ist, gegen solche Mißhandlungen sich zu wehren, wiederholt aus aller Kraft mit einem langen Stock über den Kopf. Der Mißhandelte flüchtet sich zur Thüre, aber noch vor derselben erhält er mehrere Kopfhiebe, wobei die Stücke des Stocks davon fliegen. Schwer verletzt und betäubt erreicht er seine Wohnung, wo er übel und ohnmächtig wird, so daß alsbald ärztliche Hülfe nothwendig geworden ist, und er noch

gegenwärtig mit großen Schmerzen zu Bett liegt. Dieß ist der Sachverhalt. Die Person, an welcher dieser Anfall verübt worden, ist natürlich ganz gleichgültig bei der Sache; allein da derselbe bereits Stadtgespräch ist, so hat der Volksbote für angemessen gehalten, sich nach dem Hergange genau erkundigen zu lassen, um seinen Lesern den Thatbestand berichten zu können. Der Vorgang ist übrigens bereits in den Händen der Obrigkeit. Wie der Volksbote hört, hat sich der Unwille des Publikums über diese That bereits vorgestern Abend im Theater ziemlich laut kundgegeben; allein je unerhörter die Handlung ist, um so nothwendiger ist es auch, daß die entsprechenden Schritte der Obrigkeit in keiner Weise gestört werden, sondern die Sache durchaus den gesetzlichen Gang gehe. Die unparteiliche Gerechtigkeit der Behörden und unseres Königs gewährt vollkommene Bürgschaft, daß diesem Herrn Dingelstedt werde, was ihm gebührt, sowie auch kaum zu zweifeln ist, daß die Aburtheilung so bald irgend möglich erfolgen werde."

In einer späteren Nummer fällt er dann sein Urtheil über das Dingelstedt'sche Repertoire, ein Urtheil, das kein vereinzeltes ist, sondern von Hunderten getheilt wir. Es lautet: „Der Volksbote hat schon früher wiederholt geäußert, daß er sonst wenig Zeit hat, sich viel um's Theater zu bekümmern; allein wenn dasselbe so auf das Publikum einwirkt, wie in der letzten Zeit die Stücke unsers Hoftheaters es gethan haben, so muß er sich darum kümmern. Die Sorte von „„Volksbildung““, welche dadurch bewirkt wird, ist so skandalöser Art, daß man dazu gar nicht schweigen kann. Schon in seinem Blättl vom 19. Februar hat der Volksbote Manches rügen zu müssen geglaubt, aber seitdem ist es immer noch bunter und bunter geworden, und gerade bei den ärgsten Stücken hat man hinterher in gewissen Blättern immer lesen können, wie lebhaft sie beklatscht worden seien; freilich ist nicht dabei gesagt worden, von wem: denn man hat sich wohl gehütet, zu erwähnen, daß der achtbare Theil des Publikums unwillig und angeeckelt heimgekommen ist, und daß die lebhaften Beifallsbezeugungen nur das Werk einer bestellten Klatschbande gewesen sind. Besonders hat Jedem schon die Masse von Judenstücken auffallen müssen, die in der letzten Zeit gegeben worden sind, bei denen es sich indessen nicht sowohl da-

rum handelt, ob die Verfasser gewässerte oder ungewässerte Juden sind, sondern um den gegen das Christenthum, gegen die christliche Kirche und gegen die Sittlichkeit gerichteten Inhalt, gerade als ob Alles darauf angelegt und berechnet wäre, das Publikum zu demoralisiren. In dem Original eines dieser, von einem fanatischen Juden geschriebenen Stücke kommt nicht weniger als zwanzig Mal der Ausdruck: „„elender Christ““ vor, was freilich hier bei der Aufführung auf dem Hoftheater fein gestrichen worden ist, vermuthlich, damit die Tendenz doch nicht gar so grell und allzu handgreiflich hervortreten sollte. In dem „„Verlornen Sohn““, wozu die Decorationen (weil ja die einheimischen Maler den Parisern das Wasser nicht halten [!]) in Paris haben angefertigt werden müssen, sind zwar die bis auf's Aeußerste gehenden Unsittlichkeiten hier nicht in vollem Maaße gegeben worden; aber immerhin ist's wahrlich schon arg genug, wenn darin die heidnischen Priester berauscht aus dem Tempel kommen, und dann die Mädchen in den frivolsten Anzügen für sie bei der Hand sind! Die schmähliche Tendenz dieses ganzen Stücks ist ohnehin unverkennbar genug. Indeß, gleich als ob's an solchen, wenn auch mehr oder minder versteckt, auf Herabwürdigung des Christenthums, und auf eine Vergötterung des Judenthums hinzielenden Stücken noch nicht genug wäre, hat sogar aus dem Staub des Alterthums das übersetzte Stück eines römischen Dichters hervorgeholt werden müssen, in dem die Sittenlosigkeit so nackt zu Tage tritt, daß kein Shawl sie zuzudecken vermöchte, und jedes anständige Frauenzimmer weit mehr als schamroth hat werden müssen. Damen aller Kreise sind mit tiefster Entrüstung darüber nach Hause gekommen, und man hört sie laut erklären, daß sie nimmermehr ihre Töchter in solche Theaterstücke würden gehen lassen, noch selber dazu gehen würden. Weiter! Kürzlich ist ein elendes Stück von dem getauften Juden Hebbel („„Agnes Bernauer““) producirt worden, das freilich ungeachtet aller Anstrengungen der bestellten Beifallsklatschenden jämmerlich durchgefallen ist, was aber nicht hinderte, daß durch die Anstrengungen der Bande der „„Dichter““ stürmisch herausgerufen wurde. Genüge es, von diesem Stücke nur zu erwähnen, daß der gewässerte Hebbel darin den Herzog Ernst von Bayern sagen läßt:

„„großer Ahnherr (Kaiser Ludwig)! du starbst durch Wein und Brod“ “ (!), und daß Herzog Albrecht darin das „„Volk““ zum Aufruhr gegen seinen Vater und gegen das Militär aufbietet! Es ist gewiß weit getrieben, daß dergleichen Stücke auf dem Königlichen Hoftheater als „„Schule für Volksbildung“ “ gegeben werden. Sehr begreiflich ist's, daß, wie jetzt Jedermann weiß, der königliche Hof und die Personen, welche zu nennen die schuldige Ehrfurcht hier gebietet, über die Production höchst entrüstet gewesen sind.“

Das sind die Beispiele, an denen sich Bayern bilden soll! dieß die Früchte unseres neuen Theater-Regimes, die wahrlich nicht geeignet sind, die moralische Achtung Bayerns in den Augen Deutschlands zu steigern, und dennoch bedürften wir dieser Achtung gerade in dem gegenwärtigen Augenblicke mehr denn je.

Und im Lande selbst, wenn diese Kunden aus der Hauptstadt hinauskommen, wenn die Leute dort Artikel, wie die angeführten des Volksboten, der fünftausend Abonnenten zählt, lesen, so läßt sich leicht denken, mit welchen Empfindungen dieß geschieht. Sie werden dort den politischen Nachtwächter fragen, ob seine Theaterstücke ihnen etwa ein Ersatz für die verkümmerten Missionen seyn sollen, und das in einer Zeit, wo der einreißenden Verwilderung kaum zu wehren, wo die furchtbarsten Mordthaten, die entsetzlichsten Gräuel am hellen Tage begangen werden, wo Raub und Brand das Leben immer unsicherer machen, und die vermehrte Gensd'armerie kaum mehr ihrem Dienst genügt. Was hilft es da, wenn nun anderer Seits wieder zur öffentlichen Kunde gebracht wird, wie es gerade in diesem Augenblicke geschieht: „Durch einen Ministerialerlaß werden die verschiedenen Kreisregierungen beauftragt, die Rectorate und Subrectorate der Gymnasien und lateinischen Schulen ihres Verwaltungsbezirkes anzuweisen, sorgfältig darüber zu wachen, daß der Unterricht der bayerischen Geschichte in den genannten Anstalten mit allem Fleiße und in belebender, eindringender und veredelnder Weise ertheilt werde. Insbesondere sind es jene Partien dieser Geschichte, durch welche die studirende Jugend zu frommer, gottesfürchtiger Gesinnung, zur Ehrfurcht und Anhänglichkeit gegen den Monarchen und sein erhabenes Haus, zum Gehorsam gegen Gesetz und Obrigkeit,

und zu hingebender Vaterlandsliebe geweckt und belebt werden kann, welche von den betreffenden Lehrern auf eine nachdrucksame, eindringende Weise behandelt werden müssen. Die Prüfungs-Commissäre sind anzuweisen, ein eingehendes, gründliches Examen bezüglich des Unterrichts in der bayerischen Geschichte eintreten zu lassen, und das Ergebniß desselben in dem Visitationsprotokolle oder Berichte genau zu bezeichnen."

Hätte etwa Herr Waiz, der Verächter Bayerns, der Vertreter der preußischen Erbkaiser-Idee, dessen Berufung Herr Dönniges uns veranlaßte, unserer Jugend die bayerische Geschichte in diesem Sinne vorgetragen? Wenn aber so die eine Hand baut, was die andere niederreißt, wie kann da auch nur das Allergeringste zu Stande kommen? Und wird das Volk in seiner Einfalt und Beschränktheit nicht zuletzt denken: man müsse ein Spottgedicht oder eine Schmährede gegen Bayern verfaßt haben, um von solchen Rathgebern einen Ruf nach Bayern zu erhalten? Wer den einzigen Vortheil von diesem Verfahren hat, das ist die Umsturzpartei, die ihre Zwecke nicht besser gefördert sehen könnte.

Während aber Männer dieser Signatur berufen oder emporgehalten werden, verbreitet sich immer erneut das Gerücht: ein Mann, wie Ringseis, würde bis zum Herbst aus seinem Lebensberufe, aus unserem Krankenhause, entfernt werden. Wir können dieß nicht glauben, und erwarten im Interesse der Regierung, daß die ohnehin gereizte Stimmung durch eine bestimmte Erklärung beruhigt werde.

Ringseis hat Bayern sechsunddreißig Jahre hindurch mit unerschütterlicher, aufopfernder Liebe und Treue gedient. Seit seiner frühesten Jugend ein begeisterter, ein ritterlich muthiger Verfechter der Ehre seines engeren und weiteren Vaterlandes, hat er, gleich Prinz Eugenius, nie einen Kampf oder eine Mühe in seinem Dienste gescheut. So hat er schon als Jüngling den Befreiungskrieg für Bayern und Deutschland mitgemacht, und so hat er jeder Zeit seine Lebenskräfte, in unermüdlichster, nie ruhender Thätigkeit, seinem Vaterlande, seinem Königshause und, setzen wir hinzu, zahllosen Armen, die er mit milder Fürsorge behandelte, gewidmet. Keine Versuchung, keine Erschütterung der Zeit, wie allgemein und gewaltig sie seyn mochte, hat ihn je in seiner Treue

wankend gefunden, und noch jüngst im Revolutionsjahre 1848, da gar Mancher, der nun, mit Orden und Titeln g schmückt, einherstolzirt, mit Volkssouverainetät und der breitesten demokratischen Basis liebäugelte, hat er fest gestanden; im Februar 1849, als die Majorität unserer radikalen zweiten Kammer die Monarchie aus der Adresse in feierlicher Abstimmung mit Majorität strich, als das Feuer der Revolution die Pfalz ergriff und nach Franken und Schwaben hinüber drohte, da war er unter der Deputation des Münchener Vereins für constitutionelle Monarchie und religiöse Freiheit, die um die Erlaubniß nachsuchte, Seiner Majestät und der in der Kammer gestrichenen Monarchie einen Fackelzug bringen zu dürfen, wie er am folgenden Abend nach jenem Beschlusse, zum Verdruß der Revolution, in glänzender Weise stattfand.

Kein Redner des Bauhofklubs oder im Zweibrückensaal, hat er bei der Leichenfeier Robert Blum's vor dem Neuthor keine Fackel getragen, noch den Schneidergesellen in dem Storchen Freiheitsreden gegen ihre Meister gehalten; keine charakterlose Wetterfahne, hat er den Aussendlingen der Wiener Aula keinen Bruderkuß gegeben, noch ist er auf hohem Roß an der Spitze eines Freicorps einhergeritten, noch hat er eine Adresse um einen Münchener Sicherheits=Ausschuß unterschrieben, noch Rechenschaft über die Aufbewahrung des Kronschatzes verlangt; kein Mitglied des Vor= oder Nachparlaments, hat er nicht für die Frankfurter Parlaments=Tyrannei gestimmt, noch für das preußische Erbkaiserthum intriguirt, aber auch nicht das Bild des Königs von Preußen in effigie auf dem Dultplatze mit dem Gesindel verbrannt.

Nie hatte er seiner Ueberzeugung ein Hehl; seine Wege waren immer die geradesten, seine Absichten die reinsten, sein Ziel frei von Eigensucht, und darum wird er auch von Ehrenmännern aller Parteien, auch von denen, die seine religiösen, seine wissenschaftlichen und politischen Ueberzeugungen nicht theilen, als ein fleckenloser, ehrenhafter Charakter geachtet.

Ein selbstdenkender Mann, von rastlosem Studium, von anerkanntem Scharfblick am Krankenbette, von einer praktischen Erfahrung, wie Wenige, der in den meisten großen Spitälern Europa's seine vieljährige Schule durchgemacht, nachgerade die

einzige medicinische Celebrität höhern Ranges an unserer Universität — und diesem Manne sollte man seine Lebensthätigkeit durchschneiden, ihn bei Seite schieben wollen, etwa wie man einen Lohnlakaien abdankt, den man mit einem gefälligeren vertauschen möchte? — Nein, wir können es nicht glauben! Welch einen Eindruck würde dieß auf unser Volk machen? — Würde es nicht sprechen: Ringseis ist ein Bayer von altem Schrot und Korn, ein gläubiger Katholik, ein freimüthiger Mann, kein kriechender Schmarotzer, er war nie ein Freimaurer, nie ein Genosse eines geheimen, staatsgefährlichen Bundes, er war immer seinem Gott und seinem König getreu, nie hat er ein Spottgedicht auf Bayern gemacht, nie eine Parlamentsrede gegen Bayern gehalten, sondern ihm immer redlich gedient; kurz er hat ein bayerisches Herz, und darum wird ihm nun von falschen Rathgebern solcher Lohn zu Theil.

Das würde vielleicht nicht nur das Urtheil des Volkes in Bayern seyn, auch im übrigen Deutschland, wo er so zahlreiche Freunde zählt, würde der Eindruck ein tiefer seyn, ja das Urtheil über unsere Zustände würde durch ein solches Vorgehen wesentlich bedingt werden. Darum sehen wir, wie gesagt, einer beruhigenden Erklärung mit Zuversicht entgegen, auf daß nicht an unserer Zeit der Spruch in Erfüllung gehe: Quem Deus perdere vult, hunc prius dementat.

Hiemit die Betrachtungen schließend, zu welchen uns der voranstehende Aufsatz veranlaßt, erlauben wir uns nur noch die Bemerkung: sollte der Verfasser etwa darüber beunruhigt seyn, wie es fast scheint, daß in Bayern die edle, altdeutsche Tugend der Freimüthigkeit erstorben wäre, so wird er in dem Vorhergehenden hoffentlich den beruhigenden Beweis des Gegentheiles finden, und Niemand wird unserem freien Wort, das der Ehrfurcht, die es der Autorität schuldet, wohl eingedenk ist und im Interesse dieser Autorität spricht, etwas in den Weg legen.

München, den 10. April 1852.

Die Redaction.

XL.

Freimaurerische Zufälligkeiten

und E. E. Eckert's Anklageschrift: „Der Freimaurer-Orden in seiner wahren Bedeutung."

Als jüngst wegen einer Aeußerung über den maßgebenden Einfluß, den die „Freimaurer-Verschwörung" auf den größern Theil des Königlich Sächsischen Ministeriums übe, eine Criminal-Untersuchung gegen den sonst schon mit zahlreichen Preßprocessen geplagten Redacteur der „Freimüthigen Sachsenzeitung", Advokaten Eckert, verhängt wurde, perhorrescirte er bis zur geschehenen Aufhebung des Freimaurer-Ordens den ganzen sächsischen Richterstand, weil dieser zum großen Theile, sogar in höhern Häuptern, aus Freimaurern bestehe, seine Richter also leicht selbst Partei seyn könnten. Zugleich beantragte Eckert bei den Criminal-Gerichten und der Stände-Versammlung förmlich die Aufhebung des Ordens in Sachsen. In seiner nun erschienenen ausführlichen Anklageschrift: „Der Freimaurer-Orden in seiner wahren Bedeutung", geht er leider — weil historische Kritik offenbar nicht seine Sache ist — allzu leichtgläubig auf die berufenen phantastischen Genealogien des zur Ungebühr ahnenstolzen Ordens ein, und verwickelt sich in diesem Punkte selbst mit

freimaurerischen Lächerlichkeiten, bringt aber sonst merkwürdige Daten und Aktenstücke über das Wesen und Thun des geheimen Bundes seit der ersten französischen Revolution bei. So äußert er zum Beispiel: „Im Mai 1847 wurde zu Straßburg ein europäischer Freimaurer-Congreß abgehalten, wozu sich unter Andern folgende Hauptpersonen einfanden, wie mir aus höchst glaubwürdiger und, da nöthig, von mir anzugebender Quelle aus Berlin mitgetheilt wurde, nämlich: Lamartine, Cremieux, Cavaignac, Caussidiere, Rollin, Blank, Proudhon, Marrat, Marie Vaubelle, Vilain, Pyat u. A., — ebenso wie die Hauptpersonen der deutsch-republikanischen Partei: Fickler, Hecker, Herwegh, von Gagern, Bassermann, Ruge, Blum*), Feuerbach, Simon, Jakobi, Struve, Zitz, Welker, Heckscher u. A." — „Sonderbar!" fügt er bei, „dem Pariser Maurer-Congresse von 1785 folgte die erste große Revolution auf dem Fuße, und dem Maurer-Congreß zu Straßburg folgt wieder eine neue Revolutions-Entwickelung! Die der Schweiz 1847 war der erste Akt der großen europäischen Revolution, die sich Akt an Akt 1848 ihr anreihte. Der Bürgerkrieg brach aus, und entschied sich bald mit der Niederlage und Unterdrückung der alten katholischen Kantone. Und an der Spitze der radikalen Armee sah man denselben General Dufour (!), der mit den spanischen Rebellen und Maurern, sowie mit dem „jungen Europa" Verbindungen pflegte. Daß aber Mazzini mit seinem „jungen Europa" nur General und Kriegsmacht des Maurer-Ordens waren, findet eine weitere Bestätigung auch darin, daß wir in der Maurerzeitschrift Latomia VIII, 128 lesen: wie der Belgische Minister Nothomb, ein maurerischer Apostat, im Nationalpalast vor sechs Deputirten dem Deputirten Verhagen erklärt habe: „„daß die

*) Der erste Apostel des „Deutschkatholicismus", Ronge, war kurz vorher (den 30. Nov. 1846) in der Juden-Loge „zu den drei Nesseln" in Hamburg in den Freimaurer-Orden aufgenommen worden.

Maurerei jetzt in Belgien in den Händen gewisser Männer zur mächtigen und gefährlichen Waffe geworden sei; daß der Aufruhr in der Schweiz seinen Ursprung den Machinationen der Belgischen Loge verdanke; daß Bruder Defaegz, Großmeister der Belgischen Logen, im Sommer 1844 bloß aus dem Grunde eine Reise dahin unternommen hätte, um jene Bewegung vorzubereiten."" — Allerdings sehr — sonderbar! Jedenfalls ist aber jenes Mitglieder-Verzeichniß vom Straßburger Freimaurer-Congreß ein neuer Beweis für die Unübertrefflichkeit der Operations-Basis, die der neutrale Boden des religiösen Indifferentismus allen revolutionären Schattirungen bietet, und für die unermeßliche Schmiegsamkeit des „rein menschlich-sittlichen" Princips, das selbst eine gewisse Gattung von Conservativen anstatt des positiven Christenthums zur Staatsseele gemacht wissen will.

XLI.

Nichts Neues.

Nichts Neues unter der Sonne! — Wenn man die Geschichte der Jahrhunderte mit prüfendem Auge durchläuft, so überzeugt man sich bald, daß das jüdische Volk, nachdem es einmal gerufen: Sein Blut komme über uns und unsere Kinder! eine Stellung genommen hat, die es gar nicht mehr verlassen kann, es sei denn, daß der Einzelne seine und seiner Väter Schuld im Bade der Taufe abwasche. Immer und zu allen Zeiten ist der Jude neben der modernen christlichen Gesellschaft als der stets bereite, immer gerüstete, unversöhnliche Feind gestanden, Tag und Nacht lauernd, wie

er den verhaßten Goim übervortheilen, unterdrücken, zu Boden schlagen, knechten, oder, wenn es seyn könnte, vom Erdboden vertilgen möge. Dieß Streben blieb sich in allen Jahrhunderten gleich, denn es ist der innersten Signatur des Wesens der Stämme und Geschlechter eingeboren; nur die Form wechselt, je nach der Eigenthümlichkeit und Haltung der Zeiten. Ein neuerer Geschichtschreiber (W. B. Wenck) berichtet aus der Zeit nach dem Vertrage von Verdun Folgendes: „Es war den Juden gelungen, sich mächtige Beschützer unter den Großen des Reichs zu erwerben, sogar die Könige für sich zu gewinnen; pochend auf diesen Schutz, wußten sie sich nicht nur allen gegen sie gerichteten Gesetzen zu entziehen, sondern auch Rache zu nehmen für alle ihnen zugefügten Unbilden. Sie fanden ihre Lust daran, Christen in ihrem Glauben irre zu machen, wobei ihnen nicht nur das Ansehen, welches die christliche Kirche den alten Grundlagen ihrer Religion zuerkennt, zu Statten kam, sondern auch die Reste einer feineren Bildung förderlich waren, welche sie aus den Tagen des Alterthums durch die Zeit der Barbarei hindurch gerettet hatten. Ihre Frechheit ging so weit, daß sie einen Diaconus aus Alemannien, einen Mann, der im kaiserlichen Palast seine Bildung erhalten, und mit kaiserlicher Unterstützung noch kurz vorher eine Reise nach Rom unternommen hatte, zu sich hinüberzogen, ihn veranlaßten, die Tochter eines Juden zu heirathen und dann seinen Neffen zum Abfall zu zwingen. Zuletzt zog er mit mehreren seiner neuen Glaubensgenossen nach Spanien, und hetzte die Sarazenen so wüthend zur Verfolgung der dortigen Christen auf, daß diese den westfränkischen König flehentlich baten: er möge die Auslieferung des Apostaten von dem Oberhaupte der Muhamedaner verlangen. Ungeachtet aller Verbote kauften die Juden im fränkischen Reiche christliche Sclaven und unterwarfen dieselben der Beobachtung jüdischer Bräuche und Sitten, ja selbst der Beschneidung. Jüdische Kaufleute führten selbst christliche Sclaven nach saracenischen Ländern, und der Gerüchte

von gestohlenen Christenkindern war kein Ende." — So weit war es gekommen, daß damals schon, wie noch vor Kurzem in unserer Gegenwart zu Frankfurt a. M., um des jüdischen Sabbath willen, ein städtischer Markt vom Sonnabend verlegt werden mußte. (Zu Frankfurt ward er auf den christlichen Sonntag verlegt.)

XLII.

Literatur.

Beiträge zur Geschichte, Topographie und Statistik des Erzbisthums München und Freising. Unter Beihülfe mehrerer Mitarbeiter herausgegeben von Dr. M. v. Deutinger, Dompropst in München. I. Bd. 1.—3. Heft 1850. 567 S. II. Bd. 1.—3. Heft 570 S. 1851. III. Bd. 568 S. 1851.

Die oben genannten Beiträge reihen sich in würdiger Weise an die brauchbarsten historischen Leistungen an, welche aus dem Einzelnen heraus das Ganze der Geschichte erkennen und erbauen helfen. Die drei uns vorliegenden Bände, wovon jeder drei Hefte umfaßt, bieten ein mannigfaltiges Material dar, wie folgende Uebersicht zeigen kann:

I. Band. I. Kataloge der Bischöfe von Freising.

A. Hoheneicher über die chronicas (catalogos) Episcoporum Frisingensium.

B. Reihenfolge, übersichtliche, der Bischöfe von Freising, nach der Zeitfolge in alphabetischer Ordnung und nach ihrer Regierungsdauer. M. v. D.

C. Freiberger, chronicon Episcoporum Frisingensium.

D. Acta Episcoporum Frisingensium a s. Corb. usq. ad Max. Procop. Das erstemal nach Handschriften von M. v. D.

E. Haberstock Joach., chronologium Episcoporum Frisingensium, elegiacως redditum.

F. Catalogus Episcoporum Frisingensium und kurze Chronik nach alten Handschriften hergestellt, von M. v. D.

II. Rauchenbichler, Reihenfolge der Bischöfe von Chiemsee, nebst der Reihenfolge der Erzbischöfe von Salzburg, und einer synchronistischen Uebersicht der Päpste, salzburgischen Erzbischöfe und freisingischen und chiemseeischen Bischöfe.

III. Geiß, (Ernst), Geschichte des Klosters Frauenchiemsee.

IV. v. Koch-Sternfeld, über das Frauenkloster am Nonnberge im Isengaue.

V. Egger, Gottfr. Matth., Jubelpfarrer in Hohenkammer, mit der Reihenfolge der Pfarrer und Benefiziaten von Hohenkammer.

VI. Das Bisthum Freising im Jahre 1752, eine statistische Uebersicht, nach einer gleichzeitigen Handschrift zusammengestellt von M. v. D

II. Band. I. Päpstliche Urkunden zur Geschichte des Bisthums Freising, nebst einem Anhange von Urkunden über die Vereinigung der Pfarrei Königsdorf mit dem Kloster Benediktbeuern.

II. Wiedemann's Geschichte der Pfarrei Hegling.

III. Das Passionsspiel in Oberammergau; Berichte und Urtheile über dasselbe, nebst einer Geschichte der Passionsspiele in Bayern überhaupt.

III. Band. I. Fortsetzung und Schluß der Berichte 2c. über das Passionsspiel in Oberammergau, mit biographischen und geschichtlichen Notizen.

II. Arnpeckii, Viti, liber de gestis Episcopor. Frising. et de prima fundatione monasterii Weihenstephan.

Die hier dargebotenen Urkunden gehen in ihrer Bedeutung theilweise weit über die Gränzen der einzelnen betref-

fenden Orte und der Erzdiöcese hinaus, sie machen allgemeine Zeitzustände, Institutionen und Rechtsverhältnisse anschaulich. So vergegenwärtigt uns die Urkundensammlung über die Vereinigung der Pfarrei Königsdorf mit dem Kloster Benediktbeuern das goldene Zeitalter des Mißbrauches der geistlichen Gerichtsbarkeit zu langwierigen und verwickelten Prozessen sehr anschaulich an einem merkwürdigen Fall.

„Das zur Diöcese Augsburg gehörige Kloster Benediktbeuern, welches in dem nahe gelegenen, aber schon dem Bisthum Freysing zuständigen Pfarrorte Königsdorf Güter und Rechte besaß, die es gerne an Ort und Stelle durch einige seiner Conventualen selbst hätte verwalten lassen, gab sich öfters Mühe, zum Besitz der Pfarrei Königsdorf zu gelangen." Im fünfzehnten Jahrhundert wurde zwanzig Jahre hindurch zwischen der Abtei Benediktbeuern und dem Bisthum Freysing ein kostspieliger und heftiger Streit um den Besitz dieser stillen Pfarrei geführt; Kaiserliche Intercession wurde zu Hülfe genommen, um in Rom einen, dem Kloster günstigen Spruch zu erzielen. Beide Parteien hatten ihre Anwälte in Rom, Commissionen fanden Statt; der streitbare Abt Wilhelm setzte dem ersten Spruch eine erste, und dem zweiten eine zweite Appellation entgegen, ja selbst eine dritte, worauf er excommunicirt wurde. „Was aber sonsten für censurae, excommunicationes und execrationes auf den fahl des Ungehorsambs yber den Abbt Wilhelm fulminirt worden, kan ich mit weniger hier nit erzellen, sondern nur dieses melden, daß selbige fulminationes mehr als 2 Bögen papier einfüllen", sagt Meichelbeck im Referate über den ganzen lehrreichen Prozeß. Die Nachrichten über die Erneuerung des Streits im Jahre 1730 sind nicht minder interessant.

Neben diesen belehrenden, aber minder erfreulichen Urkunden finden sich andere, welche uns aus der nähern oder fernern Vergangenheit Thatsachen und Verhältnisse der anziehendsten Art darbieten. Dahin rechnen wir die Skizze des Lebens von Gottfr. Matth. Egger, der über ein halbes Jahrhun-

dert der Pfarrei Hohenkammer vorstand, manche Abschnitte in der Geschichte des Klosters Frauenchiemsee, und vorzugsweise die Sammlung von Berichten über das Passionsspiel in Oberammergau. Das dritte Heft des zweiten Bandes und vom dritten Bande der größere Theil (S. 1 — 460) ist ausschließlich diesem Gegenstande gewidmet. Der Herausgeber rechtfertigt die Ausführlichkeit, womit das Ammergauer Passionsspiel berücksichtigt wurde, mit den Worten: „Unsere Sammlung über diesen Gegenstand ist unter der Hand zu einem Buche angewachsen. Das hohe Interesse, welches derselbe in neuester Zeit erweckt hat, und der Umstand, daß dieses, seinem Ursprunge nach rein kirchliche Spiel, dieser wunderbare mittelalterliche Ueberrest, wie Devrient sich ausdrückt, in solcher Gediegenheit, Reinheit und Großartigkeit nur noch in unserer Erzdiöcese besteht, wird eine so ausführliche Behandlung desselben entschuldigen." Unter den mitgetheilten fünfundzwanzig Berichten ragen, wie uns scheint, nicht nur mehrere von genannten Verfassern (Steub, Guido Görres, Professor Deutinger, Dr. Sepp, Eduard Devrient), sondern auch von Ungenannten hervor. Bemerkenswerth ist, daß auch Hofrath von Oken unter den Berichterstattern auftritt.

Die Urkunden sind mit jener diplomatischen Schärfe und Genauigkeit gegeben, welche man an den Arbeiten des Dompropstes von Deutinger gewohnt ist, und wovon die bereits früher besprochenen ältern Matrikeln des Bisthums Freysing (III Bde. S. Histor.-polit. Blätter 1852. III. Heft S. 204) eine schätzbare Probe sind. Die Erläuterungen, welche den Urkunden beigefügt sind, beschränken sich auf das Nothwendige, und zeichnen sich durch Klarheit und Bestimmtheit aus. An der historischen Treue, die in all diesen Arbeiten herrscht, könnten, wie uns dünkt, selbst Minos und Rhadamanthus nichts rügen.

XLIII.

„Stoß im Himmel" und die heil. Barbara.

In Wien ist bekanntlich eine Straße, die den seltsamen Namen führt: „Stoß im Himmel" A. von Sternberg erzählt über ihren Ursprung in seinem: „Ein Fasching in Wien" Seite 194 Folgendes:

„Ein alter Mann, der einen kleinen Laden in der Nähe hatte, wußte sich noch zu erinnern, daß eines der Häuser dieser Straße vor langen Jahren mit einem in Stein gehauenen Schilde versehen war, und auf dieser Steintafel war eine Frau dargestellt gewesen, die sich in die Lüfte erhob, jedoch von einer Gestalt, mit einem Pferdefuß und Hörnern auf dem Kopfe, zurückgehalten wurde. Die Steintafel war schon lange fort, das Haus, an dem sie befestigt gewesen, hatte schon öfters seinen Besitzer gewechselt, und war gänzlich renovirt worden. Mein Krämer hatte jedoch beharrliche Nachforschungen angestellt, und diese, mit den Notizen zusammengestellt, die ihm sein Vater über das räthselhafte Haus hinterlassen, gaben ein ziemlich vollständiges Bild der Sage. Ich will versuchen, sie hier meinen Lesern wiederzugeben."

„Vor vielen, vielen Jahren — in grauer Vorzeit, lebte in Wien eine hochmüthige und äußerst eitle Frau. Sie trieb

einen unerhörten Luxus mit Kleidern und schönen Stoffen. Den ganzen Tag über saß sie am Spiegel; versäumte die Geschäfte ihres Haushaltes, und versäumte vor Allem das Kirchengehen und die Messe. Tag und Nacht sann sie auf nichts, als wie sie ihre Mitbürgerinen an Putz und Flitter übertreffen möge. Ihr Hochmuth wuchs in dem Grade, wie ihre Verschwendung ihren Säckel leerte. Eines Tages ging sie an dem Bilde der allerheiligsten Mutter Gottes vorüber, und ihr sträflicher Leichtsinn erstieg eine solche Höhe, daß sie über das einfache Gewand Maria's spottete, und die Himmelskönigin aufforderte, mit ihr in Kleiderpracht zu wetteifern. Dieser entsetzliche Hochmuth schrie zum Himmel, und die heilige Jungfrau wendete ihr Antlitz ab von der tiefgefallenen Tochter Eva's. In der Nacht, die hierauf folgte, erreichte die Gottlose die Strafe für ihr Verbrechen. Es klopfte um die zwölfte Stunde ein später Gast an die Thüre der Frau. Sie öffnete, und eine Bettlerin stand vor ihr. Hartherzig, wie die eitle Frau war, schalt sie die in Lumpen gehüllte, und wollte sie von ihrer Schwelle treiben. Allein die Alte war nicht zu entfernen; sie erhob ihren Krückenstock, und ihn wie ein Scepter handhabend, sprach sie mit dem Stolz und der Würde einer Königin: „„Armselige! Du bist eine Bettlerin! Was wollen die Lumpen sagen, die ich dort in Deinen geöffneten Schränken angehäuft sehe! Laß einmal meine Schätze Dir zeigen! Ich komme her, um Dir ein kostbares Gewand anzubieten, so schön wie keine Königin es jemals getragen. Willst Du es haben?““

„Die eitle Frau wurde böse, als sie die Bettlerin so sprechen hörte. „„Unverschämte!““ rief sie, „„geht man so gekleidet, wenn man Prachtgewänder in Besitz hat? Fort aus meinem Hause, Lügnerin!““

„Die Alte lächelte. Aus einem schmutzigen Deckelkorb, den sie am Arme hielt, brachte sie ein in Gold und Sammt flimmerndes Gewand hervor, und breitete es vor den erstaunten Blicken der Dame aus. Aber nicht genug mit diesem

Kleide, es folgte noch ein Schleier, in dessen feines Gewebe die Sterne des Himmels selbst eingeschlossen zu seyn schienen, so funkelte der Glanz des prachtvollen Flors. Um den Anzug zu vollenden, lagen noch ein Gürtel, eine Haube und ein paar Schuhe im Korbe — alles zusammen den Glanz der Garderobe einer Fürstin weit übertreffend. — Als die eitle Dame dieß sah, fiel sie der alten Frau zu Füßen, umschloß die in Lumpen gehüllten Knie, und beschwor sie, ihr das Gewand zu überlassen, sie wolle dafür geben, was sie habe.“

„Die Alte richtete einen finstern, forschenden Blick auf die Kniende, und sagte dann dumpf: „„Was Du noch hast, mein Kind? Aber Du hast nichts mehr. Du hast Dein Gut vergeudet.““

„„Es ist wahr!““ entgegnete erschreckt die Eitle. „„Doch will ich Alles, was ich besitze, zu Gold machen, und Dir geben. Das Kleid muß mein seyn.““

„„Ich will Dir einen Vorschlag machen““, hub die Alte an. „„Mir liegt an Deinem Golde wenig; ich habe dessen selbst genug. Ich will Dir das Kleid borgen auf drei Tage und drei Nächte, und Du gibst mir als Lohn das, was in der dritten Mitternacht von dem Kleide bedeckt seyn wird.““ Die eitle Dame, die den Sinn der Worte anfangs nicht recht verstand, und überdieß glaubte, die Alte rede irrsinnig, versprach Alles, was verlangt wurde; die Bettlerin ließ ihr das Kleid. Nun prunkte die Dame drei Tage und drei Nächte in diesem kostbaren Anzuge, um den sie Fürstinen und große Damen beneideten. Niemand wußte, wo ein so herrlicher Stoff, ein so unvergleichliches Gewebe hergekommen. Man fand in keinem Kaufladen solchen Sammt, solchen Atlas, solche Stickerei.

„Als die Mitternachtsstunde der dritten Nacht herankam, saß die Frau und sann darüber nach, was die Alte eigentlich mit ihrer Forderung gewollt. Je länger sie sann, desto unheimlicher wurde ihr zu Sinn. Es stiegen ihr allerlei

finstere Besorgnisse und schreckbare Gebilde auf. Der Ursprung ihres Kleides wurde ihr klar; es war keine irdische Macht, die es ihr gegeben. Jetzt faßte sie Entsetzen; sie eilte, das höllische Gewand so schnell als möglich von ihrem Leibe zu bekommen. Allein dieß war nicht möglich zu vollführen. Sie war allein und konnte das Gewand, das wie angegossen am Leibe saß, nicht herabbringen. Sie mühte sich, und versuchte endlich es in Fetzen herabzureißen. Unmöglich! der Stoff — in der Hölle gewebt — spottete jedes Versuchs — es zu trennen. Dabei kam immer näher die Stunde der Mitternacht heran. Die Unglückliche rannte in ihrem Zimmer wie sinnlos auf und ab, wie eine Königin geputzt, aber jammernd wie eine Bettlerin. Es schlug zwölf, und der unerbittliche Finger klopfte an die Thür.“

„Das Entsetzen der Hölle befiel die Arme, als sie die zerlumpte Alte eintreten sah. „„Ach, mein Schätzchen!““ rief diese. „„Du hast mir zum Lohne versprochen, was um diese Stunde von meinem Kleide bedeckt seyn wird. Du bist es selbst, mein Kind! und somit bist Du mein.““

„Die Alte verwandelte sich in den Teufel.“

„Das Kleid wurde verwandelt: der rothe Sammet wurde Blut, die Goldstickerei zu Feuer, das Silber der Sterne züngelte herab und herauf als feines Schwefellicht — so brannten und knisterten die höllischen Flammen um den Körper der in ihrer ewigen Noth Ringenden. Schon streckte die höllische Gestalt ihre Klauen nach der Verlornen aus, als — ein kräftiger Stoß — sie ihr entrückte. Das brennende Kleid fiel ab, und in einem weißen Gewande wurde die Sünderin — die in ihrer letzten Stunde sich Bekehrende — zum Himmel gehoben. Die heilige Barbara rettete sie. Das Kreuzchen und das Bild dieser Heiligen ruhte unter dem höllischen Gewande auf der Brust der Sünderin; es hätte demnach auch dem Fürsten der Finsterniß gehören müssen. Dieses Bild ihrer Schutzheiligen rettete die eitle Frau. Die heilige Barbara gab ihrer Schutzbefohlenen gleichsam „„einen

Stoß in den Himmel."" Die eitle Frau that nun Buße, ging in ein Kloster, und wurde, nachdem sie ein musterhaftes Leben geführt und aller Eitelkeit entsagt, in Frieden und Freuden zu den Geretteten aufgenommen."

„Zum Andenken dieser Begebenheit, und den „„eitlen Wienerinen"", deren Zahl nicht ganz klein seyn soll, wie man versichert, zu Nutz und Frommen, wurde das Bild in Stein gehauen, und die Gasse „„Stoß in den Himmel"" genannt, woraus der Kürze wegen „„Stoß im Himmel"" wurde." So weit Sternberg.

Die fürbittende Retterin ist dieselbe Heilige, von welcher der alte schöne Hymnus singt:

Die Du im letzten Streite
Uns schirmend stehst zur Seite,
Voll Huld, o Barbara:
Dir, heilige Magd, befehle
Ich mich mit Leib und Seele;
Sei mir im Tod mit Hülfe nah.

Der Lilien Glanz erbleichet
Und ihre Reinheit weichet
Vor deiner Keuschheit Licht:
Daß ich gleich Dir, o Hehre,
Mich rein und keusch bewähre,
Entzeuch mir Deinen Beistand nicht.

Vor Deinem Glanz, dem reinen,
Erblaßt der Sterne Scheinen,
Du heil'ger Liebesstern:
Hilf mir in heil'ger Liebe
All' meines Herzens Triebe,
Gleich Dir, zum Opfer weih'n dem Herrn *)

Eine Beschirmerin gegen das moralische Feuer wilder Sinnenlust ist diese Heilige zugleich auch eine Schützerin gegen das irdische Feuer, und daher die Patronin der Kanoniere, wie aller Artilleristen und Feuerwerker. Sancta Bar-

*) Fr. Schlosser. Die Kirche in ihren Liedern. I. S. 300.

bara heißt daher auch die Pulverkammer, zur steten Erinnerung, daß sie unter ihren Schutz und Schirm gestellt sei.

Ein albernes Ammenmärchen aus dem leichtgläubigen Mittelalter, das mit dem „Stoß im Himmel!“ wird aber achselzuckend ein aufgeklärter Wiener Stutzer, der diese Kunde aus der Vorzeit vernimmt, ausrufen. Und doch darf er nur dem gegenwärtigen Wien, wie es leibt und lebt, und unserer Zeit mit ihrer lechzenden Genußsucht und ihrem ruhelosen Jagen nach den verlockenden Aepfeln vergänglicher Lust in die Augen schauen, und überall wird ihm das Bild dieser eitlen Wienerin vor Augen treten, die ihre Seele für ihr Kleid preisgab. Ach es ist noch viel schlimmer, denn das weiß weder von Gott, noch einer unsterblichen Seele, es läuft und rennt und klammert sich an den Staub, als ob es ewig hier bleiben sollte. Ganz wie dieser Wienerin ihr Flitterputz mit ihrer Seele unzertrennlich verwachsen war, weil sie in ihm lebte, und wie er, als die Stunde der Abrechnung gekommen, das Herz verzehrte und in Asche verwandelte, so hat auch diese Zeit, statt des Höchsten das Niedrigste suchend, ihre Seele an den vergänglichen Flitter gehängt, und sie läßt sich eher das Herz aus dem Leibe reißen, als daß sie davon ließe. Aber die Arme, es ist ihr nicht gegönnt, in Ruhe ihrer Lust zu fröhnen; mit Gott ist der Grundstein aus dem Bau der Gesellschaft gewichen; da folgt denn Revolution auf Revolution, und nachdem sie den zeitlichen Besitz zu ihrem höchsten Gott erhoben, tritt der Socialismus mit Dolch und Brandfackel vor sie hin, und erklärt das Eigenthum für einen Diebstahl! So muß sie zittern wie ein Espenlaub, daß ihr jeden Augenblick ihr einziges Gut, das Leben, und was ihm allein einen Reiz verleiht, entrissen werde. Keine hätte daher auch wohl so viel Ursache, die heilige Barbara so recht flehentlich anzurufen, daß nicht die ganze Baracke, die voll Brennstoff ist, wie die Pulverkammer, die Sancta Barbara eines Kriegsschiffes, in die Luft fliege.

Das flüchtige Durchjagen der Länder auf den schnaubenden und rauchenden Eisenbahnen ist auch ein Bild dieses Treibens, und wie viel haben wir nicht diesem Glück geopfert, und wie stolz sind wir nicht darauf, und doch können wir mit allen Eisenbahnen und Dampfschiffen nicht aus dem engen Zwinger unseres alten Elendes hinaus, woran uns Justinus Kerner „im Eisenbahnhofe“ erinnert, wenn wir es allenfalls vergessen haben sollten:

„Fahr zu, o Mensch! treib's auf die Spitze,
Vom Dampfschiff bis zum Schiff der Luft!
Flieg' mit dem Aar, flieg' mit dem Blitze!
Kommst weiter nicht, als bis zur Gruft.“

LXIV.

Die Revolution und die Waldungen.

Wenn ein Bauer eine liederliche Wirthschaft führt, wenn er in die Hände seiner Gläubiger geräth und sich vor Schulden nicht mehr zu helfen weiß: dann muß sein Wald herhalten.

Wenn in einer Stadt- oder Land-Gemeinde die alte Solidität dem neuen, blind in den Tag, leichtsinnig aus der Hand in den Mund, wirthschaftenden Geiste weicht: dann muß es der Wald entgelten, der abgeholzt und vertheilt wird.

Wenn die Wucherjuden nach langem Mühen einen Hof oder ein größeres Gut erschlichen und erjagt haben: dann ist es in der Regel das Erste, was sie thun, daß sie den schönsten jungen Wald mit grausamer Hand niederschlagen,

um ihn sogleich in Geld zu verwandeln, und das Uebrige dann zertrümmern.

So geht die Verwüstung des Waldes immer Hand in Hand mit liederlicher oder habgieriger Wirthschaft, die, was viele Jahre zum Aufwachsen gebraucht, unbekümmert um die Zukunft und die Nachkommen, mit einem Streiche vernichtet. Darum besteht denn auch von je eine wahre Feindschaft zwischen der Revolution, der Mutter der Liederlichkeit, und dem Walde, diesem edlen Aristokraten der alten Zeit. Die Allgemeine Zeitung hat jüngst über dieses Thema einen schönen, lesenswerthen Artikel gebracht.

Insbesondere aber könnte man die einzelnen Phasen der französischen Revolution an der Verwüstung der französischen Waldungen nachweisen; jeder Act dieses Drama's zahlte dadurch seine Kosten, daß er für hundert oder zweihundert Millionen Wälder verkaufte, also daß heutigen Tages ein guter Theil Frankreichs, Dank seinen siebenmal sieben Revolutionen, nackt ist, wie der Scheitel eines Kahlkopfs.

Als Frankreich daher der Welt am 2. December 1851 sein neuestes, politisch-revolutionäres Melodrame: „Der Onkel und der Neffe, oder die Auferstehung des Kaiserthums" zum Besten gab, da war der Schreiber dieser Zeilen gewiß, daß es nicht lange anstehen würde, und die Wälder müßten, dem Herkommen gemäß, wieder ihren Tribut zu der neuen glorreichen Revolution zahlen. Der Prinz-Präsident hat diese Erwartung nicht getäuscht; ein Decret verfügt den Verkauf von Waldungen im Betrage von fünfunddreißig Millionen!

Wie mich aber bedünken will, läßt dieß Decret einen tieferen Blick in die wahre Lage der französischen Finanzen thun, als die weitläufigsten Ausführungen es vermöchten. Nur das äußerste Bedürfniß konnte eine so verderbliche Verfügung erzwingen, und dann ist der Prinz-Präsident eben auch ein Waldverwüster, wie es die Söhne und Erben der Revolution zu seyn pflegen.

XLV.

Die Berner Schatz-Geschichte.

Nach der aktenmäßigen „Geschichte des Stadt- und Staatsgutes der alten Republik Bern seit dem 4. März 1798" von Dr. Wyß. 1851.

Die Geschichte des Berner-Schatzes ist in mehr als Einer Hinsicht lehrreich: einmal dient sie zur Charakteristik des Jakobinismus oder Radikalismus; was die alten Jakobiner, die französischen, den Hütern dieses Schatzes, den Patriciern, geraubt, das fordern nun ihre Enkel, die heutigen Schweizer-Radikalen, von diesen zurück, und gebrauchen es als willkommene Waffe zur Aufstachelung der Volksleidenschaften. Dann: kann diese Berner-Spoliation, die ihrerseits wieder dazu diente, den Raubzug Napoleons nach Aegypten zu besolden, als weitere Illustration der französischen Räubereien seit den Tagen ihrer ersten Revolution und als eine Episode zu den „Bonapartiana" gelten.

Im Frühjahre 1798 ärndtete die neue Schweiz den Lohn für ihr ängstliches Bestreben, mit allen Opfern der jungen französischen Republik zu Gefallen zu leben und Frankreichs Winke als ihr höchstes Gesetz zu verehren. Die Revolutions-Regierung in Paris, deren neuen Gesandten der General

Dufour vor Kurzem noch in offizieller Begeisterung mit den Worten begrüßt hatte: „Offenheit, Redlichkeit, Großmuth, das ist der Charakter der großen Nation, die du vorstellst!" — wollte den Schweizern die „Freiheit" bringen, und ließ ihre Schaaren zunächst auf das reiche und stolze, aber unter der Fülle einheimischen und nachbarlichen Neides verrathene und isolirte Bern los, wo zwar der gemeine Mann vor Kampfluſt gegen die Freiheitsbringer brannte, aber sich verlassen sah von den in aufgeklärter Halbheit zu Schanden gezerrten Herren, deren Feigheit hohe Offiziere der wüthenden, über Verrath schreienden Milizen mit dem jammervollen Tode büßen mußten. Als mit der Kapitulation vom 4. März die ganze Schweiz, ausgenommen die kleinen katholischen Kantone, „frei" wurde, und die sechshundertjährige Regierung der alten Stadt und Republik Bern einem provisorischen Schatten-Regimente wich: da war Bern verhältnißmäßig noch der reichste Staat in Europa. Eine Gesammtrechnung über die Finanzen und den Inhalt des Schatzes existirte bis zu jenem 4. März zwar nicht, obgleich die politischen Stürme seit 1790 Millionen gekostet hatten; aber man pflegte überhaupt wenig zu rechnen und hatte doch gut gehaust. Das wußte der Franzose, der jetzt Meister im Lande wurde, und bis zum 21. September 1802 sechsmal durch selbst angezettelte Staatsstreiche an der Verfassung der anstatt des alten Bundes und der Kantonssouveraînetät dem Volke aufgezwungenen „Helvetischen Republik" experimentirte.

Den 6. März 1798 zog Obergeneral Brüne in der früher nie besiegten Stadt Bern ein. Mit ihm, den Regierungs-Kommissären Lecarlier und Rapinat und dem Oberstkriegskommissär Rouhiere hatte man es nun zu thun; ihnen stand von Seite der Stadt der Oberstkriegskommissär Gottlieb von Jenner, bei der allgemeinen Verwirrung und Rathlosigkeit fast ganz allein, gegenüber. Das große Berner Schatzgewölbe hatten die Franzosen schon am 5. März versiegelt;

es enthielt 5,471,301 Livres in Säcken, wie viel an Gold in den am 22. März geöffneten eisernen Stöcken lag, weiß man, aus nahe liegenden Gründen, bis auf diese Stunde nicht. Vorerst nahmen die Franzosen aus dem Schatze: den 10. März 500,000, den 22. März 600,000 L. für ihre Armee, aus den Kriegskassen den 6. März 318,600 L., darauf an Münzgut und vom Lombard (einer Leihkasse gegen Silbergeschirr) durch Rouhiere ohne alle Umstände 960,690 L., aus der Kornamtskasse den 15. März 122,687 und aus der Salzkasse 172,687 Livres. Von den am 2. März aus dem Schatze nach Interlacken geflüchteten 2,446,937 L., den sogenannten „Oberländer-Geldern", hatten sie 1,761,237 L. bekommen und dazu — ein „Geschenk" von 200,000 L. für Brüne. Dieser Ehrenmann, welcher — und die andern machthabenden Franzosen machten es nicht besser, Alles trotz der heiligsten Zusicherungen der Kapitulation! — einem Altschultheißen Kutsche und Pferde nahm, und sie bei seiner Abreise so stark, wie man allgemein glaubte, mit Gold belud, daß unter dem Thore die Achse brach, hätte nämlich für jene Summe die dritthalb Millionen nach Deutschland entkommen lassen. Als die denuncirten Gelder an die Franzosen ausgeliefert werden mußten, verlangte er die stipulirte Bestechungssumme dennoch, drückte aber dafür beide Augen zu, als Jenner für Bernische Kriegs-Kommissariats-Auslagen eine solche Summe zurückbehielt, daß er später daraus 300,000 L. als „gerettete Gelder" verrechnen konnte.

Im Ganzen nahmen die Franzosen damals bloß an Gold, Silber und Geld aus den öffentlichen Kassen und Gewölben 8,807,203 L., alles — ohne das ungezählte Gold in den eisernen Stöcken des großen Schatzes. Davon verrechnete aber Rouhiere dem Directorium in Paris bloß 6,412,988 L.; von dem Golde aus den Stöcken, dessen doch nicht wenig gewesen seyn muß, da die Franzosen dem beigezogenen Jenner aus Freude über den schönen Fund davon gleich 1400

Dukaten schenkten, war mit keiner Sylbe die Rede. Erst als die Herren in Paris, welche viel mehr erwartet hatten, über den von allen Seiten wegen beispielloser Betrügereien und unerhörter Willkür angeklagten Oberstkriegskommissär einzurücken Miene machten, verrechnete er den 3. Juni noch ein „Nachträgliches“ von 1,554,677 L., insbesondere aus einer „ziemlich starken Summe in alten Münzsorten, welche in dem Getäfel des Schatzes zu Bern (das Schatzgewölbe hatte aber gar kein „Getäfel“!) gefunden“ worden sei — also immer noch 839,537 L. zu wenig! Jenes Gold in den Stöcken niedrig angeschlagen, steckten Rouhiere und Genossen immerhin ein paar Millionen in ihren Sack.

Zum Glücke lag ein großer Theil des Berner Gutes in ausländischen Zinsschriften, welche, im Werthe von 18 Millionen Livres nach Paris gesendet, für das Directorium sehr schwer oder gar nicht zu versilbern waren, daher sie dem gewandten Jenner durch Unterhandlung mit Talleyrand im Rückkaufe gegen die im Vertrage vom 8. Floréal VI. stipulirten zwei Millionen L. und Nachlaß der auf Frankreich selbst lautenden Schuld von 214,800 L. wieder zukamen. Doch hatte jener Vertrag selbst eine geheime Bestechungssumme von 1,060,000 L. gekostet, nämlich an einen E. 50,000, für die Bureaus 10,000, Herrn von Saintefoi zu Handen der caisse noire des Directoriums 1,000,000 Livres. Er war aber auch für Bern im Ganzen so günstig, daß die Wuth des räuberischen Rapinat bis zur Auflehnung stieg, und da durch ihn zugleich die den Familien der alten Berner Regenten auferlegte Contribution von sechs Millionen L. um zwei Millionen abgekauft ward, so bot er den heuchlerischen „Volksfreunden“ späterer Zeit Stoff zur Verläumdung, als hätten die Herren damals zum eigenen Vortheil den Rückkauf der Zinsschriften vertheuert.

Nimmt man nun zu diesen Summen, was die Franzosen aus dem überreichen Zeughause zu „leihen“ nahmen,

unter welchem Titel sie bloß an wichtigern Stücken (darunter 450 Geschütze aller Art) einen Werth von 1,200,000 L. entführten, und bei 2000 Zentner gar als altes Eisen verkauften; daß sie die gefüllten Salz-, Korn- und Weinmagazine nach Belieben benützten; noch dazu trotz der Kapitulation, welche Sicherheit der Person und des Eigenthums verbürgte, nach Herzenslust plünderten und die Privaten damit um mehr als drei Millionen Livres beschädigten; daß sie mit Einquartierungen und, auch nach dem Vertrage vom 8. Floréal noch auf's Unverschämteste beigetriebenen, Lieferungen das Land so systematisch aussaugten, daß Bern z. B., bloß um die von Rapinat und Rouhiere mit Elsässer-Juden willkürlich abgeschlossenen wucherischen Lieferungsverträge aufzuheben, 150,000 Fr. sich kosten ließ; endlich, daß jene Contribution von zwei Millionen fast nicht mehr aufzubringen war, und zum großen Theile in Silbergeschirr (300 Kästchen voll) erlegt wurde — so muß allerdings die Berechnung noch zu niedrig erscheinen, nach welcher die Franzosen aus dem öffentlichen Gute Berns 13,941,602 L. und aus privatem 5,713,385 L., während nicht viel mehr als zwei Monaten, genommen. Marschall Ney, 1803 Gesandter in der Schweiz, gibt in seinen Memoiren vierundvierzig Millionen an.

So viel man sich, als die ärgste Franzosen-Noth vorüber war, Mühe gab, vor ihrer Creatur, dem Directorium der „Helvetischen Republik", welche seit dem 23. Apr. 1798 alles Vermögen der schweizerischen Kantone zu — centralisiren in ächt communistischer Weise beflissen war, die zurückgekauften ausländischen Zinsschriften und die durch Jenner und andere ehrlichen Patrioten mit eigener Gefahr im Betrage von 429,888 Schw. Fr. (mit Einschluß jener 1400 Dukaten) „geretteten Gelder" zu verwahren und zu verheimlichen, so gelang dieß doch nur zum Theile. Während ihres kurzen, in endloser Finanznoth verfilbernden Daseyns bezog jene centralisirte Mißgeburt vom Berner Gute (verkaufte Do-

mainen und die sämmtlich verbrauchten inländischen Kapitalien Berns zu 2 Mill. Schw. Fr. inbegriffen) 5,993,841 L.; der Krieg gegen sie kostete 922,500 L., und endlich mußte Bern, nachdem Napoleon alle Gläubiger der begrabenen Helvetik auf die Berner Zinsschriften angewiesen hatte, dem Wiener-Congresse noch danken, daß es an jener National-Schuld nur etwas über vier Fünftel mit 3,831,526 L. zu tilgen bekam.

Erst im Jahre 1841 war die Ausscheidung des noch übrigen Gutes der alten Republik Bern in Stadt- und Staatsgut und an die aus ihr gefertigten Kantone Aargau, Waadt und Bern vollendet; dieser erhielt, gerade durch die Bemühungen der damaligen Berner-Herren, über seine „Aussteuer" noch ein Kapital von 7,181,809 Livres. Während des langen Ausscheidungsprocesses hatte es nicht an genauen und endlosen Untersuchungen, zum Theile aus böswillig vorgefaßtem Verdachte, über die Geschichte des Berner-Schatzes seit 1798 gefehlt, wohl aber durchaus an unehrenhaften Resultaten. Und dennoch erfrechen sich noch zu dieser Stunde hochgestellte Demagogen, um gegen die „Aristokraten" aufzustacheln, den Schweizern weißzumachen, es seien gegenwärtig noch Millionen aus jener Verlassenschaft in unrechten Händen, und würden dem Staate vorenthalten. Selbst daß man die „Helvetische Republik" nicht in die Karten sehen ließ, weil man nicht ihr in den immer offenen Rachen werfen wollte, was man mit Mühe den Zähnen des französischen Ungethüms entrissen hatte, muß Beweis bieten. Vorzüglich aber ein an sich lächerlicher Umstand aus dem Jahre 1816. Als damals, laut des jüngsten Pariser-Friedens, Frankreich an die ausgeraubten Völker dreizehn Procent der entführten Summen erstatten mußte, und auch Bern seine Reclamationen geltend zu machen hatte, befand sich die Berner Regierung in dem Irrthume, daß sie jene Procente nicht bloß von der in Paris verrechneten Summe (welche sie selbst nur auf 7,650,796 L. angab), sondern von allem,

nach der eigenen Rechnung der Berner aus ihren Kassen genommenen Gelde fordern dürfe. Sie stellte daher natürlich die Rechnung lieber zu hoch, als zu niedrig, und machte unter (freilich windiger) Berufung auf Finanz-Controllen einen Etat auf 12,884,864 L., der aber, da der Irrthum noch zeitig endeckt wurde, nie nach Paris ging. Allerdings wäre, wenn die Meinung der Berner Herren von Erfolg gewesen, die nachher der Kantonskasse zugeflossene Restitutions-Summe von 469,529 Schw.-Fr um ein Bedeutendes höher geworden. Der schon in der Geburt erstickte Versuch aber, von dem gestohlenen Gute doch noch etwas über das Wenige zurückzuerhalten, wurde verhängnißvoll für Bern. Seitdem im Jahre 1839 jener Etat mit den nahezu dreizehn Millionen bekannt geworden, erkennen die Radikalen ihn als den einzig richtigen an, und behaupten mit der frechsten Schamlosigkeit: die vier bis fünf Millionen, welche Frankreich weniger erhalten habe, seien in Bern geblieben; das sei viel wahrscheinlicher, als daß die französischen Generale und Offiziere die Differenz in den Sack gesteckt hätten; die Berner Patricier hätten die unterschlagenen Millionen entweder zu eigennützigen Zwecken verwendet, oder bis zur Stunde heimlich in Händen behalten.

Dieß ist — um von den schmählichen Verdächtigungen im Einzelnen, z. B. Jenner's, nicht zu reden! — die Hauptgrundlage des famosen Berner Schatz-Skandals.

LXVI.

Literatur.

Briefe an einen Zweifler von Jakob Balmes. Aus dem Spanischen übersetzt von Dr. Franz Lorinser, Spiritual des Priesterseminars in Breslau. Regensburg (Manz) 1852. X und 308 Seiten.

Im Allgemeinen weiß das katholische Deutschland, daß auch Spanien in neuester Zeit angefangen hat, einen Reichthum kirchlichen Lebens zu entwickeln, von dem die politischen Schäden des unglücklichen Landes endlich gründliche Heilung empfangen dürften. Die Führer dieser ebenso geräuschlosen, wie in die Tiefe gehenden Reaction sind aber — etwa den wahrhaft katholischen Helden Donoso Cortes, Marques de Valdegamas, und den europäischen Ruf seines ächten Conservatismus ausgenommen! — selbst trotz des großen Aufsehens, welches vor Kurzem das spanische Concordat allenthalben erregt hat, diesseits so wenig gekannt, daß jede Gelegenheit höchst willkommen seyn muß, die uns mit einer oder der andern Notabilität der Kirche Spaniens in Berührung bringt. Eine solche war aber Balmes in vorzüglichem Grade durch seine epochemachende Thätigkeit für die kirchliche und politische Haltung des Landes und durch den entscheidenden Einfluß, welchen er auch auf hohe Staats-

männer, unter ihnen Donoso Cortes selbst, übte. Ebenso fromm als geistreich und allseitig gebildet, blieb er doch einfacher Priester und starb als solcher im Juli 1848 zu Vich in Catalonien, wo er im Jahre 1810 aus einer dürftigen Familie entsprossen war. Er hatte nach glänzend vollendeten Universitäts-Studien eine Professur der Mathematik in Vich, und bald auch, aus aufrichtigem Kummer über die Lage seines unter den ärgsten Drangsalen des Bürgerkrieges schmachtenden Vaterlandes, die publicistische Laufbahn angetreten, welche ihn hoch erhob, ohne daß er je der Mann irgend einer politischen Partei geworden wäre. Zwei Schriften, zunächst gegen den damals gewaltigen Espartero gerichtet, verkündeten zuerst seinen Namen durch ganz Spanien; Martinez de la Rosa las volle Seiten daraus den Cortes vor. Weit über die Gränzen Spaniens aber verbreitete das Werk: „Der Protestantismus verglichen mit dem Katholicismus im Verhältniß zur europäischen Civilisation", seinen Ruf Es erschien gleichzeitig in französischer, und 1845 zu Regensburg auch in deutscher Sprache. Uebrigens scheint Balmes den Protestantismus überhaupt ausschließlich in seiner rationalistischen Richtung zu betrachten, und mit Aeußerungen, wie die in den „Briefen an einen Zweifler": „Mögen die Protestanten (mit der Läugnung des „Fegfeuers") demjenigen alle Hoffnung rauben, der nicht rein genug sich findet, um sogleich in die Wohnungen der Gerechten aufgenommen zu werden" — zu verrathen, daß er mit den specifisch-protestantischen Grundlehren weniger vertraut sei. Denn neben dem Special-Glauben an die zudeckende Genugthuung Christi kann natürlich ein solches „nicht rein genug sich Finden" ebensowenig bestehen, als ein „Fegfeuer."

Als hochgefeierter Publicist schrieb Balmes in Barcelona und nach Espartero's Sturz in Madrid fast ganz allein die Zeitschriften: La Civilisation, La Sociedad und El pensamiento de la Nation. Daneben fand er noch Zeit, einen viel

gebrauchten Katechismus und eine populäre Logik zu verfassen. Sein politisches Ansehen war bereits so hoch gestiegen, daß Er es war, der, auch sonst zu den wichtigsten Staatsactionen beigezogen, die Verhandlungen wegen einer Fusion der großen politischen Parteien durch Vermählung der Königin Isabella mit dem Grafen von Montemolin führte, und den Don Carlos zum Verzicht bewog. Das Scheitern des Fusions-Planes an den französischen Intriguen aber verleidete ihm alle Politik; in stiller Zurückgezogenheit verfaßte er noch zwei philosophische Werke, aus denen das eine, von ihm selbst in's Lateinische übersetzt, in Frankreichs Schulen recipirt wurde, und schloß dann seine kurze aber glänzende Laufbahn mit einer Schrift über die Hoffnungen von der Zukunft, unter dem Titel „Pius IX." Als der erhabene Pontifex ihn um ein Gutachten über die kirchlich-politischen Zustände Spaniens anging, lag Balmes bereits auf dem Todtbette.

Was die „Briefe an einen Zweifler" selbst betrifft, welche uns in der trefflichen Uebertragung in's Deutsche durch Hrn. Dr. Lorinser vorliegen, so sind vierzehn derselben zuerst in der Zeitschrift La Sociedad in den Jahren 1843 und 1844 erschienen; mit den eilf übrigen bilden sie eine dem Geist und den Bedürfnissen der Zeit angemessene „Apologie der katholischen Religion." Sie halten sich nur an die Grundanschauungen und bewahren, ferne von dogmatischen Erörterungen unter einer Wolke von Autoritäten und theologischen Schlüssen, durchaus den Charakter ungezwungener und unterhaltender Conversation über die „heicklen Fragen", welche zum Unglauben Geneigte einzuwerfen pflegen, wobei sich Balmes als scharfer Dialektiker erweist. Das Daseyn Gottes einmal zugestanden, fragt es sich dem „Zweifler" gegenüber in der Hauptsache freilich bloß: ob die Offenbarung existirt oder nicht? ob die Kirche die Bewahrerin der geoffenbarten Wahrheit ist oder nicht? Wenn diese beiden Grund-

lagen feststehen, was liegt daran, ob irgend ein Dogma mehr oder weniger plausibel erscheint, ob die Vernunft mehr oder weniger sich dabei gedemüthigt findet, weil sie nicht dahin gelangen kann, es zu begreifen? Indem aber Balmes einzelne Lehrsätze der Kirche, welche für die anstößigsten ausgegeben zu werden pflegen, auf ihren einfachen und vernünftigen Inhalt zurückführt, bietet er ein Muster praktischer Behandlungsweise, das jeden Augenblick auch für unsern Hausgebrauch dienen mag. Und das um so mehr, als von der steifen Grandezza Spaniens und dem lästigen Pomp südlicher Art des Ausdruckes keine Spur in dem Buche zu finden ist, das auch nichts enthält, was etwa für Spanien allein Beziehung und Geltung hätte.

Man sieht bald: die religiösen Zustände im Indifferentismus sind überall dieselben. Der Ungläubige steigt unter den Pöbel herab, der sich immer gleich bleibt; auf der Seite des Katholiken dagegen stehen gerade die größten Denker. Christliche Lehren, in welchen diese den Abglanz göttlicher Weisheit bewundern, sind jenem absurd; und wie es dem Indifferentismus überhaupt an einer gewissen praktischen Richtung nach Epikurs Anschauung nicht fehlt, so kann auch der spanische „Zweifler" schon die Tugenden der Selbstverläugnung, der Demuth und ihre Forderungen, das ganze Dominat, welches die christliche Moral nicht nur über das Thun, sondern auch über die Gedanken der Menschen sich anmaße, nicht begreifen. Der Lehre von der „alleinseligmachenden" Kirche zu geschweigen, verursacht ihm die Frage von der Strafe der Erbsünde in den ohne Taufe gestorbenen Kindern Schauder, und natürlich am allermeisten die gewöhnliche Predigtweise von den Höllenstrafen. Diese bildet, nach unseren eigenen Erfahrungen ganz passend, das erste Bedenken, welches Balmes zu lösen hat, unter Anderm mit dem Bemerken, daß hinter dem Rücken des „guten Kapuziners" und seiner Schauderpredigten jedenfalls eine sehr ve-

spektable Reserve stehe, als: ein Virgil, der freilich weder Kapuziner noch Katholik gewesen, ein Dante, Tasso, Milton u. s. w.

Uebrigens liegt dem Widerwillen gegen die strenge Gerechtigkeit der kirchlichen Lehre ein organischer Fehler zu Grunde, der überhaupt eines der bezeichnendsten Merkmale unserer Zeit bildet. Wir meinen jenes entschiedene Ueberwiegen des weichlichen Gefühles über alle andern Geisteskräfte! Man verlangt daher von Gott, daß auch Er dieselbe falsche Humanität walten lasse, die man der irdischen Gerechtigkeit aufgezwungen wissen will. Und nach dieser Humanität schreit man sich heiser, nicht aus Nächstenliebe und edler Menschlichkeit, sondern dem schwächlichen und egoistischen Gefühle zu Lieb, das Andere deßhalb nicht leiden sehen will, weil die eigene schwache Organisation durch den Anblick fremder Leiden schmerzlich afficirt wird. Es gibt Leute die darüber in Ohnmacht fallen, und dennoch ein so hartes Herz haben, daß sie zu einem kleinen Almosen ihre Hand nicht zu öffnen vermöchten. Nichts als purer, körperschwacher Egoismus jenes wie dieses! Er liegt dem ekeln Humanitäts-Geschrei unter den heißblütigen Spaniern so gut, als im kalten Norden zu Grunde.

Wenn die geistige Schwäche des Unglaubens, diese charakteristische Plage der Gegenwart, gleichgültig und verächtlich auf die katholischen Dogmen herabschaut, so weist dagegen Balmes der Philosophie und der Geschichte die Aufgabe zu, die in ihnen verborgenen Weisheits-Schätze zu heben, und geht selbst mit dem Beispiele voran. Von der Philosophie beseligende Aufklärung hoffend, hatte er einst selbst deren täuschende Irrgänge rastlos durchschritten, und endlich den „Thurmbau zu Babel“ in der Nähe gesehen. Tiefes Mißtrauen in die Wissenschaft der Menschen war die einzige Frucht seiner Mühen gewesen; einem gewissen Grade von „wissenschaftlichem Scepticismus“ redet er daher auch das

Wort, ohne deßhalb die Philosophie verächtlich zu machen. Vielmehr preist er den Katholiken glücklich, der, durch seinen Glauben mit Ruhe des Geistes gesegnet, in um so glücklicherer Sammlung philosophischem Studium sich ergeben könne, als er in den wichtigsten Fragen der Wahrheit sicher sei. Raum genug für die „freie Forschung"! Freilich hat es die Verläumdung von der „Geistesklaverei der Katholiken" auch in Spanien so weit gebracht, daß Balmes klagt: „Wir Katholiken haben gewöhnlich das Unglück, daß man über uns urtheilt, ohne uns zu kennen, daß man uns verdammt, ohne uns zu hören!"

Während Balmes über „große Vernachlässigung der philosophischen Studien in Spanien" klagt, bespricht er mit seinem „Zweifler", der „Enthusiast für die vorgegebenen Geheimnisse der deutschen Philosophie" ist, ausführlich den unklaren Idealismus, die monströsen Ansichten und „mit dem Ernste eines Deutschen" behaupteten Lächerlichkeiten der „unwürdigen Nachfolger Leibnitzens", zu welchem er sich schon durch die Aehnlichkeit der umfassenden beiderseitigen Studien besonders hingezogen fühlt. Er wünscht, man möchte in Spanien sich genau in den „Phantastereien" umsehen, mit denen die „guten Deutschen die Philosophie aufgeputzt, ohne Zweifel in jenen Mußestunden, die ihr kaltes und nebliges Klima ihnen in Fülle bereitet." Balmes weiß zwar, wie verderblich die pantheistischen Verirrungen der deutschen Philosophie gewirkt, und wie sie an zerstörender Thätigkeit mit dem alten Voltairianism wetteiferten, wenn auch deutsche Gemüthstiefe vielfach hindernd eintrete, wo französische Leichtfertigkeit mit beiden Händen zugreife. Dennoch fürchtet er für Spanien, wo es glücklicher Weise noch ein hinreichendes Kapital von gesundem Menschenverstand gebe, und die philosophische Intelligenz der Deutschen nur deßhalb im Ansehen stehe, weil man sie meistens bloß dem Rufe nach kenne, nicht im Geringsten von dieser Philosophie; sie sei überhaupt nur

da gefährlich, wo das geheimnißvolle Sprachdunkel, jene außergewöhnliche und räthselhafte Ausdrucksweise zu bestechen vermöge, in welche sie ihre „Ungereimtheiten", uralten Irrthümer und Gemeinplätze zu hüllen pflege.

Die Werke Hegel's insbesondere dienten dem gelehrten Spanier geradezu als humoristische Lectüre. Er amüsirt sich an der „Verrücktheit Hegel's" selbst nicht weniger, als an der drolligen Weise, wie sein Adept Link die fatalen Schwächen des bewunderten Meisters aufdeckt, welcher nie ein treffenderes Wort gesprochen, als indem er, in seinem unergründlichen Hochmuthe, sagte: „Es gibt nur Einen Menschen, der mich verstanden hat", und, aus gegründeter Furcht, schon hiemit zu viel gesagt zu haben, beifügte: „und dieser hat mich mißverstanden."

So scheint also der Ruhm des „Denker-Volkes" auch in Spanien zu bestehen, wie Butter an der Sonne. Die Philosophen Frankreichs ließen sich zwar unter Anführung Cousin's, nachdem die voltairische Schule Bankerott gemacht, von den deutschen ausstaffiren, und scheuten einen vollständigen Bruch zwischen dem Klerus und der Universität nicht, um nur in recht prächtigem und majestätischen Mantel unter ihrem grillenhaften und neuerungssüchtigen Volke einherzuschreiten. Dieses aber entdeckte den alten und wohlbekannten atheistischen Esel unter der mysteriösen Löwenhaut bald und ergötzte sich wieder eine Zeitlang an seinen ungeschlachten Sprüngen, bis endlich die Actien der deutschen „Denker" auch dort in's Sinken geriethen, wie Balmes richtig vorhergesehen. Er konnte von den französischen Nachbarn mit Recht sagen: Ich kenne meine Pappenheimer!

Balmes fühlte damals (1844) wohl, daß Europa „am Vorabende colossaler Ereignisse" stehe. Doch war er weit entfernt, durch den seiner Zeit angehängten Titel einer „Uebergangs-Epoche" sich aufregen zu lassen, läugnete vielmehr, daß dieser Titel als charakteristisches Merkmal irgend

einer Zeit zukommen könne, weil das Menschengeschlecht eben immer aus einem Zustand in den andern übergehen müsse. Die „Philosophie der Zukunft" hatte nämlich auf die Entdeckung der bequemsten Manier geführt, dem „Denker" die Reputation zu sichern: über die Vergangenheit spottend, die Gegenwart genießend und alle Welt mit der Hoffnung auf eine schöne Zukunft blendend, konnte man von jedem Heute auf Morgen — den Untergang der Religion und sofort erfolgende Erneuerung der Welt in Aussicht stellen. So sicherte man sich vor aller Bloßstellung und ersparte sich Verdrießlichkeiten, indem man Katheder und Tribünen von der „unbegränzten Perfectibilität" und dem „beständigen Fortschritte" erdröhnen ließ. Man weiß, wie gewaltig diese dunkeln Formeln, gleich Zaubersprüchen, Furcht oder Hoffnung erregend, fast Jedermann ergriffen; Balmes aber, dieses Treiben an seinen französischen Hauptsitzen aufmerksam betrachtend, äußerte ruhig: „Ich begreife in der That nicht, wie man mit diesen und ähnlichen Ausdrücken solchen Lärm machen kann, da doch bei näherer Prüfung sich herausstellt, daß sie nichts Anderes, als die Unbeständigkeit aller menschlichen Dinge bezeichnen, deren Erkenntniß gewiß nicht erst den modernen Zeiten vorbehalten war."

Eine großartige Anschauung von der Weltgeschichte sicherte ihm seltene Unbefangenheit des Urtheils über die Gegenwart. Weder in politischer noch in religiöser Hinsicht Pessimist und Finsterseher, stimmte er nicht in den Chorus der stabilen Unheils-Propheten ein; statt die Uebel der Zeit, wie vor unsern Augen vielfach bis zum Ueberdrusse und zum Nachtheile ruhiger Würdigung geschehen ist und geschieht, mit den grellsten Farben zu malen, sucht er sie vielmehr durch Vergleichung jetziger Zustände mit denen früherer Perioden in's rechte Licht zu setzen. Er will weder glauben, daß die Kirche, wie er häufig klagen hörte, gerade jetzt am schlimmsten daran sei, noch daß sie überhaupt jetzt nicht so gut stehe, wie

zu jeder andern Zeit neuerer Geschichte. Wenn er die totalen Umwälzungen betrachtet, denen die sociale und politische Physiognomie der christlichen Welt in den verschiedenen Perioden der Geschichte unterlegen, so scheinen ihm durchgreifendere Aenderungen in den gesellschaftlichen Einrichtungen einer Zeit, als schon dagewesen, auch dann nicht möglich zu seyn, wenn es allenfalls wirklich zur socialistischen Gestaltung käme. Und da er die Kirche, obgleich selbst wesentlich unwandelbar, in alle Lagen passen sieht, so vermag er auch für den letztern Fall nicht zu begreifen, wie man, aus unbedachter Angst oder liberaler Bosheit, von gesellschaftlichen Zuständen der Zukunft reden könne, die dem Katholicismus den Untergang bringen müßten. Seit seinen blutgetauften Uranfängen sichtlich unter überweltlichem Schutze bestehend, hat dieser sich selbst in jenen Reichen, wo er die härtesten Schläge erlitt, immer erhalten. Die unglückselige „Reformation“ dagegen, an deren Wiege schon — wie sie denn in Allem eine Carrikatur der alten Kirche abgab! — mächtige Fürsten, große Heere, ganze Nationen handhabend standen, konnte sich nirgends befestigen, wo sie mit ernstlichem Widerstande zu kämpfen hatte. Wo man ernstlich darauf ausging, ihr Werk auszurotten, dort wurde es ausgerottet — ein beachtenswerther Contrast, den Balmes als Ein Beispiel aus der Geschichte heraushebt, die in ihrem ganzen Umfange seit Christus beweist, daß die Verheißung der Dauer dem Katholicismus geworden.

XLVII.

Dr. Wilhelm Meinhold

und sein hinterlassenes Werk: „Der getreue Ritter, oder Sigismund Hager von und zu Altensteig und die Reformation."

IV

Als wir nu mit klopfendem Herzen die Treppe ufgestiegen, stund oben Lutheri alter Diener Wolfgang, sprach: die Herren wären schon drinnen, und thät uns die Thür auf. Alsbald traten wir in eine große Stub, allwo Dr. Martinus, M. Philippus, Dr. Justus Jonas und Dr. Pommeranus allbereits an einem Tisch saßen, auf welchem ein groß Faß Eimbecker Biers lag, wovon sich ein Jeglicher einzapfete, als viel oder wenig er wollte. Stunden alle vier auf und gaben uns niedlich lächelnde die Faust, und freueten sich, daß das reine lautere Wort auch bei uns zu rumoren begunnen. Mußten uns gleich aus der Tonnen zapfen und erhielt ein Jeglicher einen silbernen Becher, aber alle Becher waren von unterschiedlicher Arbeit und Gestalt. Dr. Lutherus hatt eine silberne Nonn, und war der Kopf der Deckel, M. Philippus einen Meßpfaffen, Dr. Justus Jonas einen Affen, und Dr. Pommeranus eine Sackpfeife und vor die Löcher sah man allerhand edle Steine daran. Ebenmäßig

gewann Herr Franciscus einen Ritter, Er Johannes einen Paradiesapfel und ich selbsten einen Elendsfuß. *)

So hobe nun gleich Er Johannes an, von der gräulichen Beschwörunge und Gotteslästerunge des rothen Kerles im Kruge vor Artern zu erzählende, und entsatzten sich Alle, als er das magische Wachsbilde aus seinem Wammes herfürzog, insonderheit aber Lutherus, welcher alsbald schriee: Wolfgang, die Hausfrau soll kommen, und zwar alsogleich, wie sie gehet und stehet!

Währete auch nit lange, als Frau Käthe in einem gar unsauberen Aufzug herfürkam; truge einen alten rothen Unterrock, an welchem hin und wieder schwarze Flecken zu sehen, als hätte ihr Eheliebster, wie weiland auf der Wartburg, mit dem Dintenfaß den Teufel von ihr treiben wöllen; item an den Füßen alte Pantöffeln, und um den Kopf hingen ihr die Haare wie ein Kuechen wirren Flachses. Was sie so eilends sölle? sie wäre heute noch nit verkleidet, und müsse sich ja für den fremden Herren schämen!

Aber Lutherus sprach: Ei, Schaam hin, Schaam her! Komm her Käthe und schau, wie mich abermalen Gott durch diese guten Herren von der Hand eines thurstiglichen Zäuberers errettet, umb deinen schwachen Glauben zu stärken. Schau, allhie hat die Bestie mich schon gepicket, ist's nit just der Ort, wo ich auf der Hüft die fontanellam hab?

Als sich nu Frau Käthe wunderte und die Hände zusammenschlug, auch gegen uns knickbeinete, daß wir ihren lieben Eheherrn aus der Hand des lebendigen Satans errettet, wollt Lutherus wissen, in welcher Nacht das Teufelswerk fürgenommen sei, und als wir Antwort gaben: in der Weihnachtsnacht, hube er die Hände gen Himmel und sprach:

*) Laut seinem Testament hatte Luther diese im Geschmack seiner Zeit gearbeiteten Kleinodien von verschiedenen Fürsten zum Geschenk erhalten.

gerade in dieser Nacht wären seine Schmerzen in der Hüften am größesten gewest, hätten aber plötzlichen nachgelassen.

Solches wollte aber Frau Käthe verreden, und daß er den größten Schmerz in seinem Fuß die zweite Nacht für Weihnachten gehabt; aber Dr. Jonas sprach: Mit Vergunst edle Frau! in allen geistlichen Dingen trau ich unserm ehrwürdigen Vater in jeglichem Wort, so aus seinem gesalbten Munde gehet.

Nein, nein! schrie Frau Käthe dawider, mein lieber Ehewirth irret sich! Es war dieselbige Nacht, wo die Studiosen in den Rathskeller gebrochen waren, und die Kellerwirthin noch bei uns nach Tropfen sendete, dieweil sie für Schreck die Ohnmacht überkommen, ich weiß es ganz genau.

In Summa also stritten sie sich, bis mein Lutherus am Ende das letzte Wort behielt und Käthe wieder abschlarpete, von wannen sie gekommen. *)

Hierauf betrachteten alle Herren abermalen das Bilde, und dieweilen es Luthero also glich, daß auch die Lineamenta in seinem Antlitz, ja eine jegliche Runzel auf der Stirn und den Wangen daran zu schauen, überlief uns alle ein Grausen, und erachteten wir leichtlich, daß dies in Wahrheit ein Werk des bösen Feindes selbsten sein müsse, anerwogen ja auch der beste Künstler nicht um Lutheri Runzeln und Lineamenta hätte wissen können, wenn er's in seinem Abwesen gefertiget.

Als wir aber numehro auf Dr. Amsdorf kamen, und wie er die böse Lahr dem rothen Kerl und seinen Gesellen gegeben: daß die guten Werk zur Seligkeit schädlich wären, lachten alle Theologi darüber laut in die Höh, bis auf Justus Jonas, der ihn nit leiden konnt **), anerwogen er selb-

*) Luther war dem Zauberglauben im höchsten Grade ergeben. S. Tischreden im Titel: Von der Zauberei. Eisleb. Ausg. 307 b.

**) Tom. II. epist. Lutheri p. 271 a. Eine gar obscöne Stelle.

sten gerne Bischof gewest, worauf alsbald Dr. Lutherus sprach: Da sehet, Ihr Herren! die List und die Verspottunge des leidigen Satans. Er will auch noch mich mit meinem besten Freund überwerfen, darumb hat der Bösewicht diesen Handel angezeddelt; aber das soll ihme nicht ehe gelingen, bis der Himmel schwarz und die Erde blau wird. Nein, Ihr Herren! Dr. Amsdorf gläubet wie wir Alle: daß uns keine Werke seligen, besondern der Glaub allein, wie's denn auch klar in der Schrift begründet ist. Darum verachten wir aber keinesweges die Werk, wie unsere Feinde, die Papisten, fürgeben; denn ist der Glaube rechter Art, folgen die Werke von selbsten, wie die Frucht von selbst der Blüthe und die Sonne von selbst der Morgenröthe folget.

Spricht hierauf Er Johannes: Das hab ich auch gegläubet, aber mein Bischof spricht: wenn die guten Werk von selbst dem Glauben folgen, wie Lutherus will, warum vermahnet denn Christus seine Jünger, daß sie wachen und beten söllten, um nit einzugehen in die Versuchunge, ob denn der Baum auch wache und bete? item hätt sein Bischof gesprochen: wenn die guten Werk von selbst dem Glauben folgen, warumb denn St. Paulus klage, daß er einen Pfahl im Fleisch habe (2. Cor. 12, 7), das ist nach St. Augustini *) Deutung: eine böse Fleischeslust, und darumb von sich selbsten gesprochen: ich schlage meinen Leib blau und halte ihn als einen Knecht **), daß ich nicht den Andern predige und selbst verwerflich werde (1. Cor. 9, 27). Solche Disciplin gegen ihren Leib hätten ja weder St. Paulus noch St. Augustinus noch St. Hieronymus und andere Heilige nöthig gehabt, wenn es wahr wär, daß die guten Werke von selbsten aus dem wahren Glauben herfürgingen,

*) Sti. Augustini homil. II. in Psalm. 58. Opp. IV, 428.

**) Denn das bedeuten die griechischen Worte ὑπωπιάζω und δουλαγάγω, die Luther fälschlich übersetzt: ich betäube meinen Leib und zähme ihn.

oder ob man sagen sölle: St. Paulus etc. hätten nit den wahren Glauben gehabt?

Als er solches gesprochen, wurden wir entwahr, wie mein Lutherus schon die linke Augenbrame ufzog und roth im Antlitz ward, aber er bezwung sich noch, und gab zur Antwort:

Euer Bischof, Herr Pfarrer! verstehet die Schrift nicht. Denn wenn St. Paulus von dem Pfahl in seinem Fleische redet, so will das sagen: daß er seine eigne Lahr von der Gerechtigkeit nicht habe gläuben können*), denn was geht der Vernunft wohl saurer ein, denn daß die grundlose Barmherzigkeit Gottes uns elende Sünder ohne unsere Werke und blos um unsers Glaubens willen dem Satan und seinen Engeln entrücken und den Himmel bescheeren will?

Ille: Ja, dieses habe ich ihm auch zur Antwort geben, dieweil es mir aus Euren praelectionibus gar wohl erinnerlich. Er aber lachete und sprach: gläubet ja doch der Lutherus selbsten seine eigne Lahr nicht, wie er einstmals dem Mag. Antonius Musa, Pfarrern zu Rochlitz, geklaget. Denn als dieser gesprochen: er könne selbsten nicht gläuben, was er Anderen predige, habe Lutherus geantwortet: Gott sei Lob und Dank, daß anderen Leuten es auch so gehet. Ich meinete, mir wäre allein also! **)

Jetzunder war's aus mit Lutheri Geduld, ward braun und blau für Zorn, schlug mit der Faust auf den Tisch, daß sich das Faß bewegete, und schriee: Euer Bischof ist ein Esel! Ich weiß nit, woher die vermaledeieten Papisten jeglich Wort wissen, so ich spreche. Ich will doch nit gläuben, Herr Juste! daß Ihr aus der Schulen schwätzet, denn ich erinnere mich, daß wir einmal ein gleich Gespräche hatten, als Satan

---

*) Wörtlich in den Tischreden herausg. von Förstemann. III, 125.

**) Joh. Matthesius in der 12. Predigt von den Historien des Herrn Dr. M. Lutheri. p. 139 a.

uns sichtete wie den Waizen.*) Daß ich's aber zu Musa gesaget, erinnere ich mich nit mehr.

Als das mein Justus Jonas hörete, stund er auf, und verschwur sich, als hart er konnte, daß wenn es müglich wär, seinen werdigen Freund zu verrathen, er ihn lieber an den lebendigen Satan, denn an die Papisten verrathen wölle. Kriegte für Eifer wieder den dürren oder den Schaafshusten, und thät ebenmäßig, als ob er weinete.

Darumb winkete Lutherus mit der Hand und sprach: Gebet Euch nur zufrieden, lieber Doctor! hab's in der Uebereilung gesprochen! Wir kennen ja Satanam und seine List; wie würde der Bösewicht frohlocken, wenn er uns auch entzweiete. Nein! kommet, zapfet Euch, ich will Euch einen Reim ausbringen!

So stund nu auch mein Justus Jonas gleich von der Banke auf, zapfete sich und stieß mit seinem Affen an Lutheri Ronn, welcher sich ein Weil besann, und alsdann sprach:

Dem alten Doctor Jonas
Bringt Doctor Luther ein Glas,
Das lehret sie alle beide fein,
Daß sie gebrechliche Gläser sein**).

Hierauf nahm Franziskus von Dietrichstein das Wort und sprach: Aber, ehrwürdiger Vater! wir seind ganz vom

*) Luther's lateinische Tischreden T. I. p. 34 a. Die deutschen Ausgaben haben den Sinn größtentheils unredlich wieder gegeben. Es heißt dort wörtlich: Dr. Justus Jonas dixit ad Mart. Lutherum: se eo die tractasse locum Pauli II. Timoth. 4: reposita est mihi corona justitiae, dixitque, se hoc non posse credere. Respondit Mart. Lutherus: neque Paulum firmiter credidisse, quia esset res valde gravis. Ego ita credere non possum, sicuti doceo, attamen homines alii fidem me habere firmissimam judicant!

**) Ein historischer Trinkspruch Luther's.

Glauben abgekommen. Und muß ich Euch in Wahrheit sagen, daß ich ein gar großer Freund von Eurem Glauben gewest und ihne noch letzlich uf der Hochzeit dieses Junkern (wobei er auf mich wiese) gar mächtiglichen gegen Männiglich verfochten. Aber was ich unterwegs von meinem alten Waffenbruder, dem Ritter Lörmer, in Erfahrung gezogen, hat mich wiederum fast hinterdenklich gemacht.

Hierauf erzählete er: waserlei Christ dieser biderbe Ritter ehender gewest, und waserlei Christ er durch den neuen Glauben worden, item in welchem Jammer wir sein einig Töchterlein an der Ketten angetroffen, daß die Steine in der Erden sich hätten für diesem Jammer umbkehren mügen.

Als das Mag. Philippus hörete, und daß das Mägdlein tobsüchtig worden, fiel er wie ein alt niedlahm Messer auf der Bank zusammen, also daß ihme der Kopf zwischen die Beine zu hängende kam, und er mit gebrochener Stimmen ausrief: ach, was wird mein armer Johannes sagen!

Solches erbarmte Lutherum gar mächtig, schauete ihn wehmüthig an und sprach: Ja, mein lieber Bruder Philippe! wer auf Erden kann wider die List des leidigen Teufels? Höret, Ihr Herren! und fraget bei Männiglich in der ganzen Stadt: ob die Unzucht allhie länger auszuhalten? Insonderheit vermeinete das junge Volk: wenn es sich nur die Eh versprochen, müßten nachgehends die Aeltern schon ja sagen. Darum macheten allhie die Maide auf die Studiosen Jagd und die Studiosen uf die Maide. Und, was erschröcklich anzuhören, die Teufelsbrut unsers eigenen Consistorii hieselbsten bestättigte solch heimlich Gelöbniß. Darumb mußt ich gegen diesen Mißbrauch mich aufmachen, und wenn es das Leben gekostet.

Davor verlacheten mich diese sophistischen Schälke, die Juristen; etliche junge Löffeljuristen vermeineten sogar: sie wöllten noch wohl dreimal Ostereier essen, ehe Lutherus mit seinem Handel durchdringe und die heimlichen Gelöbnisse abgestellet

würden; ja etliche große Hansen hätten sich auf einem Kindelbier sogar verrühmet: dieß junge Schnaupteufelchen söllte ehender einen Bart gewinnen, als Lutherus seine Sach. Ursach: weil sie ihre garstigen Töchter denen Studiosis uf's Zimmer schicketen, um sich Männer anzukirrende. Darum mußt ich zu Ehren Gottes diesen schelmischen Juristen das böse Handwerk legen. Spotten über meine Schriften, die groben Esel, sprechen, nach meinen „Catönichen" könne kein Recht gesprochen werden. Solche Schelme wollen mir in meiner Kirchen regieren! Daß sie Gottes Element schände! omnis Jurista est aut nequista aut ignorista; ja, ein jeglicher Jurist ist entweder ein Schalk oder ein Esel, der nichts kann in göttlichen Sachen. Elende Suppenfresser und grobe Tölpel seind sie, und sehen nit ein, daß sie nicht mehr sind, denn Schuster und Schneider. *)

Hierauf hob Dr. Jonas an zu külstern und zu bülstern, **) bis er endlich mit schnarrender Stimmen sprach: Ja wohl, ehrwürdiger Vater! ist diese Teufelsbrut von Juristen ein Säustall, der den edlen Weinberg Eurer Kirchen zu verwüsten drohet. Denket Euch, bei mir in Hall sprechen sie schon davon: daß unsere Kinder, dieweilen sie H.... kinder wären, uns nicht beerben söllten, dafür würden sie schon sorgen, sondern unsere Brüder und Schwestern söllten uns beerben. O, des hoffärtigen Teufelsgeschmeisses!

Als das Lutherus hörete, ward er abereins braun und blau für Zorn, und schriee: Das sagen die Juristen dorten

*) Alle diese Ehrentitel auf die Juristen, deren noch viele andere folgen, die hier wegen ihrer pöbelhaften Gemeinheit gar nicht wiederzugeben sind, stehen Tischreden Eisleb. Ausg. f. 557. 559. 561. 562. 566. 571. Ueber die jungen Löffeljuristen und ihre Prahlereien vgl. den Brief Luthers an den Kurfürsten Joh. Friedrich vom 18. Jan. 1545 bei De Wette V, S. 715.

**) D. h. sich stark zu räuspern. Luther sagt irgendwo, daß er deßhalb häufig aufgezogen wurde.

auch schon? Ich gläubete, die Bestien hier in Wittenberg sprächen es nur.*) Warumb habe ich ihnen den Eingang zu meinem Weinberg geöffnet? Mord und Marter! das sagen die juristischen Säu! Aber harret, Ihr Herren! ich will sie schon wieder herauskehren! Der Dr. Luther ist ein guter Schweinhund, das sollt Ihr sehen! Erst lasset mich nur aus Mansfeld heimkehren, dann sollen die Juristen aus dem Lande, oder wir. Wozu gebrauchen wir dies gottlose Geschmeiß? Was sie thun, können hinfüro unsere Küster thun; wegk mit den sophistischen Schälken!

Und mit diesen Worten schlug er wieder mit der Faust uf den Tisch, daß sich abermalen die Tonne zu regen und bewegen begunnte, und ich flugs hinzu springen mußte, um sie zu halten.

Hierzwischen thät sich aber die Thüre auf und Lutheri klein Mägdlein, Grete, ein Kind bei zehn Jahren, sprung heulende und schluckende auf den Vater zu, item folgete ihr ein truckener Kerl in einem alten schwarzen Rock uf dem Fuß, der ein blaß Knäblein, so etwan gleiches Alters war an der Hand hielt, aber in Mitten der Stuben stehen blieb, und dort erstlich mit einem Nasentüchlein seinem Vöglein den Schnabel putzete. In währendem war das Mägdlin zum Vater gelanget und schriee: Herzer Vater! Paul**) hat mir meinen heilgen Christ wegkgenommen.

Da war mein Lutherus beschwichtiget, satzte sich auf die Bank, hob das Kindlein auf seine Schooß, küssete es und sprach: Bis nur stille, mein liebes Kind! er soll dir deinen heiligen Christ schon wieder geben. Lauf hin und sag Paul, wenn er's nicht thät, käm Vater und wölle ihn wammsen. So hob das Mägdlein gleich an, ihm widder von der Schooß

*) Man vgl. die obigen Briefe Luthers an den Kurfürsten bei De Wette Thl. V. gegen das Ende.

**) Der jüngste Sohn Luthers.

zu springen, lachete, schriee vor Freuden: „Vater will ihn wammsen!“ und lief alsbald seiner Straßen, in währendem Lutherus sprach: Ihr sprachet vom Glauben, Ihr Herren! da sehet an diesem Kindlein, was der Glaube thut! O, welch' ein theuer, werthes, großes Wort hat doch der Heiland gesprochen: es sei dann, daß ihr auch umkehret, und werdet wie die Kindlein, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.*) Sehet, wie steif es auf die Verheißunge des Vaters bauet, daß sich flugs seine Kummerthränen in Freudenthränen verwandeln, und es frohlockende davonläuft, ehe es noch gewonnen, um was es gebeten. Denn es weiß, der Vater kann ihme nimmer lügen. Darumb, meine Freunde! gebet mir 20, 10, ja drei Menschen, so diesen Glauben haben, und Pabst und Teufel sollen uns den heiligen Christ, den sie uns gestohlen, schon widder geben. Wir wollten dem himmlischen Vater schon so lange mit unserm Gebet die Ohren waschen, bis er uns erhörete. Berge wollten wir versetzen, die Erde wieder zum Garten Eden machen, und die Pforten der Höllen also erschüttern, daß man das Brüllen und Angstgeschrei des Satans in jeder Hütten über der Erden und in jedem Sarge unter der Erden vernehmen sollte.

Spricht hierauf der truckene Kerl, welcher hierzwischen zur Seite getreten: ach, Gott! welcher Glaube, stärke meinen Glauben, lieber Herre Gott! So wurd Lutherus sein erstlich gewahr und sprach: wer seid Ihr und wo kömmet Ihr her?

Da wurf sich der Kerl auf die Kniee, wie für einen Bischof, küssete Lutheri Hand und sprach: erbarmet Euch mein, ehrwürdiger Vater; ich bin ein vertriebener Prediger aus Pommern.

Hierauf seufzete Lutherus mächtiglichen, und nachdem er dem Kerl geheißen, widder aufzustehen, gab er zur Ant-

*) Matth. 18, 3. 4.

wort: ach, wehe, Ihr Herren! von wie vielen vertriebenen Predigern werd ich täglich angegangen! Es scheint schier aus zu sein mit dem theuren Wort, wenn wir nicht zu dem Glauben der lieben Kindlein zurückekehren. Und nicht genug, daß Prediger, Münche und Nonnen mich alle Tage überloffen; wo nur etwan im ganzen Deutschland ein Armer ist, den schicket man nach Wittenberg. Alle Gemeinen denken so. Niemand will mehr Gutes thun und den Armen helfen, und suchet ein Jeglicher bis zur Wuth nur das Seine. *) Also aus Pommern seid Ihr! Da müget Ihr plattdeutsch sprechen allhie mit Dr. Pommerano. Das ist der einzige gelehrte Mann, Ihr Herren! den Pommerland, so lange es bestehet, erboren hat. Es ist ein tumm, eigenwillig und gefräßig Volk, allen schönen Künsten abhold, und verwundere ich mich mit nichten, wenn die Stettiner sogar ihren Superintendenten M. Paul Rhoda wollten todthungern lassen **), daß sie mit Euch ebenmäßig verfahren sind. Aber wie heißet Ihr denn, und wo seid Ihr her, mein Bruder? Habt Ihr gestudieret, oder ehender ein Handwerk erlernet, von deme Ihr Euch etwan, wie weiland die heiligen Apostel, in Zukunft nähren müget?

Hätte leider kein Handwerk erlernet, besondern zum Gryppswalde gestudieret. Sein Name wär Kieser, und er ein Pfarrherr in einem Dorf Namens Benz gewest. Allhie hätten die Pfarrer vor Alters zween Hufen Landes gehabt. Doch als die Bauern ihren katholischen Priester verjaget, hätten sie sich die beste Hufe eingetheilet und vor sich behal-

*) Wörtlich in dem Briefe an Spalatin bei De Wette vom 24. Sept. 1536.

**) Man sehe den Brief Luthers und Bugenhagens dieserhalb an den Herzog Barnim von Pommern, Freitags nach Ostern 1537, in Kramer's großen Pommer'schen Kirchen-Chroniken T. III. f. 100 ff.

ten. Alldieweilen er aber mit Einer Hufen nimmer hätte zureichen mügen, und seine Bauern in Güte ihme das gestohlene Gut nit widder geben wöllen, hätt er letzlich bei der Obrigkeit geklaget, was diese bösen Buben also verdrossen, daß sie ihme in diesem Herbst alles Korn auf dem Felde mit dem Viehe und sonsten muthwillig geruiniret, also daß er's vor's Beste erachtet, die ganze Pfarr mit seiner Frauen und drei kleinen Kindern zu verlaufen, anerwogen der Ort, wo er bis dato gewest, so klein wär, daß es dorten das ganze Jahr über kaum sechs Taufen, und alle drei Jahr etwan eine Hochzeit hätt. Das Wenige, so er noch bei sich gehabt, hätten ihm Räuber in der Uckermärkischen Heiden abgenommen, so daß er den ehrwürdigen Vatern umb Gottes Barmherzigkeit willen bäte, ihme einen anderen Dienst allhie zu verschaffen, denn er hätte gemeinet, daß das reine lautere Wort allhie in absonderlichem Flor stünd.

So gab mein Lutherus bitter lachende zur Antwort: Wie der Waizen unter dem hohen Unkraut steht's im Flor! O, Ihr Herren! seind doch die Bauern sich überall gleich, wie ein Esel dem anderen. Ihr müget es gläuben oder nicht: hier in dem ganzen Sprengel Wittenberg kenne ich auf allen Dörfern nur einen einzigen Bauern, und nicht mehr, der sein Gesinde zum Wort Gottes und zum Katechismus vermahnet, alle übrigen laufen geraden Weges zum Teufel. *)

Anjetzo hube das bleiche Knäblein an, seinem Vater einzublasen, doch also, daß wir es alle höreten: ach, herzer Vater! mich hungert auch gar zu sehr!

Solches erbarmete Lutherum, sah den Vater an, der gegen das Fenster stunde, und deme in Wahrheit das Tageslicht durch beede Backen schien, so verhungert sahe er

*) Wörtlich in: Lutheri colloquia, meditationes etc. ed. Rebenstock. Tom. I. f. 94 a. Der Wittenbergische Sprengel umfaßte 2 Städte und 15 Pfarrdörfer. Zedler: Universal-Lexikon. LVII. S. 1723.

auch aus; hatte eine spitze Nase, ein erdfarben Haut und konnte kaum sein Haupt tragen, daß es ein Jammer anzusehen war.

Darum sprach er: ach, mein Bruder! ich gläube, Euch hungert nit minder, denn Euer arm bleich Kindlein. Könnt ich doch Allen helfen! Ach, meine Herren! wie viele hungernde Brüder hab ich je und je gesehen, seit die undankbare Welt das liebe Evangelium verworfen,*) aber einen verhungerteren Bruder als diesen erinnere ich mich nicht gesehen zu haben. Rufet: Wulfgang! geh hin und sage Frau Käthen, sie müge noch einmal kommen.

Hierzwischen aber sprach Dr. Pommeranus zu dem fremden Priester uf sein Plattdeutsch: „Ick hebbe de Parr nich verlopen; Ehn Witten mit Noth iß beter, aß keen Witten und de bittere Dod."

Aber mein Priester entschuldigte sich und brachte noch Allerlei für, wie's die Bauern mit ihm getrieben, so gräulich anzuhören war; item erzählete er, daß ein groß Hauf von selbigen Bauern zu den Wiedertäufern übergiengen, so jetzunder an vielen Orten, insonderheit aber zum Sunde,**) widder zu rumoren begunnten.

---

*) An den Kurfürsten Johann vom 3. Febr. 1527 bei De Wette. III. 160: „Wo dem so ist, so ist's aus mit Pfarren, Schulen und Evangelium in diesem Land; sie müssen entlaufen, denn sie haben Nichts und sehen wie die dürren Geister." Und an denselben S. 135 vom 22. Nov. 26: „Es ist des Klagens über alle Maaßen viel der Pfarrherren fast aller Orten; da wollen die Bauern schlechts nichts mehr geben und ist solcher Undank unter den Leuten für das heilige Gotteswort, daß ohne Zweifel eine große Plage fürhanden. — Sie leben wie die Säue; da ist keine Furcht Gottes noch Zucht mehr, weil des Papsts Bann ist abgegangen." — Aehnlich an unzähligen Orten!

**) Stralsund.

Als das Lutherus hörete, schimpfirete er auf die Wiedertäufer, worauf aber Er Johannes abermalen anhob: Ehrwürdiger Vater! ich hab auch von wegen der Wiedertäufer einen großen Haber mit meinem Bischof gehabt. Selbiger unterstunde sich zu sagende: die Wiedertäufer thun ja just, was Lutherus will; den selbiger hat, wie männiglich weiß, Alles in der Kirchen verredet und verworfen, was nicht in der Bibel stehet. Nu stehet nit in der Bibel, daß man die Kinder täufen soll, item stehet nit darinnen, daß man den Sonntag Weihnachten, Ostern rc. feiern soll, item das Abendmahl auch denen Weibern geben, item die Brautleute trauen, noch die Todten mit Sang und Klang an ihr Grab begleiten soll. Warum hat Lutherus denn dieses beibehalten und das Andere nit?

Gibt Lutherus zur Antwort: Saget Eurem Bischofen: das ist darumb von mir beibehalten, weil es eine gute menschliche Ordnung ist.

Ille: Das hab ich ihm schon gesaget, aber er spricht: wenn's nur eine menschliche und keine göttliche Ordnung ist, die wir ex traditione überkommen, so mag sie gar leichtlich auch von Menschen wieder abgethan werden. Wenn darumb morgen ein Dorf, eine Stadt, ein Land spräche: wir wollen hinfüro kein Kind taufen, keinen Festtag halten, als den Samstag, keinem Weibe das Sakrament geben, keinerlei Brautleut vertrauen, keinen Todten mit Sang und Klang zu Grabe geleiten, denn es ist Alles papistisch Affenwerk und stehet nicht in der Bibel, was würde Lutherus dazu sagen?

Hierauf gab selbiger zu unserer Verwunderung mit lautem Lachen zur Antwort: Sehet, Ihr Herren! wie die papistischen Esel sich immerdar nit bloß um das Mügliche, sondern auch umb das Unmügliche den Kopf zerbrechen! Denn, wann sollt es müglich seyn, daß die Menschen, wie die Säue und ohne Gotteswort zusammenliefen, oder sich wie ein Aas auf dem Schindanger ohne Sang und Klang einscharren ließen,

so lange es noch ein christlich Gewissen und eine christliche Oberkeit gibt. Mir kommt's für, als ob sich ein Mensch den Kopf darüber zerbrechen wöllte: wie's werden würde, wenn die Bäume anhüben spazieren zu gehen, und die Fische im Wasser das Kyrie eleison zu singen.

Nunmehro aber kam Frau Käthe zur Thüre hineingewischet, hatte ein schwarz Kleid an, mit einem weißen Schurzfleck, item Schuhe und weiße Strümpfe; aber die Haare waren annoch in der Rappuß, also daß sie sich im Gehen kämmete, und immer rechtes und linkes mit dem Arm ausfuhr, wie ein Schneider.

Was sie schon widder sölle? hätte ja heute nicht soviel Zeit, um sich in Ruhe anzukleiden!

Sprach Lutherus: Liebe Käthe! allhie ist ein vertriebener Bruder mit seinem Knäblein aus Pommern; hol ein Paar Würste her und einen guten Wecken, und laß auch Wolfgang noch einen andern Becher bringen. Das arme Büblein hungert, wie seinen Vatern.

Als das Frau Käthe hörete, gerieth sie in einen großen Kyff. Was! schon wieder ein verloffener Pfaff? Es wäre nit mehr auszuhalten. Alle Tage käm ja solch Geschwürm von Pfaffen, Nonnen und München! Der Herr Doctor würde noch Alles mit ihnen verfüttern, was er hätt, und sie als eine arme Wittib mit ihren unmündigen Kindern in dem größten Armuth zurücklassen.

Spricht Lutherus ganz sänftiglich: Nu, liebe Käthe! geh nur noch einmal hin und gedenke des Wortes: ich bin hungrig gewesen und ihr habt mich gespeiset; hol nur ein Paar Würstel her; es wird dir nit darauf ankommen.

Illa. Ja, es käme wohl darauf an; was er denke? sie hätte Ratzenbergers Wurst schicken müssen, item Dr. Crucigers, item hätte Herr Philippus allhie auch eine Bratwurst gewonnen! Wo's herkommen sölle? Ein Schwein wär's ja nur gewesen; sie hätte keine Wurst mehr!

Als sie solches gesprochen, trabte sie aus der Stuben, und schlug die Thüre zu, daß der Kalk von der Wand rasselte, worauf Dr. Lutherus einen langen Schlurf aus der silbernen Nonnen that, und dann lachende uf lateinisch sprach: Dominus meus Ketha habet hodie non bonam mutzam*), sive potius habet nullam.

Hierauf zapfete er den Becher abermalen voll, und reichete ihn dem fremden Priester mit den Worten: Si te non refecerit nonna carnalis, te reficiat nonna argentea — was der Mann auch verstund und zur Antwort gab: et te reficiat Dominus noster Jesus Christus in sempiternum Amen, worauf er selbsten trunk, und auch seinem Knäblein reichete.

Hierauf schauete ihn Lutherus mitleidig an und sprach: wenn ich nur wüßt, mein Bruder! wie Euch zu helfen, denn ich hab auch den bittern Hunger geschmecket. Ihr Herren! wenn mein gnädiger Herr Johann Friederich nit an's Regiment gekommen wär, hätt ich ebenmäßig für Hunger Wittenberg verlaufen müssen,*) aber jetzo gehet es besser. Und

---

*) Mütze.

**) Diese große Noth, in welcher Friedrich der Weise Luthern fast verkommen ließ, wirft ein trauriges Licht auf seinen sittlichen Charakter. Ich gebe hier auszugsweise aus Luthers Briefen von De Wette II, 439 einen kurzen Ueberblick dieser Noth: Im November 1523 schreibt er an Spalatin, den kurfürstlichen Hofprediger und Geheimschreiber: Er müsse Schulden über Schulden machen; der Quästor bekümmere sich um nichts. Noth und Sorge würden ihn aus Wittenberg treiben, und er gerne die Gelegenheit ergreifen, da er der Härte (duritiae) und Undankbarkeit dieser Stadt überdrüssig sei. — 24. Febr.: Noch kein Geld! Luther meldet, daß die Mönche des Augustinerklosters seit zwei Jahren kein Gehalt und keine Abgaben mehr bekommen hätten, und der Quästor (Rentmeister) sich gar herrisch betrüge (satis imperiosus). — 24. Dez. 24: Immer noch kein Geld! Luther klagt laut über den Kurfürsten, welcher nichts darum geben würde, wenn er und die übrigen Reformatoren ihre Einkünfte im Stiche ließen und jeder seiner

dennoch hab ich jetzunder Nichtes, und heute Morgen meinen letzten Batzen wegkgegeben.

Aber, was sprich ich? Ich bin ja noch ein reicher Mann; harret mein Bruder, Ihr sollet die güldenen Päthenschillinge meiner kleinen Greten haben, so Euch die Thüre ufgethan, da müget Ihr Euch mit Weib und Kindern ein Weil erquicken, bis der reiche Gott widder Rath giebet. Aber lieber Bruder Philippe! erzähl's nit deiner Frauen, damit es Käthe nit wieder erfähret.

Als er das gesaget, und Mag. Philippus reinen Mund angelobet, knieete er vor einer Truhen, so am Ofen stund (und war selbiger wie eine Kirche mit einem Thurm geformiret), holte zween güldene Münzen herfür und hob sie knieende gen Himmel und sprach dieses herzliche Gebet:

Ich danke dir Herr Gott, allerliebster Vater! daß ich mit meinem letzten Pfenning meinen armen hungrigen Bruder erquicken kann. Nun habe ich Nichtes mehr, denn meinen Armuth. Aber auch davor sei dir Lob und Dank gebracht. Ja, ich danke dir von Herzen, daß ich hier auf Erden soll arm und ein Bettler sein, denn also ist es wohlgefällig gewesen vor dir. Erquicke du nu wieder, du reicher Gott! mein Weib und meine Kinder, wenn ich heut vielleicht noch dahinfahre. Arm und nacket, wie du sie mir gegeben hast, so bescheide ich sie dir wieder, du großer und reicher Gott, du Vater der Waisen und Retter der Waisen! Amen.*)

Straße gienge. Und in der That würde er sich auch längst anderswohin begeben haben, wenn ihn nicht die Schmach des Evangeliums, und also auch die des Fürsten selbst zurückgehalten, indem er sonst für vertrieben ausgeschrieen werden und die Feinde des Glaubens frohlocken würden.

Geschah das also am grünen Holze, was hätte nicht am dürren geschehen sollen?

*) Fast wörtlich nach dem Testament Luthers von 1527, aus: Luther's Leben und Schriften von Bernhardt. S. 61.

Und hierauf stund er auf, und druckte dem schluckenden Priester die gülden Münzen in seine Hand,*) wandte sich darauf an uns Alle, und sprach mit also großer Salbung und herzzerreißender Kraft, daß fast ein gemein Schlucken entstunde, und insonderheit Dr. Jonas nit aufhörete, zu seufzeln und zu köken:

Da komme ich widder auf den Glauben! O, meine Brüder! was können wir abereins von den lieben Kindlein lernen? Meinet Ihr, daß es Greten betrüben würd, wenn sie hörete, ihr Päthenpfenning wär ihr wegkgenommen? Ei nimmer; aber daß ihr heilger Christ ihr wegkgenommen, das betrübet sie. Doch wir alten, geizigen, halsstarrigen Sünder machen's umgekehrt. Wenn Pabst, Tod und Teufel uns den heiligen Christ nehmen, machen wir kein sauer Gesicht; aber wenn uns der Mammon dieser Erden genommen wird, schreien wir, wie die unvernünftigen Narren, wenn ihnen ihre papierne Krone genommen wird. Und darum ist und kommet alles Unglück mit Recht über die ungläubige Welt. Ach, meine Brüder! welchen herzallerliebsten Gott und treuen Ernährer würden wir haben, wenn wir uns umbkehren und wie die Kinder werden wöllten. Denn wer ist besser, wer ist frömmer, wer ist reicher, denn unser herzallerliebster Gott? Er verthut Einen Tag mehr, denn alle Kaiser, so je in deutschen Landen gewest sind. Ich weiß, daß ihme die Welt alle Tage mehr denn ein Königreich verzehret. Wie viel sind nu Tage von der Welt her? Und wieviel Königreiche sind sider verzehret? Schämet Euch, und wir wollten ihme nicht vertrauen,

---

*) Ebendaselbst S. 138. Ein anderes Mal, als ein Student ihn mit Thränen um ein Reisegeld in die Heimath bat, und er auch kein Geld hatte, ergriff er einen silbernen Becher, und da Frau Käthe es wehren wollte, drückte er ihn mit der Hand zusammen, und gab ihn dem Jüngling mit den Worten: Trag ihn flugs zum Goldschmidt und verkauf ihn. A. a. O.

der uns doch Alles reichlich giebet und schenket: Laub, Gras, Blumen, Früchte, Stein, Gold, Silber, Land, Leute und Güter, den Päthenpfenning der kleinen Greten und das Allerköstlichste, Christum, seinen lieben Sohn, zu eigen? Sehet, mein Bruder! da draußen picket ein Vöglein am Fenster, weil die Nacht einbricht. Das Vöglein hat sein Nachtmahl gehalten, und will hie fein in einer Ritzen schlafen, bekümmert sich gar nicht, noch sorget für den morgenden Tag, oder Herberge, wie David spricht Psalm 71: Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzet, und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibet, der spricht zu dem Herrn: meine Zuversicht und meine Burg, mein Gott, auf den ich hoffe!*)

Und jetzo diesem reichen Gott befohlen, mein Bruder! gehet hin und thuet desgleichen!

Da walleten unser Aller Herzen in die Höhe und gab ein Jeglicher dem elendigen Menschen nach Vermügen. Nur Dr. Pommeranus entschüldigte sich, daß er Nichtes habe.

Spricht Lutherus: Wie, Herr Doktor! Ihr wolltet Eurem Landsmann Nichtes abtheilen? Ich weiß, Ihr habet mehr, denn wir alle zusammen. Greifet nur einen nummulum Daniae**) an, ehe sie im Schimmelpett verkommen; allhie ist es Noth!

Aber mein Pommeranus verschwur: er habe Nichtes. Hätte heute zwei Kirchgängerinen gehabt, und gegläubet, etzliche Batzen einzuheben. Allein, weil es ihm uf der Kanzel fürgekommen, als ob dem würdigen Vatern wieder der Schwindel anwandele, und er flugs Amen gesaget, ehender er vor die Weiber gebeten, hätt das unflätige Volk Nichtes

*) Fast sämmtlich Worte Luthers, bei Bernhardt a. a. O. S. 133.

**) Als Bugenhagen in Dänemark die Reformation eingeführt hatte, sprach er zum Abschiede: Tu meum habes Dania Evangelium, ego nummos tuos; Vale! Surius in comment. ad ann. 1539. p. 289.

geben wöllen, obschon er versprochen, am nächsten Sonntage die Danksagunge nachzuholen. „Süß (sonst), sprach er auf sein Pommersch, süll et mi uck up ehn Witten nich ankamen, dat könet ji van mi glöwen."

Als nu mein Priester mit seinem Büblein unter großer Danksagunge und vielen Thränen abgegangen, und mein Geblüte noch für Lutherum wallete, sprach ich gar unfürsichtiglich: Aber, ehrwürdiger Vater! wie ist es müglich, da Ihr ein also treffliches Herze und frommen Glauben habet, daß Ihr das Sakrament des Altars blos dem Pabst zum Trotz, wie Ihr selbsten saget, umgeändert habet?

Da stieß mich Er Johannes mit dem Fuß an, und sahe ich auch, wie Lutherus allbereits die linke Augenbrame in die Höhe zog, und alsbald mich also anschnarchete: was schwätzt der einfältige Junker? So wollt's mein Johannes widder gut machen und sprach: der Junker meint die Wandelung, ehrwürdiger Vater! und ist dieses sein größter Scrupel, worüber ich schon ostermalen mit ihme strittig worden. Er schleußt nämlich also:

Die ganze Kirche lehret mit Luthero: Christus ist mit seinem menschlichen Körper gen Himmel gefahren. Nu ist aber kein menschlicher Körper allgegenwärtig, ergo kann auch Christi menschlicher Körper beim Sakrament nicht allgegenwärtig sein, wie Lutherus will. Kann aber Christi menschlicher Körper beim Sakrament nicht allgegenwärtig sein, so muß entweder durch die göttliche Natur Christi Brod und Wein in seinen Leib und Blut gewandelt werden, wie die alte Kirche je und je gelehret, oder es ist blos ein geistlich Essen und Trinken im Sakrament fürhanden, wie Calvinus will, und die Wort: „das ist mein Leib", wollen in der Wahrheit nichts Anderes sagen, als „das bedeutet meinen Leib."

Das ist mit der Vernunft gesprochen, gab Lutherus zur Antwort; aber, mein Junker! sprach er weiter und schauete

mich gar grimmig an, willtu Christi Wort hören, welches lautet: „das ist mein Leib", so mußtu den Esel Vernunft in den Stall ziehen. Denn, Ihr Herren! dahin gehet der Teufel allein um, daß die römischen Pfaffen Gottes Willen und Wort messen mit der Vernunft. Alles in der Schrift nach der Vernunft ist erlogen.*)

Als ich diese tumme Red hörete, und daß er mich einfältig nennete, und einem Esel vergliche, lief mir das Läuslein über die Leber und ich sprach: Es handelt sich hier nicht um die Vernunft, sondern um Euren bösen Trotz, denn ich hab mir gar wohl gemerket, daß Ihr in Eurem Sermon vom Anbeten des Sakramentes sprecht: „dieweil die Papisten so hart darauf dringen aus eigenem Frevel ohne Schrift, wollen wir ihnen nun zuwider und zu Trotz halten, daß wahrhaftig Brod und Wein dableibt",**) ergo keine Wandlung für sich gehet, sondern der Körper Christi allgegenwärtig sein muß; item sprecht Ihr an einem andern Ort: wenn ein concilium erläubete, beede Gestalten im Sakrament zu nehmen, so wölltet Ihr ihme zum Trotz nur Eine oder gar keine nehmen, und alle diejenigen für Abtrünnige halten, die aus Gewalt eines solchen Concils beider Gestalten gebrauchten;***) item sprechet Ihr: wenn 1, 2, 100, 1000 und mehr Concilien beschlößen, daß Priester söllten ehelich werden, wöllet Ihr Euren Priestern lieber 1, 2, 3 H.ren gestatten, denn daß sie ein ehelich Weib nähmen nach solcher Concilien Beschluß; †) item sprechet Ihr von dem allerhei-

---

*) Wörtlich in den Tischreden bei Walch. XI, 2308.

**) Altenburg. Ausg. II, 303 b.

***) Wittenberg. deutsche Ausg. VII, f. 387 b.

†) A. a. O VI, 244 a. in der Schrift an die Herren des deutschen Ordens. — Daß der Verfasser hier und anderswo so verschiedene Ausgaben citirt, kommt daher, weil er seine Excerpte an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten hat machen müssen.

ligsten Sakrament der Buße: „darum will ich nicht beichten, daß es der Pabst geboten hat und haben will, obgleich ich weiß, was Stärke und Trost mir die heimliche Beicht geben hat." *) — Wie kommt nu ein Mann zu solchem Trotz, der ein also gutes Herze offenbaret?

Aber ich hatte die letzten Wort noch nit gesprochen, als mein Lutherus, braun und blau für Zorn, mit der Nonnen nach mir wurf (doch thät er mich nit treffen), und schriee, als laut er konnte: Ich gläube, diese papistischen Säue sind gekommen, mich zu närren; aber der Teufel soll Euch die Haut besehen!

Ach, gab hierauf Dr. Jonas zur Antwort, merket Ihr das erstlich jetzo, ehrwürdiger Vater! es seind sicherlich abermalen papistische oder calvinische Meuchelmörder, umb Euch aus dem Wege zu raumen. **) Ich habe ihnen gleich nit getrauet, denn sie sprachen ja: entweder das papistische oder das calvinistische Nachtmahl wär das rechte. Soll ich draußen auf das Augustiner-Thürmlein steigen und Sturm läuten, auf daß die Burger kommen?

Und hiemit wollte er abe; aber Melanchthon begriff ihn am Rockzipf und sprach: Um Gotteswillen, Herr Doctor! machet kein Aergerniß; lieber Bruder Luthere! mäßige dich, die Leute haben ja recht!

Was, wie, worin? schriee hierauf Lutherus und schlug abereins mit der Faust auf den Tisch, daß die Tonne rechtes und linkes sich regete. „Daß entweder das papistische

---

*) Altenburg. Ausg. II, 115 a.

**) Luther glaubte, daß man katholischer Seits mehrmals Versuche gemacht, ihn aus dem Wege zu räumen. Ratzenberger a. a. O. S. 69 ff. Ja, einmal glaubte er sogar, seine Feinde hätten ihm einen Doctor geschickt, der sich unsichtbar machen könne. De Wette. I, 441.

oder das calvinistische Nachtmahl das rechte ist" — gab Melanchthon zur Antwort.

Als das Lutherus hörete, gerieth er flugs in einen also großen Zorn, daß er Melanchthon eine Maulschelle stach und rief: Ha, du falscher Verräther! kommt es jetzt mit einem Mal an den Tag, daß du ein heimlicher Calvinifte bist, wie ich und alle Welt längstens gegläubet. *)

Vor dieser That entsatzten wir uns Alle, denn Melanchthon fiel alsbald widder uf der Bank zusammen, wie ein lahm Messer, hergegen Lutherus, den wohl die Sünden gereueten, ein Weil stille stund, und darauf anhube, seinen Stecken anzusetzen, und nach der Thüren zu gehende, in währendem er sein Liedel anstimmete:

> Erhalt uns Herr bei deinem Wort
> Und steur des Pabsts und Türken Mord,
> Die Jesum Christum deinen Sohn
> Stürzen wöllen von seinem Thron. **)

Worauf ihme gleich Dr. Jonas mit seinem Stecken rechtes zur Seiten trat und Dr. Pommeranus zur Linken. Und

---

*) Melanchthonis epist. ad V. Theodorum: cum colaphos ab eo acceperim. Eine gleiche Behandlung will er auch wohl in dem berühmten Briefe an Carlowitz andeuten, wenn er sagt: er habe von Luther eine fast mißförmige Knechtschaft (servitutem paene deformem) erdulden müssen (Corp. Reform. VI, 880), oder wenn er ihn an einer andern Stelle einen rasenden Hercules und Philoctet nennt (l. c. V, 310). Denn Luther hatte ihn wegen seiner späterhin auch offen ausbrechenden calvinistischen Gesinnung schon lange im Verdacht. Den ganzen erbärmlichen Charakter dieses Mannes (Melanchthons) werden wir erst später, bei der Publikation des Interims, kennen lernen.

**) Das bekannte lutherische Kirchenlied, welches in jedem unserer Gesangbücher mit convenabler Abänderung von Papst und Türke steht, und wovon das Metrum der letzten Strophe drolliger Weise eben so falsch ist, als der Inhalt.

mußte ich lachen, obschon mir nicht darnach um's Herze war, wie besagter Jonas just den Schenkel so zog wie Lutherus; item wie sein Stecken ebenmäßig so lang und an der einen Seiten just so abgeschälet war, wie Lutheri; item wie er mit seiner heisernen Kälberstimmen auch anhube, gleich Dr. Pommerano in das Liedel einzustimmen, und dabei den Küster spielete, auch etzliche Male, ehender sie in der langen Stuben an die große Thüre gelangeten, noch widder zwischendurch den dürren Husten gewann, und külsterte und bülsterte, daß es ein fast gräulich Affenwerk ware.

Als sie letzlich heraußer, sah Er Johannes M. Philippum gar betrübet an, anerwogen er den Kopf abermalen zwischen die Beine gesenket, und ihm die hellen Thränen über die truckenen Hände liefen, so er um seine beeden Kniee gefaltet, und sich stumm hin und her wiegete in seinem Schmerz.

Sprach darum: Lieber Herr Magister! es ist fast zu viel; macht Er's öfter also mit Euch?

Aber mein Philippus gab nit Antwort, ob's Lutherus öfter so gemachet, sondern schluckete laut und sprach: Ach, meine Herren! wenn ich auch so viele Thränen vergießen könnte, als die angeschwollene Elbe Wassers vorbeiführt, würde ich doch meinen Schmerz nicht ausweinen können.*) Ach, daß ich auch just heute zu ihm kommen mußte. Ich sitze sonst zu Hause wie ein lahmer Schuster,**) und muß just heute wieder kommen, und muß mir noch in Aller Gegenwärtigkeit von der geizigen Käthen die Bratwurst aufrücken

---

*) Wörtliche Aeußerung des unglücklichen Mannes (Consilia lat. ed. Pezelius. II, 257). Ueber seine von Jahr zu Jahr wachsende Verzweiflung über das Reformationswerk sehe man die aus seinen Schriften von Döllinger („Die Reformation." I, 349 — 408) gesammelten Stellen.

**) Corp. Reform. I, 683.

lassen, so sie mir gesendet, und nu gar diesen Schimpf von ihm selbsten! Ach, ach! es ist zu viel!

Hierzwischen war wohl Luthero bange worden, daß er aus der Schulen schwätzen würd, steckete derohalben nach einer Weil den Kopf widder durch die Thür (so noch ganz braun und blau war), und schriee in die Stuben: Magister Philippe!

Als das Melanchthon hörete, sprung mein praeceptor Germaniae gleich auf wie ein Schuljunge, und gab zur Antwort: ja, Bruder Martine! ich kumme! und, was männiglich schier unglaublich fürkommen wird, hube darauf auch an, mit lauter Stimmen zu singen:

Erhalt uns Herr bei deinem Wort etc.

und ging ihme nach aus der Thüren.

Da sahen wir uns Alle verwundert an, schlugen ein Kreuze und gingen alsbald auch unserer Straßen. Aber als wir draußen auf das Ern *) kamen, sollten wir annoch einen gar gräulicheren Handel erleben. Denn siehe! ein Weib, wie ich nimmer boshafter und wüthender gesehen, hatte ihren Kerl bei den Haaren gepacket, zog ihne die Stiege hinauf und schriee wie besessen: komm Hund zum Doctor! komm du Galgenstrick zum Doctor!

Und dieweilen wir an ihr fürüber müßten, stunden wir stille und frageten: was ihr wär, daß sie also wie eine Besessene brülle?

Ja, was sie nit brüllen sölle? hätte hier ihren unfläthigen Kerl mit der Magd getroffen, und der Bösewicht entschuldige sich noch, daß Lutherus es frei geben, die Ehe zu brechen! „Das will ich wissen, das will ich nur erst wissen!" — Kreischete und brüllete, daß das ganze Kloster schallete.

*) Flur.

So wollte sich nu ihr Kerl entschuldigen, holete eine Predigt Luthers aus dem Busen und sprach: da stünd's, aber sie wölle es nit gläuben; wir söllten's ihr doch fürlesen, sie könne nicht lesen, und ihne für diesem Lärm bewahren helfen. Mein Gotte doch, seit die Werkgerechtigkeit abgeschaffet, mache es ja die ganze Stadt also!

Hierauf schriee das Weib: und wenn's die ganze Stadt so machet, sollstu es nit also machen, du liederlicher Lotterbube! und griff ihme wieder in die Haare.

Hierzwischen hatte Er Johannes das Büchlein genommen, und lasen wir bei einem Eselsohr, so er drinnen gemachet, in Wahrheit also:

„So ein halsstarrig Weib seinen Kopf aufsetzete, ist Zeit, daß der Mann sage: willtu nicht, so will eine andere! Will die Frau nicht, so komme die Magd. So doch, daß der Mann zuvor zwei- oder dreimal sage und warne sie, und laß es für andere Leut kommen, daß man öffentlich ihre Halsstarrigkeit wisse und für der Gemein strafe. Will sie dann nicht, so laß sie von dir, und lasse dir eine Esther geben, und die Vasthi fahren, wie der König Ahasverus thäte.“ *)

---

*) Jenaer deutsche Ausg. T. II. f. 152 vgl. f. 147. 148. — Diese Predigt machte gleich solche Sensation, daß der Herzog Georg von Sachsen in seinem Briefe an Luther, Donnerstags nach Invocavit 1526, sich sehr bitter darüber ausläßt, und ich mir nicht versagen kann, als einen abermaligen Beleg zu allem von mir über Luther Gesagten, hier folgende Stelle seines Schreibens hervorzuheben: „Wann sind mehr Sacrilegia geschehen begebener Person, denn seit deinem hervorgebrachten Evangelio? Wann sind mehr Empörungen wider die Oberkeit geschehen, denn aus deinem Evangelio? Wann sind mehr Beraubungen armer geistlicher Häuser geschehen? Wann sind mehr Dieberei und Rauberei geschehen? Wann sind mehr verlaufene Mönche und Nonnen zu Wittenberg, denn jetzt, gewest? Wann hat man dem Ehemann die Weiber ge-

Als wir solches gelesen, hatten wir genug für immer, gaben dem Kerle das Büchlein zurücke, und sprachen: wir kümmerten uns nicht um seinen Handel, worauf das Weib ihme wieder in die Haare griff und schriee: Siehestu wohl, du leugst! denn stünde es drinnen, würden's die Herren schon gesaget haben! Kumm mit hinauf! Herr Doctor, Herr Doctor!

Da sprach Dietrichstein, als wir unten uf dem Hofe angeländet, und Er Johannes sich stumm an einen Pfahl stellete und bitterlich weinete: Mein Hager! lasset uns auch ein Weil verziehen, um zu sehen, welch End es mit dieser Megären gewinnen wird.

Und hatten wir noch nicht lange gestanden, als wir droben Lutheri wie Käthens Stimm vernahmen, und alsbald auch das Weib widder die Trepp herunter gepurzelt kam und der Kerl ihr nach. War diese Bestia aber noch nit in Wuth gewest, so war sie jetzt in Wuth, schimpfete auf den verdammten Mönch und die liederliche Nonn, ohrfeigete ihren Kerl, der sie sänftigen wollte, rechtes und linkes, schriee: ich bring erstlich meinen Jungen und nachhero mich selbsten um, du schandbarer Ehebrecher! und wollte mit fliegenden Haaren von dannen. Aber der Kerl griff sie am Schurzfleck, bat sie bei den Wunden Jesu, doch nit eine so große Sünde zu begehen, und an ihre arme Seel zu gedenken; er wölle sich auch gerne bessern.

Ja, sie dächte auch an ihre Seel, den wahren Glau-

---

nommen und andere gegeben, denn jetzt findet man es in deinem Evangelio? Wann sind mehr Ehebruch geschehen, denn seit du geschrieben: wo eine Frau von ihrem Mann nicht kann fruchtbar werden, so soll sie zu einem andern gehen, und Früchte zeugen, die der Mann ernähren muß: also thue der Mann hinwieder!"

„Dieß hat dein Evangelium bracht, das du unter der Bank hervorgezogen." Bei Walch XIX, 616.

ben hätt sie, und umb die Sünd gäb sie keinen Batzen; sie wölle mit ihrem Jungen ins Wasser, er sölle sie loslassen, oder ihn sölle der Teufel regieren!

Als mein Kerl nu abermalen gut Wetter versprach, und sie mit nichten wollte fahren lassen, hob sie einen Stein auf, schlug ihme die Nase breit, daß ihme gleich das rothe Blut ins Maul lief, und er sie fahren ließ, worauf sie brüllende und mit fliegenden Haaren vom Klosterhof lief, und er hintennach.

Mit waserlei Gedanken wir gefolget sein, mag man für sich selbsten abnehmen.

XLVIII.

Die Ursprünge des religiösen und politischen Radikalismus in Deutschland.

Deutschland in der Revolutions-Periode von 1522 bis 1526. Aus den diplomatischen Correspondenzen und Original-Akten bayrischer Archive, dargestellt von Jos. Edm. Jörg. Freiburg im Breisgau (bei Herder) 1851. Seiten XII und 746.

Die Untersuchungen über die inneren Anlässe und den äußern Hergang der großen Glaubensspaltung des sechszehnten Jahrhunderts sind durch Döllinger's „Reformation" in ein neues Stadium getreten. Die Geschichtschreibung kann die darin zu Tage geförderten Resultate fürder nicht ignoriren, will man sich nicht geflissentlich den Vorwurf der Ignoranz zuziehen. Es ist damit ein Anstoß gegeben, der nicht ohne bedeutende Folgen bleiben konnte; man wischt sich mehr

und mehr den Traum aus den Augen und überläßt es den Geſchichtspoeten, nach den Eingebungen des Parteigeiſtes und ihrer ſubjektiven Erfindung Bücher über das Zeitalter der Reformation in die Welt zu ſetzen, und ihre Männer, wie bisher, zu Heiligen oder zu Heroen der Nation zu ſtempeln, nur fallen derlei Schriften dem Gebiete des Aberglaubens anheim und können nicht weiter für wiſſenſchaftlich gelten. Vorüber ſind die goldenen Tage, wo jeder leichtfertige Büchermacher, auch wer nie eine hiſtoriſche Urkunde zu Geſicht gebracht, Anklang fand, falls er es nur nicht an Schmähung der Hierarchie und ihres Anhangs ermangeln ließ; vorüber geht allmählig die Zeit, wo die Kirchlichgeſinnten die Ausbeutung der Archive und ſomit die Sekretirung jener Urkunden, an deren Veröffentlichung die „Gebildeten" kein Wohlgefallen haben, der gehäſſigen Willkür der Gegner überlaſſen ſehen mußten; wo man ſich voll Langmuth und Geduld unter die Lehrſtühle ſetzte, um aus dem Munde zeitgemäßer Profeſſoren ſalbungsreiche Vorträge über die Tyrannei der Päpſte, über die Finſterniß des Mittelalters und über die neuaufgegangene Sonne von 1517 zu Herzen zu nehmen, durch welche erſt die religiöſe und politiſche Erleuchtung über uns gekommen, die Macht und Kraft und Herrlichkeit der deutſchen Nation ihren Anfang genommen haben ſoll. Dieſe ſeit einem Säkulum hergebrachte eigenthümliche Geſchichtspragmatik hat nicht umſonſt allgemeines Mißtrauen gegen hiſtoriſche Werke, die ohne alle Vorſtudien abgefaßt und durch nichts beurkundet ſind, hervorgerufen; die Periode der ſyſtematiſchen Geſchichtslüge hat überhaupt ihren Credit verbraucht. Für die Katholiſchen wäre es eine Schmach, noch länger wie der arme Lazarus unter den Tiſchen der Praſſer zu liegen, die in ihr Erbe eingedrungen, und auf einen Broſamen duldſamer Anerkennung neben den Ausfällen von Spott und Hohn zu harren. Wir ſagen nicht zu viel, wenn wir erklären, daß eine Geſchichtſchreibung, wie die des

dreißigjährigen Krieges von Schiller, fortan selbst von den Protestanten zurückgewiesen werden würde: sind es doch nicht minder die Redlichdenkenden unter ihnen, welche sich nicht weniger über die Willkür der Geschichtsbehandlung aus dem Zeitalter der sogenannten Reformation und Revolution zu einem höhern Standpunkt zu erheben wissen.

Als ein Buch dieser bessern Geschichtschreibung, wonach schon so lange das dringendste Bedürfniß gestanden, begrüßen wir das vorliegende. Der Verfasser, im engern Kreise längst als Mitarbeiter an größern urkundlichen Werken bekannt, äußert selbst, daß er bei dieser Schrift unter starker archivalischen Bedeckung auftrete. Was er an Dokumenten für die Geschichte des deutschen Bauernkrieges benützte (und es sind deren ein paar Tausende), ist für die Quellenforschung völlig neu, so zwar, daß alle angezogenen Urkunden, bis auf Eine, bisher durchaus unbekannt geblieben. Das Buch erscheint mit einer strengen Pietät gegen die historische Wahrheit geschrieben; nichts ist hier aus der Luft gegriffen; nicht Ein Urtheil erlaubt sich der ehrenhafte Verfasser, wofür er nicht doppelten und oft zehnfachen Beleg hat. Kurz, es sind völlig neue Bausteine zur Geschichte des Reformations-Zeitalters, und die urkundliche Ausbente, die uns hier vorliegt, beweist nicht bloß die Reichhaltigkeit der historischen Fundgruben, welche sich in den für diese Zeit noch kaum aufgeschürften, geschweige erschöpften bayrischen Archiven aufthun, sondern rechtfertigt auch den Wunsch, daß der Herr Verfasser seine ungetheilte Thätigkeit dem Gebiete der archivalischen Forschung für deutsche und bayrische Geschichte widmen möge.

Es ist für die Gegenwart nichts mehr von Belang und Interesse, als sich den Spiegel der Vergangenheit vorzuhalten, und die herrschenden politischen und socialen Zerwürfnisse bis an die Quelle zu verfolgen. Pflegten auch Fürsten und Völker und — gewisse Historiker aus der Geschichte bisher wenig zu lernen, so ist doch die Witzigung, welche das

lebende Geschlecht empfängt, zu ernst, als daß man nicht für die Entwicklung der Geschichte der revolutionären Bewegung in Deutschland vom ersten Ursprunge her dankbar seyn, und daran einen Maßstab für die Zukunft zu gewinnen wünschen müßte. In der That ist auch der Verlauf der Revolution seither so ziemlich sich gleich geblieben: aus derselben Ursache ergibt sich die nämliche Wirkung, der gleiche Anfang führt zum gleichen Ende, und was dazwischen liegt, sind die betrübten Zeiten des Ueberganges zu den entgegengesetzten Extremen.

Die erste allgemeine Wahrheit, welche sich dem Verfasser bei der Ueberschau jenes Zeitalters aufdrängt, ist diese, daß der Radikalismus bei seiner Schilderhebung allzeit eine Doppelstellung, nämlich gegen Kirche und Staat, einnimmt, daß er eine politische Revolution nicht veranlassen kann, ohne gleichzeitig oder vielmehr vorher eine religiöse hervorgerufen zu haben. Das ist ein eben so richtiger als wichtiger Satz! Jene Zeit schob ihren Luther vor, für die unsere genügte ein Ronge, um die Regierungsweisheit zum Falle zu bringen, so daß mächtige Kabinette, angespornt von gelehrten Doctrinären, der „deutsch-christlichen" Neuerung gegen die Kirche Vorschub leisteten, ohne den nachfolgenden politischen Umsturz im Entferntesten zu ahnen. Erscheinungen der Art, wie wir sie erlebten, werden dem später lebenden Geschlechte zur Charakteristik der vorherrschenden Erbärmlichkeit genügen.

Die damalige Zeit hat auf straffere Anziehung der Einheit des Reiches und Hebung der kaiserlichen Würde gedrungen, aber den endlichen Sieg der Kleinstaaterei zur Folge gehabt, indem die Territorialfürsten, bei ihrer Empörung gegen Kaiser und Reich allzeit die Religion vorschützend und unter dem Deckmantel der Vertheidigung des geläuterten Evangeliums, ihre absolutistischen Gelüste nach Oben wie nach Unten allmählig durchsetzten. Die Gegenwart hat unter dem Eindrucke dieser endlichen Resultate wieder nach

„Einheit des Reichs“ verlangt, und in der versuchten Kaiserwahl zu Frankfurt liegt nichts anderes, als ein indirekter Widerruf und eine Verwerfung aller der undeutschen Machinationen jener Fürsten, welche die Nation um ihre Einheit gebracht. Als aber damals die mächtigern Territorialhoheiten vom Kaiser erzwungen hatten, daß die ganze Regierung des Reiches thatsächlich in die Hände der Stände gelegt werde, als unter dem Feldgeschrei: Hoch die „deutsche Freiheit“ und nieder mit dem „welschen Gehorsam“! aus ihren, durchaus unabhängig gestellten, Vertretern eine deutsche Centralregierung, unter Erzherzog Ferdinand's Vorsitz, eingerichtet wurde, da sah man diese, das sogenannte „Nürnberger Reichsregiment“, alsbald eine entschieden exclusive Stellung gegen die Altgläubigen einnehmen, mit dem Namen „Evangelium“ Taschenspielerei treibend die Beschlüsse des Wormser-Reichstags faktisch annulliren, und in Verbindung mit dem rebellischen Adel und der unter Franz von Sickingen's Anführung verschwornen Ritterschaft festen Schrittes auf dem Boden der Revolution weiter gehen. Als der sogenannte Ritterkrieg mit dem räuberischen Einfalle Sickingen's in die Lande des Kurfürsten von Trier losbrach, unterstützte jene Centralregierung unverholen ein Unternehmen, dessen Hintergedanke kein anderer war, als einerseits alle geistlichen Besitzthümer für den verdorbenen Fiskus der verschwornen Ritter zu säkularisiren, andererseits die „Hoffart der Fürsten zu dämpfen“, damit „der deutsche Adel von ihrem unerträglichen Joche erledigt werde und ihnen zu Häupten gewachsen sei“ (S. 176). Denn nachdem Erzherzog Ferdinand, der an der Spitze der Nürnberger Reichsregenten jedenfalls eine schwer zu erklärende Rolle spielte, den schwäbischen Bund, dessen bewaffnete Intervention damals in der Adels-, wie nachher in der Bauern-Rebellion Deutschland rettete, vergebens selber angegangen hatte, die Rüstungen gegen die aufständigen Ritter einzustellen, verging sich das Reichsregiment so weit,

jedes Unternehmen gegen dieselben bei Strafe der Acht und Aberacht zu verbieten (S. 71). Der Verfasser weist sogar nach, daß einzelne Mitglieder dieser Centralregierung nachher mit den Führern der Bauernrebellion, die sie zu ihrem Vortheile auszubeuten gedachten, in besonders gutem Einvernehmen standen (wie Markgraf Casimir von Brandenburg), oder gar selbst zu den Hauptanstiftern der großen Empörung gehörten (wie Dr. Johann von Fuchsstein). Wer denkt hier nicht wieder an Paulskirchen-Geschichten!

Gleichwie im Schooße der Nationalversammlung der Vorschlag auftauchte, ein Concilium unter der vorwiegenden Betheiligung der Laien zur Ordnung der religiösen Angelegenheiten zusammenzurufen, so sehen wir auf dem Nürnberger Reichstage von 1523 die Motion eingebracht: es müsse bei dem nächsten allgemeinen Concil auch den Weltlichen Sitz und Stimme zustehen, und jede der freien Meinungsäußerung entgegenstehende Satzung aufgehoben werden. Für ein derartiges National-Concil ward bereits Termin nach Speier anberaumt, trotz des energischen Widerspruchs Ferdinands, der, wenn er wankte, doch in Religionssachen nie wankte. Daß auch katholische Fürsten gedankenlos auf dieses Projekt, eine neue deutsche Religion zu fabriciren, eingingen, bis Kaiser Karl V. mit einem fulminanten Verweise dazwischenfuhr, erklärt der Verfasser aus der eigenthümlichen Stellung, welche ein großer Theil unter ihnen zu der mehr politischen Seite der religiösen Bewegung (Säkularisation und jus circa sacra) eingenommen habe. Nicht umsonst wurden schon geraume Zeit vor Luthers Auftreten warnende Stimmen laut: „die Weltlichen sollten sich der Geistlichen Widerwärtigkeiten (die bereits allgemein als nahe bevorstehend prophezeit wurden!) nicht zu fast erfreuen; denn von einem jeglichen Bösen, das über die Geistlichen gehen solle, würden die meisten Trümmer an die Laien springen, und ob die Geistlichen am Ersten trinken würden den Kelch der Trübsalen, so würden

doch die Weltlichen Alles, das am Grunde Saures bleiben werde, mitsammt den Hefen aussaufen müssen."

Interessant ist für unsere Parallele ebenso der Nachweis, welchen Terrorismus die Revolutionspartei durch ihre Taktik, systematisch Lügengerüchte auszusprengen, auf die Volksmassen übte. Durch Schaudermärchen und falsche Nachrichten die Einen verwirrend und einschüchternd, die Andern blendend und verhetzend, schürte sie zu der Flamme des Bauernkrieges. Die zeitungsweise verbreitete Lüge war damals bereits eine „öffentliche Macht" geworden; die Regierungen erließen dagegen umsonst ihre Mandate. In derselben Weise hat, um von anderm Aehnlichen, was wir jüngst erlebt, nicht zu reden, die revolutionsfreundliche Partei in der Paulskirche jedesmal, wenn es einen kühnen Griff zu machen galt, ihre officiellen Lügen über Niederlagen der kaiserlichen Heere in Ungarn, Böhmen und Italien, über neue Aufstände, über finstere Reaktions-Pläne u. s. w. spielen lassen, und unter dem Eindrucke solcher Nachrichten die Abstimmungen vorgenommen. Als Beispiel, wie frech die Führer der Revolution schon in jener Zeit, wo das Sprüchwort: „Lügen wie gedruckt" sonst noch nicht gang und gäbe war, Lüge und Fälschung zur systematischen Berückung der öffentlichen Meinung ausbeuteten, führt der Verfasser besonders die sogenannte „Gold'sche Urgicht" an, ein künstlich gesponnenes Lügengewebe, zu dem die Salzburger-Rebellen unter gerichtlichen Formen einem schwachen Greis, Stadtrichter Gold, durch Folterqualen die Daten erpreßten, um den Erzbischof von Salzburg vor seinen Unterthanen und ganz Deutschland als schwarzes Scheusal zu brandmarken. Freilich hat erst der Verfasser die authentischen Dokumente über die Geschichte jener Urgicht aufgefunden, unter Anderm das Rundschreiben der Salzburgischen Landschaft von 1526 an alle Höfe und Magistrate im Bereich des schwäbischen Bundes mit der feierlichen Rechtfertigung ihres als Tyrann und

Wütherich durch die verschiedensten Kunstgriffe der Revolutionspartei so schwer verlästerten Fürsten. Die Urgicht trägt aber selbst die deutlichsten Spuren ihrer Genesis an sich, und dennoch ist bis auf diese Stunde noch von allen andern Historikern die Geschichte des Salzburgischen Aufruhrs auf sie gebaut worden. Natürlich! das wenigstens konnte man dem Cardinal und Erzbischof von Salzburg mit Wahrheit nachsagen, daß er (aus guten Gründen, wie 1525 bewies!) „das Evangelium und Gotteswort zu predigen verboten, und deshalb fromme wohlgelehrte Priester vergewältigt und gefängnißt habe" (S. 561).

Bei dieser dokumentirten Geschichte des Bauernkrieges und seiner Ursachen läßt uns der Verfasser nicht vergessen, daß es das Zeitalter Huttens und des gewaltigen „Volksmannes" Luther war, wo die Presse zuerst ihre „segensreiche" Wirksamkeit auf das Volk entfaltete. Eine „Sündfluth von revolutionären Schriften", von wahren Blut- und Brandbriefen hatte sich seit einigen Jahren über Deutschland verbreitet, durch Luther und seine Schule, durch Hutten, das „Urbild aller deutschen Wühler", und seine „Humanisten-Propaganda", aus den Winkelpressen auf den Burgen der Adels-Verschwörung unter Sickingen, durch das liberale Bürgerthum in den Städten und seine neugläubigen Prediger, und wirkte mit den wüthenden Deklamationen zur Neulehre abgefallener Pfaffen und der zahlreich umher ziehenden Laienprädikanten und evangelizirenden Bauern zusammen, um das Volk zu revoltiren. „Euer Gnaden ist wissend" — erklären z. B. seine schwäbischen Bauern dem Prälaten des Klosters Roth — „die Aufruhren, so sich allenthalben empören. Nun sind wir nicht die, die es gemacht oder gethan haben, sondern kommt solches von den Geistlichen und Hochgelehrten her, die es jetzo öffentlich predigen, davon wir es jetzo hören und eben eine lange Zeit gehört haben, womit wir arme Leute allenthalben beschwert seien, daß wir es

auch nicht erdichtet haben. Dann der Hochgelehrten Sag ist die, daß sie so treulichen sagen, und Niemand sie widerredt: so sagen sie: Gott der Herr hab Gesätz gemacht, und wie er sie gemacht hab, das seien die rechten Gesätz; die ziehen sich auf das heilig Evangelium: daß ein Mensch nicht über das ander sei. Und sonst so hören wir von den Hochweisen in Städten, daß sie darein verwilligen und lassen ihr Ding, und was sie sagen, bei Kräften bleiben" u. s. f. (S. 139). Während Hutten auf den Erfolg der deutschen Schriften Luthers fast eifersüchtig wurde, schrieb der bayrische Kanzler Leonhard von Eck unter dem 20. März 1523 an seinen Herrn: „Dr. Luther hat ein deutsch Buch geschrieben und drucken lassen, darin er die weltlichen Fürsten seine Junkern, Narren, Böswicht und Unchristen schilt und auf das allerhöchst ausrichtet. Nennt sie Tyrannen, sonderlich Meißen, Bayern und in der Mark, und steht darauf, die Unterthanen wider ihre Obrigkeiten zu bewegen. Das ist seine erste Meinung gewesen, einen Bundschuh zu stiften und alle Obrigkeiten und Ehrbarkeiten zu vertilgen. Wenn man aber solches gesagt, so sind dieselben die Bösen gewesen, und der Luther ein frommer Mann" — denn auch am bayrischen Hofe war bis zum März 1522 Luther ein „frommer Mann"! Und unter dem 28. März schrieb derselbe Staatsmann wieder an H. Wilhelm: „Man hat ein Büchlein gedruckt an den gemeinen Mann, darin, als man mir sagt, derselb aus viel Ursachen ermahnt wird, die Dienstbarkeit, darin sie bisher durch der Könige, Fürsten und Herren Tyrannei geängstigt sind, von ihnen zu werfen. Das Alles kommt von dem Böswicht, dem Luther, und Franzens (von Sickingen) Anhang" (S. 61). Dem Hrn. Verfasser gereicht es zum großen Verdienste, dem Inhalte der Urkunden keinen Abbruch gethan zu haben.

So war es die revolutionäre Presse mit ihrem „unseligen süßen Gift", um mit Kaiser Karl V. zu sprechen, welche

trotz des Wormser (Preß)-Edikts jenen religiösen und politischen Umsturz-Versuch im sechszehnten Jahrhundert herbeiführen half. Sie feierte ihre glänzendsten Triumphe, während die Vertheidiger des alten Glaubens und des alten Rechtes, die Stimmführer der conservativen Partei, wie namentlich Luthers allzeit kampfgerüsteter Gegner, der Theologe Dr. Eck, klagt, ihre Gegenschriften auf eigene Kosten drucken lassen mußten, und auch für sich selber lesen konnten. So schreibt Letzterer am 14. April 1526 an H. Wilhelm: „Sie drucken in den Reichsstädten nichts wider den Luther, es nehme denn einer eine Anzahl Bücher. Hab in 6 Jahren ob 200 fl. verdruckt!" — Ganz dieselbe Erfahrung haben die Conservativen, welche sich auf den historischen Standpunkt, oder, wie man spöttisch rief, auf den veralteten und durchlöcherten Rechtsboden gestellt, in Mitte des religiösen und politischen Revolutionsschwindels der jüngsten Tage gemacht.

Der Spruch: Pessimus in turbis semper sortitur honores, würde nicht Sentenzeskraft behaupten, wenn er nicht schon für damals Geltung behalten hätte. Der Verfasser weist S. 201 ff. überflüssig nach, daß auch in jener Zeit aller Unrath in die Höhe und an die Oberfläche des Tages geworfen wurde, verkommene Menschen aus allen Ständen, selbst landbrüchtige Diebe, den Brand schürten, „verdorbene Leute", wie die Mehrzahl der Führer im Bauernkriege, als Wölfe die Heerde des Volkes in den Strom der Revolution hineintrieben und darin umkommen ließen, dann aber ihre vortreffliche Person in Sicherheit brachten, um sich für eine spätere günstigere Gelegenheit aufzusparen. Das Asyl für die flüchtigen Freiheitshelden, schon seit den Zeiten des versprengten Sickingen'schen Bundes, und der fortglimmende Revolutionsheerd im Herzen Europa's war auch schon damals wie jetzt die Schweiz, welches Land, wie es scheint, diese Rolle schwerlich wechseln wird, bis es vom Schicksale Polens

erreicht ist. In der Schweiz schmiedeten die flüchtigen Revolutionsführer ihre Pläne, wie zur Stunde; dort wurden die Operationen vorbereitet und selbst Heere geworben. Das that dort der vertriebene Herzog Ulrich von Würtemberg, der „unsinnige Mann", den Rebellen zur Hülfe, während die mit ihm verbundenen Sickingen'schen Aechter, ein Hartmuth von Kronberg, ein Schweikart von Sickingen, ein Frowein von Hutten, ein Hans Thomas von Absberg u. s. w., die Böhmen verhetzten, sich auf Bayern zu stürzen und so das letzte Bollwerk gegen die Revolution zu Falle zu bringen, die bereits bewaffnet im Felde stand. Auf den Zuzug der Schweizer und den Einfall der Böhmen rechneten, wie einst Sickingen in seiner ärgsten Noth, so jetzt die aufständischen Bauern (S. 161 ff.), und es war ein Reislaufen in der Schweiz, wie zu den Freischaaren-Zügen, welche wir erlebten und noch in Aussicht haben.

Allen Wühlereien von Außen und im Innern hatten die Obrigkeiten nichts entgegenzusetzen, als Kopflosigkeit und Selbstverlorenheit ohne Gleichen. Mit unthätigem Schrecken sahen sie jenen großen Versammlungen des „Pöbelvolks" zu, von denen der Rath der Stadt Weißenburg vorstellte: „wie ungewiß eine Berathung sei, wo ein unverschämter Schreier, dem zehn Unglücksfälle lieber sind als ein Glück, allzeit mehr Gehör findet, denn sonst vierzig ehrbare Leute, die solcher Dinge ungewohnt sind" (S. 214). Im ärgsten Drange der Gefahr erfolgten noch die bedenklichen Transaktionen des Reichsregiments und des schwäbischen Bundesrathes. Erzherzog Ferdinand kam während des ganzen Aufruhrs nicht über das Geschäft des „Vermittelns" hinaus; insbesondere „verhandelte" er die ganze Zeit hindurch mit seinem Landtage in Innsbruck. Aber nachdem erst das Land der Revolutionspartei unterlegen war, wußte diese durch den schändlichsten Terrorismus auch in der Versammlung der Abgeordneten Meister zu werden. Bemerkenswerth sind die Urtheile,

welche bereits damals über solches landtägliche Treiben abgegeben wurden. So lautet ein Bericht aus Tyrol S. 215: „Das ist wahr, daß ungefährlich aus allen Gerichten die größten Schreier, die lieber Unglück denn Glück sehen, auf den Landtag geschickt sind.“ Kein Wunder, daß der größte deutsche Staatsmann jener Tage, der bayrische Kanzler Dr. Leonhard von Eck *), dem H. Wilhelm IV. in einer diplomatischen Zuschrift (S. 349) die Mahnung an's Herz legte: „Und vor allen Dingen, so gedenken Euer Fürstlich Gnaden dieser Zeit keine Landschaft zu erfordern oder mit ihnen zu handeln, denn der Teufel hat die Unterthanen besessen! Das zeig ich darum an, dieweil ich gedenke, beider E. F. G. Gelegenheit möchte erfordern, der Landschaft Hülfe zu begehren. So ist es doch umsonst, und würde E. F. G. nichts Anderes, denn das zu Aufruhr und zu Verlierung der Reputation und Furcht dienstlich, erfolgen. Ist aber je Sach, daß der Handel sich einreißt, so muß man sich nicht anders stellen, denn wenn der Türk im Land.“

Aus den bisher unbekannten Correspondenzen dieses großen Staatsmannes, der, wie viele ausgezeichneten Männer jener Zeit, bisher ein Opfer der protestantischen Geschichtschreibung, ähnlich wie Tilly, der Rechtfertigung harrte, aber allerdings neben einem Hutten in der Walhalla nicht am Platze wäre, hat der Verfasser mit Worttreue einen großen Theil seines urkundlichen Buches geschöpft. Die Rathschläge, mit denen Dr. von Eck der Regierung Herzog Wilhelms zu Hülfe kam, bewahrten nicht nur das katholische Bayern vor den Gräueln des Bürgerkrieges, der, ein Werk der religiösen Reformpredigten, fast im ganzen übrigen Deutschland aufloderte, sondern seine maßgebende und leitende Thätigkeit im Rathe des schwäbischen Bundes war zugleich auch das Heil

*) Nicht zu verwechseln mit dem ihm gar nicht verwandten Theologen Dr. Johann Maier, genannt Eck.

des Reiches, als die evangelischen „Grundrechte“ oder das communistische Bauern-Evangelium durch das verführte oder terrorisirte Landvolk mittelst blutiger Demonstrationen bewiesen und praktisch durchgeführt werden wollten.

Dem Verfasser gereicht es zum nicht geringen Verdienste, den Urheber dieses Bauern-Evangeliums, der „zwölf Artikel“, mit einer Wahrscheinlichkeit, die an Gewißheit gränzt, ausgemittelt zu haben, zu einer Zeit, wo man bereits jede Untersuchung hierüber für völlig müßig erklärt hat. Es ist der weiland kurpfälzische Kanzler Dr. Johann von Fuchsstein, erst Kuppler, dann Verräther seines Fürsten, Erbeisitzer des Nürnberger Reichsregiments, endlich Emissär und Revolutionsagent des vertriebenen Herzogs Ulrich von Würtemberg und der geächteten Reichsritter, in Böhmen gegen Bayern und unter den aufständigen Bauern, ein merkwürdiger, bisher fast ganz unbekannter Abenteurer, und ein ebenso verschmitzter und lüderlicher als talentvoller Mensch. Selber Ritter, wie Hutten, und eingeweiht in die Adelsverschwörung unter Sickingen, ein besonderer Liebhaber des „Evangeliums“, suchte er erst durch seine Ränke den Pfalzgrafen Friedrich für die Pläne der Reichsregiments-Majorität zu Gunsten der Ritterrebellion zu gewinnen, verkaufte und verrieth, als ihm dieses mißlang, seinen Herrn, wurde darauf gefangen gesetzt, aber noch vor der Entdeckung seines Hauptverbrechens, der verrätherischen Verbindung mit Sickingen, losgebeten und landesflüchtig, entkam gleich den modernen Revolutionshelden in die Schweiz, wo er sofort der Hauptagitator Herzog Ulrichs und der flüchtigen Ritter wurde, bis er, sobald die Sturmglocken des Aufruhrs läuteten, als Laienprädikant und „der Bauern Advokat“ in demselben Augenblicke zu Kaufbeuern unter dem hellen Haufen der Aufständischen auftauchte, als die berüchtigten „zwölf Artikel“ dortum erschienen, in welchen die geforderten Grundrechte des gemeinen Mannes formulirt waren. Die bayrischen Hauptleute an der Lech-

gränze melden ihren Herzogen, die den ihnen wohlbekannten Fuchssteiner wegen seiner falschen Arglist und Tücke nicht wenig fürchteten, schon im März 1525, bei der ersten Uebersendung schriftlicher und gedruckter Copien in den Tagen, wo diese Statuten zuerst in Memmingen proklamirt wurden: „Wir achten, Fuxsteiner zu Kaufbeuern sei fast aller Artikel Kanzler." Diese „zwölf Artikel", welche sich mit Blitzesschnelle über ganz Deutschland, selbst bis nach Esthland und Liefland verbreiteten, sind, wie der Verfasser neuerdings bemerklich macht, nicht in der polternden Manier Münzers oder anderer neugläubigen Prediger jener Zeit, sondern mit diplomatischer Feinheit abgefaßt, so daß nur ein in die Politik der Höhe und in das Leben des Volkes gleichmäßig Eingeweihter sie aufgesetzt haben kann. Das Vertrauen der Rebellen hatte den Fuchssteiner zu derselben Zeit in die Zahl der Unterhändler berufen, welche mit dem schwäbischen Bunde wegen eines gütlichen Vertrags verhandeln sollten; er gehörte nebst vier Predigern der neuen Lehre zu denjenigen, gegen deren Zulassung am Bundesrathe die vermittelnden Bundescommissäre beharrlich protestirten, während die Bauern hartnäckig an ihnen festhielten. Später mit H. Ulrich entzweit, bezog Fuchssteiner, besonders am ungarischen Hofe gegen Oesterreich thätig, als geheimer Agent Sold von Bayern, und starb endlich, in einem großen Theile Deutschlands vogelfrei, zu Regensburg so zu sagen auf der Straße. Wie die Sage ging, war er selbst zum Großtürken in Beziehung gestanden, was wenig in Erstaunen setzt, da nicht nur die protestantischen Reichsfürsten, für Luthers Mahnung empfänglich, im Sultan einen natürlichen Verbündeten gegen die katholischen Fürsten erblickten, sondern selbst katholische Fürsten aus Eifersucht gegen das Haus Habsburg, wie der Verfasser nachweist, in ein ähnliches Intriguenspiel sich einließen.

An der Spitze jener Grundrechts-Tafel war als erster

der „zwölf Artikel" das Principal-Recht eingetragen, welches die Bauern als unveräußerliches Christenrecht reclamirten: das „Evangelium" nach seinem rechten Verstande auszulegen. Ihr Grundrecht der endgültigen Auslegung des „Evangeliums", oder die „christliche Freiheit", vertheidigen und in's Werk setzen, hießen die Bauern in allen Gegenden Deutschlands: „das Evangelium und die göttliche Gerechtigkeit handhaben." Sie wagten demnach, die Idee eines vollständigen Umsturzes nicht nur des gesammten Rechtszustandes, sondern auch aller und jeder bislang geltenden Rechtsbegriffe ausführen zu wollen. Als daher bei den ersten Verhandlungen mit dem schwäbischen Bunde ein „rechtlicher Austrag" sich in Aussicht stellte, wählten die Rebellen ihrerseits (S. 264 ff.) zu „Richtern", welche in ihrem Namen und Auftrag das „göttliche Recht" für die einzelnen Fälle aus dem „Evangelium" endgültig entwickeln sollten, nicht einen einzigen von allen den populären Rechtsgelehrten oder volksthümlichen Städtern, welche sie zu Unterhändlern vorgeschlagen hatten, sondern durchaus nur die berufensten Reformatoren und neugläubigen Theologen, Leute, die sie bloß dem Rufe nach kannten, von denen sie aber nicht zweifelten, daß sie das rechte Evangelium handhaben würden.

Sonst blieb das endgültige Urtheil über Aechtheit und Unächtheit des ihnen gepredigten „Evangeliums" natürlich in der Competenz der Bauern selbst, wie auch Jeder Gewalt hatte, dasselbe selbst zu verkündigen. Da sie von der „rechten" Auslegung des „Evangeliums" die durchgreifendste Aenderung ihrer socialen Lage zuversichtlich erwarteten, so läßt sich denken, mit welcher Aengstlichkeit sie über der Predigt der „reinen Christuslehre" wachten. Der Verfasser gibt darüber zahlreiche Daten. Die katholischen Pfarrer und Vikare, welche ihnen „auf freundliches Ersuchen" nicht „die Wahrheit" predigen und „das heilig Evangelium" verkünden wollten, wie es „jetzt klar und lauter am Tage" sei, wurden

sofort abgesetzt und andere statt ihrer bestellt (S. 256. 422). Nachdem so die Städter und die Bauern sich zu Wächtern der reinen Christuslehre aufgeworfen hatten, war es auch nicht mehr als billig, daß sie ihre Prädikanten bloß auf Probe nahmen, oder auf Ruf und Widerruf behielten, etwa wie die von Ludstadt schrieben: „Demnach haben wir einen, der uns die Wahrheit predigen soll, vierzehn Tage zu versuchen angenommen." Wie die geistlichen Taglöhner bei diesem examen rigorosum den Beweis der Einsicht in das lautere Evangelium zu liefern hatten, ist leicht abzunehmen; die Predigt drehte sich nicht bloß um eine „Ablösung ohne Entschädigung", es waren selbst Ideen einer allgemeinen Theilung der geistlichen, adelichen und Gemeinde-Güter und des pursten Communismus unter den Rebellen im Schwunge, weshalb auch die Vermöglichern allenthalben von der Betheiligung am Bauernaufstande, so weit der herrschende Terrorismus es ihnen gestattete, sich enthielten. Zumal das städtische Proletariat, das ein bedeutendes Contingent zu den Rebellenschaaren lieferte, trug sich gewöhnlich „mit dem Fürnehmen": „alsbald die Bauern in die Stadt kämen, wollten sie den Pfaffen, Edelleuten und Reichen helfen das Ihre nehmen." Um sich aber der aus der alten Kirche zur neuen Lehre und in die Reihen der Revolution übergetretenen Geistlichen zu versichern, daß sie nicht wieder zum Schaden der Volksfreiheit Fälschung und Verunstaltung des „Evangeliums" sich beikommen ließen, galt den Bauern als das beste Mittel, sie sofort mit Weibern zu versorgen (S. 111. 195).

Ein so demüthigendes Verhältniß, jetzt den Rittern, jetzt den Bauern und zuletzt den Fürsten zu Gnaden zu leben, war die „evangelische Freiheit", welche Luther, nachdem er die Autorität der allgemeinen Kirche verworfen, den Seinen erobert hatte. Wie es aber um den neuen Geist, die Bibel auszulegen, beschaffen war, erhellt am einleuchtendsten gerade aus der Geschichte des Bauernkrieges, und der Herr Verfasser

hat sich unsern Dank verdient, indem er, Schritt für Schritt den Akten folgend, auch einige jener volksharanguirenden Predigten von Laienprädikanten anführt, die mitunter von den Führern der Rebellen förmlich zum apostolischen Predigtamte concessionirt worden zu seyn scheinen. So lautet ein „Bauern-Paßport" aus dem Leipheimer Lager vom 21. März 1525: „Wir Hauptleute und Räthe gemeiner Bauerschaft bekennen, daß wir Zacharias Krell (Advokaten aus München) zu unserm Mitbruder der evangelischen Wahrheit aufgenommen, geben wir auch Macht und Gewalt, Andere zu ihm zu berufen, und nach Vermög unserer Ordnung zu halten."

(Schluß folgt.)

XLIX.

Die unbefleckte Empfängniß und die Irrlehren der Gegenwart.

Die Civiltà cattolica veröffentlichte in einem ihrer neuesten Hefte (vom 20. Februar) einen Aufsatz, in welchem die von dem Papste selbst angeregte Frage über eine dogmatische Entscheidung der unbefleckten Empfängniß der Mutter Gottes unter einem neuen Gesichtspunkte betrachtet wird. Es verdient aber dieser Aufsatz um so mehr Aufmerksamkeit, als man wohl voraussetzen darf, daß in jener Zeitschrift, namentlich über einen solchen Gegenstand, nichts veröffentlicht wird, als was mit den Ansichten, die unter der höchsten Geistlichkeit Rom's vorherrschen, übereinstimmt. Wir begnügen uns, die Grundgedanken der interessanten Abhandlung mitzutheilen.

Wohl mag es Viele befremdet haben, inmitten der Stürme, welche in den letztvergangenen Jahren Europa beunruhigten, die katholische Kirche, die von denselben gewiß nicht unberührt blieb, mit einer rein dogmatischen Untersuchung, die ganz und gar keine Verbindung mit den Uebeln der Zeit zu haben schien, beschäftigt zu sehen. Am 2. Februar 1849, also in eben jenen Tagen, als die Empörer in Rom die Verkündigung der gottlosen Republik vorbereiteten, erließ der aus seinem Sitze flüchtige Papst von Gaëta aus das Rundschreiben, in welchem er alle Bischöfe des Erdkreises über den Glauben ihrer Sprengel in Betreff der unbefleckten Empfängniß der Mutter des Herrn und über die dogmatische Entscheidung dieses Geheimnisses befragte. Im Laufe des Jahres 1849 und zu Anfang des folgenden, während ringsumher Europa vom Tumulte der Empörungen und Bürgerkriege wiederhallte, wurden von den katholischen Bischöfen öffentliche Gebete angeordnet, und Untersuchungen angestellt, um jene Frage des heil. Vaters zu beantworten. Dieser seltsame Contrast konnte nicht unbemerkt bleiben: er wurde in den Antworten der Bischöfe selber hervorgehoben.— Im Anfange des Jahres 1851 wurden dieselben gesammelt; es sind ihrer gegen fünfhundert; jedoch ist die Zahl der Bischöfe, welche in denselben Zeugniß von dem Glauben der Christenheit ablegen, viel größer. Denn manche derselben sind im Namen aller Bischöfe einer Provinz, oder auch eines ganzen Reiches abgefaßt.

Der heilige Vater hatte eine doppelte Frage an die Bischöfe gestellt, erstlich: welches ihr und ihrer Sprengel Glaube in Betreff der unbefleckten Empfängniß sei; zweitens, ob sie eine dogmatische Entscheidung über dieses Geheimniß in gegenwärtiger Zeit für rathsam hielten. Auf die erste Frage wird von allen Bischöfen dieselbe Antwort ohne irgend eine Unentschiedenheit ertheilt: sie bezeugen den Glauben und die Andacht ihrer Sprengel zu der ohne die Makel der Erbsünde empfangenen Mutter des Herrn. Auch die zweite Frage wird von der Mehrheit der Bischöfe bejahend beantwortet; jedoch ist auch die Zahl derjenigen nicht gering, die eine kirchliche Entscheidung dieser Lehre nicht für zeitgemäß halten *). Sie bemerken, daß die Kirche jene ihre erhabenste Vollmacht,

---

*) La seconda richiesta . . è la sola, che abbia trovato qualche ostacolo dalla parte di alcuni Vescovi, pochissimi se si voglia di numero, ma di autorità grave e, cio che più monta, per ragioni degne di tutta la più seria ponderazione. N. XLVI. p. 379.

Glaubensentscheidungen zu erlassen, nie anders als nothgedrungen, wann nämlich Irrlehren die Gläubigen beunruhigten, gebraucht habe. Auch die Mutterwürde und Jungfräulichkeit Maria's seien, wenn gleich von jeher geglaubt, doch erst, als sie von frechen Lästerzungen geläugnet wurden, durch kirchliche Entscheidung für Dogmen erklärt worden. Die unbefleckte Empfängniß der jungfräulichen Mutter habe aber in unserer Zeit keine Widersacher. Im Innern der Kirche werde sie geglaubt; außer der Kirche aber nicht angefochten. Es seien ganz andere Glaubenslehren, welche die Feinde der Kirche heut zu Tage bekämpften, und wohl möchte man es seltsam finden, wenn das Oberhaupt der Kirche, während die Feinde durch so viele verderblichen Lehren die Völker mehr und mehr zu verführen trachten, mit Uebergehung dieser seine Stimme für eine Wahrheit erhöbe, an welche die Irrlehrer unserer Zeit, die Afterphilosophen und Demagogen wohl bei dieser Gelegenheit das erste Mal denken würden. Spottreden, Lästerungen, neue Streitigkeiten würden die nächste und vielleicht die einzige Folge seyn.

Nichts destoweniger finden gar viele, wir könnten sagen die Mehrzahl der Bischöfe, und mit ihnen eine Menge frommer und wohlunterrichteter Gläubigen eben in den traurigen Verhältnissen der Zeit einen Grund, weßhalb die in Frage stehende Entscheidung vom heiligen Stuhle zu erlassen sei. Sie sprechen die Ueberzeugung aus, daß eben durch sie die Nacht des Irrthums, die sich über die Völker des Erdkreises mehr und mehr verbreitet, verscheucht, und die Macht der Feinde des Christenthums gebrochen werden würde. Man kann sich diese ihre Ueberzeugung aus ihrem frommen Vertrauen zur Mutter des Herrn erklären, welche nämlich, bei solcher Gelegenheit von der ganzen Kirche mit besonderem Eifer verehrt und angerufen, durch ihre Alles vermögende Fürsprache, wie so oft in andern großen Nöthen, der bedrängten Kirche Hülfe von Gott erflehen würde. Aber es fragt sich, ob diese sehr verbreitete Meinung nicht noch einen andern Grund, in der Wahrheit selber nämlich, die in Frage gestellt wird, habe. Ist wirklich die Lehre von der unbefleckten Empfängniß der Mutter Gottes ohne alle Verbindung mit jenen Glaubenswahrheiten, welche heutzutage am heftigsten angefochten werden, oder läßt sich vielmehr die Entscheidung der Frage, ob Maria ohne Erbsünde empfangen sei, mit der feierlichen Verwerfung der Irrthümer unserer Zeit auf eine eben so wahre, als ungezwungene Weise vereinigen? Uns scheint es also; und wir wollen diese unsere Ansicht mit aller Anspruchslosigkeit auseinandersetzen.

Die vielgestaltigen Irrlehren, welche in den letzten drei Jahrhunderten eine nach der andern aufgetaucht sind, und nicht nur die Theologie und Philosophie, sondern auch die Staatswissenschaft und Rechtslehre verunstaltet haben, lassen sich alle auf den Einen Rationalismus zurückführen. Die denselben in seiner ganzen Ausdehnung bekennen, läugnen alle übernatürliche Religion und finden die Mittel, den Menschen gut und glückselig zu machen, in seiner vernünftigen Natur. Wenn sie aber auf solche Weise die Nothwendigkeit einer Erlösung durch göttliche Dazwischenkunft nicht anerkennen, so thun sie es darum nicht, weil sie nicht zugeben, daß der Mensch aus einem höhern Stande herabgefallen, und der Hölle durch die Sünde unterworfen ist. Der idealistische Pantheismus sieht in dem Bösen nichts anderes, als einen nothwendigen Gegensatz, durch den der Mensch, oder vielmehr Gott in dem menschlichen Geiste, zum Bewußtseyn seines wahren Ich's gelangt. Unsere socialistischen Philosophen aber suchen sogar die Ursache alles menschlichen Elendes gerade in dem Glauben an die geoffenbarten Wahrheiten, in den göttlichen und menschlichen Gesetzen. Den Menschen erlösen, heißt ihnen so viel, als von jenem Glauben und allen Gesetzen ihn los machen. Sich selbst zurückgegeben und überlassen, wird er seine Würde wieder finden und glückselig seyn. Es ist offenbar, daß diesem Rationalismus, welche Gestalt er immer annehmen mag, durch keine Glaubenslehre so durchgreifend widersprochen werden kann, als durch jene von der Erbsünde.

Neben demselben gibt es nun noch ein System von Irrthümern, das wir mit dem Namen Semirationalismus bezeichnen möchten. Zu ihm bekennen sich Viele, die sich Katholiken nennen, ohne es zu seyn. Sie nehmen das Christenthum als eine übernatürliche Religion an, durch welche Gott den Menschen durch Offenbarung vom Irrthume und durch Heilsmittel von der Sünde befreie, aber sie wollen dennoch der Vernunft das Recht eingeräumt wissen, sowohl die Lehren, als die Anstalten der Religion zu modeln und, wie sie vorgeben, dem Geiste der Zeit gemäß zu vervollkommnen. Sie reden und thun, als wäre die Religion den Menschen gegeben, um auf Erden glückselig zu seyn, und sie ausbilden oder verbessern, heißt ihnen nichts anderes, als sie dem irdischen Wohlseyn dienstbar machen. Wie also der Rationalismus das Wesen der Erbsünde, nämlich die Schuld des Menschen, so läugnet oder verkennt der Semirationalismus die Wirkungen, das ist die Strafe derselben; und nicht schärfer kann beiden widersprochen werden,

als durch jene Worte, womit Gott den aus dem Paradiese vertriebenen Menschen zu einem Leben voll Mühsalen und Entbehrungen verurtheilte. Ist diese Lehre von der Erbsünde in ihrem wahren Sinne und ganzen Umfange festgestellt, so zerfallen an ihr alle Irrthümer, welche man über die Natur und Bestimmung des Menschen, über seine Würde und Rechte, über den Erlöser und seine Kirche zu verbreiten bemüht ist.

Wie also? wäre es nicht wünschenswerth, daß in unseren Tagen diese so tief greifende Wahrheit [illegible] Kirche auf's neue feierlich verkündigt, und ihrem [illegible] nach näher bestimmt, der falschen Weltweis[illegible] stellt würde? Und wenn dann zugleich, [illegible] dem Kirchenrath zu Trient geschehen sollte, der [illegible] Kirche über die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau, [illegible] die uns das Heil geworden, ausgesprochen würde, so schien den Wünschen aller Bischöfe und frommen Gläubigen genug zu geschehen. Es erhöbe dann die Kirche, die von Gott bestellte Lehrerin der Völker, in der Zeit der Gefahr ihre Stimme, und riefe die Gefährdeten von den Abgründen, zu denen man sie hinlockt, zurück; aber sie brandmarkte auch nicht bloß die lügenhaften Lehren des Zeitgeistes, und spräche nicht bloß eine Wahrheit, die uns verdemüthigen und betrüben muß, aus; sondern sie zeigte uns auch in der unbefleckten Reinheit der auserkornen Jungfrau das Werk der göttlichen Erbarmung, und in ihm alle die trostreichen Wahrheiten, welche die Erlösung in sich schließt. Wohl wäre dieses auch, wie so manche Frommen hoffen, ein kräftiges Mittel, die ganze katholische Christenheit zu bewegen, daß sie wider die Pforten der Hölle bei Derjenigen Hülfe suchte, der es eben durch dieses Geheimniß ihrer reinsten Empfängniß gegeben ward, der Schlange, welche die Völker der Erde verführt, das Haupt zu zertreten. Wenn wir die Hoffnung unsers Herzens aussprechen dürfen, so ist es diese: die Entscheidung der Kirche, welche wir ehrfurchtsvoll erwarten, weit entfernt, ohne Einfluß auf die Zustände der Zeit zu seyn, wird vielmehr eines jener Machtworte seyn, durch welche Gott das Angesicht der Erde erneut; es wird sich im vollen Sinne bewähren, was die Kirche seit Jahrhunderten von der Mutter des Herrn singt: Gaude, Maria Virgo, cunctas haereses Tu sola interimisti in universo mundo, und Gott noch einmal zeigen, daß er das Schwache erwählt hat, um das Starke zu Schanden zu machen.

L.

Neueste Literatur über die religiöse Physiognomie Deutschlands.

I. Meine Bekehrung zur christlichen Lehre und christlichen Kirche von Franz von Florencourt. Erstes Heft. Paderborn (bei Schöningh) 1852. Seiten 204.

Wenn je eine Conversions-Schrift von allseitigem Interesse, abgesehen von dem confessionellen Standpunkte, erschienen ist, so wird man die vorliegende als solche bezeichnen müssen; denn sie gehört vor Allem unter das Capitel: psychologische Zustände im Indifferentismus. Als Produkt bewundernswerther, für das liebe Selbst im Leser unfehlbar beklemmender Hintansetzung des eigenen Ich's, bietet sie, in einer Fülle augenscheinlich zum Sprechen getroffener Abbildungen von selbsterlebten Seelenzuständen und ihren in aller Tiefe erfaßten Gründen, die innerste Geschichte des Daseyns einer hervorragenden Persönlichkeit in dem glänzenden Elende modernen Unglaubens, in der empfänglichsten Berührung mit den Gläubigen jener Bekenntnisse, denen die Consequenz abgeht, gegen Alles vom Alpha bis zum Omega zu protestiren, endlich in der stufenweisen Erhebung zur alten Kirche. Mit dem durchdringenden Verstande des versuchten Beobachters

sind aus innern und äußern Erfahrungen die Unterschiede rationalistisch-, wie orthodox-protestantischen und katholischen Wesens festgestellt, man müßte sagen, mit nordisch kalter Schärfe, wenn nicht die psychologischen Erörterungen aus dem eigenen Selbst natürliche Wärme verbreiteten, die keiner Treibhaus-Hitze bedarf.

Die Schrift ist zunächst an die auf protestantischem Boden zurückgebliebenen Freunde des Verfassers gerichtet, für die er schließlich auch die Unterscheidungslehren, besonders die von der Kirche, in der Hauptsache behandelt, nachdem er in Allem zu schlagend bewiesen, daß er die Bedürfnisse seiner ehemaligen Glaubens- oder Unglaubensgenossen kenne, als daß darüber, etwa der Abrundung des vorliegenden ersten Heftes wegen, mit ihm zu rechten wäre. Nach ihrem ganzen übrigen und wichtigsten Inhalte aber ist die Schrift durchaus geeignet, auch auf wohlunterrichtete Katholiken nachhaltigst den Eindruck zu machen, einerseits daß sie in dieser oder jener Hinsicht sich ihrer selbst noch nie gehörig bewußt gewesen; denn gleichwie der Reiche, der sein Leben lang in Genüssen schwelgt, nicht weiß was Hunger ist, so haben auch in der Fülle kirchlicher Segnungen Lebende selten ein so im Einzelnen ausgeprägtes Verständniß von dem Mangel derer, die Außen stehen, wie es hier vor Augen tritt; andererseits daß ihnen das Gebiet in seinen Tiefen zumeist dunkel gelegen, welches Hr. von Florencourt durch seine Bekenntnisse bis auf den Grund offenlegt.

Man behauptet, es sei nun in Deutschland ein Krieg der Geister entbrannt, in dem die Gläubigen aller Confessionen, von Einem Lager beschlossen, gegen die Schwärme der modernen Hunnen aus den Steppen des Indifferentismus kämpften. Unsere Noth- und provisorischen Bundesgenossen kennen wir; viel weniger die unstät hin und wieder fliegenden Schwärmer außerhalb der Lagerwälle. Es herrscht unter ihnen große Mannigfaltigkeit der Stimmungen, und mögen

auch noch so wenige zu der Qualität des Hrn. von Florencourt von ehedem zählen, es würde doch manches harte Urtheil unterbleiben, viel scheues Benehmen gegen derlei arme Steppenreiter schwinden, wenn mehr Menschenkenntniß das geistige Auge schärfte. In den Beichtstuhl kommen sie nicht; Schwachen Glauben, hinfälligen Willen bringt man wohl dem Priester zur Heilung; aber die Uebel aus principiellen Verirrungen des Verstandes und des Herzens behandeln zu lernen, dazu fehlt ihm größtentheils die Praxis. Mag sich die Thatsache, daß unter den gelehrtesten und würdigsten Priestern weltläufige Menschenkenntniß oft am wenigsten zu Hause ist, daher schreiben oder nicht, jedenfalls wird auch der erfahrenste Seelenarzt den in Hrn. von Florencourts Schrift bis in's Kleinste beschriebenen Krankheitsfall als äußerst merkwürdig studiren, und als einen bedeutenden Beitrag zu den Hülfsquellen für Pastoralklugheit gelten lassen.

Denn jeder Zug, mit dem der Verfasser die Seelenzustände aus jener indifferentistischen Zeit- und ursprünglich protestantischen Richtung schildert, die da meint, in Eiderdunen-Pfühlen beseligender „Aufklärung" es sich bequem zu machen, und vergißt, daß bereits die alten Griechen das Lotterbettlein ob heilloser Regsamkeit seiner heimlichen Gäste nicht mehr praktikabel gefunden, ist ein Meisterzug. Schon über seine Kindheit weiß der Verfasser aus den dunkelsten Schachten des Lebens unerlöster Seelen mehr Lehrreiches an's Licht zu bringen, als manches dickwanstige Buch voll liberalster Gelahrtheit aus der Geschichte ganzer Völker! Doch, was sagen wir? erklärt sich ja aus den Eindrücken jener Kinderseele die innere Geschichte der ganzen Jetztzeit, einer Welt voll Unbegreiflichkeiten.

Wenn daher Hr. von Florencourt sagt: schon seit Jahren sei er mit dem Gedanken umgegangen, eine Selbstbiographie zu schreiben, und noch vor Kurzem hätte er väterliche Zärtlichkeit genug für alle Kreuz- und Querzüge seines wu-

türlichen Ich's empfunden, um mit einer gewissen Selbstgefälligkeit dabei zu verweilen; jetzt aber liege die Vergangenheit wie todt hinter ihm, und es sei ihm durchaus nicht möglich, nach Rousseau's berühmtem Muster in detaillirten Selbstbekenntnissen sich herumzutummeln, da, wer einmal erfahren, daß die Sünde immer Sünde bleibe, zum pikanten Ausmaler seiner selbst und zum belletristischen Autobiographen verdorben sei — so können wir ihm nur zum Theile Recht geben. Denn was an Pikantem aus principieller Verlogenheit abgehen müßte, würde das Gewicht der nackten Wahrheit an nachhaltigem Eindrucke reichlich ersetzen! Dafür ist die vorliegende Schrift, in welcher der volle Ernst jener schmerzlichen Rückschau so rührend ausgeprägt ist, ein sprechendes Zeugniß.

Schon das elterliche Haus, in dem der Vater, selbst bis zum Verzweifeln an der Unsterblichkeit in der damals grassirenden „Aufklärung" untergegangen, im Herzen doch diejenigen glücklich pries, die noch glauben konnten, und den Mangel des Glaubens beklagte, den er für einen Irrthum, aber für einen beseligenden, hielt — gibt ein treues Spiegelbild von der uns vorangegangenen Generation. Stolz auf ihre „Aufklärung", hielt sie ihre der Philosophie verdankte Wahrheit doch für ein Unglück, und beobachtete daher zartes Schweigen über religiöse Dinge, namentlich den Kindern gegenüber — ein sonderbarer Widerspruch zwischen Kopf und Herz, der heutzutage freilich fast durchaus überwunden ist, nachdem es der Verkehrtheit der Zeit gelungen, sogar eine „Religion" des Unglaubens zu behaupten. Damals aber war die Haltung jenes Vaters noch Regel; er hätte es, obwohl zu redlich, selbst leitend einzugreifen, gerne gesehen, wenn seine Kinder sich recht fromm gemacht und fleißig gebetet hätten, in der Confession ihrer Mutter nämlich, d. h. in dem jugendfrisch blühenden protestantischen Rationalismus. Denn unter den höhern Ständen Braunschweigs, wo

Orthodoxie und Verrücktheit als gleichbedeutende Dinge galten, war auch der leiseste Anklang an positives Christenthum verschollen, bei den Predigern natürlich nicht minder.

Wenn aber auch der Christenglaube im Vaterhause unbekannt war, so befand der Verfasser sich doch bezüglich der Beobachtung des Gesetzes und der zartesten christlichen Moral in der günstigsten Umgebung. Daß nicht durch den Glauben getragene Willenskraft auf allen sittlichen Gebieten des Lebens sich siegreich behaupten könne, ist eine Erscheinung, die zwar jetzt weniger häufig als früher auffällt, aber, wie sie ein Hauptargument der „Freien" ist, ohne daß sie Ursache hätten, ihre eigenen Lebensläufe zum Beweise anzubieten, leicht verwirrenden Eindruck auf entschieden Gläubige macht. Das hat Schreiber dieses selbst erfahren, lange zuvor, ehe die Apostel der modernen Vernunftheiligkeit einen eigenen Cultus des Unglaubens auf die Sätze gegründet, daß die Sittenlehre Christi von der christlichen Glaubenslehre sich füglich ablösen lasse, und ihre Befolgung auch ohne Offenbarungsglauben möglich sei.

Die Erscheinungen, welche das verfängliche Argument, auf dessen Bekämpfung der Verfasser selbst Gewicht legt, praktisch erhärten sollen, erklären sich ihm leicht aus der Macht der Gewohnheit und der Erziehung, die noch einige Zeit fortwirkt, wenn auch die ursprüngliche schöpferische Kraft schon verschwunden, wie die Nerven des Körpers noch in immer schwächern Schwingungen fortzucken, wenn auch die Seele bereits entflohen ist. Die strenge Sitte in vielen vom Glauben abgefallenen Familien des vorigen Jahrhunderts floß noch aus einer frühern glaubensfreudigen Zeit, aus der nachwirkenden Glaubenskraft ihrer Voreltern, und ohne die beliebte oberflächliche Selbsttäuschung würden die Einzelnen wohl ersehen, daß in ihnen selbst mit zunehmendem Alter der moralische Eifer sich immer mehr abgeschwächt habe. Noch unverkennbarer tritt diese Abschwächung, der Bankerott des

hat sich unsern Dank verdient, indem er, Schritt für Schritt den Akten folgend, auch einige jener volksharanguirenden Predigten von Laienprädikanten anführt, die mitunter von den Führern der Rebellen förmlich zum apostolischen Predigtamte concessionirt worden zu seyn scheinen. So lautet ein „Bauern-Paßport" aus dem Leipheimer Lager vom 21. März 1525: „Wir Hauptleute und Räthe gemeiner Bauerschaft bekennen, daß wir Zacharias Krell (Advokaten aus München) zu unserm Mitbruder der evangelischen Wahrheit aufgenommen, geben wir auch Macht und Gewalt, Andere zu ihm zu berufen, und nach Vermög unserer Ordnung zu halten."

(Schluß folgt.)

XLIX.

Die unbefleckte Empfängniß und die Irrlehren der Gegenwart.

Die Civiltà cattolica veröffentlichte in einem ihrer neuesten Hefte (vom 20. Februar) einen Aufsatz, in welchem die von dem Papste selbst angeregte Frage über eine dogmatische Entscheidung der unbefleckten Empfängniß der Mutter Gottes unter einem neuen Gesichtspunkte betrachtet wird. Es verdient aber dieser Aufsatz um so mehr Aufmerksamkeit, als man wohl voraussetzen darf, daß in jener Zeitschrift, namentlich über einen solchen Gegenstand, nichts veröffentlicht wird, als was mit den Ansichten, die unter der höchsten Geistlichkeit Rom's vorherrschen, übereinstimmt. Wir begnügen uns, die Grundgedanken der interessanten Abhandlung mitzutheilen.

Wohl mag es Viele befremdet haben, inmitten der Stürme, welche in den letztvergangenen Jahren Europa beunruhigten, die katholische Kirche, die von denselben gewiß nicht unberührt blieb, mit einer rein dogmatischen Untersuchung, die ganz und gar keine Verbindung mit den Uebeln der Zeit zu haben schien, beschäftigt zu sehen. Am 2. Februar 1849, also in eben jenen Tagen, als die Empörer in Rom die Verkündigung der gottlosen Republik vorbereiteten, erließ der aus seinem Sitze flüchtige Papst von Gaëta aus das Rundschreiben, in welchem er alle Bischöfe des Erdkreises über den Glauben ihrer Sprengel in Betreff der unbefleckten Empfängniß der Mutter des Herrn und über die dogmatische Entscheidung dieses Geheimnisses befragte. Im Laufe des Jahres 1849 und zu Anfang des folgenden, während ringsumher Europa vom Tumulte der Empörungen und Bürgerkriege wiederhallte, wurden von den katholischen Bischöfen öffentliche Gebete angeordnet, und Untersuchungen angestellt, um jene Frage des heil. Vaters zu beantworten. Dieser seltsame Contrast konnte nicht unbemerkt bleiben: er wurde in den Antworten der Bischöfe selber hervorgehoben. — Im Anfange des Jahres 1851 wurden dieselben gesammelt; es sind ihrer gegen fünfhundert; jedoch ist die Zahl der Bischöfe, welche in denselben Zeugniß von dem Glauben der Christenheit ablegen, viel größer. Denn manche derselben sind im Namen aller Bischöfe einer Provinz, oder auch eines ganzen Reiches abgefaßt.

Der heilige Vater hatte eine doppelte Frage an die Bischöfe gestellt, erstlich: welches ihr und ihrer Sprengel Glaube in Betreff der unbefleckten Empfängniß sei; zweitens, ob sie eine dogmatische Entscheidung über dieses Geheimniß in gegenwärtiger Zeit für rathsam hielten. Auf die erste Frage wird von allen Bischöfen dieselbe Antwort ohne irgend eine Unentschiedenheit ertheilt: sie bezeugen den Glauben und die Andacht ihrer Sprengel zu der ohne die Makel der Erbsünde empfangenen Mutter des Herrn. Auch die zweite Frage wird von der Mehrheit der Bischöfe bejahend beantwortet; jedoch ist auch die Zahl derjenigen nicht gering, die eine kirchliche Entscheidung dieser Lehre nicht für zeitgemäß halten *). Sie bemerken, daß die Kirche jene ihre erhabenste Vollmacht,

---

*) La seconda richiesta . . è la sola, che abbia trovato qualche ostacolo dalla parte di alcuni Vescovi, pochissimi se si voglia di numero, ma di autorità grave e, ciò che più monta, per ragioni degne di tutta la più seria ponderazione. N. XLVI, p. 379.

Zehe der Gedanke: ich habe das Recht, so zu seyn, wie ich bin, und nur meine Auffassungsart, meine Gefühlsweise ist das Gesetz, wonach ich zu leben habe. Für den Augenblick legte sich der Kampf der zwei widrigen Mächte, der sein Bewußtseyn zerfleischt hatte. Der Verfasser behauptet aber, der Katzenjammer pflege dem weltgeistigen Opiumrausche auf dem Fuße zu folgen. Er selbst hat deshalb zwar nicht zur Pistole gegriffen, wie, um sich von dem martervollen Alpdrücken eines pantheistischen Lebens-Traumes rasch zu erlösen, Andere in richtiger Consequenz; welcher Stimmung er aber verfiel, zeigt ein zarter Zug seiner Bekenntnisse. Als ihm ein Sohn geboren wurde, mischte sich in die Freude des Vaters namenloser Schmerz; es war ihm, als wenn er an der Wiege niederknieen, und das Kind um Verzeihung bitten müßte, daß „er es zu dem Schmerze des Lebens hervorgerufen."

Um diese Zeit hatte Hr. von Florencourt — er, der offen als einen absolut Ungläubigen sich bekannte, obwohl ihn andererseits aus erfahrner Richtigkeit seiner philosophischen Resultate aufrichtige Sehnsucht nach dem Glauben erfüllte — seine glänzende publicistische Laufbahn zum Erstaunen aller Welt mit zwei Schriften eröffnet, deren erste in Sachen des Erzbischofs von Köln mit schneidender Schärfe für die Rechte der Kirche gegen die preußische Regierung auftrat, während die andere die gerade an den Bibelgläubigen in Hamburg sich reibende heuchlerische Lügenhaftigkeit der rationalistischen Prediger geiselte.

So kam er mit den Führern der Hamburger Altlutheraner in Verbindung, zum erstenmale in seinem Leben mit christlich Gläubigen! Aber gewohnt, die Thatsache, daß 1800 Jahre hindurch gerade die tiefsten und bedeutendsten Menschen an die Offenbarung geglaubt, durch Annahme eines besondern, von der Natur sehr ungleich vertheilten Organs zum Glauben sich zu erklären, gewann er durch Anerkennung

aller Vorzüge jener gläubigern Naturen doch nichts weiter, als daß er sie um ihr Glaubens-Organ, das ihm eben ganz abgehe, beneidete. Der Christuslehre selbst kam der naturalistische Philosoph dabei, obwohl er den abstrakten biblischen Erörterungen mit der wißbegierigsten Demuth zuhörte, um keine Linie näher. Auf historischem Wege hätte man ihn treffen sollen; aber gerade „auf die Kirchengeschichte" — bemerkt der Verfasser — „können und dürfen die reformatorischen Sekten nicht hinweisen, wenn sie Jemand bekehren wollen", denn sie würden für die alte Kirche argumentiren und ihre eigene Reformation verurtheilen müssen. Daher zeigen sie, wenn Einer mit der bloß natürlichen Weltanschauung Bankerott gemacht, mit der reformatorisch interpretirten Bibel aber zu dem ersehnten Glauben nicht zu gelangen weiß (und deren behauptet der Verfasser gar viele kennen gelernt zu haben!), als den alleinigen Weg zur Offenbarung das — „Gebet um den Glauben an die Rechtfertigung durch Christi Blut."

Indem der Verfasser die Heilsbegierigen tröstet, welche ein solches Gebet um unverstandenen Glauben denn doch nicht anzustimmen wüßten, spricht er sich mit Schauder über die Anwendung aus, welche dieses auch von Luther besonders empfohlene Recept unter den Protestanten aus einer gewissen Desperation häufig finde. Auf seine Beobachtungen gestützt, zählt er nicht wenige, besonders jüngere und zumal Theologie studierende, welche, elend im Unglauben, um der guten Früchte willen die Widersinnigkeit des Glaubens durch das Gebet sich künstlich einoculiren wollten, und zum Gott der Wahrheit um Kraft beteten, sich selber zu täuschen, und in einen gewissen glückseligen Wahnsinn zu versetzen. Er beschreibt aber auch den Stammbaum dieser traurigen Geistes-Verzerrung aus der specifisch lutherischen Lehre von der Rechtfertigung und der Unfreiheit des Willens, jener Urlehre Luthers, der zu Gefallen bekanntlich jeder Christenmensch

seine Vernunft durch Halsumdrehen strangulіren muß, die überhaupt nur das Eine Gebet um den rechtfertigenden Glauben an die Genugthuung durch Christi Blut, als verzweiflungsvollen Aufschrei vor dem Satan, zuläßt, so daß selbst das Vaterunser sich nicht zum Lutherthum schickt, und nicht abzusehen ist, wie dieses die Kinder beten zu lehren vermöge!

Zu den eindringlichsten Sätzen des Hrn. von Florencourt über die Segnungen der Kirche gehören besonders auch die aus seinen Erfahrungen über das Gebet im Allgemeinen. Er hatte deren schon im Vaterhause gemacht. Die deistisch-fromme Mutter theilte den Kindern ihren ganzen religiösen Schatz (es waren einige Gellert'sche Gesänge!) redlich mit, um sie zum Gebete anzuhalten, denn sie beten zu lehren ging über ihr Vermögen. Nur Objektives kann gelehrt werden; das deistische Gebet ist aber bloß von dem subjektiven momentanen Gefühle abhängig, und deshalb dem Deismus auch nie gelungen, für alle Zeit Gebete zu schaffen, wie deren die Kirche nach der Wahl besitzt. Kein Deist kann beten, wenn er nicht in besonders erhabener Stimmung ist; in der Erziehung ist sein Gebet unmöglich, und bei Erwachsenen muß die Fähigkeit dazu mit zunehmendem Alter, als auf bloß natürlicher Kraft beruhend, nothwendig verwelken und absterben. Unläugbar ist einerseits, daß diese Sätze mitten aus dem Leben herausgerissen sind, andererseits, daß die Kurzsichtigkeit auch unter uns noch heute jene Gebets-Virtuosität bewundert, etwa wie die Triller der „schwedischen Nachtigall."

Indeß kämpfte Hr. von Florencourt unermüdlich für alle christlichen Glaubensrichtungen, für ihr Recht und ihre Unabhängigkeit, selbst in Momenten, wo z. B. diejenigen schwiegen, die sich Priester der lutherischen Kirche nannten — ohne selbst ihres Glaubens zu seyn; ja indem er sich bei jeder Gelegenheit ängstlich gegen die Annahme verwahrte, als ob

er es sei. Solche Stellung erwarb ihm natürlich bei den Gläubigen wenig Dank, stachelte dagegen die Ungläubigen (Liberale, Lichtfreunde, Deutschkatholiken, Freigemeindler rc.), unter denen er wahrhaft als ein unicum dastand, zu giftigem Hasse auf. Und allerdings war er im Unglauben mit dem ihm zur andern Natur gewordenen, auf seinem religiösen Standpunkte unerhörte Selbstverläugnung erheischenden, wie instinktmäßig strengen Rechtsgefühle ein — psychologisches Räthsel! Auf die absolute Wahrheit hatte er verzichtet; dennoch hielt er die relative, Gerechtigkeit gegen jeden Einzelnen, über Alles, und hegte den unverholensten Abscheu gegen jedes unwahre Mittel, auch wenn er sonst einverstanden war mit dem — Zwecke.

Wer sollte glauben, daß ein Mann von solcher Willenskraft, trotz jahrelangen Harrens voll Sehnsucht, vor der uneröffneten Pforte des Glaubens stehen konnte! Er hatte aber eben am Einlasse des Hausmeisters angeklopft, welcher für derlei Gäste den Schlüssel unwiederbringlich verloren zu haben scheint, seine Demuth so weit getrieben, daß er an jedem gläubigen Lutheraner wie an einem höhern Wesen hinauffsah, und nicht wagte, seine sonst allzeit fertige Kritik auch auf den gläubigen Luther und dessen Anhänger auszudehnen. Aber zu dem Glauben an das durchaus Widersinnige, Inconsequente und sich selbst Widersprechende konnte er sich doch nicht zwingen. Er selbst sagt: „Während ich, wie ein completter Idiot, jahrelang das Lutherthum angegafft hatte, ohne auch nur das leiseste Verständniß einer christlichen Glaubenswahrheit zu erhalten, wurde ich in wenig Wochen begnadigt, auf dem Wege, den die katholische Kirche zeigt, alle Zweifel zu verlieren."

Im zehnjährigen Zusammenleben mit gläubigen Protestanten hatte er vielmehr Eindrücke empfangen, die ihn mit Mißtrauen und Zweifeln erfüllten, ob er je zu ihrem Christenthume gelangen könne, und zwar aus psychologischen Er-

fahrungen an jenen Gläubigen selbst, deren trefflichste er mit zunehmendem Alter sittlich zurückgehen, im Glauben schwächer oder doch krankhaft gereizter werden sah. Ueberhaupt schienen sie ihm meistens bloß in ein phraseologisches Bekennen, ohne jene kindliche, mit allen Lebensbeziehungen in harmonischem Einklange stehende Glaubensfreudigkeit, die später im bloßen Umgange mit ausgezeichneten Katholiken so beruhigend auf ihn wirkte, verfangen, durch innere Widersprüche, Heftigkeit, Unfügsamkeit, Mangel an Gehorsam und Demuth, durch eine gewisse schroffe, stets kampfbereite, intolerante Einseitigkeit bezeichnet, ja in einzelnen Fällen von dem schneidenden Widerspruche zwischen Glauben und Leben sogar bis zu völliger Verzweiflung und selbstmörderischen Gedanken getrieben. Erklärte sich ihm Einiges zunächst aus dem lutherischen Princip, das die höchste Lehrautorität dem eigenen protestirenden Ich übertragen, und dieses Ich gelehrt hat, gegen alle seine Bischöfe, Consistorien, Professoren u. s. w. stets auf der Hut zu seyn, damit sie ihm nicht wieder das göttliche Wort durch Menschensatzung verfälschten — so mußte er in Allem die Früchte der innern Zerrissenheit erkennen, die er bei allen Lutheranern fand, und zwar als nothwendige Consequenz der specifisch-lutherischen Grundlehren von der gänzlichen Verderbtheit der menschlichen Natur, dem unfreien Willen, dem Alleinglauben u. s. f.

Allgemach verlor auch Luther, ehedem eben wegen seiner genialen, urkräftigen Persönlichkeit der Liebling des Verfassers, ohne daß er sich je um den Inhalt seiner Lehre gekümmert hätte, allen Credit bei ihm. Vom bloß politischen Standpunkte aus, und je mehr er sich auf dem historischen Rechtsboden befestigte, erkannte Hr. von Florencourt in Luther immer deutlicher das, was er eigentlich war — einen „ächten Revolutionär", dem jedes Mittel zum freveln Umsturzzwecke gerecht hieß. Zugleich lernte er kennen, was für ein „negirendes, schmutziges Gesindel die meisten seiner gefeierten Bundesge-

nossen gewesen", und täglich wuchs sein Abscheu „gegen die heuchlerische conservativ-protestantische Partei, welche dieselben Unsittlichkeiten und Rechtsberaubungen an den Reformationsmännern feiert, die sie heute an einem Robert Blum u. s. w. bis in den tiefsten Schlund der Hölle verflucht."

Den streng moralischen Maßstab legte der Verfasser als Naturalist freilich noch nicht an den Charakter Luthers; die gläubigen Protestanten thun das eben so wenig, weder bei ihrem Urheros Luther noch bei ihren übrigen Helden; sie können es auch gar nicht thun! „Wir armen Protestanten" — ruft der Verfasser in seiner zermalmenden Darstellung dieser mit dem durchbohrenden Blicke des Denkers aufgefaßten Verhältnisse aus — „sind nämlich recht schlimm daran, und namentlich ist es unsere Jugend; der Geschichtsunterricht, den wir erhalten, impft uns die Unsittlichkeit und eine unchristliche Moral recht systematisch ein." — „Uns wird (z. B.) eine fromme Verehrung gegen Friedrich II. von Preußen von Jugend auf in gelehrten und ungelehrten Werken anempfohlen. „„Er war freilich kein Christ; indessen ersetzte er diesen Mangel durch so viele andere ausgezeichnete natürliche Eigenschaften, daß wir über denselben leicht wegsehen können, und daß wir ihn mit Recht den Großen, ja den Einzigen nennen."" Und wenn er eingestandener Maßen ohne den mindesten Rechtsgrund einen Theil von Schlesien wegnahm, so sagt man uns Kindern und Erwachsenen nicht: er hat hier seines Nächsten Haus begehrt, er hat getödtet, weil er in ungerechter Sache Krieg führte; o nein! man sagt: er hat den rechten Moment benutzt, um sein Reich mächtig zu machen, und er hat wohlgethan, daß er sich an die Gebote Gottes nicht gebunden hat. Ja, unter allen den gefeierten Helden, an denen unsere sittliche Phantasie und unsere sittlichen Begriffe in der Jugend geübt werden, ist kein einziger Charakter, der nach christlicher Heiligung gestrebt, der sich nicht vielmehr einer Menge Todsünden hat

schuldig gemacht. Christliche Moral ist nur die kleine Moral; die große Moral besteht darin, daß der Macht, dem Talente, dem Genie Alles erlaubt ist, daß Christus für diese Genien der Menschheit nicht paßt."

Obgleich nie ein historisches Ereigniß so viele Entstellungen der Wahrheit und von Geschlecht zu Geschlecht gedankenlos sich fortpflanzende Gewohnheitslügen nach sich gezogen hat, wie die sogenannte „Reformation", so steht die protestantische Geschichte mit ihren Helden doch stets auf gespanntem Fuße mit der christlichen Moral; um sich nicht selbst verurtheilen zu müssen, bedarf sie jener unsittlich heidnischen Utilitäts-Moral! Wenn zuweilen auch katholische Historiker sich mit ihr besudeln, so besteht doch, wie der Verfasser richtig bemerkt, „der Unterschied darin, daß die protestantische Geschichtschreibung und Geschichtslehre so verfahren muß, wenn sie überhaupt Helden und Muster aufstellen will", denn „die wirklich großen und heiligen Männer, die seit Christus auf der Erde erschienen sind, stehen alle mit der Geschichte der katholischen Kirche im engsten Zusammenhange."

Gerade in die Zeit der Revolutionsstürme von 1848, in der bittere Erfahrungen an seinen bisherigen Idealen — denn „fast kein einziger von allen diesen irdischen Göttern bewährte sich in der Erfüllung der allereinfachsten Ehren- und Rechtspflichten" — den strengen Vertheidiger des historischen Rechtes fast erdrückten, fielen seine ersten Sympathien für die katholische Kirche. Nach gemeinem protestantischen Vorurtheile hatte er sie früher als antichristliche Verknöcherung kurzweg abgeurtheilt; indem er aber nun für die publicistische Nothdurft wenigstens ihre äußere Erscheinung, ihre politische und sociale Stellung, näher betrachtete, fing er an, sie, mit der politisches Wohl und Wehe stets so enge verwachsen gewesen, zu achten, und soweit er aus der protestantischen Polemik Notiz, wenn auch nur oberflächliche, von den dogmati-

schen Differenzen nahm, wollte es ihn bald auch immer mehr bedünken, als wenn die Katholiken hierin nicht weniger Recht hätten. Die Hinneigung erstarkte unvermerkt, bis er mitten in jener sturmvollsten Periode und in der ungünstigen Lage eines ruhelosen Tagesschriftstellers allmählig mit dem Gedanken an die Möglichkeit vertraut wurde, daß er zuletzt doch noch katholisch werden könnte. Ein Zufall rückte dem in's Unbestimmte Hinausschiebenden plötzlich den vollen Ernst eines entscheidenden Schrittes vor die Thüre, und er geschah, mit Hülfe eines kurz zuvor übergetretenen Mitgliedes der Mecklenburgischen Ritterschaft und des Pfarrers Brocken in Schwerin, welchem vorliegende Schrift gewidmet ist, schnell und glücklich.

II. Freundschaftliche Gespräche über Katholicismus und specifisches Altlutherthum. Ein Beitrag zu den kirchlichen Zeitfragen der Gegenwart von G. K. G. Halle (bei Pfeffer) 1852. Seiten 109.

Kritische Zeiten waren stets ausgezeichnet durch ausschweifende Hoffnungen und übertriebene Befürchtungen; die Predigt von der Nähe des Weltendes ist immer Hand in Hand gegangen mit der vom Beginne des tausendjährigen Reiches. Sie hat noch jedesmal getäuscht, wenn auch sonst große Veränderungen in ihrem Geleite nie fehlten; heute ist sie nach ihrem politischen Theile bereits wieder fast aufgegeben, und nur auf religiösem Gebiete erhält sie noch hinreichenden Stoff. Häufiger auftretende Erscheinungen von der Art der vorstehend beschriebenen lassen, besonders bezüglich der zwei Hauptfestungen des Protestantismus, Norddeutschland und England, einen nahen allgemeinen Rücklauf zur katholischen Kirche, eine Massen-Conversion, die Einen hoffen, die Andern selbst befürchten.

Was die große Retirade, welche allerdings einen Einschnitt von nie gesehener Tiefe in die Weltgeschichte machen müßte, zunächst veranlassen, welches Corps sie eröffnen soll, darüber liebt man zu schweigen. Es wäre vielleicht gut, die unter dem Sammelnamen des „Protestantismus“ existirenden Massen sich lieber im Bilde eines maskirten Quodlibet, als dem einer disciplinirten Armee vorzustellen, so wunderlich scheckig und durchaus ungleichartig ziehen ihre Schaaren daher! Aber was ist es um ein verfehltes Bild mehr oder weniger? jedenfalls verhalten sich in der Armee von 1648 die Einen zu der Religion wie der Kalmuck zur Civilisation, die Andern wie die vergilbte Marketenderin zur Schminke. Sollen diese oder jene an der Spitze der Retirade laufen, oder soll es gar der Kern der Armee selber seyn?

Wirklich redet die vorliegende Schrift von rege gewordenen, freilich complett lächerlichen „Besorgnissen“, es möchte das „Altlutherthum“ oder der „Pietismus“ wieder zur Herrschaft kommen, und dann vielleicht über Nacht eine Vereinigung mit dem Katholicismus bewirken. Sie hat sogar zum ausgesprochenen Zwecke, jene „Besorgnisse“ zu beschwichtigen, indem sie zeige, daß der specifisch-lutherische, durch Einschwärzung des „Allein“ in die Bibel geformte, neue Christus, jener „zudeckende Heiland“, der „die Menschen läßt, wie sie sind, weil er ihre Sünden nur in ihrer Seele verleimt“, und der alte katholische Christus unvereinbare Gegensätze seien, Katholicismus und specifisches Lutherthum demnach ebensowenig wie Feuer und Wasser in Einem Gefäße nebeneinander bestehen könnten.

Die dogmatischen Streitpunkte in durchaus populärem, bei den schwierigsten Materien auch gut getroffenen, Tone, und zwar besonders die lutherische Rechtfertigungslehre im Gegensatze zur katholischen, zu behandeln, bewog den Verfasser der Wunsch, richtige Ansichten über jenen „bloß zude-

denden Heiland" allgemeiner zu machen, da die „in vollendeter Entschiedenheit stets im Schatzkästlein weniger Auserwählten gebliebene" altlutherische Lehre zur Zeit wieder mannigfach Anklang zu finden scheine, eben weil ihr Christus-Idol nicht in nackter Gestalt vor das Volk trete. Ein Grund, der in unsern Tagen allerdings gelten mag! Wenn aber der Verfasser meint, daß schon zu Reformationszeiten das Volk, namentlich die edleren Naturen, vor der nackten Gestalt des Idols, wenn sie sich sichtbar gemacht hätte, zurückgebebt wäre, so zeigt dagegen z. B. Döllinger's „Reformation" bis zur Evidenz der Gründe, daß gerade sie die freche Lust der Massen anzog.

Der Verfasser behauptet nicht nur die Unmöglichkeit einer Vereinigung jener Parteien mit der Kirche, sondern auch die Nähe eines letzten allgemeinen und grimmigen Kampfes der Confessionen. Die protestantischen Matadoren feindeten ehemals die alte Kirche an, weil die Befestigung der eigenen davon abhing; jetzt, nachdem alles, was sie aus dem Mutterhause mitgenommen, fast bis auf die Brosamen aufgezehrt, ihre Aufgabe des Kirchen-Leerens in aller und jeder Beziehung nahezu erfüllt ist, werde, meint er, der Versuch, die Kirche mit in den Abgrund zu stürzen, erst zum rechten Herentanze aufspielen. *)

Erweis bieten die „lieben Frommen in Hamburg", welchen die Schrift vorzüglich vermeint zu seyn scheint. Im eigenen Hause lassen sie Arbeit über Arbeit für ihren übersprudelnden Glaubens- und Missionseifer liegen, kümmern sich z. B. mit keiner Sylbe um den verzweifelten Hülferuf einer

*) Für diese Ahnung scheint F. W. Schreiber's Schrift sprechen zu wollen: „Der protestantische Bund, gestiftet bei Gelegenheit des vierten deutschen evangelischen Kirchentags in Elberfeld" (Düsseldorf 1852).

dreißig Meilen langen und zwanzig Meilen breiten „lutherischen Kirche", nämlich der in Mecklenburg — es ist der sehr bekannt gewordene Aufruf zur Rückkehr nach Rom aus dem „Norddeutschen Correspondenten", mit dem der Verfasser auf ein „nahegelegenes Feld für die lieben Frommen in Hamburg" weist! — um aus allen Kräften Feuerbrände in die alte Kirche zu werfen, und die „armen durstigen Seelen des katholischen Volkes" mit Bibeln und Traktätlein zu überschwemmen. Eines derselben: „Der gläubige Katholik aus dem Französischen", wird angeführt, welches, voll schändlicher, aber dem Kenner der Schriften Luthers wörtlich bekannter Verleumdungen, der lutherischen Lehre in richtiger kirchenleerender Consequenz Namens der „Frommen" sogar nachrühmt: „daß die Sakramente nicht einmal mehr nöthig seien zur Seligkeit."

Wenn Einzelne, selbst protestantische Theologen, für die Kirche glänzend Zeugniß geben, und die eigene „Reformation" verdammen, so macht dieß doch den Verfasser in seinem Urtheile über die Parteien nicht irre; denn in den frühern Zeiten ist dasselbe auch geschehen, und zwar in größerer Ausdehnung, als man gewöhnlich glaubt. Es ist zu bedauern, daß eine Sammlung der merkwürdigen Zeugnisse eines Hohburg, Betkius, Osterwald und anderer „theuren Zeugen" aus den letzten zwei Jahrhunderten, wie sie von der Fortsetzung der Döllinger'schen „Reformation" zu erwarten gewesen wäre, noch nirgends vorliegt. Der Verfasser führt einen der freimüthigsten, den deshalb so bitter verfolgten Leipziger Professor Adam Bernd, ausführlich an.

Wie die Parteien jetzt stehen, läßt vorliegende Schrift nach ihrer ganzen Anlage — denn ausdrücklich ist nirgends davon die Rede! — zahlreichere Conversionen nur von der freilich ungeheuer überwiegenden rationalistischen Richtung hoffen, keineswegs von den Sekten der Strenggläubigen! Die dritte Person nämlich, welche jene Richtung im Dialoge

vertritt, ist — und insoferne scheint sie den Namen: „Freigemeindler“, wobei wenigstens wir, im Süden, seit 1848 aus handgreiflichen Erfahrungen den durchweg verbissenen und fanatischen Feind der Offenbarung zu verstehen gelernt haben, zur Ungebühr zu tragen! — ganz der im Indifferentismus wohlmeinende Charakter, den Hr. von Florencourt so trefflich nach dem Leben gezeichnet hat. Er weiß blutwenig von Religionssachen, doch läßt sich selbst in dogmatischen Deduktionen ob seiner verständigen Art wohl mit ihm fahren; er findet, indem unter den Dreien, nach Luthers Ausdruck, „die Geister zusammenplatzen“, Consequenz und Vernunft in den katholischen Lehren, in denen des „reinen unverdorbenen Christenthums“ aber, wie es der „selige Vater Luther, nach Paulus der größeste und herrlichste Apostel“, geliefert, das schlagendste Gegentheil. Während mit dem „Lutheraner“ auf historischem Wege gar nichts zu machen ist, und er einfach dabei bleibt: „O, Vater Luther! wie Recht hast du, daß du den Papst den Antichrist und Rom die babylonische Hure gescholten hast!“ sogar über „mittelalterliche Faulpelzerei“ schändirt, zum Ergötzen des „Katholiken“, der ihm die herrlichen Monumente vorhält, welche das Mittelalter hinterlassen, „während das neue Deutschland fürchtete und Zetter schrie, am Kölner Dome sich banquerott bauen zu sollen“ — ist jener „Freigemeindler“ stets bereit, den historischen Thatsachen ihr Recht zu lassen.

Man kann gerade nicht sagen, daß der Verfasser seinen specifischen „Lutheraner“ stiefmütterlich behandelt habe; er hat oft genug das Wort. Freilich hängt ihm eine gewisse vornehm absprechende Keckheit an, bei seiner „schönen und so einfachen Heilslehre“, die sich zu dem katholischen „Wirrwarr“ verhalte, etwa wie seine „einfachen, glatten, gehobelten, geweißten Gotteshäuser“ zu den „bunten, wirrigen, krausborstigen Domen des Mittelalters“, mit seinem ewigen Einerlei vom „Glauben allein“, der schon den Aposteln zu

Verlust gerathen und bis auf Luther verschollen geblieben: aber zu dieser Charakteristik zwingt eben die trotzige Schroffheit des Systems, das nur Einen Schaden und nur Ein Pflaster lehrt. Wer die Geschichte vom „pfiffigen Michel“ kennt, der weiß, wie er ohne Unter- und ohne Ueberlage, „ohne Mittel“ von Innen und „ohne Mittel“ von Außen, allein bekleidet war mit — seines Großvaters Hose; wo sie dem Alten um die Hüften gelegen, da war sie dem Jungen am Halse zusammengeschnürt und ließ nur die Fänge des begehrlichen Elementes frei, indem der „Pfiffige“ seine Arme durch die großväterlichen Taschen-Schlitze streckte. Als ihn die Mutter schickte, Ingwer und Pfeffer zu holen, aber sie ja nicht durcheinander zu bringen, da ließ er sich auf die eine Seite des Tellers jenen, und diesen auf die andere geben; nachdem er aber der Mutter den Pfeffer präsentirt und nach dem Ingwer den Teller umgekehrt, siehe! da war er auf beiden Seiten leer. So — deutet vorliegende Schrift an — sei es auch mit dem „zudeckenden Heiland“ ergangen, für den man Evangelium und Gesetz, Glauben und Werke auseinander gehalten.

LI.

Die Ursprünge des religiösen und politischen Radikalismus in Deutschland.

Deutschland in der Revolutions-Periode von 1522 bis 1526. Aus den diplomatischen Correspondenzen und Original-Akten bayrischer Archive, dargestellt von Jos. Edm. Jörg. Freiburg im Breisgau (bei Herder) 1851. Seiten XII und 746.

(Schluß.)

Den Grund der Verführbarkeit der Massen, sowie des zur Zeit des großen Bauernkrieges in allen Ständen herrschenden aufrührerischen Geistes führt der Verfasser mit praktischem Verstande auf ein vierfaches Proletariat, nämlich: des Adels, des Klerus, der Städte und der Bauerschaft, zurück. Zuvörderst war es bekanntlich die Ritterschaft, welche in großer Zahl der Professoren-Religion von Wittenberg, deren Glaubensbekenntniß Jeder nach seiner Philologie zum eigenen Beßten aus der Bibel beschrieb, begierig horchte, und sich aufmachte, die so lange in der Gefangenschaft der römischen Hierarchie gelegene evangelische Braut zu befreien, und mit der reichen Ausstattung von säkularisirbaren Bisthümern, Kirchen- und Armengütern heimzuführen. Der Verfasser weist tiefe Verarmung im damaligen Adel nach, die selbst die katholischen Bayernfürsten nöthigte, ungeheure Umlagen für Kriegskosten fast ganz allein dem Klerus

aufzubürden. Nicht nur die kirchliche Revolution fand hiebei bequeme Stellung, den Adel zu födern, auch die rebellischen Bauern in Franken glaubten dieß durch ihre neue, von den eingezogenen Kirchengütern zu bestreitende Reichs-Justiz- und Administrations-Ordnung zu bezwecken, weil „dadurch der Adel auch seinen Unterhalt finde" (S. 301).

Dazu kamen um die Zeit der Sickingen'schen Umtriebe noch einige fürstlichen Proletarier, im vulgären Sinne, denn in geistiger Hinsicht war es eine größere Zahl, die in den Netzen der Hutten'schen Humanisten, wie ein paar Jahrhunderte später in denen der „Aufklärer", sich verstricken ließ und so ihren arglistigsten Feinden sich gefangen gab. Der vertriebene Herzog Ulrich von Würtemberg hatte in der Schweiz offen gedroht: ihm sei es gleichviel, ob er durch Stiefel oder Schuh, ob mit Hülfe des Bundschuhs der Bauern oder des Rittersporns, zu Land und Leuten komme; als der „unsinnige Mann" im Jahre 1525 als Bundesgenosse der Rebellen sein Wort treulich hielt, schrieb der Kanzler Eck: „Es ist das Rest, man muß darnach auf sein Verzweiflung mehr Sorg tragen." Nicht viel besser war Markgraf Casimir von Brandenburg-Ansbach daran. Er hatte schon „heimlich Rede und Praktiken" mit Sickingen's Partei und den adelichen Friedbrechern in Franken, so lange auf deren „Seite die Sachen prachtlich gestanden"; seine Ausstoßung aus dem schwäbischen Bunde hinderte nur Bayerns Furcht: er möchte „aus Armuth zuletzt viel Ungereimtes anfahen." „Der Markgraf ist verdorben", und über die Maßen „mit der lutherischen Sekt vergiftet"; „sein Sach ist etwas baufällig", und er der großen Umsturzbewegung „ein Zuseher gewesen, verhoffend, so der Bischof zu Würzburg, Bamberg und Nürnberg Noth leiden sollten, sich dadurch zu bessern", und weltlicher Herzog von ganz Franken zu werden — so lauten die geheimen Berichte über ihn im Jahre 1525 wieder. Er war noch mehr als „der Sachen ein Zuseher", wie

weiter nachgewiesen wird, er, der mehr als jeder Andere gegen die Bauern wüthete, als die Dinge eine unverhoffte Wendung zu deren Niederlage nahmen.

Auf diese revolutionären Elemente der hohen und niedern Reichsaristokratie hatte sich Luther von Anbeginn gestützt, wie sie hinwiederum auf ihn sich stützten. Nicht mit Unrecht hielt bereits Th. Münzer Luthern vor: „Daß du zu Worms vor dem Reich gestanden bist, Dank habe der deutsche Adel, dem du das Maul also wohl bestrichen hast und Honig gegeben. Denn er wähnte nicht anders, du würdest mit deinem Predigen böhmische Geschenke geben, Klöster und Stift, welche du jetzo den Fürsten verheißest. So du zu Worms hättest gewankt, wärest du ehe erstochen vom Adel worden, denn losgegeben. Weiß doch ein Jeder!“ Luther machte aus seinem durch Huttens Vermittlung mit dem verschwornen Adel angeknüpften Bündnisse geeigneten Ortes auch selbst kein Geheimniß; über seinen kühnen Trotz zu Worms meldet ein Vertrauter dem Herzog Ludwig von Bayern: der Kurfürst von Trier habe ihm zu verstehen gegeben, „daß Luther insgeheim und in sonderm Vertrauen ihm was angezeigt hätt, das nicht zu melden noch zu sagen.“ Er vermaß sich gegen Kaiser und Reich, mit der zum Losbruche rüstenden Reichsritterschaft zu drohen.

Dieses hohe Proletariat wirkte aber zugleich verderblich auf den Klerus durch die Anwartschaft auf Bischofssitze und sonst hohe kirchlichen Pfründen, welche als „Spitäler des Adels“ wie ein ausgemachtes Monopol angesprochen und dann nur zu oft als bloße Sinecuren behandelt wurden. Nicht selten bezogen solche Würdenträger nur die Einkünfte, ohne die Weihen selbst zu nehmen, oder trieben sonst in fortgesetzter Absenz ihr weltliches Wesen fort. Solche geistlichen Fürsten waren damals die beiden Albrechte aus dem Hause Brandenburg, von welchen der eine das Deutschordensland, unter Luthers Approbation, der Kirche entwendete,

der andere auf dem Mainzer-Stuhle, bis zu seiner endlichen und gründlichen Besserung, gleichfalls mit dem Gedanken umging, sein Kurland in ein weltliches Fürstenthum zu verwandeln. Oberster Handhaber des in Deutschland damals getriebenen Mißbrauchs mit dem Ablaß, dessen Ertrag zunächst in seine Kasse floß, hegte er andererseits den schmarotzenden Hutten an seinem Hofe, und der ganze Mainzische Adel compromittirte sich bei Sickingen's weitaussehender Erhebung gegen Trier so sehr, daß es den geistlichen Kurfürsten zu Frankfurt einen Fußfall vor den Besiegern des Ritterbundes kostete, die seinem Adel auferlegte Straffumme von 60,000 auf 25,000 fl. zu ermäßigen. Unter diesen Zuständen nach Oben lebte der größere Theil des niedern Klerus in äußerster Dürftigkeit und jener seiner Vernachlässigung entsprechenden Unwissenheit und sittlichen Verkommenheit, welche erklärlich macht, daß wir auch diese Partei ein reiches Contingent ausgemachter Proletarier in's Lager der Aufständigen liefern sehen, die in Concurrenz mit den neugläubigen Laienprädikanten bei den Rebellen Dienst und Unterkommen suchten, weil sie von jedem Umsturz eine Besserung ihrer Verhältnisse erwarteten.

In den Städten waren es regelmäßig die demokratischen „Gemeinen", welche aus alter Eifersucht gegen die aristokratischen „Ehrbarkeiten" oder Rathsgeschlechter das recipirte „Evangelium" bis zur äußersten Consequenz ausbildeten, mit den Bauern conspirirten und ihren Schaaren selbst die Thore öffneten. Die im Rath, hieß es da und dort unter den „Gemeinen", hätten nun lang genug geherrscht, sie wollten auch eine Weil regieren (S. 107 ff.). Die mehr oder minder entschieden revolutionäre Haltung der Städte hing, nach zahlreich vorliegenden Aktenstücken, jedesmal von dem Umstand ab, ob unter den „Gemeinen" jene Leute mehr oder weniger stark vertreten waren, die „nichts haben und das Ihre böslich verthun", und „damit sie etwas überkom-

men möchten", zu Aufruhr geneigt sind (S. 202. 114 ff.). Ueberall aber waren die liberalen Majoritäten der Gemeinen viel „evangelischer", als die gleichfalls neugläubigen Raths-corporationen. Diese brachten mitunter, z. B. in Regensburg, nur ungern die Geistlichkeit und ihre Güter den lärmenden „Gemeinen" zum Opfer, während andere „Ehrbarkeiten" die Kirche von Rechtswegen plündern zu dürfen glaubten, aber jedenfalls immer der Meinung waren: daß die evangelische Freiheit damit ihr Bewenden haben müsse. So waren die Nürnberger Herren nicht wenig verblüfft, als sie die armen Leute mit dem „Gottes Wort" auch gegen ihre und ihrer Stadt Zehentbezüge argumentiren sahen, während sich dasselbe „nach eines ehrsamen Raths Verstand" doch nur gegen die geistlichen Zehnten anwenden lasse (S. 149).

Diese stolzen Patricier waren „jetzt vor ihren Badern nicht sicher", wie der Kanzler Eck schreibt, und die Herren des schwäbischen Bundes bedachten wohl: „man müsse sich versehen, daß diese Aufruhr von den Städten herkomme." Ihnen weist der Verfasser den Ursprung und Anfang der ganzen Empörung zu, und zwar diesen der Stadt Forchheim, jenen den oberländischen Reichsstädten, nach der wiederholten Mahnung Eck's: „Ob man auf Memmingen oder Kempten oder derselben Verwandte ziehe, daß man dieselben Schelme wohl anhalte; denn aus denen zweien Städten erfolgt der algäuisch Krieg und alles Unglück" (S. 136 ff.).

Treu dem Fortschrittsprincip der Zeit gedachten endlich auch die untersten Schichten der Bevölkerung des platten Landes, das neue Evangelium zu ihrem Vortheile auszubeuten. Demoralisirt durch das Beispiel verwahrloster Priester, die der Menge allen Glauben an die Autorität benommen hatten, desperat über vielfache unläugbaren Bedrückungen, bearbeitet durch emancipationssüchtige Schelme, geleitet von abgehausten Menschen aller Art, wobei die Städte ein reiches Contingent der ärgsten Wühler und Schreier lieferten,

war ohnehin ein großer Theil des Landvolks zu jenem neuerungssüchtigen Pöbel herabgesunken, dessen Liebenswürdigkeit man auch in andern Zeiten kennen zu lernen Gelegenheit hatte. So vollendete sich schnell das Schicksal der Neuerung Luthers; von den Fürsten im territorialistischen, von den Rittern im aristokratischen, von den Städtern und den Bauern im demokratischen und communistischen Sinne aufgefaßt, trug sich nach der vereinten Niederlage der Ritter-, Bürger- und Bauern-Rebellion das Princip der Fürstenherrschaft von selbst in die neue Confession hinein, und war Luther gezwungen, seine Sache in die Hände christlicher Chalifen zu legen.

Ueber die weitverbreiteten fürstlichen Ansichten von der lutherischen Neuerung liegen hier zahlreiche Belege vor. Hätten nicht die weltlichen Herren mit hämischer Freude: es gelte ja nur die Pfaffheit zu scheeren, die Hände in den Schooß gelegt, und den Hetzereien der unter dem Mantel des „Evangeliums" ziehenden Revolutionsmänner, die ja bloß Pfaffenfeinde seien, mit den Wünschen besten Erfolges freien Lauf gelassen, so wäre, sagt der Verfasser nach den Urtheilen unterrichteter Zeitgenossen, das Uebel nicht der Gesellschaft verderbendrohend erstanden, das große Unglück und entsetzliche Blutvergießen des Bauernkrieges vermieden worden (S. 148 ff.). Der Radikalismus wurde damals gerade so durch die Schuld der Fürsten und Obrigkeiten vorübergehend Sieger, wie in unsern Tagen. Als er die Maske fallen ließ und losschlug, waren diese natürlich in Muth- und Rathlosigkeit versunken; welchen sauern Schweiß kostete es den tapfern Kanzler Eck nicht sogar den Machthabern in München und Ulm gegenüber, sie „frisch zu machen" und zu erhalten. Er konnte kaum einen Fürsten ausnehmen, wenn er noch im Februar 1525 schrieb: „Es sind die vom Adel alte Weiber und schon todt, fürchten ihrer Häuser, und will Niemand nichts handeln, bis das (Kriegs-)Volk zusammen kommt, darauf noch eine gute Zeit" u. s. w. (405 ff.). Noch

lauteres Zeugniß geben die, bisher freilich kaum dem Namen nach bekannten, Friedens- und Waffenstillstands-Verhandlungen Oesterreichs, Bayerns, des Bundes u. s. w. mit den Rebellen selbst!

Ein eigenes Ferment, eine Art assa foetida, welche in die Masse geworfen die Gährung vermehrte, bildeten damals, wie heutzutage, die Juden, nur daß in jener Zeit ihre Zahl und auch ihr Eingreifen in den Gang der Ereignisse noch nicht so bedeutend war. Der Verfasser führt den Bericht des Humanisten Mutianus an den Kurfürsten von Sachsen an, worin jener behauptet: daß die Juden durch ihre Wühlerkünste die radikalen Bestrebungen der Reichsstädte unterstützten, welche die Sache bis zur Vernichtung der fürstlichen und hochadelichen Häuser treiben würden. Den Juden, meint der Verfasser (S. 147), scheine, nach ihren damaligen Verhältnissen zu den Volksmassen zu urtheilen, gemeinhin nicht bloß eine eigensüchtige, sondern selbst „eine uneigennützige und unwiderstehliche Lust an Umsturzversuchen angeboren zu seyn." Wir können dem nur beistimmen. Es ergeht den Juden damit, wie nicht unähnlich jetzt den Polen, welche den Verlust ihres Königthums und der Selbstständigkeit ihrer Nation an allen noch bestehenden Staaten und Reichen rächen zu wollen scheinen; es ergeht ihnen wie einzelnen verkommenen und verdorbenen Führern, welche für die Einbuße ihrer eigenen Existenz sich ohne Ruhe und ohne Rast mit dämonischem Grimm an der Gesellschaft reiben und rächen zu müssen glauben. Als die eigentlichen Geldmänner unterstützten die Juden also schon die Revolution im Jahre 1525; als sie ihre Hoffnungen von dieser getäuscht fanden, sieht man wieder einzelne aus ihnen in Verbindung mit den Wiedertäufern aus dem Dunkel der Zeit auftauchen, und von Jahr zu Jahr jener großen, alle religiösen, politischen und socialen Verhältnisse umkehrenden Katastrophe entgegenharren, welche der Stiftung des „neuen Reiches" vorherge-

hen sollte. Wie die Wiedertäufer, so warteten die Juden in aller Gläubigkeit auf dieses „neue Reich“, in dem sie ihre Mission vollenden und den Verheißungen des Talmud zu Folge alle Völker des Erdbodens zu Knechten Israels machen würden. So lange Sultan Soliman das christliche Europa bedrohte, setzten Beide fortan ihre Zuversicht auf den Türken, daß er jene Katastrophe herbeiführen werde (S. 692 ff.).

Daß die Ursache unserer heutigen Zerrüttung in tiefster Wurzel eine religiöse sei, ist bereits allgemein eingesehen und anerkannt; daß aber schon der deutsche Bauernkrieg im Grunde ein Religionskrieg war, das Feuer durch das reformatorische Vorgehen angeblasen und zum großen Theile direkt geschürt wurde, so erschrocken man sich auch nach dem Mißlingen des Unternehmens davon wegläugnete, hat der Herr Verfasser nicht bloß behauptet, sondern nach den urkundlichen Berichten bis zur Evidenz erwiesen. Er führt eine hinreichende Zahl von Varianten zur Predigt des „Evangeliums“ an, welche den ungeheuern Beifall erklären, mit dem das Volk die der gemeinen Willkür „schmeichelnde Lehr“ aufnahm. „Da, da! das ist das recht Evangeli! — hieß es — lueg, wie hand die alten Pfaffen gelogen und falsch gepredigt; man sollt die Buben alle zu todt schlagen!“ Darum sehen wir auch die rebellischen Schaaren einen wahrhaft diabolischen Haß gegen alles specifisch Katholische bethätigen, mit vandalischer Wuth alle Zeichen und Denkmäler des alten Kirchenglaubens verfolgen und zerstören, das sacrilegische Verwüstungswerk sogar durch den Ausruf krönen: „wir bedürfen keiner Kirchen mehr“ (S. 252 ff.).

Deshalb warfen die katholischen Reichsstände den lutherischen geradezu und offen vor: das neue Evangelium trage die Schuld an dem schrecklichen Aufruhr. Insbesondere heißt es noch in dem bayrischen Entwurfe zu einem Reichsregiments-Mandate von 1526: „wie denn die Verursachung des Aufruhrs und Ungehorsams des gemeinen Bauersvolks ver-

gangenen Jahres aus solchen verkehrten Predigern augenscheinlich aus der Bauern und ihrer Pfaffen, Pfarrer und Prediger eigenen Bekanntnussen erfunden ist" (S. 261). In gleicher Weise schiebt H. Wilhelm, als Markgraf Casimir zur Zeit der ärgsten Gefahr sich bei ihm Raths erholen wollte, die Schuld auf die „christliche Freiheit, die den Bauern von den neu auferstandenen Predigern und Dichtern anderer Gestalt, denn sich gebührt, vorgesagt ist worden. Wissen wir Euer Lieb keine andern Mittel noch Wege anzuzeigen, denn daß man die Ursachen, daraus diese Empörung erwachsen ist, wiederum auszureuten nachgedenke." Casimir selber rügt in einem Schreiben an die Stadt Feuchtwang, daß die verunglückten Aufrührer auf die Meinung sündigten: „dieweil der Bauernaufruhr evangelisch wäre, so würde sie Gott nicht verlassen, sondern sie wohl wiederum versammeln." Und bald sah sich derselbe Casimir, empfindlich gewitzigt, damit aus der unrichtigen Predigt des „Evangeliums" nicht wieder Aufruhr entstehe, genöthigt, durch ein eigenes General-Mandat zu bestimmen, was man in markgräflichen Landen als ein rechtes „Gottes Wort" ausgeben dürfe, was nicht. Denn jetzt hatte ja die Prätension der neugläubigen Fürsten gesiegt, kraft welcher sie ganz allein sich das Recht vindicirten, das „Wort Gottes" zu mißbrauchen, und, wenn sie früher, z. B. als Karl V. eine allgemeine deutsche Zolleinigung durchzuführen trachtete, im Widerstande dagegen sich auf die „deutsche Freiheit" berufen hatten, jetzt immer den Namen „Evangelium" im Munde zu führen, sowie es galt, ihren Egoismus und ihre Territorial-Interessen durchzusetzen.

Der Unterschied zwischen dem „Evangelium" der Fürsten und dem „Evangelium" der Bauern war freilich groß; um die Frage: welches von beiden das rechte „Evangelium" sei? drehte sich der ganze blutige Streit, und die Waffen hatten bereits für das Herren-„Evangelium" den Ausschlag gegeben, als sich Luther gleichfalls dafür entschied. Dennoch

waren die Rebellen der Religions-Verwandtschaft mit den neugläubigen Herren sich wohl bewußt, kamen sogar auf den Gedanken einer Coalition mit diesen gegen die Altgläubigen. Das Bauernparlament zu Heilbronn sah in einem solchen Bunde gar nichts Widernatürliches, beschloß vielmehr die Verbindung mit dem Adel und den lutherischen Fürsten einzuleiten, obgleich, nachdem „Herzog Friedrich von Sachsen (die Schwaben hatten ihn auch unter die „Richter“ zwischen ihnen und ihren Herren gesetzt!), der ein Vater aller Evangelischen gewesen, Tods verschieden, ein großer Trost ihres Heils gefallen sei.“

Die gewöhnliche Einrede: der Ausbruch des Aufstandes vom Jahre 1525 sei ja in dem ganz katholischen Territorium des Fürsten von Kempten erfolgt, widerlegt der Verfasser durch den aktenmäßigen Nachweis, daß gerade in jenen Gegenden des Algäu's unter dem Landvolke der verbissenste Haß gegen das alte Kirchenthum, verbreitet durch die Verleumdungen der neugläubigen Prediger, geherrscht habe, was ebenso auch von Tyrol und Salzburg gilt. In gleicher Weise kämpft er die Vorstellung nieder, als wenn der Aufruhr im Thüringischen durch Thomas Münzer und seine Wiedertäufer erregt und geleitet worden sei. Er stellt überhaupt in Abrede, daß, wie man so gerne vorschützt, die Betheiligung der Wiedertäufer an der Empörung vom Jahre 1525 eine einflußreiche oder nur nennenswerthe gewesen sei, indem er die eigenthümliche Stellung, welche die ersten Wiedertäufer in politischer und socialer Hinsicht consequent einnahmen, aus wichtigen Aktenstücken und den eigenen Bekenntnissen ihrer Führer, z. B. des Hans Hut, welcher nach Münzer ihr „fürnehmster Patron“ war, bestimmt. Im Lager der Thüringer Bauern insbesondere regierte nicht Münzer, nicht er erfreute sich der Autorität; wohl aber waren „sonst im Haufen auch viel Prediger, die das Evangeli nach Luthers Auslegung predigten.“

Das Alles geht die heutigen Protestanten wenig an, und die umständliche Aufdeckung des wahren Sachverhaltes kann Niemand verletzen. Es war die erste und allgemeine Predigt des „Evangeliums", welche solche Früchte trug, vor ihrer polizeilichen Maßregelung. Bemerkenswerth ist gewiß, was der treffliche Kanzler Eck, der die Verhältnisse mit staatsmännischem Blick durchschaute, darüber ausspricht: „Ich kann nicht anders sehen und merken, denn daß dieser Handel zu Unterdrückung der Fürsten und des Adels fürgenommen, und hat endlich seinen Ursprung aus der lutherischen Lehr, denn den mehrern Theil so ziehen die Bauern ihr Begehren auf das Gotteswort, Evangeli und brüderliche Lieb. Es sieht ein Jeglicher wohl aus den evangelischen Früchten, was es für ein Baum sei; ich möcht auch leiden, daß der Fugger die brüderliche Lieb mit mir hielt und theilet." Dieß bezieht sich auf die Lehre der städtischen Socialdemokraten und die praktische Ausführung, welche sie ihr durch die von ihnen bearbeiteten Bauern geben wollten; meinten diese, von den confiscirten Kirchen- und Adelsgütern „sollte dem Armen als-viel als dem Reichen treffen", so gingen jene schon den letzten Schritt weiter: „wer mehr hätt, daß derselb mit dem, so weniger gehabt hätt, müssen theilen." Unter diesen Umständen war es freilich ein schlechter Trost, daß die Bauern „Niemand nichts nahmen, auch Niemand nichts thaten, allein die sich nicht wollten reformiren lassen." — Weiter schreibt der Kanzler: „Ich schick E. F. G. zu guter Zeitung den Eingang aller Bauerschaft Begehren (der „zwölf Artikel"), daraus man erfindet, was die lutherische Lehr wirke;" und bald darauf äußert er gegen seinen Herrn auch wegen dessen Unterthanen die Besorgniß: „dieweil die Läuf allenthalben des Luthers halb schwanken, daß nicht dieselben Ursach nehmen, dergleichen Empörungen und Meuterei zu machen. Ich trag große Sorg auf meines G. H. Herzog Ludwig's Gezirk (Niederbayern); denen ist meines Besorgens

auch zu lang mit dem lutherischen Wesen und Freiheit zugesehen worden." U. s. w.

Wenn Cochläus, um die Genesis des Bauernaufruhrs aus den lutherischen Schriften nachzuweisen, in 132 Artikeln einen Auszug aus dem „aufrührerischen unchristlichen Buche M. Luthers wider den geistlichen Stand" lieferte, und darin ausrief: „hätten alle Fürsten und Herren deine Bücher, deine Discipeln und Anhänger aus ihren Landen gejagt, wie die hochlöblichen Fürsten von Bayern gethan haben, so wären ihre Bauern ebensowohl stille gesessen, als die bayrischen" — so berührt diese Anerkennung der Haltung Herzog Wilhelms mittelbar die Verdienste des Kanzlers Eck, weshalb zwar beide bei gewissen Geschichtschreibern maßlos gelästert sind, aber Deutschland im Jahre 1525 gerettet wurde. Eck, der Vielverleumdete, blieb die Hoffnung des Landes und die Stütze seines Fürsten, so lange dieser lebte, wie denn auch der Kanzler seinem Herrn nach neun Tagen im Tode nachfolgte. Es mag zum Beweise der Regentenfähigkeit des Fürsten dienen, daß er nicht nur den tüchtigsten deutschen Staatsmann seiner Zeit herauszufinden, sondern auch zeitlebens dankbar zu erhalten wußte. Bayern war es, wo damals nicht nur das Volk zu seinem Fürsten, sondern auch noch der Fürst zu Land und Leuten stund, und in den obersten Leitern der Regierung eine verlässige Gesinnung und constante Regierungstraditionen bestanden. Hatten am pfälzischen Hofe falsche Rathgeber und perfide Persönlichkeiten, wie jener Fuchssteiner, sich hinter die Fürsten gesteckt, hinter ihrem Rücken regiert, sie verhaßt gemacht und verrathen, so war der alten bayrischen Linie ein festerer Halt geboten. War es die Pfalz, welcher durch ihre Fürsten wiederholt das religiöse Bekenntniß und damit die Revolution oktroirt wurde, so blieb Bayern dagegen eine Wehr und Waffe für den alten Glauben und das alte Recht.

Keinem Fürsten Deutschlands lag der politische Vortheil

der Arrondirung durch Einziehung von Bisthümern, Stiften und Klöstern und der scheinbar daraus fließenden Machtverstärkung näher, als denen von Bayern, indem ihr ganzes Gebiet bis vor die Thore Münchens durch immediate geistlichen Territorien — „mehr dann in keinem Land“ — zerstückelt erschien. Doch ließen Bayerns Herzoge durch keinerlei Versuchungen zu schnödem Unrecht gegen den schwächern Theil sich verleiten. Wie nahe ihnen solche Versuchungen im Jahre 1525 gelegt waren, in welch' verzweifelte Stellung die geistlichen Fürsten und Herren damals überhaupt sich gedrängt sahen, zeigen die ausführlichen Nachweise über die gänzliche Hülflosigkeit des Erzherzogs Ferdinand an der Spitze des österreichischen Hauses, über die geheime Geschichte des Tyrolischen Landtags, mit dem er wie ein Gefangener zu Innsbruck sitzend verhandeln mußte, über den unrühmlichen diplomatischen Verkehr Oesterreichs und Bayerns mit den Salzburger Rebellen, über die Genesis des zweiten Salzburgischen Aufruhrs, endlich über die Fürsten-Congresse in jenem verhängnißvollen Jahre. Es ist wahr: auch Herzog Wilhelm fieng in der Noth und der allgemeinen Verwirrung endlich zu wanken an; aber keinen Augenblick wankte sein Kanzler, und dessen rührende Appellation an das alte Recht behielt die Oberhand. Schon ging im Bisthum Eichstädt unter den Bauern das „gemeine Geschrei, wo ein Fürst aus Bayern käme, und deß begehrte, würde ihm bald dasselbige zu erobern von ihnen verholfen“, schon schien das Erzstift Salzburg als weltliches Fürstenthum an Bayern oder Oesterreich fallen zu müssen; aber obwohl eine günstigere Gelegenheit nicht leicht wieder kommen konnte, Untreue gegen die Kirche sich so glänzend lohnen zu lassen, obwohl die bayrische Geistlichkeit selbst eine der reichsten in Deutschland war, siegte dennoch das Rechtsgefühl Man pflegt aber bis zur Stunde darzustellen: die bayrischen Herzoge seien aus — Eigennutz katholisch geblieben.

Allerdings hatten im Anfange auch sie, mit den besten und gelehrtesten Männern Deutschlands fast ohne Ausnahme, von dem Auftreten Luthers Heilsames für eine Reformation innerhalb der Kirche gehofft, nie aber eine Trennung von der Kirche gewollt. Als sie im Frühjahre 1522 gegen Luthers Neuerung auftraten, folgte ihnen eine bedeutende Zahl der trefflichsten Humanisten u. s. w. aus denselben Gründen nach; bis dahin aber waren die Schriften Luthers ohne Anstand und unter den Augen der Herzoge in München und Ingolstadt fleißig nachgedruckt und im ganzen Lande begierig gelesen worden. Insbesondere hatte H. Ludwig dem Landhofmeister von Schwarzenberg den speciellen Auftrag eingeschärft, mit Luther auf dem Tage zu Worms sich persönlich zu benehmen und fleißig Bericht über ihn einzuschicken. Der gelehrte Kanzler, Reuchlin's Freund und Bewunderer des Erasmus, wurde zuerst bedenklich, schon über die politische Ausbeutung der neuen Lehre. Von schlimmen Ahnungen erfüllt, schrieb er bereits den 13. Jan. 1520 an H. Wilhelm: „Das ich E. F. G. darum schreib, daß E. F. G. in Ihrem Land und allenthalben gute Fürsehung thue, auch in guter Wahrung sei; denn ich wahrlich nach Schickung aller Läuf besorg, je länger je mehr, daß die Astrologi, welche auf das 24. Jahr eine solche Aenderung anzeigen, dergleichen nie gehört, wahrsagen möchten. Es ist nicht möglich, daß das Feuer, so allenthalben jetzt angezündet, ohne Schaden zergehe." Ein paar Jahre später sah er schon, daß dieser Zustände „nicht eine kleine Ursach sei die lutherische Lehr, daraus nicht allein der Abfall christlichen Glaubens, sondern von den Unterthanen Verachtung und Vertilgung ihrer Obrigkeit erfolgen würde." Der weitere Gang und das endliche Scheitern der Empörung aber berechtigt, nach den eigenen unzweideutigen Geständnissen der Rebellen, den Verfasser zu bemerken: das Schicksal der großen Bewegung des Jahres 1525 habe sich am Münchener Hofe bereits im Jahre 1522 entschieden.

Bayern stand seit jener Zeit zwischen zwei Feuern, mußte einerseits den ländergierigen Machinationen der österreichischen Hauspolitik, welcher das im Jahre 1505 vom bayrischen Gebiet genommene „kaiserliche Interesse" nimmer vergessen wurde, andererseits der neugläubigen Propaganda zu begegnen suchen. Diese hatte das Land im Jahre 1525 eingeklemmt zwischen den gewaltigen Bauernheeren der Algäuer, der Schwaben, der Oberfranken und zwischen den Aufständischen in Oesterreich, Salzburg und Tyrol. Die geheimen Correspondenzen über die Separatfriedens-Verhandlungen Oesterreichs und Bayerns zu Füßen und über den von Ferdinand vermittelten und beharrlich für die Aufständigen betriebenen „Kaufbeurer-Austrag" zeugen für Bayerns Wichtigkeit, wie für die Bedrängniß der fürstlichen Nachbarn. Bayern gedachten die umlagernden Rebellen zu bezwingen um jeden Preis; dann werde, erklärten sie, „ihre Bruderschaft durch die ganze Welt gehen", und „wollten sie König und Kaiser zu stark seyn"; und nicht minder sahen ihre Gegner ein: wenn auch Bayern noch zum Falle käme, „wär es gethan, und Niemand in diesen Landen der Bauern Meister" (S. 401). Jene Schaaren waren aber viel waffentüchtiger, als man anzunehmen pflegt, und zählten eine Menge der versuchtesten Kriegsknechte in ihren Reihen, so daß ein alter Söldner-Hauptmann z. B. über die 10,000 Algäuer bei Weingarten berichtete: sie seien „wohlgerüstet, als ich noch in keinem Krieg beieinander gesehen hab." Die Fürsten und Herren dagegen brachten nur sehr schwer tüchtiges Fußvolk auf, weil die Knechte gegen die Bauern nicht dienen wollten, wie denn unter Andern die Bauern im Ries ein Fähnlein führten, auf dem ein Landsknecht und ein Bauer sich die Hände boten. Aber auch das endlich aufgebrachte Fußvolk war so unzuverläßig, daß dem Erzherzoge z. B. von 1000 durch Tyrol an den Lech marschirenden Knechten „auf eines einzigen Bauers Bewegung" alsbald „ihrer bis in die 800 ungefährlich" zu den Rebellen desertirten (S. 245).

Unter diesen Umständen mußte Bayern seine ganze Gränze ringsum besetzen, ein starkes Contingent zum Bundesheere stellen und ungeheure Zahlungen an die Bundeskasse machen. Woher die Mittel nehmen? bei der Erschöpfung des Landes in Folge des unseligen Landshuter Erbfolge-Krieges. Der Kanzler antwortete: von der Geistlichkeit! Und da war es rührend zu sehen, sagt der Verfasser, mit welcher Bereitwilligkeit die bayrischen Klöster, diese Sparkassen des Landes, deren es über achtzig, größtentheils von den Wittelsbachern selbst gestiftet, zählte, ihre Opfer brachten „zur Abwendung der deutschen Türken“ und „damit Sein fürstlich Gnaden bei christlichem Regiment, Land und Leuten als ein christlicher Fürst bleibe“ (S. 362). Nicht Eine, sondern vier Umlagen wurden nacheinander gemacht; alles baare Geld, und was nur immer durch Borgen, Versetzen, Verkaufen, oft kaum um ein Drittel des Werthes, bei den bedrohlichen Läuften aus Grund und Boden aufzubringen war, alle Kleinodien, goldenen und silbernen Kirchengefäße für den äußersten Nothfall, wurden eingeliefert, Naturalleistungen bis zur gänzlichen Erschöpfung gegeben. Es war ein Schauspiel, wie es in der Geschichte selten sich begeben, und nur dann und dort möglich ist, wo noch eine einmüthige, religiös-politische Gesinnung herrscht, und das Herz des Fürsten zu seinem Volke, das des Volkes zu seinem Fürsten steht, was bei dem jetzigen Verhältniß von wenigen Staaten mehr Geltung hat.

Denn obgleich auch in Bayern, zumal an den Gränzen und in den Städten, die Zustände nicht überall die besten waren, die revolutionäre Propaganda von Außen, besonders von Tyrol her, nicht ganz ohne Erfolge blieb, und im Innern das Uebermaß der Wildhegung mit Geschick zu Hetzereien benützt wurde, so blieb doch im Ganzen das Volk sich getreu, das „an seinen Herren und Landesfürsten viel hundert Jahr bisher nie übel oder untreulich gehandelt“ hatte. Als die hellen Haufen der Algäuer über 20,000 Mann stark

den Lech überschritten und in Bayern einfielen, um das bayrische Hochland selber aufzuwiegeln oder zu bezwingen, und die lange vorbereitete und Ausschlag gebende Verbindung mit den Aufrührern in Tyrol, Salzburg und Oesterreich herzustellen, da versammelten sich die Oberländer freiwillig auf dem Peißenberg und andern Höhen mit Wehr und Waffen, um ihre Landsfürsten mit Gut und Blut gegen die „Schwabbauern" zu vertheidigen. Und als die Herzoge, neben einem vollen Viertel aus den Städten und Märkten, von den Bauern je den vierten Mann in's Aufgebot riefen, unter Beifügung des „gar gnädigen Begehrs": „Sind auch der tröstlichen Hoffnung und Zuversicht, ihr werdet uns und euch hierin keineswegs verlassen, sondern ehe mit euern Leibern und Gütern, so viel Stangen und Stecken tragen möchten, zu Hilfe kommen" — da geschah es weniger, um ihre Kriegsmacht zu vermehren, als um die Bauern zu beruhigen, die „sich öffentlich ließen merken, man wolle ihnen vielleicht nicht trauen, und sie wollten doch gern ihr Leib und Leben zu ihren Landsfürsten setzen."

Endlich war die Empörung in ganz Deutschland unter Strömen Bluts niedergeschlagen. Zu spät sahen die verführten Bauern ein, welche Füchse sich hinter sie gesteckt, und wie sie mit der neuen Freiheitslehre betrogen worden waren. Daher denn der Jammer und Fluch, welcher im Munde der ältern Leute noch bis zu Luthers Tod, nach der Versicherung neugläubiger Prediger selbst, fortan blieb, indem es hieß: „daß euch botz dieses und jenes, ihr all Lutherischen! schände sammt eurer neuen Lehr, damit ihr uns einfältige Leute betrogen und solchen Jammer und Krieg über uns geführt habt!" Ob die Stellung, welche Luther dabei eingenommen hatte, mehr Mitgefühl als Verachtung verdient, wie W. Menzel gegen den Verfasser bemerkt, möge dahin gestellt bleiben. Gewiß wollte Luther nie eine demokratische Revolution; der Verfasser hebt hervor, daß sein Wüthen gegen die Rechtha-

der ziemlich deutlich immer nur den geistlichen Fürsten und Herren Deutschlands und ihrem altgläubigen Anhang gegolten habe, wenn er auch manchmal, z. B. in seiner 1523 erschienenen Schrift: „von weltlicher Obrigkeit, wie weit man ihr Gehorsam schuldig sei?" völlig aus der Rolle fiel und dem ganzen deutschen Fürstenthum den Untergang prophezeite. Wenn er eine Zeit lang die Hoffnung hegte, daß der Aufruhr vom Jahre 1525 zum alleinigen Verderben der geistlichen Reichsstände und zur Demüthigung ihrer fürstlichen Glaubensgenossen gelenkt werden könne, so stand er mit dieser Hoffnung jedenfalls nicht allein, und aus dieser Parteistellung erklärt der Verfasser den schreienden Widerspruch zwischen seinen beiden in Sachen der rebellischen Bauern kurz nacheinander erschienenen Schriften: der „Ermahnung zum Frieden", welche seine „lieben Herren und Brüder", die Rebellen, begütigt und den Fürsten mit der göttlichen Zornruthe droht, und der unmenschlichen Blutpredigt „wider die mordischen und räubischen Rotten der Bauern", die, den Unmuth über fehlgeschlagene Pläne ergießend, das Echo seiner frühern Stimme überschreien sollte. Zwischen die beiden Schriften hinein war das Scheitern der Pläne des Heilbronner-Bauernrathes und die Niederlage der verblendeten Schaaren vor Würzburg gefallen.

Jene mit Blut geschriebene Epistel des leidenschaftlichen Mannes wurde da und dort, wie der Verfasser sagt, zur Abkühlung der von den neuevangelischen Ideen noch immer erhitzten Bauern verwendet, und ihnen von offener Kanzel vorgelesen. Aber der Zauber, den Luthers Name, unter dem Jeder sich seinen Mann vorgestellt, bis dahin auf die Massen geübt hatte, war unwiederbringlich dahin, und hätte dieser nicht am Hofe Zuflucht gefunden, hätten nicht die Fürsten und Herren jetzt das Reformationswerk zur Hand genommen, das Werk der Wittenberger wäre ohne Sang und Klang zu Grabe gegangen. Treffend ist die Antwort, welche der red-

liche Herr Verfasser auf die pathetische Frage Ranke's gibt: was es bei dem unermeßlichen Ansehen, welches Luther genoß, für Folgen gehabt haben müßte, wenn er sich zu den Bauern geschlagen hätte? „Nur die allerwohlthätigsten", erwiedert Herr Jörg; denn alle, bei welchen Luther jenes unermeßliche Ansehen genoß, standen bereits unter den Fahnen des Aufruhrs; wäre aber auch er zu ihnen getreten, so hätte „die ganze neugläubige Herrenpartei sein Werk sofort fallen lassen müssen und sich ihm feindlich entgegengestellt."

Folgsam der Aufforderung Luthers verfuhren die Sieger mit blutiger Strenge gegen die Besiegten, obwohl zum großen Theile nur arme Verführte für die Strafgewalt zu erreichen waren. Nur der Salzburgische Aufstand endigte mit einer allgemeinen Amnestie; dafür stellten, als die Stauden grün wurden, die einheimischen und fremden Hetzer, mit Hülfe ihres „Pöbelvolks" den alten Terrorismus verdoppelnd, den Aufruhr mit verstärkter Macht in das Feld. Nachdem über 100,000 Bauern bereits auf den Schlachtfeldern erschlagen waren, belief sich allein im Gebiet des schwäbischen Bundes nach einer in Augsburg gemachten Zusammenstellung die Zahl der Hingerichteten auf 10,000; der Bundesprofoß hatte mit eigener Hand 1200 vom Leben zum Tode befördert, und erhielt jetzt noch eine Liste von solchen, die man übersehen habe und nachholen müsse. Die Schaaren der Wittwen und Waisen verzweifelten, nach der Meldung der Zeitgenossen, in einem Elende und Jammer, daß sich ein Stein darüber hätte erbarmen mögen; und noch dazu sollten die Ueberlebenden im verwüsteten Lande schwere Brandschatzungen und Entschädigungsgelder bezahlen. Die Stimmung unter den Massen war entsetzlich, und um so mehr des Trosts für die Rädelsführer, die sich meistens noch zeitig genug in die Schweiz salvirt hatten, unter ihnen eine bedeutende Zahl abgefallener Priester (S. 194). Von diesem Asyle aus spannen sie, voll tödtlicher Rachsucht, die Fäden der Conspiration von Neuem

über die benachbarten Länder, so daß noch bis in's Jahr 1527 vereinzelte Aufstände im Blute erstickt werden mußten, bis endlich die Rache der Flüchtigen auf die entsetzliche Thätigkeit wohlorganisirter Mordbrenner-Banden sich beschränkte.

Der Verfasser ist im Stande, den Schleichwegen und zum Theile wirklich in's Werk gesetzten Plänen des berüchtigten Tyrolers Michel Geißmayr nachzugehen, der ohne Zweifel einer der obersten und am tiefsten eingeweihten Leiter der ganzen Bewegung war. Der Brennpunkt der neuen Revolution sollten wieder die Hochlande von Tyrol, Salzburg und dem Algäu werden, wie denn der Anfall auf Tyrol von Graubündten aus versucht, die abermalige Revoltirung des Erzstifts durchgesetzt wurde; von Venedig und Frankreich war dießmal Unterstützung zugesagt, und unter den alten Bundesgenossen, auf deren neue Hülfe man rechnete, figuriren wieder die Reichsstädte und H. Ulrich von Würtemberg.

Das Alles ist durchaus neues historisches Material, dessen Fund wir dem Fleiße des Hrn. Verfassers verdanken. Wie jedoch, wenn die Dinge sich so verhalten, steht es mit den vielen Martyrern der „reinen Lehr Lutheri", die gerade aus jenen trübseligen Tagen in die bekannten Kalendarien gebracht worden sind? Die Antwort ergibt sich dem Verfasser aus der Geschichte der ersten Wiedertäufer, womit er sein denkwürdiges Buch schließt. Obwohl „die Gräuel des Reformations-Zeitalters und insbesondere die Schrecken der blutigen Revolutions-Periode, deren Mittelpunkt das Jahr 1525 bildete", direkt aus dem von Luther verkündeten, an sich klaren Princip der „christlichen Freiheit" stammten, daß Jeder seinen Glauben (und warum nicht ebenso sein Recht?) sich selber aus der Bibel herauslesen und machen könne, so schob man doch nach der Katastrophe die Schuld auf das Mißverständniß dieser neuen Lehre, und glaubte, die „christliche Freiheit" in einer Weise polizeilich maßregeln zu müssen, deren Inconsequenz schreiend war. Die Neugläubigen, welche den Muth hatten, sich dem zu wider-

setzen, und consequent bei Luthers ursprünglicher „christlichen Freiheit“ zu verharren, hießen Wiedertäufer. Ihre religiöse Anschauung entwickelte sich durch mannigfache Abstufungen zu Erscheinungen, in denen man die dämonische Seite an dem Werke der großen Kirchenspaltung erkennen könnte, und bis zu einer, nach Aussage amtlicher Protokolle sehr weit verbreiteten, Richtung auf eine demokratisch-sociale Republik mit eigenthümlich theokratischer Färbung, welche auch die Weibergemeinschaft nicht ausschloß — Alles dieß lange vor der Krisis in Münster. Die Gesellschaft selber schien in Gefahr, und man hielt Proceduren, wie das Mittelalter sie gegen die Albingenser vorgenommen, nicht nur für erlaubt, sondern sogar für gesetzlich geboten, Luther und die neugläubigen Obrigkeiten nicht weniger, als ihre religiösen Gegner. Die von dem Verfasser beigebrachten Daten machen glaublich, daß in Deutschland während der nächsten drei bis vier Jahre unmittelbar nach dem Bauernkriege einige tausend Wiedertäufer hingerichtet wurden. Auch Bayern stellte ein kleines Contingent zu der Zahl dieser „Teufelsmartyrer“, wie die reformatorische Bezeichnung lautete; weil aber diese Opfer vor katholischen Tribunalen fielen, machte daraus der confessionelle Haß schon der Zeitgenossen, und sofort bis auf diese Stunde, zum Theile (wie bei Schellhorn) mit vollem Bewußtseyn der perfiden Lüge — „evangelische Blutzeugen“ und gemarterte „Liebhaber der reinen Lehr Lutheri“, deren in Bayern freilich sonst nicht aufzuweisen waren. Man mag daraus abnehmen, wie es überhaupt um diese „Martyrologien“ steht, und aus diesen und ähnlichen Erfahrungen lernen, wie nöthig es sei, daß die Kirchlichgesinnten ihre neuere Geschichte aus den Quellen selbst schöpfen.

Die moderne Geschichtschreibung hat sich aus der neueren Geschichte eine phantastische Luftstadt, ein aristophanisches Wolkenguguksheim, zurechtgemacht, die sie sich mit unverdrossenem Fleiß aus Dunst und Farbenschimmer, nach Willkür, in den luftigen Höhen auferbaute; seit dieß Scheingebild der Lüge von Tag zu Tag zerrinnt, kömmt es gerade darauf an, die Zugänge zu dem wirklichen alten Bau, die sie sorgfältig versperrt und mit ihrem Anathem belegt, wieder zu öffnen und ihn, gleich einem verschütteten Pompeji, auf dem Wege ganz neuer, urkundlicher Forschungen und Nachgrabungen, dem hellen Mittagssonnenschein und den Augen aller Welt wieder bloß zu stellen. Hiezu ist das vorliegende Werk für seine Periode ein dankenswerther Beitrag.

Man könnte ihm vielleicht den Vorwurf machen: der

Verfasser habe gar zu Vieles und vielleicht manches Minutiöse aus seinem reichen urkundlichen Material in seine Geschichtserzählung aufgenommen. Allein, wenn man bedenkt, daß er aus im Aktenstaub wahrhaft vergrabenen Quellen geschöpft, die kaum alle Jahrhundert das Auge eines unerschrockenen Forschers durchmustert: so wird man ihm für seine Treue und seinen eisernen, uneigennützigen Fleiß eher dankbar seyn: die Masse der Urkunden, die er ihrem Kerne nach auf diese Weise zuerst der Welt zugänglich und nutzbar gemacht, mag zum mindesten vierzig große Folianten betragen. Er hat dadurch sein Werk zu einem wahrhaften Quellenwerk, nicht nur für Bayern, sondern auch für die angränzenden Gebiete, namentlich: Tyrol, Salzburg, Württemberg, die Rheinlande, und insbesondere für die Geschichte der großen süddeutschen Conföderation des Schwäbischen Bundes selbst, gemacht, aus dem nun der Geschichtschreiber ohne Mühe und mit Vertrauen schöpfen kann.

Diese, keine anscheinend unbedeutende Einzelheit verschmähende Weise des Verfassers hat aber auch noch einen andern Vortheil: sie macht nämlich sein Buch nicht nur für den denkenden Forscher, sondern auch für den praktischen Staats- und Geschäftsmann, äußerst lehrreich. Das Bild der alten Zeit geht hier nicht in allgemeinen Umrissen an seinem Blicke vorüber; er sieht es nicht, wie man etwa von dem Gipfel eines Berges auf eine große, summende Stadt herniederblickt; er befindet sich vielmehr mitten in ihrem Leben und Getümmel; er ist Zeuge aller Lebensverhältnisse bis in's Einzelnste; er hört die Parteien selbst reden, mit einander hadern oder untereinander conspiriren; er erfährt nach bestimmten Ziffern das Verhältniß ihrer gegenseitigen Macht und Contingente; der ganze Geschäftsgang und die Verfassungen sind vor seinen Augen in lebendiger Thätigkeit, und das Alles nicht nach der Darstellung des Verfassers, sondern nach den urkundlichen, oft den geheimsten Schriften der Handelnden, der Häupter und Partisane, also nach ihren ipsissimis verbis, ganz als ob sich der große Kampf heute abspiele. Daher uns bedünken will: als habe die bayerische Geschichte nicht leicht ein anderes Buch aufzuweisen, worin unsere Diplomaten und Gesetzgeber so vielen Stoff zum Nachdenken, zur Erfahrung und zur Warnung finden können, als diese Geschichte der Revolution von 1522 bis 1526.

LII.

Sieben Tage unter den Räubern von Terracina.

Nach den handschriftlichen Aufzeichnungen des kaiserlichen Feldmarschall-Lieutenants Grafen von Coudenhove.

Franz Graf Coudenhove, geboren zu Mainz im Jahre 1780, trat 1799 in kaiserliche Dienste. Auf dem Schlachtfelde von Aspern avancirte er zum Major bei Erzherzog Karl-Uhlanen. Späterhin Oberstlieutenant bei Kaiser-Chevauxlegers, marschirte er 1821 nach Neapel, von wo aus er seine Gemahlin in Verona besuchte. Auf der Rückreise in Begleitung eines Kuriers wurde er von den Räubern gefangen. Im Jahre 1824 berief ihn Kaiser Franz zum Erzherzog Franz Karl, bei welchem er siebenzehn Jahre blieb. Er wurde hierauf 1840 Oberhofmeister bei Erzherzog Ludwig und starb am 4. December 1851, kurz nach seiner Rückkehr von einer Reise nach Botzen, vom Schlagflusse getroffen. Die nachstehenden Aufzeichnungen sind aus seiner Feder und nur durch eine befreundete Hand für den Druck bearbeitet, für den sie ursprünglich nicht bestimmt waren.

Am 14. Jänner 1822 fuhr ich Morgens halb fünf Uhr mit einem österreichischen Militärkurier auf der Poststraße von

Terracina nach Neapel. Es war dunkel und das Meer, neben welchem die Straße hergeht, stürmte und brauste. Kaum hatte ich Terracina eine halbe Stunde hinter mir, als der Ruf: Ladri! Ladri! (Räuber! Räuber!) mich aus meinem Schlummer weckte. Eine Bande, deren Zahl sich, wie ich später erkannte, auf fünfzehn Mann belief, hatte unsern Wagen angehalten. Das Gefährliche unserer Lage sprang in die Augen; ich schrie auf den Postillon: er solle zufahren oder er sei des Todes. Statt dessen sprang er, nach italienischem Herkommen, vom Pferde und der Wagen blieb stehen. Mehrere Räuber stießen in demselben Augenblicke mit den Flintenläufen in das Innere desselben; ich erhielt einen Stoß auf die Nase, einen andern zwischen die Zähne in den Mund, der mich ziemlich stark beschädigte; einen Dolchstich fing mein Mantel auf, und in demselben Augenblicke, denn Alles war das Werk eines Momentes, fühlte ich mich aus dem Wagen gerissen. Glücklicher als ich, hatte der Kurier Zeit genug gehabt, seinen kurzen Säbel zu ziehen und sich zur Wehre zu setzen, wobei ein Räuber an einem Finger verwundet wurde. Aber bald unterlag auch er der Uebermacht; wir wurden, mit Ausnahme des Kurier-Felleisens, welches sie verschonten, rein ausgeplündert und, nachdem wir eingesehen, daß jeder Widerstand Thorheit gewesen wäre, von den Räubern auf den naheliegenden Berg Cevaro geführt.

Die Bande, mit der wir hier in Berührung kamen, hauste, wie ich später erfuhr, in dem Val Marino unweit Terracina. Seit zwei Stunden hatte sie an jenem Morgen an der Straße gelauert, ohne besonderen Plan, aber mit der Absicht, Alles zu nehmen, was kommen werde. Nun ist es aber die Sitte der römischen und neapolitanischen Räuber, sich nicht mit dem gemachten Raube zu begnügen, sondern alle Personen von Auszeichnung, die in ihre Hände fallen, als Gefangene, unter den ärgsten Todesdrohungen, bei sich zu behalten, und erst gegen ein möglichst hohes Lösegeld frei

zu geben. Die Losgekauften werden ohne Mißhandlung entlassen, diejenigen aber, für welche kein Lösegeld erpreßt werden kann, kommen selten mit dem Leben davon. Je einträglicher dieses Gewerbe ist, desto mehr ist es zu einem regelmäßigen Systeme ausgebildet worden. Die Räuber liegen verborgen am Wege; man sieht sie nicht, ehe sie angreifen, frühere Vorkehrungen, Flucht u. s. w. sind daher nicht wohl möglich; der plötzliche Anfall erfolgt mit großem Geschrei, und geht zuerst gegen die Pferde und den Postillon. So war es auch bei uns. Der Postillon war oder soll an einem Arme verwundet worden, und dadurch genöthigt gewesen seyn, herabzuspringen. Jedenfalls genügt es, daß durch sein Anhalten der Wagen und sein Inhalt gefangen war. Sieben Räuber hatten geschossen, acht die Ladung im Rohre behalten, doch hatte kein einziger der sieben Schüße den Wagen getroffen. Ich wage nicht zu entscheiden, ob mit oder ohne Absicht der Räuber.

Der erste Berg, den ich mit den Räubern bestieg, war der Monte robonte, wo sich eine Scene zutrug, die ich, trotz unserer nichts weniger als heiteren Lage, überaus komisch fand. An einem steilen Felsen reichte mir einer der Räuber, der vor mir ging, von oben herab die Hand, um mir hinaufzuhelfen. In demselben Augenblicke, wo ich ihm für seine Hülfe mille grazie (tausend Dank) sage, sticht mir ein anderer mit dem Dolch in den Rücken. Dieser letztere bezog aber das Grazie auf sich, und nahm es als beleidigenden Hohn sehr übel auf: Come Grazie? che volete dire per questo grazie? Ich hatte Mühe, ihm das Mißverständniß klar zu machen.

Der Tag war angebrochen, als die Bande nach zweistündigem, sehr beschwerlichen Marsche auf der Höhe des Berges sich lagerte. Ich hatte Muße, über das Mißliche meiner Lage nachzudenken, während die Räuber die gemachte Beute vertheilten. Dabei schien es nicht ganz ehrlich zuzu-

gehen, ich sah, daß einige und besonders die jüngeren unzufriedene Gesichter machten. Ich wurde hierauf am ganzen Leibe durchsucht, doch nahmen sie mir außer dem Inhalte meiner Taschen nur Mütze und Halstuch; den kleinen Mantelsack mit Papieren gaben sie mir wieder. Endlich trat einer der älteren Räuber vor mich hin und sagte: „Sie müssen wissen, daß wir Mörder und Räuber sind (siamo assassini, siamo ladri); für Ihr Leben müssen wir Geld haben; schreiben Sie also an die Commune von Terracina, daß sie binnen 24 Stunden 20,000 Scudi für Ihre Rettung uns zu überschicken habe." Auf meine Einwendung, daß kein Grund zu erdenken sei, warum die päpstliche Stadt Terracina für einen österreichischen Offizier nur einen Bajocco bezahlen sollte, erwiederte er: „Das verstehen wir besser! Die Stadt weiß so gut, wie wir, daß sie von den Oesterreichern abgebrannt würde, wenn sie durch eine abschlägige Antwort Ihren Tod verschuldete. Schreiben Sie nur, aber una lettera terribile, und fügen Sie bei, daß es um Sie geschehen wäre, wenn Sbiri uns beunruhigten." Später erfuhr ich, daß wirklich vordem in Rom und Neapel Regierungs-Verfügungen bestanden, laut deren jeder Ort, auf dessen Territorium ein Raub vorfiel, den Beraubten entschädigen mußte.

Ich erhielt einen meiner Bleistifte zurück und schrieb einen deutschen Brief an den österreichischen Etappen-Commandanten zur Mittheilung an die Gemeinde Terracina. Ein Schäfer ging mit dem Briefe ab. Ich aber hatte nun ein genaues Verhör zu bestehen, denn während des Bergaufsteigens, wobei immer drei Räuber mich festgehalten hatten, ward ich nur von einzelnen ausgefragt. Wer ich sei? Ich sagte: ein Commandante. Diese Antwort war aber meinen Examinatoren zu allgemein gehalten; sie glaubten an mir um so gewisser einen großen Fang gemacht zu haben, als der geängstigte Postillon bei dem Anfalle mir zugerufen hatte: Excellenza bisogna rendersi, sono troppo di questi Si-

gnori (Euer Excellenz müssen sich ergeben, denn es sind der Herren zu viele!). Da ich italienische Briefschaften mit meiner Adresse bei mir trug, hielt ich für rathsam, den Leuten, die vielleicht lesen konnten, die Wahrheit zu sagen. Nun fand Speisevertheilung statt, und ich aß von dem mir gegebenen Brod und kalten Rindfleisch, so viel Unlust und Schmerz an Mund und Zähnen erlaubten; es zeigte sich auch bald, daß ich meiner Kräfte wohl bedurfte. Beim Essen fragten die Räuber mich weiter aus, über Namen und Heimath, Familie und Gemahlin, über deren Wohnort und meine Besoldung. Ich antwortete sehr vorsichtig auf diese Fragen, denen man leicht ansah, wo sie hinaus wollten; doch regte sich kein Verdacht gegen meine Angaben.

Gegen eilf Uhr Mittags brach man wieder auf. Ich fing an, mit Vorstellungen um meine Freilassung anzusuchen, merkte aber bald, daß das bei meinen Begleitern nicht am rechten Orte sei. Solche Leute vermeiden alles, was sie rühren und ihr Inneres bewegen könnte; gute Worte machen sie daher ärgerlich und dringendes Zureden bringt sie in Wuth. Nach einer Stunde Bergabsteigens durch Dick und Dünn wieder Rast und Brodvertheilung. Sechs Räuber waren eines andern Weges gegangen; die übrigen neun zeigten sich etwas vertraulicher gegen mich, und ich beschloß, ihnen, so viel möglich, mit Vertrauen und erzwungener Heiterkeit entgegenzukommen, ihre Achtung anzustreben, und ihre Eigenliebe, die auch der Räuber nicht verläugnen kann, für mich einzunehmen. Ich that wohl daran, wie der Ausgang zeigte. Auf meine Frage: welcher denn eigentlich der Anführer unter ihnen sei? versicherten sie: sie hätten keinen, bei ihnen werde Alles gemeinschaftlich berathen und ausgeführt. „Aber wie gefallen wir Ihnen, und wie finden Sie unser Leben?“ fragte Einer. Ich erwiederte: wir Soldaten seien ein solches Leben gewohnt und im Felde bei Kriegszeiten auch in keiner andern Verfassung. „Ihr selbst aber sehet

mir aus wie muthige Leute, und ich sehe Euch an wie tapfere Krieger; deßhalb bin ich auch, wie Ihr sehet, guter Dinge." „E vero, è vero, siamo coraggiosi!" riefen sie aus. „Muthvolle Männer", fuhr ich fort, „sind tapfer im Gefecht und hören auf zu schaden, wenn es die Noth nicht mehr erfordert; nur feige Menschen sind grausam, die tapfern Soldaten aber nach dem Gefecht immer die besten Freunde." Damit hatte ich den rechten Ton angeschlagen. Nach einer kleinen Pause reichte einer der Wortführer, Antonio, mir die Hand mit den Worten: „Der Krieg ist zu Ende und nun sind wir Freunde" (la Bataglia è finita, saremo amici adesso). „Lo spero" erwiederte ich, während er fortfuhr: „Aber Geld, Geld müssen wir dennoch für Sie bekommen, sonst ist es doch um Sie geschehen". Allein es schien, als wenn er diese Drohung widerwillig und nur seiner Kameraden wegen beifüge, und als ich scherzend antwortete: ein Obrist sei viel Blei, aber wenig Silber werth, lächelte die ganze schöne Gesellschaft. Bald wurde ich dem Kurier als Muster heiterer Stimmung vorgestellt.

Ich erhielt jetzt einen Bauernhut, weil ich nichts auf dem Kopfe hatte, und mein Halstuch zurück. Neuer Marsch eine Meile weit bergab und abermals Halt. Eine der ausgeschickten Patrouillen meldet Sbiri im Thale gegen die Landstraße hin; erst nach anderthalb Stunden schleichen wir vollends in das Thal hinab, und sofort bei einbrechender Dämmerung, wie es scheint, unter den Augen der Sbiri, die wenigstens wir recht wohl sahen, an dem Berge della Guardia wieder hinauf. Auf der Mitte des Berges, wo sich auch jene sechs Detaschirten einfanden, sollte übernachtet werden, und zwar ohne Feuer. In die Mäntel gewickelt warf man sich zur Erde; weil ich, um leichter zu marschiren, meinen schweren Mantel weggeworfen hatte, bekam ich auch einen Räubermantel, der wahrscheinlich, wie mein nunmehriger Hut, von einem erst kürzlich verunglückten

Mitglied der Bande herrührte. Die Aufregung über die Neuheit meiner Lage verscheuchte mir aber den Schlaf, dessen ich doch durch fünf Nächte fast ganz entbehrt hatte; dagegen schlief und schnarchte der Kurier neben mir dergestalt, daß die Räuber ihn wiederholt aufweckten, aus Furcht, er möchte ihnen die Sbirri herbeischnarchen. Mich rief in der stockfinstern Nacht alle zwei Stunden die Ablösung der Wache an meiner Seite an, ob ich noch da sei? bis wir mit dem grauenden Morgen des 15ten Jänner aufbrachen, um den Berg vollends zu ersteigen, durch dicht verwachsenes Gestrüppe und unter strömendem Regen. Die Höhe, welche einen Ueberblick des Thales und der Landstraße gewährte, und auf der die Antwort auf mein Schreiben aus Terracina abgewartet werden sollte, war gegen neun Uhr erreicht. Bei der Austheilung von dem schon sehr geschwundenen Brodvorrath bekam ich wieder meine Portion. Die drei angesehensten Mitglieder der Bande, Antonio, Michele und Vittorio, verrichteten jedesmal die Vertheilung der Menage, ihren Antheil nahmen sie gewöhnlich zuletzt. Die beiden Ersten zeigten sich mir schon Anfangs ziemlich günstig; Vittorio aber grinzte mich unaufhörlich mit den Worten an: „Geld oder Sie sind todt!“ Ich schwieg dazu und befand mich gut dabei.

Gegen Mittag ging die beunruhigende Nachricht ein, daß sich auf dem Berge gegen Monticelli Sbirri zeigten, weshalb mir vorgehalten wurde, ich habe in meinem Schreiben gewiß nicht dringend genug das Streifen der Sbirri auf dem Berge verbeten. Alle Räuber, fünf ausgenommen, stellten sich auf die erhabensten Punkte zur Spähe, bis gegen 4 Uhr die Sbirri verschwanden, und man zugleich den nach Terracina geschickten Schäfer auf der Straße daher kommen sah. Ich wußte jetzt, daß keiner der Räuber Geschriebenes lesen könne, nahm mir daher vor, ihnen die voraussichtlich abschlägige Antwort etwas zu vergolden. Doch bedurfte es dessen nicht. Der österreichische Etappen-Commandant hatte meinen Brief dem

Governatore zu Terracina mitgetheilt, welcher sich zwar mit Geldmangel entschuldigte, aber in Bälde günstigere Antwort versprechen ließ. Die Räuber trösteten sich mit der Hoffnung, die Oesterreicher würden die Römer schon zu zwingen wissen, unser Leben mit ihrem Geld zu erkaufen. Ich hatte aus Terracina auch einige Flaschen Wein, Rhum, Brod und etwas Käse zugeschickt erhalten und gedachte nun meine Begleiter damit zu traktiren; sie wollten aber durchaus nichts annehmen, weil ich Alles noch wohl selber werde brauchen können; nur etwas Käse und Brod ließen sie sich endlich einreden, und am andern Morgen ein wenig Rhum, vor dem sie, wie vor allen andern geistigen Getränken, sich sonst sorgfältig hüteten.

Die Nacht verging wieder ohne Feuer; den 16. Morgens mußte ich abermals una lettera terribile nach Terracina expediren. Wir zogen dreiviertel Stunden bergauf gegen Monticelli, von wo uns bald eine Musik von Dudelsäcken entgegenschallte. Die Hälfte der Räuber war vorausgegangen und unterhielt sich hier mit Tanz; ich sollte durchaus mit tanzen, bat jedoch, weil ich bei dieser Musik nicht tanzen könne, lieber zusehen zu dürfen, und hatte während des halbstündigen Balles Gelegenheit, den natürlichen Anstand meiner tanzenden Compagnons zu bewundern. Endlich verschwanden die musicirenden Schäfer; dafür trafen vier andere Räuber bei der Bande ein, die nun ihre 19 Köpfe zählte. Bei dem müßigen Stillesitzen kamen die rührigen Herren auf den Einfall: von mir nach Oesterreicher-Art exerciren zu lernen. Natürlich machte ich ein gutes Gesicht zum bösen Spiel, und fieng mit allem Eifer an, meinen seltsamen Rekruten Stellungen und Wendungen, Handgriffe mit dem Gewehre und Säbelhiebe zu weisen. Sie amüsirten sich köstlich. Mehrere äußerten den Wunsch, dem Kaiser von Oesterreich zu dienen; alle aber erklärten einmüthig, wenn der Kirchenstaat zu Oesterreich gehörte, so würden sie gerne dem Kaiser dienen. Sie

fragten mich: ob denn keine Hoffnung vorhanden sei, daß der Kaiser Rom in Besitz nehme? und ich hielt für gut, ihnen die für Oesterreich günstigen Illusionen nicht zu benehmen. Ich sollte auch Auskunft geben: ob nicht vielleicht der Sohn Napoleons Beherrscher der päpstlichen Länder werden könnte? und bemerkte überhaupt, daß meine Gesellschaft von Räubern und Mördern sehr gerne politisire. Abneigung gegen die päpstliche Regierung soll im Allgemeinen nicht wenige dieser Leute zu ihrem gräßlichen Handwerke veranlassen, und meine Begleiter wenigstens bemühten sich augenscheinlich, mir zu zeigen, daß sie ihr Geschäft nur mit Widerwillen trieben.

Wo Tags vorher die Sbirri gelagert waren, da brachten jetzt wir die Nacht zu, dieß einzigemal mit Feuer. Vor dem Schlafen vergnügte man sich an Gesang, der mit sehr gedämpfter Stimme vorgetragen nicht unharmonisch, aber mehr melancholisch, als heiter klang. Ich wurde auch um ein Lied angegangen, und da ich nur deutsche Lieder wußte, riefen die Räuber: „Nun so singen Sie auf deutsch und dann übersetzen Sie es uns!" Ich gab Schiller's Räuberlied zum Besten, das sie in Entzücken versetzte; „questo è vero, questo è bello", riefen sie alle begeistert aus, und versicherten unter einem Strome von Lobeserhebungen: ich sei ihr Mann und ich müsse ihr Commandante werden. Indeß folgte bald eine andere Scene! Ich konnte wegen des schneidend kalten Windes nicht schlafen, und hörte die auf den Nachtposten stehenden Räuber einander ihre Mordgeschichten, die grausig genug waren, erzählen; auch ich, meinten sie, müsse sterben, wenn kein Geld komme, welche Rede ihnen aber mein Protektor Antonio verwies. So erzählte einer der Räuber: wie er einmal einen Schäfer in den Hals gestochen, den er freilich anderswo und besser hätte treffen sollen, aber wer denn gerade allemal gut für sich stehen könne? Dieser arme Teufel habe lange, aber dergestalt komisch gezappelt, daß er dabei viel Unterhaltung gehabt und weidlich gelacht habe. Derlei Erzählungen wa-

ren immer mit pantomimischen Abbildern der Geberden und Stellungen des Mörders und des Gemordeten illustrirt.

Am 17. Morgens Rückmarsch auf den Lagerplatz vom vorigen Tage und — Toilette. Ein Spiegel ging dabei von Hand zu Hand, auf dessen Rückseite ein Madonna-Bild angebracht war, das jeder Räuber ehrerbietig küßte. Ich mußte abermals ein dringendes Schreiben um Geld abfassen. Mittags erhielt die Bande Proviant an Brod, Polenta und Wein, ohne daß ich erkennen konnte woher? wahrscheinlich aber aus dem Räuberneste Monticelli, und Abends spät kam der mit meinem Briefe abgegangene Schäfer aus Terracina mit der Antwort zurück, daß man das verlangte Geld sicherlich in Rom aufzutreiben hoffe. Trotzdem hatte ich gleich wieder una lettera terribile zu schreiben; sonst waren die Räuber guter Laune, weil keine Sbirri sich sehen ließen. Einer von ihnen reparirte mir inzwischen meine an Dornen und Felsen schon ganz zerrissenen Kleider; denn um des behendern Fortkommens willen mußte ich mir meinen Räubermantel nachtragen lassen, während die Räuber in ihren großen und starken Mänteln unbeschädigt durch Dorn und Dickicht drangen.

Nach sehr ruhiger Nacht am 18. Früh die gewöhnliche Toilette unter Umlauf des bekannten Spiegels. Um zwölf Uhr versammelten sich die Räuber, um die auf mein gestriges Schreiben eingelaufene Antwort vorlesen zu hören. Der Governatore schrieb an die Räuber selbst, wie folgt: „An die Herren Verwiesenen des Marinothals" (Alli Signori contumaci di Valmarino). „Die Oesterreicher wie die päpstliche Regierung fordern die aufgefangenen Militärs von mir zurück, weil ich allein verantwortlich sei für das, was auf meinem Territorium sich zuträgt. Nicht allein ich werde unglücklich werden, wenn ihr die beiden Militärs nicht freilaßt, sondern auch das ganze Gebiet. Schon sind 10,000 Oesterreicher im Anzug; Alles wird verwüstet werden. Bedenket, daß eure

Familien als Schlachtopfer zuerst fallen könnten. Ich flehe euch daher an, die zwei Oesterreicher freizugeben, auch um eurer selbst willen. Als Erkenntlichkeit gebe ich euch hundert Louisdor aus meiner Tasche, und will unten am Gebirge auf euere Antwort warten.“ Ich wurde gleichfalls durch den Hauptmann von Jetzer vom General-Stab benachrichtigt, daß morgen ein allgemeiner und gewiß nicht vergeblicher Angriff auf die Räuber bevorstehe, wenn sie die Anträge des Governatore nicht annähmen. Auf ihre Frage sagte ich ihnen auch, daß mein deutscher Brief ungefähr dasselbe enthalte, wie ihr italienischer.

Dennoch ward bald der einstimmige Beschluß gefaßt, jene 100 Louisdor nicht anzunehmen; das wäre zu wenig für so viele Köpfe, und ihren Familien könnten sie nicht mehr viel verderben; Väter, Mütter, Brüder und Schwestern säßen ohnehin schon alle in Rom gefangen, und tödte man diese, so könnten sie erst vollends ausgemachte Teufel werden. Ich mußte einen Brief dieses Inhalts an den Governatore schreiben, mit der Einladung, da er nur eine Stunde weit entfernt war, zu mündlichen Verhandlungen selbst auf den Berg zu kommen. Inzwischen ging es über mich her; sie merkten recht gut, sagten die Räuber, daß man für mich gar nichts geben wolle, und ebenso gut wüßten sie auch, daß Truppen von allen Seiten im Anmarsch seien; man werde aber schon sehen, wohin dieß alles führe. Kaum war die Antwort des Governatore da, der zwar nicht auf den Berg kommen wollte, woran er sehr weise that, aber keine Mühe sparen zu wollen versprach, um in Terracina noch etwas mehr Geld aufzutreiben, so erfolgte der Aufbruch; es war um halb fünf Uhr Abends. Meine Stiefel, für solche Berge und Felsen nicht gemacht, im schlimmsten Zustande, die Füße wund, die Hände von Dornen zerstochen, die Kleider zerfetzt, und dazu einen langen und beschwerlichen Marsch in Aussicht, das machte mir viel Beklemmung, und doch hatte ich auch noch meinem Unglücksgefährten Muth einzusprechen.

Es ging durch das dickste und unwegsamste Gestrüpp nach der Mitte des Valmarino-Thales, bis in die Nacht hinein. Die Räuber ließen mich nicht im geringsten Verstimmung wegen des Mißlingens ihrer Geldspeculation mit meiner Person fühlen, und auch ich befliß mich der möglichsten Unbefangenheit. Der kalte Morgen des 19ten Jänners weckte uns zeitlich; an einem kleinen, trotz der großen Gefährlichkeit angemachten Feuer erwärmt, kam die Gesellschaft bald auf den Gedanken, weitere Lectionen im Exerciren zu nehmen. Wieder wünschten sie, österreichische Soldaten werden zu können. Ich mußte abermals einen Brief um Geld schreiben, den aber aus Furcht vor den anrückenden österreichischen Jägern kein Schäfer mehr befördern wollte. Der Spiegel ging zur Toilette herum, das Madonna-Bild erhielt seine Küsse, als plötzlich, um die neunte Stunde, Gelärm aus dem Thale erschallte. Es waren die Jäger. Die Räuber eilten auf ihre Posten, zwei der jüngsten stellten sich hinter uns, um im Falle des Vordringens der Jäger auf ein gegebenes Zeichen uns niederzuschießen. Bald konnte ich aus dem nahenden Geräusch jedes Commandowort deutlich verstehen. Die Räuber schienen auf ihrem Felsen den Frontangriff annehmen zu wollen; nicht lange aber, so überzeugte ich mich, daß die Attaque auf unsern Lagerplatz vom vorigen Tage gerichtet sei. Dessen war ich, in Rücksicht auf die zwei Räuber hinter uns, natürlich froh; ein Gefecht konnte uns den Tod, gewannen wir aber Zeit, ein glückliches Ungefähr die Freiheit bringen. Ich rieth daher zum schleunigen Aufbruch, damit nicht die Jäger von der Höhe unserer gestrigen Stellung herab uns entdecken, in der Flanke angreifen und am Rückzuge gefährden könnten. Man leerte eilig die Wasserfäßchen, was immer ein Zeichen baldigen Abmarsches war, und folgte meinem Rathe. Es war höchste Zeit; die Jäger näherten sich schon unserer linken Flanke.

Gebückt und mit bloßen Köpfen ging es eine halbe Stunde lang über einen nackten Bergrücken nach einer dicht-

bewachsenen Höhe und in großer Eile auf der andern Seite hinab, bis wir am Fuße des Berges erschöpft niedersanken. Die Räuber wollten mich jetzt um 4000 Scudi losgeben; das mußte ich nach Terracina schreiben, und weil kein Schäfer mehr Botendienste thun wollte, wurde der Kurier damit abgeschickt und ihm ein Schäfer als Wegweiser beigegeben. Ich gönnte dem braven Manne die Freiheit wohl, doch sah ich ihn ungerne von mir ziehen und mich allein unter den Bösewichtern lassen. Er hatte mir bisher den kleinen Mantelsack mit meinen Papieren getragen; jetzt bestimmte man mir einen der Räuber, Namens Serafin, als „Ordonanz", wie sie sagten. Dieser Serafin, der schönste Mann unter der Bande, hatte ehemals in der französischen Armee gedient, und that mir sehr viel Liebes und Gutes.

Eilfertigen Schrittes das etwas lichte Thal durchziehend, erkannten die Räuber mit Schrecken die Fußtritte der Jäger am Boden. Sie selbst setzten den Fuß mit größter Vorsicht wo möglich nur auf das Gras, damit keine Spur hinterbleibe. Weil mir aber, so sehr ich einen förmlichen Angriff zu fürchten hatte, doch daran lag, die Räuber nicht außer Verfolgung zu wissen, ließ ich stellenweise als Signale für die Jäger Papierstücklein unvermerkt auf die Erde fallen; ich hörte auch später, daß diese List ihren Zweck nicht verfehlt habe.

Abends lagerten wir auf einer steilen Bergspitze; ein Hirt auf halber Höhe des Berges war beauftragt, uns ein geschlachtetes Kalb daher zu bringen. Statt dessen kam er gegen eilf Uhr athemlos mit dem Bericht angelaufen: die österreichischen Jäger hätten seine Hütte nach den Räubern durchsucht und ihn wegen des geschlachteten Kalbes zur Rede gestellt; seine Ausflucht, das Kalb würde am morgigen Sonntag für sämmtliche Hirten und Knechte gebraten, habe die Oesterreicher nicht verhindert, ihm das Kalb zu confisciren. Das war schlimm für den Hunger und die Erschöpfung der

Räuber, die seit dem 18ten Mittags nur etwas schlechtes Polenta-Brod genossen hatten. Mein Feind Vittorio stellte sich darüber sehr ungeberdig; die meisten Andern aber hielten sich stille. Ich tröstete mich, von allen Entbehrungen doppelt hart betroffen und für die Stimmung der Bande besorgt, doch immer mit dem Gedanken, daß die Noth den Räubern endlich meine Freilassung abzwingen werde, und rieth jetzt, weiter zu gehen, und wo möglich eine Viehheerde aufzusuchen. „Schweigen Sie", schrie Vittorio mich an, „oder ich schicke Sie auf der Stelle zur Hölle" (vi manderò al inferno). Meine Erwiederung: er würde gescheidter thun, einen guten Rath zu geben! fand Beifall bei Antonio und Michele. Der Marsch ging jetzt drei Stunden lang auf einem kahlen Bergrücken fort, zum Glück für meine Ermattung nicht wieder durch Gebüsch, bis wir Morgens vier Uhr lagerten, auf Augenblicke, denn weder ein Versteck, noch Hoffnung auf Nahrung war hier vorhanden.

Mit Tagesanbruch stiegen wir in das dichtverwachsene Thal di Capri. Da trafen wir endlich eine Schafheerde. Man theilte und verzehrte das vorräthige Brod des Schäfers, ließ vier Schafe schlachten, machte, um sie zu braten, ein Feuer vom trockensten Holze, damit kein Rauch aufgehe, und lagerte sich. mein Gönner Michele dicht neben mir, indem er sagte: „Morgen werden wir Sie entlassen, doch hoffen wir, wenigstens die 4000 Scudi noch vorher zu bekommen." Ich entgegnete: „Dieß würde nicht allein für mich, sondern auch für Euch gut seyn!" Während über diese Aeußerung noch hin und her gesprochen wurde, meldete einer der ausgestellten Posten: die Jäger seien auf dem Berge hinter uns zu sehen. Jetzt war es aus mit der gehofften Mahlzeit! Matt und traurig ging es den hohen Monte di fato hinan, dessen Gipfel einige Rast und weite Aussicht in die ganze Gegend verhieß. Mir machte der Berg gewaltig zu schaffen; aber meine Herren Gesellen, die sonst wie Gemsen

über die Felsen sprangen, hielten auch gemäßigten Schritt ein. An der Mitte des Berges erquickte uns wenigstens eine frische Quelle und kurze Rast, die Vittorio benützte, um mir zu erklären: „Wir haben an unsern Großmeister nach Gaeta schreiben lassen, und ihn gefragt: was man mit Ihnen anfangen soll? wie er bestimmen wird, so wird es geschehen.“ Ich gab ihm wie gewöhnlich keine Antwort, wußte auch recht gut, daß die Räuber jetzt, außer durch die Schäfer mit Terracina und Monticelli, keine Verbindung hatten.

Endlich erreichten wir todtmüde den Gipfel des Berges. Die Häuptlinge traten alsbald seitwärts zu einer langen und lebhaften Berathung zusammen, deren Ende war, daß sie mir abermals mit dem förmlichsten Anstande antrugen: ich sollte ihr Anführer werden. Ich suchte mich scherzend aus der Schlinge zu ziehen, wies auf meine kranken Füße, erinnerte, wie ich des Reitens gewohnt und auf diesen Felsen höchst unbeholfen sei. Sie boten mir aber Sandalen an, mit denen ich so leicht, wie sie selbst, über die Felsen springen würde, und wiederholten ihren Antrag. Sie seien — fügten sie bei — nicht gemeine Räuber, wie ich vielleicht glaube, sondern Carbonari, und stünden mit Vielen ihres Ordens in Calabrien und bis Loretto in der genauesten Verbindung; schlage ich mich zu ihnen, so könne ich mir einen großen Namen verschaffen; denn sie wollten dem Papst den Krieg machen, das sei ihr Zweck. „Werden Sie ein Christ, werden Sie ein Christ“, riefen sie, „Sie werden es nicht bereuen!“ Denn in ihrer Sekte nennen sie alle Jene Christiani, die Carbonari sind, diejenigen dagegen, welche dem Geheimbunde nicht angehören, Pagani (Heiden). Darum hieß auch einer unter den Mitgliedern der Bande, der in den Orden der Carbonari noch nicht aufgenommen war, immer nur Pagano.

Die Räuber wurden mit ihrem Zureden, daß ich ihr Commandant werden solle, und mit den Schilderungen der glänzen-

den Vortheile, die für mich daraus entspringen würden, immer geschwätziger und aufdringlicher. Meine Scherze wollten nicht mehr helfen; ich stellte z. B. umsonst die Bedingung, daß der eine das rechte, der andere das linke Bein ablasse, damit sie mir im Marschiren gleichförmig würden. Endlich fragte ich: ob sie einen Eid geleistet hätten, ihrer Bande treu zu bleiben? Alle riefen: „Si, si!“ „Nun“, sagte ich, „ich habe auch einen Eid geschworen, meinen Dienst nicht zu verlassen!“ Jetzt schwiegen sie verdroßen still. Nach einer Weile flüsterten sie sich zu: wo wohl am besten ein Grab zu machen wäre, hier oben oder tiefer unten im Walde? offenbar, um mir Furcht zu erregen, was ihnen aber nicht gelang, da trotz aller dieser Drohungen die gute Harmonie unter uns bisher noch keinen Augenblick gestört worden war.

Inzwischen war mein Beschützer Antonio, wie öfter, wieder verschwunden. Sonst brachte er jedesmal Nachrichten oder Lebensmittel, ich weiß nicht woher? mit zurück; dießmal aber leider nur die Kunde, daß Truppen von Val corso gegen den Berg im Anzug seien, man daher bald aufbrechen müsse. Außerdem ein zärtliches Liebesbriefchen in Versen, das ich ihm vorlesen mußte, obwohl er läugnete, daß es ihn angehe. Er verlor sich noch einmal auf einige Zeit, dann aber erfolgte der Aufbruch. Aus dem häufigen Weggehen Antonio's, aus seinem Zutragen und dem Umstande, daß manches Stück von der mir abgenommenen Habe nicht mehr zu sehen war, konnte ich wohl entnehmen, daß die Räuber unter den Landbewohnern enge Verbindungen unterhielten.

Im bergab Steigen hörten wir aus der Ferne stark mit Böllern schießen; es war, wie man mir sagte, zur Verherrlichung einer Kirchenfeierlichkeit in Proffedi, und ich wußte mich nun doch wieder zu orientiren. Ohne auf eine Viehheerde gestoßen zu seyn und schon seit dreißig Stunden ohne Nahrung, hielten wir gegen vier Uhr Nachmittags im Thale unten kurze Rast. Das Schießen ließ sich neuerdings vernehmen, und

das Gespräch kam auf die kirchlichen Gebräuche. Ich fragte die Räuber: ob sie denn auch zuweilen in eine Kirche kämen? „Ach, nein!" erwiederte Michele, „wir Unglücklichen kommen nie dahin! Geschieht es, daß wir bisweilen am Wege ein heiliges Bild treffen, so knien wir nieder und verrichten unsere Andacht; dann gehen wir traurig weiter!"

Als wir nach der Gegend zu gingen, wohin der mit dem Kurier abgegangene Schäfer bestellt war, wurde es Nacht und wir sahen plötzlich rechts von uns viele Wachtfeuer auflodern. Es waren die Feuer der römischen Bergjäger. Die Räuber stutzten und hielten an. Sie konnten im großen Rath nicht einig werden, was zu thun sei; die einen wollten umkehren, die andern lieber auf den Berg ziehen. Ich stellte ihnen daher vor: das Allerbeste wäre, noch näher an die Feuer zu rücken, wo man dann, ohne selbst gesehen zu werden, Alles beobachten könne, auch gewiß viel weniger Gefahr laufe, auf streifende Milizen zu stoßen; denn bei den Feuern lägen wahrscheinlich die Reserven, während die vorgeschobenen Posten sicherlich eben so wenig Feuer hätten, als wir. Mein Rath fand Beifall und wir schlichen unbemerkt an den Feuern vorbei, wobei ich mir jedoch gefallen lassen mußte, daß zwei Räuber mich festhielten und so lange mich führten, bis die Bergjäger eine geraume Strecke hinter uns lagen. Um zehn Uhr Halt bei einer Cisterne, deren Wasser gefroren war; wir schlugen das Eis ein, und tranken auch für den Hunger. Allgemeine Niedergeschlagenheit!

Der erwartete Schäfer kam endlich, mir aber nicht zu Gesicht. Die Räuber sagten mir: sie hätten nun gar keine Hoffnung mehr, Geld für mich zu bekommen; die Oesterreicher hätten selbst den Kurier mißhandelt. Dem war auch so, wie ich später erfuhr. Die Patrouille nämlich, welcher er mit dem Schäfer in die Hände fiel, wollte seinen Aussagen nicht glauben, was auch nicht zu verwundern war, da er mit seinem gespitzten Räuberhut und sonstigen Anzug fast wie ein

Räuber aussah, und empfing ihn mit Gewehrkolbenstößen. Auch auf seine Sprache, an der man ihn doch kennen müsse, berief er sich vergebens, weil man recht gut wisse, daß österreichische Deserteure bei der Räuberbande seien, was zwar falsch, aber wirklich allgemein geglaubt ward. Der Schäfer hatte Alles mit angesehen und den Räubern getreulich rapportirt, welche nun, wie er, nicht anders glaubten, als dem Kurier habe die übernommene Commission so üble Behandlung eingetragen, und daher alle Hoffnung auf meine Auslösung aufgaben.

Eine Viehheerde — war jetzt das Einzige, woran der bittere Mangel denken ließ. Bei den Räubern war der Hunger noch viel unbändiger, als bei mir; einige von ihnen hörten gar nicht auf zu weinen und zu jammern. Man spähte umsonst nach allen Seiten hin; vergebens ahmte man das Geheul der Wölfe nach, damit die Schäferhunde, wie sie gerne thun, anschlagen und dadurch eine Heerde verrathen sollten. Wir zogen endlich über Stock und Stein vorwärts, froh, wenn wir nur wenigstens Quellwasser fanden, bis wir um eilf Uhr auf einer Alpe und gegen alle Erwartung bei einer Kuhheerde anlangten, die ohne Hirten weidete. Man beschloß, ein Kalb aus der Heerde zu fangen; ein Räuber schlich sich hin, um es bei einem Fuße zu erhaschen, griff aber daneben und das Kalb entwischte. Darüber entstand, sollte man es glauben? ein allgemeiner Aufstand unter der Heerde; die Kühe setzten sich in Galopp, versammelten sich auf einen Klumpen, und kamen in Massa auf uns losgerannt. Wir ergriffen insgesammt eiligst die Flucht, und salvirten uns in das nahegelegene Waldgestrüpp. Sehr froh, glücklich Reißaus genommen zu haben, versicherten mich die Räuber, daß mit diesen wilden Thieren gar nicht zu spaßen sei, die den Angriffs- wie den Vertheidigungs-Krieg nicht nur gegen Menschen, sondern auch gegen die Wölfe, deren es in der Gegend viele gebe, mit Erfolg zu führen wüßten. Man möchte nun meinen, die Räuber hätten nach dem mißlunge-

nen Fang ein Kalb durch einen Schuß aus dem Gebüsch zu erlegen und zu bekommen getrachtet. Das ließ aber, trotz ihrer verzweifelten Lage, das böse Gewissen und die Furcht sich zu verrathen nicht zu; sie gingen mit dem peinigenden Hunger auf Gerathewohl weiter, um eine andere und vielleicht gefälligere Heerde zu finden, stießen aber nur auf Wasserquellen. Um drei Uhr Morgens legte man sich zur Ruhe, deren ich um so mehr äußerst bedürftig war, als ich mir in dieser Nacht noch obendrein an einem Felsen den Nagel von einer Zehe abgestoßen hatte und viele Schmerzen litt.

Mit Tagesanbruch schickten die Räuber nach allen Seiten um Lebensmittel aus; das wenige und sehr schlechte Brod eines eingefangenen Schäfers, unter zwanzig Köpfe vertheilt, schmeckte vortrefflich. Der Schäfer selbst erhielt den Auftrag, vier Schafe zu schlachten und unverweilt mit seinem Kochkessel anher zu bringen. Er versprach es und wurde ohne Begleitung entlassen. Denn die Schäfer auf diesen Gebirgen sind gewohnt, unbedingt allen Befehlen der Räuber zu gehorchen; die geringste Abweichung brächte dem Ungehorsamen unvermeidlich den Tod; jeder irgendwie Verdächtige wird auf der Stelle erstochen, und die armen Hirten müssen Alles aufbieten, um bei ihren fürchterlichen Meistern in Gnaden zu bleiben. Der Terrorismus, den die Räuber in solcher Weise üben, ist es gerade, was ihre Sicherheit in diesen Gebirgsgegenden bedingt.

Nach einer Stunde kam das bestellte Fleisch. Was von der ersten Füllung im Kessel sott und an den eisernen Ladstöcken briet, wurde in der Gier noch halb roh verzehrt. Der zum zweitenmale angefüllte Kessel stand eben wieder im Sieden, als unversehens ein Schuß fiel und eine Kugel zwischen uns durchschlug. Der Schuß war so nahe an uns geschehen, daß wir das Erzittern der Luft verspürten, und mich im ersten Augenblicke die Hoffnung durchzuckte, unsere Jäger sofort aus dem Gebüsch hervorkommen zu sehen. Die Räuber spran-

gen auf, griffen zu den Waffen, sahen sich erschrocken um, und zogen augenblicklich davon, obgleich weder ein Jäger noch sonst etwas Verdächtiges sich zeigte, und das kochende Fleisch im Kessel dringend zum Verweilen einlud.

Waren die Räuber so vollständig verblüfft, daß sie nicht einmal der Ursache des Schusses nachforschten und aufbrachen, ohne eigentlich zu wissen warum? das weiß ich nicht! Soviel ist gewiß, daß der Schuß nicht einem Einzelnen galt, auch nicht etwa ein Gewehr der Räuber losgegangen war. Ich versuchte unterwegs Erörterungen über den sonderbaren Vorfall, aber die Räuber gaben kein rechtes Gehör und brachen immer gleich wieder ab; es kam mir vor, als wenn sie sich ihres eilfertigen Aufbruchs schämten, der wenig Muth und viel böses Gewissen verrieth. Als wir endlich auf der Spitze eines hohen Berges lagerten, und lebhaftes Bedauern über den kleinmüthig im Stiche gelassenen Mundvorrath laut wurde, brachte ich wieder jenen Schuß auf's Tapet, und fragte meinen Gönner Antonio, ob nicht die Schäfer in diesen Bergen sogenannte Selbstgeschoße gegen die Wölfe zu legen pflegten? Da er meinte: ja, dieß geschehe zuweilen! glaubte ich über den Schuß im Reinen zu seyn, um so mehr, als unser Schäfer zwei Hunde mit sich geführt hatte, von denen leicht einer an das Gewehr gestoßen haben konnte. Ich theilte meine Combination den Räubern mit, merkte aber wohl, daß sie den Vorfall ganz beseitigt wissen wollten.

Nach zweistündiger Rast trat Michele im Namen Aller als Sprecher zu mir, und sagte: „Sie sehen, Herr Oberst! welches harte und traurige Leben wir führen. Daß die meisten von uns es nicht gerne thun, sondern nur durch unglückliche Verhältnisse dazu gezwungen sind, das können Sie sich denken. Wir werden Sie heute Abend entlassen, und gegen den vier Stunden von hier entlegenen Ort Sonnino führen. Indem wir Sie aber freigeben, ersuchen wir Sie, den päpstlichen Autoritäten bekannt zu machen, daß wir geson-

nen sind, unserm Handwerk zu entsagen, und bitten lassen, uns als Bergjäger aufzunehmen. Unter Aufsicht und Mitwirkung der Gensd'armerie wollten wir alle diese Gebirge von Räubern rein erhalten; Niemand vermöchte dieß besser, als wir." „Wir entlassen Sie", sprach er weiter, „nicht als wenn wir müßten, sondern aus Achtung für Sie, und weil wir Ihnen wohlwollen (perchè noi vi vogliamo bene). Das ist keine Prahlerei von uns; denn Sie sehen selbst, daß wir jetzt aus aller Gefahr, durch den letzten starken Nachtmarsch vollkommen frei und sicher, und außerhalb der Truppenlinie sind, die uns noch gestern umgab. (Man war in jener Richtung durchgebrochen, wo die römischen Bergjäger aufgestellt waren!). Wir werden Sie vorderhand bis gegen Sonnino geleiten; Sie werden keinen Mann von Truppen zu Gesicht bekommen, und ihre Jäger, die noch auf dem nächsten Berge streifen, vermögen uns nicht mehr abzuschneiden. Schreiben Sie nun gütigst unsere Namen auf, um sie zugleich mit unserm Antrage der päpstlichen Regierung mitzutheilen; siebenzehn von uns sind Römer, die zwei andern Neapolitaner. Endlich bemerken wir Ihnen noch, Herr Oberst! wären Sie ein italienischer Galantuomo, für den wir kein Geld bekommen, so hätten Sie schon längst einen schweren Tod erlitten."

Dieß der wesentliche Inhalt der ziemlich langen Rede! Daß die Räuber jetzt in Wahrheit außer aller Gefahr waren, und wirklich kein Lösegeld erhalten hatten, bestätigte sich in der Folge. Für mich aber war es hohe Zeit, daß ich frei wurde; bei meinen geschwundenen Kräften und übel zugerichteten Füßen hätte ich bald unterliegen müssen. Man brach auf. Nach zwei Stunden zeigten sich in der Ferne zwei Menschen in unserer Richtung, Bauern aus Sonnino, die nach San Lorenzo gehen wollten. Sie ergriffen zu spät die Flucht vor den nachjagenden Räubern; man schlug auf sie an und sie mußten sich stellen. Nachdem sie ihres Vorraths an Brod und getrockneten Feigen entledigt waren, erhielten

sie Befehl, umzukehren und mich nach Sonnino mitzunehmen, zu ihrem nicht weniger als zu meinem Vergnügen. Die ganze Bande versammelte sich um mich zum Abschiede und jedes Mitglied sagte mir mit einem Handschlag Lebewohl. Man wollte mir zu Ehren sogar eine volle Salve geben! Davon rieth ich aber ab, dankte höflich, und wurde mit einem Evviva, evviva il nostro Colonello! entlassen. Kaum hundert Schritte weiter mußte ich wieder umkehren, um mir den vergessenen Mantelsack mit meinen Papieren zu erbitten. Diese erhielt ich; die Stelle des kleinen Mantelsacks aber, der als bonne Prise nicht verabfolgt wurde, mußte ein geleerter Brodsack meiner Führer vertreten. Unter einem abermaligen donnernden Evviva verließ ich die berüchtigte Räuberbande für immer. Ich darf aber nicht vergessen, noch eine zarte Aufmerksamkeit für mich den Räubern nachzurühmen! Sie wollten durchaus nicht zulassen, daß ich ohne Mantel von ihnen gehe, weil ich vielleicht die ganze Nacht hindurch auf dem Wege nach Sonnino seyn würde, und drangen mir mit aller Gewalt den überzähligen Räubermantel auf.

Bis zu meiner Freilassung am 21. Jänner Abends halb fünf Uhr hatte ich 7 Tage und 12 Stunden bei der Bande verlebt, unter Gefahren und Mühseligkeiten, die ich nicht ganz anschaulich zu schildern vermag. Ich erschrack jetzt, als ich von meinen Führern hörte, daß meine wunden Füße noch einen wenigstens drei Stunden weiten Weg über spitzige Felsen, einen hohen Berg hinab und wieder einen niedrigern hinauf bis Sonnino machen müßten. Abends neun Uhr kam ich endlich nach vielen Leiden bei diesem Räuberneste an. Sonnino ist nämlich der Sitz aller Räuberfamilien im Kirchenstaat, und es wäre das Beste, wenn der Ort von Regierungswegen ganz vertilgt würde. Erst nach vielem Lärmen wurde das geschlossene Thor geöffnet, und ich von einem Gensd'armerie-Unterofficier seinem Chef gemeldet, der mich unverweilt bei dem ehrlichsten Bürger einquartierte; zu-

gleich ging ein Bote mit der Nachricht von meiner Befreiung nach Terracina. Mein Wirth Milsa versorgte mich auf's freundlichste; ich erhielt ein Bad, Verband über meine Schäden an Händen und Füßen, da meine Wunden von den beiden unbedeutenden Dolchstichen und dem Stoß in den Mund schon heilten, und endlich ein Mahl, das mir, wie sich denken läßt, köstlich schmeckte. Ich schlief auch vortrefflich, was bei solcher Erschöpfung sonst selten der Fall ist, und nur die kranken Füße erinnerten mich noch an meine unfreiwillige Gebirgsreise, als ich am andern Morgen mit dem Gensd'armerie-Officier und einigen Gemeinen nach Terracina ritt. Dieser hatte mich durch ein Darlehen von zwanzig Thalern in den Stand gesetzt, die in Sonnino mir erwiesenen Dienste zu lohnen, wobei ich auch meine zwei Führer nicht vergaß. Auf halbem Wege nach Terracina kamen mir der Hauptmann von Jetzer und viele Officiere vom 10ten Jäger-Bataillon sammt ihrem Commandanten und päpstlichen Civil- und Militär-Autoritäten entgegen, und brachten mich in einem Wagen zur Stadt, wo ich nun unter meinen Landsleuten erst recht das Glück der Freiheit genoß. Der Gedanke an meine Frau und ihren Kummer hatte mich während der Gefangenschaft am meisten gequält; an sie nach Verona zu schreiben, war jetzt mein erstes Geschäft.

Ueber die Räuber habe ich im Allgemeinen noch Folgendes zu bemerken: Es ist ihnen eigenthümlich, daß sie behaupten, mit ihrem Handwerk auch politische Zwecke zu verbinden. Zu den Zeiten Napoleons waren sie alle Royalisten und Anhänger der Bourbons; jetzt sind sie Carbonari und rechnen sich zu den Ultraliberalen. Daß sie wirklich Carbonari sind, davon habe ich mich durch ihre Patente selbst überzeugt. Die Ausrottung der Banden wäre nicht so leicht, als man glaubt; sie finden zu reichlich ihren Unterhalt, und da jeder Taugenichts oder Bösewicht, der mit den Gesetzen in Conflict gerathen, zu ihnen seine Zuflucht nimmt, fehlt es

ihnen nie an zahlreicher Ergänzungsmannschaft. Einfangung Einzelner nützt daher nichts; die erste Bedingung ihrer gänzlichen Vertilgung aber müßte die Wegräumung der vielen Schäfereien und Viehheerden in diesen Gebirgen seyn. Wäre einmal der von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzende und ergänzende Stamm der Räuber-Kaste ausgerissen, dann würde ohne Zweifel, trotz des Klimas, das dem Räuberwesen günstig ist, weil es das ganze Jahr hindurch ohne Obdach im Freien zu leben erlaubt, das Land auf lange hinein von dieser Plage befreit seyn. Geld und wieder Geld ist die Losung der Räuber; wenn sie dessen genug zu haben vermeinen, so suchen sie Amnestie zu erhalten, oder lassen sich in der Verborgenheit irgendwo nieder, und vertragen sich dann bestens mit der bürgerlichen Gesellschaft. Mir zeigten sie viel Geld und versicherten, es fehlten Jedem nur noch tausend Scudi, um auseinander gehen, und ruhig und unerkannt leben zu können. Sie gaben vor, die Meisten unter ihnen seien Anfangs nur Conscriptions-Flüchtige gewesen, und erst nach und nach, um ihren Unterhalt zu gewinnen, und für ihr Alter sich sicher zu stellen, Räuber und Mörder geworden.

Ihre Gewehre sind sehr schön, gut erhalten und zum Theile mit Silber eingelegt; außerdem trägt Jeder noch einen Genueser-Dolch. Vorräthe pflegen sie, nach ihrer Aussage, nicht versteckt zu haben, weil solche Niederlagen leicht verrathen oder ausgespäht, und die Ursache ihres Verderbens werden könnten. Sie sind überhaupt sehr vorsichtig und mißtrauisch; „Vertrauen ist gut, Mißtrauen aber noch viel besser“, ist ein Sprichwort, das sie stets im Munde führen. Freilich ist auch auf den Kopf eines jeden Räubers ein Preis von tausend Scudi gesetzt! Sie verweilen nie in einem Haus oder in einer Höhle; bei jeder Witterung im Freien, haben sie an ihren guten Mänteln das einzige Obdach. Nicht nur die Schäfer auf den Bergen gehorchen ihren Winken, auch die Eigenthümer der Heerden selbst sind den Räu-

bern unterthänig; die geringste Unbotmäßigkeit würde sicher in Einer Nacht das Leben der ganzen Heerde kosten.

Ein sonderbarer Zug an diesen Menschen ist ihre Sucht, geputzt und geziert zu erscheinen. Das Aufputzen gehört zu ihrem Zeitvertreib, und da ihnen nichts über das Geld geht, so behängen sie Kleider und Tabakspfeifen mit Gold- und Silbermünzen. Mit den mir abgenommenen goldenen Zierrathen, Kammquaste, Säbelkuppeln u. s. w., paradirten sie gleich auf allerlei Art; diese wurden als Bandaliere umgelegt, jene mußte den Hut zieren, dann beschaute man sich im Spiegel. Die Kleider der Räuber bestehen meistens aus feinem englischen Manchester und sind mit einer Menge kleiner silbernen Knöpfe wie übersäet. Da sie Alles, was sie brauchen, durch Unterhändler kaufen, kommt ihnen auch Alles sehr hoch zu stehen. Jene Kleidungsstücke, die sie den Reisenden abnehmen, taugen für ihren Aufenthalt im Walddickicht nicht, Weißzeug aber ist ihnen sehr willkommen; die von mir erbeuteten Hemden und dergleichen wurden auch gleich angezogen. Schlechte Kleider oder Fetzen dulden sie durchaus nicht auf ihrem Körper.

In der Regel findet monatlich zweimal ein Raubzug statt entweder an die Landstraße oder zur Plünderung eines Hauses. Sonst besteht die Unterhaltung der Räuber im Erzählen ihrer Thaten und Erlebnisse, im Planmachen für die Zukunft, im Tabakrauchen, Singen, Tanzen und „bei ruhigen Zeiten" in der Wildschweins-Jagd. Ihr größtes Vergnügen ist aber Mädchen- und Weiberraub. Die erste Beste, so ihrem Hinterhalt am Saume der Wälder oder Gebüsche nahe kommt, ist gefangen; erst nach einigen Tagen wird ein solches unglückliches Geschöpf wieder freigegeben. Indeß aßen mehrere der Räuber, in deren Gewalt ich mich befand, am Freitage kein Fleisch; zwei, die Gedrucktes lesen konnten, lasen, so oft es die Zeit erlaubte, in einem Gebetbuche, und

das Marienbild am Spiegel wurde regelmäßig jeden Morgen von allen ehrerbietig geküßt.

Bei dieser Bande genoß am meisten Ansehen Antonio Gasparoni, ein großer und schöner Mann von sanfter Gesichtsbildung und sehr wohlklingender Stimme; nach ihm Michele Feodi, in Allem diesem ähnlich; endlich Vittorio, eine kleine Person von etwa 45 Jahren und garstigem, auf Grausamkeit deutenden Aussehen. Mit besonderm Vergnügen erzählte er seine Mordgeschichten; er konnte mir nicht oft genug sagen, daß sie vor anderthalb Jahren vierundzwanzig Knaben aus dem Lyceum in Terracina geraubt, und, weil statt des ganzen Lösegeldes von 24,000 Scudi nur 20,000 eingegangen seien, drei davon umgebracht hätten. Zur Zeit der Noth aber war dieser Vittorio der Kleinmüthigste.

Alle neunzehn Räuber waren Mörder; ich hielt aber nur fünf davon für verstockte Bösewichter, darunter vorzüglich die zwei jüngsten von 18 und 19 Jahren. Der eine hatte seinen Vater ermordet, der andere, bloß um von der Bande gewiß aufgenommen zu werden, auf dem Hinwege ein Weib und ihr kleines Kind erstochen, denn jeder Candidat der Bande muß ein Verbrecher seyn. Diese zwei Bösewichter waren es, die bei dem drohenden Angriffe vom 19ten mit der Weisung hinter mir und dem Kurier standen, uns auf das erste Zeichen sogleich zu erschießen; bei jedem Schritte, den die Jäger vorwärts machten, fragten sie: „sollen wir schießen? sollen wir schießen?“ Zwei andere Räuber, Serafin Guozio und Pietro Dritto, ehemals französische Soldaten, verriethen zwar eine wilde Gemüthsart, benahmen sich aber gegen mich stets so respektirlich, daß ich sie nur loben kann.

Am ersten Tage nannten mich die Räuber „Du“, am zweiten „Sie“ und an den folgenden „Signor Colonello“ und „Vossignoria“. Uebrigens war es mein Glück, daß ich meine aus Auftrag geschriebenen Briefe immer so ziemlich in dem

Sinne der Räuber stellte; denn jedesmal erfuhren sie den Inhalt Wort für Wort. Abermals ein Beweis für die engen Verbindungen der Räuber mit den Ortschaften, und namentlich mit Terracina!

Schließlich wäre es ungerecht, wenn ich des Eifers nicht gedächte, den die römischen Behörden für meine Befreiung rühmlichst bethätigten. Ich theilte ihnen auch den Wunsch der Räuber mit, sich zu ergeben, glaube aber nicht, daß die Regierung, wie sonst nicht selten geschah, in Unterhandlung sich einlassen werde.

Am 23sten Abends verließ ich mit dem Hauptmann von Jetzer, dessen Streifzug gegen die Räuber ich so viel verdankte, Terracina und traf am 24sten in Neapel ein. Mein Erstes war, dem commandirenden General Baron von Frimont für die zu meiner Befreiung getroffenen Maßregeln herzlichst zu danken; sein unveränderlicher Glücksstern hatte dießmal auch mir geleuchtet. Denn kein anderer Umstand, als die entschlossene militärische Verfolgung der Räuber, lag meiner endlichen Freilassung zu Grunde, die für einen österreichischen Soldaten nicht ehrenvoller hätte seyn können.

Mein Empfang beim Regiment war zu schmeichelhaft, als daß ich ihn schildern dürfte; ich bemerke bloß, daß Lieutenant Grassini sich als Geisel für mich bei den Räubern stellen, das ganze Officier-Corps aber nöthigen Falls das begehrte Lösegeld aus eigenen Mitteln bestreiten wollte.

(Die Relation ist datirt: „Avellino, den 17. April 1822.“)

LIII.

Aphoristische Zeitläufte.

Den 15. April 1852.

Fürst Felix Schwarzenberg.

Wir können unsern und aller Freunde Oesterreichs tiefen Schmerz über den urplötzlichen Hintritt des kaiserlichen Minister-Präsidenten in wenig Worte fassen. Es ist ein Mann an ihm gestorben, und ein Mann wiegt schwer in der Zeit der Rhetoren und Tagesschreiber. Dieser Mann ist in dem, was er war und nicht war, nicht zu ersetzen; aber der Trost, der uns bei seinem Verluste bleibt, ist der: daß er nicht der Menschen Thorheit oder Schlechtigkeit zum Opfer gefallen, sondern unmittelbar durch die Fügung des Allerhöchsten, der ihn ohne alle Berechnung und Voraussicht der Sterblichen auf seinen Posten gestellt, hinweggenommen ist, als seine Zeit erfüllt war. Derselbe Gott, der Oesterreich durch dieses Werkzeug rettete, hat leichtbegreiflicher Weise auch die Mittel, ohne ihn und nach ihm dasselbe Reich zu schützen, von welchem heute keine Spur mehr vorhanden wäre, wenn nicht eine Reihe von Ereignissen es aufrecht erhalten hätte, die jeder gläubige Sinn unmittelbar in die Reihe der Wunder setzen wird.

Heute, nachdem die welthistorische Laufbahn des großen Staatsmannes geschlossen ist, sind wir im Stande, uns über

die Mission Rechenschaft zu geben, die ihm geworden war. Er war der Mann, welchen die Vorsehung berufen hatte, den Abgrund der Revolution in Oesterreich, zum Heile des Landes und Europa's, Gott gebe für immer! zu schließen. Zugleich war ihm der hohe Beruf geworden, den jungen Herrscher in sein ihm von Gott vertrautes kaiserliches Amt einzuführen und auf die Straße zu stellen, welche allein in Staat und Kirche, in Krieg und Frieden, in Glück und Unglück zum Heile führen kann. Und zu diesem Geschäfte war der Verewigte mit Gaben ausgerüstet, wie Wenige unter seinen Zeitgenossen. Zu diesen Eigenschaften aber, die ihn von der Mehrheit der jetztlebenden Deutschen unterscheiden, rechnen wir zunächst eine Energie des Charakters, die, in frühern Jahrhunderten Gemeingut Vieler, heute zur höchsten Seltenheit geworden ist. Irren wir, wenn wir gerade diese Eigenschaft dem wichtigen Umstande zuschreiben: daß Fürst Felix zwar hochgebildet (er las die alten Klassiker zu seiner Erholung), aber kein Gelehrter war, den die Universität und das Beamtenleben erzogen, sondern daß er dem österreichischen Kriegsheere seit früher Jugend angehört hatte? Auch jenen Schwarzenberg, der vor länger als dreihundert Jahren der Reformator des deutschen Kriminalrechts wurde, hatte nicht die Schule, sondern das Leben erzogen.

In der That bedurfte Fürst Felix der ganzen Kraft seines gewaltigen Charakters und der vollen Frische seines hellen, scharfen, durchdringenden Verstandes, um des Ungeheuers der Revolution in Oesterreich Herr zu werden. Wer würde läugnen, daß die Fügung der Vorsehung sein Werk mit wunderbarem Segen gleichsam überschüttet hat; auch wäre es Schmeichelei und Uebertreibung, behaupten zu wollen: daß der Fürst den Gang der Dinge, wie er nachher wirklich eingetreten, von vorne herein in ein Programm gefaßt habe. Das aber behaupten wir, daß er, der bestimmt und klar zu allen Zeiten gewußt, was er gewollt, keine Gelegenheit versäumt habe, für seinen Zweck thätig zu seyn.

Dieser Zweck war die Ehre und das Wohl des kaiserlichen Hauses und der Gesammtmonarchie, weßhalb dann auch einseitige, separatistische Bestrebungen an ihm ihren schärfsten und seines Zweckes bewußtesten Gegner fanden. So wird man einst von ihm den Anfang der Periode datiren, in welcher die österreichische Gesammtmonarchie als europäischer Staat gegründet ward; so wie er heute schon der Wiederhersteller der vor 1848 so schmachvoll tief gesunkenen politischen Ehre Oesterreichs in der europäischen Meinung ist.

Sein größtes Verdienst aber ist sein Antheil an der Befreiung der Kirche aus jenen unwürdigen Banden, in welche eine, im eigenen Fleische wüthende, wahnsinnige Staatslehre sie geschlagen, und Mangel an Muth und Entschiedenheit sie festgehalten hatte. Fürst Felix Schwarzenberg hat niemals von seinem Glauben und seinem Eifer für das Wohl der Kirche gesprochen, niemals Andere glauben machen wollen: daß die Religion zu jeder Zeit das Endziel und der Mittelpunkt seiner Bestrebungen gewesen. Er hat seine Pflichten als Katholik erfüllt, aber nie mit seinem Verdienste um die Kirche geprahlt. Aber er hat gehandelt. Und wir hoffen, daß das, was unter seiner Beihülfe zuerst auf europäischem Boden in Oesterreich für die Kirche geschehen ist, ihm in der angstvollen Stunde der Rechenschaft vor jenem Richter des Leibes und der Seele zu Gute gekommen seyn wird, vor welchem kein Lebendiger unsträflich gefunden wird. Kein Katholik wird dieses wahre und große Verdienst des Fürsten Felix je vergessen, und Alle werden durch ihr Gebet im Geiste und Sinne der Kirche die gemeine Schuld der Gläubigen abzutragen suchen.

LIV.

Historische Ahnungen.

Den 7. Mai 1852.

Sieben Jahre vor dem Ausbruche der ersten französischen Revolution schrieb der Oheim Mirabeau's, Bailli des Johanniterordens, an seinen Bruder, den Vater des berühmten Volksverführers, folgende Worte, die um so merkwürdiger sind, als sie die Ansicht des alten französischen Adels in Betreff der Gleichheitsbestrebungen des dritten Standes scharf bezeichnen: „Ich komme täglich mehr zur Ueberzeugung, daß meine Nachkommenschaft, die nur die Deinige seyn kann, mich so wenig kümmert, wie eine Rübe. Ich sehe ja aus Allem, daß der ächte Adel nur sinken kann, was schlimmer ist, als erlöschen, daß ihm nur noch Demüthigungen bevorstehen, und daß er durch Erpressungen täglich noch tiefer sinkt. Das Gesindel gewinnt überall die Oberhand. Blicke nur, um Dich von deinem Familienstolze zu heilen, auf die schmähliche Gleichheit, die bis zum bevorstehenden allgemeinen Umsturze, bis zum Ausbruche des Vulkans, mit Hülfe des Schreiberpackes, dem das Schießpulver, die Buchdruckerkunst, die Gottlosigkeit und folglich auch der Aufruhr zu Gebote

stehen, in Europa hergestellt ist, und von ihm aufrecht erhalten werden muß. Die Völker werden nicht mehr zu kräftigen Sitten zurückkehren — ich frage Dich daher, welche Rolle der Adel in Zukunft spielen kann, und ob es angenehm sei, Kinder zu haben, um sie, wenn sie gute Unterthanen sind, verunglimpft und höchstens zu Hofschranzen erniedrigt zu sehen? Der Adel spaltet und verliert sich ja; auf alle Kinder jener Blutsauger, jenes von der Pompadour, die selber aus solchem Schmutz erwuchs, aufgefütterten Finanzgesindels ausgedehnt, erniedrigt er sich zu einem Theil in der Knechtschaft des Hofes, während ein anderer sich mit jenem Schreiberpacke vermischt, welches das Blut der Unterthanen des Königs in Dinte verwandelt, ein Dritter aber, erstickt von jenen niederträchtigen Rabulisten, die ein Amt aus dem Kothe emporhebt, zu Grunde geht. Und was das Schlimmste, der Adel sieht sich genöthigt, vor allen diesen in einer Nacht emporgeschossenen Pilzen das Knie zu beugen, vor Kürbisköpfen, die, Dank der Schwäche der Regierung, auf ihrem heimischen Düngerhaufen stolziren und eine bürgerliche Aristokratie bilden, die sich ein schändliches Vergnügen daraus macht, ihre alten Gebieter ihr Ansehen fühlen zu lassen." Also der altfranzösische Edelmann vor 1789! In England war es anders. Darum hat aber auch England, obwohl es die eigentliche Heimath aristokratischer Begriffe und Gefühle ist, keine französische Revolution erlebt.

LV.

Das aufgeklärte österreichische Staatsrecht des des achtzehnten Jahrhunderts.

(Geschrieben im Jahre 1832.)

Je bestimmter und schärfer sich der Typus der alten österreichischen Staatstheorie im achtzehnten Jahrhundert entwickelt hatte, desto nothwendiger ist es, dieses Bild und System kennen zu lernen. Wir sagen nicht zu viel, wenn wir behaupten, die meisten heutigen österreichischen theoretischen und praktischen Staatsmenschen seien nach dem Modell dieses Typus geformt. Wird es möglich seyn, diese Species der revolutionären Denkart, bis in ihre unterste Grundtiefe hinein, zu ändern? denn ohne eine solche Aenderung ist ein neues Oesterreich, welches siegreich im Kampfe mit der dummen Aufklärung bestehen könnte, undenkbar.

Das in k. k. Landen als Lehrbuch des Staatsrechts vorgeschriebene Werk von C. A. v. Martini, Positiones de Jure civitatis rührt aus einer Periode her, wo Europa die große Erfahrung der Revolution noch nicht gemacht und den Effekt der staatsrechtlichen Lehren, welchen das vorige Jahrhundert, mit Ausnahme weniger vereinzelt stehender Gelehrten huldigte, noch nicht in der Praxis kennen gelernt hatte.

Auf der Basis der damals (in den siebenziger Jahren des 18ten Seculi) in Deutschland allgemein herrschenden Theorien, die ihren eigentlichen literarischen Ursprung in Hobbes genommen haben, steht auch das Martini'sche Lehrbuch. — Jedoch zeichnet es sich dadurch vor unzähligen anderen, der damals schon erschienenen publicistischen Schriften aus, daß der Verfasser die entschiedenste Abneigung gegen die demokratischen und anarchischen Folgerungen hat oder zeigt, die aus den, auch von ihm angenommenen Prämissen gezogen werden können, und auch zu jener Zeit bereits gezogen wurden. Er sucht diesen in jeder Weise zu entgehen, bestreitet an vielen Orten die Monarchomachen (Thronenstürmer), und leitet aus denselben irrigen Vordersätzen, denen die letztern huldigen, Consequenzen ab, die nach dem heutigen Sprachgebrauche und zwar mit Recht, absolutistisch genannt werden müssen. — Mit Einem Worte könnte man also das Werk als das Lehrgebäude eines, auf der Basis gewisser revolutionärer Grundprincipien errichteten strengen Absolutismus charakterisiren, der an gewissen Stellen, auf eine leise Art, zu dem constitutionellen Staatsrechte unsers Jahrhunderts hinüber neigt.

1. Die revolutionäre Basis liegt in folgenden Sätzen:

Martini sieht den Staat, in Uebereinstimmung mit dem gemeinschaftlich publicistischen Glauben seines Jahrhunderts, für eine künstliche, aus dem Willen und der Ueberlegung der Menschen und zwar durch Vertrag entstandene Einrichtung an, und verwahrt sich (§. 16 und 17) ausdrücklich gegen die Meinung derjenigen, welche die Natur oder Gott zum Urheber der Staaten machen. Der Mensch sei Schöpfer der Staatsordnung, und nur sich selbst unterwirft er sich, indem er sich der Ordnung Gottes unterwirft. Der innerste Kern des Systemes ist demnach atheistisch. — Nur in sofern sei die Natur die Urheberin der staatsgesellschaftlichen Ver-

bindung, als die Vernunft, und zwar durch das natürliche Gesetz, den Menschen befehle, in einen „coetum civilem" zusammenzutreten; Gott dagegen sei derjenige, der dem Menschen die Vernunft gegeben, auch nach dem Zeugnisse von Cicero und der heiligen Schrift stets großes Wohlgefallen an dem geordneten politischen Leben der Menschen empfunden habe.

Diese Auffassungsweise ist die Mutter der meisten publicistischen Irrthümer unserer Zeit, von deren Folgen auch Martini, wie gleich bemerkt werden soll, sich nicht loszumachen im Stande ist. — Hier genüge nur die Bemerkung, daß jener gesellschaftliche Vertrag, das Fundament des ganzen Systems, weder jemals in der Geschichte wirklich, noch überhaupt möglich, noch zur Begründung des Staatsrechts nöthig sei. — Die Geschichte aller Staaten weist überall nach, daß die Herrschaft sich auf die Macht gegründet, daß niemals eine Gesellschaft sich willkürlich zu einem Staate vereinigt, sondern daß überall nach der Natur der Dinge und ganz von selbst der Schwache dem Mächtigen gehorcht habe, endlich daß diese Macht als das natürliche und nothwendige Fundament des Staates, als eine Fügung des Himmels erworben und weiter überliefert werde, wie jedes andere Recht, und in diesem Sinne von Gott herrühre, nicht aber durch den freiwilligen Zusammentritt der Mehrheit auf den Herrscher übertragen sei.

Gerade dieses aber nimmt Martini ausdrücklich an. — Er lehrt (§. 41) wörtlich: die Staatsgewalt (civile imperium) rühre aus einem Vertrage her, und habe im Anfange bei allen Familienvätern und andern selbstständigen Menschen als eigenes Recht gelegen; sie habe im Anfange der Gesammtheit (multitudo) zugestanden (§. 39), der durch das pactum subjectionis die Einzelnen ihren Willen unterworfen hätten (§. 38). Von diesem ursprünglichen Vertrage müsse aber die ordinatio civitatis, oder die Wahl der zur Errei-

chung des Staatszweckes geeigneten Mittel unterschieden werden (§. 36). — Die Anordnung hänge ursprünglich von der Willkür der Gesammtheit (ab arbitrio universorum) ab, deren Sache es sei, zu entscheiden, ob sie die Staatsgewalt bei sich behalten, oder sie mit oder ohne Bedingung Einigen oder einem Einzigen, entweder als ein rein persönliches, oder auf andere zu übertragendes Recht, anvertrauen wolle (§. 37). Puffendorf's Meinung, der außer dem Unterwerfungsvertrage ein pactum unionis und ein decretum formae statuirt (§. 31 seqq.), wird freilich bestritten, jedoch (§. 35) hinzugesetzt: „die Meinung jenes Schriftstellers sei alsdann richtig, wenn die Menge (multitudo) die Aristokratie oder Monarchie der Demokratie vorzöge. Denn dann bedürfe es allerdings eines Beschlusses, der diese besondere Form einführe, und außerdem eines neuen Vertrages, kraft dessen die Gewalt auf gewisse und bestimmte Personen übertragen werde. Sonst aber habe das Imperium Aller die Kraft, daß angenommen werde, die Einzelnen hätten so wenig als möglich ihrer ursprünglichen Freiheit vergeben" (§. 35).

In diesen wenigen hier ausgezogenen Sätzen liegt ein vollständiges revolutionäres Staatsrecht. Die Quelle alles Rechts, aller gesellschaftlichen Einrichtungen, aller Staatsgewalt wird in den Willen der Masse aller Einzelnen gesetzt; alle Erscheinungen der Revolution, wie Europa sie seit sechszig Jahren erlebt hat, sind bloß Corrolarien dieses neuen Satzes. — In diesem liegt der einfachen Natur der Sache nach die Volkssouverainetät mit allen ihren theils furchtbaren, theils lächerlichen Folgerungen; jede Staatsgewalt, die sich auf dieses Fundament basirt, stellt sich auf einen Vulkan, dessen verderbliche Ausbrüche sie nur durch die offenbarste Inconsequenz eine zeitlang hinhalten und aufschieben kann.

2) Den letzten Weg schlägt auch Martini ein:

a) Gegen den gesellschaftlichen Vertrag läßt sich zunächst dessen historische Unnachweisbarkeit anführen. — Diesem wichtigen Einwande sucht Martini im §. 39 und 40 zu begegnen. Es heißt nämlich dort:

„Obgleich wir annehmen, daß die Staatsgewalt im Anfange bei der Menge (multitudo) gelegen habe, so können doch viele und gewichtige Ursachen obgewaltet haben, warum das Volk dieselbe lieber einem Bürger übergeben, als selbst behalten wollte."

„Auch erhellt, daß es nicht nöthig sei, daß ein solcher Vertrag mit ausdrücklichen Worten geschlossen werde; sondern auch ein stillschweigender genügt, indem das Volk durch gemeinschaftliche Unterstützung (suffragio) und Hülfe (adjutorio) über die Mittel zur Erreichung der Sicherheit auf dem Wege des Gebrauchs und der Gewohnheit zu berathschlagen pflegt, — und indem die Ohnmächtigen und Schwachen dulden (patiuntur), daß sie von denen regiert werden, von deren Gerechtigkeit, Klugheit und Kraft eine große Meinung besteht."

Dieses Mittel, die bestehenden Verfassungen zu retten, erfüllt seinen Zweck keineswegs. — Ist ein gesellschaftlicher Vertrag, wodurch dem Regenten die Staatsgewalt übertragen worden, zur Begründung der letztern nothwendig, ist wirklich die demokratisch-republikanische Verfassung die ursprüngliche — so liegt vornehmlich in einer Zeit, welche auf Gebrauch und Gewohnheit einen so geringen Werth legt, wie die unsrige, die Ansicht nahe, und die eben angeführte Stelle des Lehrbuches leitet unwillkürlich selbst darauf hin, daß alle aristokratischen und monarchischen Institutionen, deren Ursprung sich aus einem Beschlusse des Gesammtwillens aller Einzelnen nicht nachweisen läßt, eine reine Usurpation seien, womit, wie natürlich, der Stab über den jetzigen Zu-

stand von Europa gebrochen ist, da jener Beschluß niemals gefaßt wurde, noch auch gefaßt werden konnte. — Wenigstens ist durchaus nicht abzusehen, wie sich der Consequenz derer, die jene Folgerung ziehen, — und es gibt deren bekanntlich in allen Ländern Europa's, — mit den Prämissen, die das Martinische Lehrbuch aufstellt, gründlich und genügend begegnen lasse.

b) Ist alle irdische Staatsgewalt durch Uebertragung einer aus ursprünglich freien und gleichen Individuen bestehenden Gesammtheit entstanden, so gibt es kein Mittel, der Annahme zu entgehen: daß diese Gesammtheit auch fortwährend der wahre oberste Herr (Souverain), der Regent hingegen der bloße Diener des Volkes sei. — Auch gegen diese Annahme der Volkssouverainetät verwahrt sich das Martinische Lehrbuch, aber mit Gründen, deren Unzulänglichkeit und Schwäche sofort einleuchtet. Indem es nämlich §. 359 Folgendes sagt:

> „Es ist klar, daß diejenigen, welche die Majestät dem Volke beilegen, das Wort Volk in einem trügerischen Sinne gebrauchen. — Denn bald wird es für die Menge der Familien genommen, welche den ewigen Körper (corpus aeternum) des Staats bilden. Bald wird es für die Menge der vom Herrscher verschiedenen, ihm unterworfenen Bürger genommen, und umfaßt alle Personen, die der bürgerlichen Gewalt gehorchen. In diesem letztern Sinne klebt dem Volke keine Majestät an."

so erhellt, daß er genau genommen auch die Majestät oder Souverainetät des Volkes als der Gesammtheit aller Bürger zugibt, dieser jedoch den Regenten beigerechnet wissen will.

c) Der wichtige (und, wenn man die irrige Basis des gesellschaftlichen Vertrages zugibt, unwiderlegliche) Einwand:

„das Volk, von dem der König eingesetzt worden, sei nothwendig über dem König", wird von ihm mit folgenden Worten abgefertigt: „Es wäre dieses allerdings wahr, wenn das Volk bei der Einsetzung des Königs sich nicht gleichzeitig ihm unterworfen und der natürlichen Gleichheit entsagt hätte. Indem es dieses gethan, bliebe es eben so wenig der Obere, als derjenige, der sich in die Sclaverei verdinge, oder Lohndiener, über ihren Herren stehen." Die Mißlichkeit dieses wahrhaft revoltirenden Arguments leuchtet ein. — Der gesellschaftliche Vertrag, durch den die Regentengewalt constituirt worden, ist eine reine Fiction; wird diese aber einmal angenommen, so hat in der That die eine Folgerung: das Volk habe für alle Zeiten seiner constituirenden Gewalt entsagt, eben so viel für sich, als die andere: es habe sich dieselbe für gewisse Fälle vorbehalten. — Ja, es ist keine Frage, welche von beiden gleich willkürlichen Annahmen in kritischen Zeitläuften mehr Anhänger um sich versammeln wird? — Schon in der englischen Rebellion wurde aus dem hobbesischen Grundsatze vom gesellschaftlichen Vertrage, im Gegensatze mit dem Erfinder dieses Princips, gefolgert: cui licet instituere, licet abrogare, — und Rousseau bemerkt nicht mit Unrecht: Ein Volk, welches eine absolute Macht für alle Zeiten auf einen Herrscher übertrage, ohne sich für gewisse Fälle die Zurücknahme seines Mandates vorzubehalten, habe den Verstand verloren, und könne deßhalb schon keine Verträge schließen. Er wird deßhalb freilich von unserm Autor ein novus Diogenes genannt, aber es kann derselbe (§. 361) selbst nicht umhin, jene angebliche Creirung eines Königs von Seiten der Familienväter dadurch zu rechtfertigen: „daß diese ein kleineres Uebel einem größeren" (den bürgerlichen Unruhen) „vorgezogen hätten", wodurch die Monarchie keineswegs in einem glänzenden Lichte erscheint. Ja, er zählt §. 368 zu den Gründen, warum sich ein Volk einem Monarchen unterwerfe, auch folgenden: „Stupiditas

aliquarum gentium, quae se ipsas consilio regere haud possunt, ut olim Cappadoces, Mysi, Geti." — Ob dieses, und vornehmlich in unserer Zeit, der geeignete Weg sei", den „Thronenstürmern" (Monarchomachis), mit deren Widerlegung sich Martini viel beschäftigt, wirksam zu begegnen, möchte einem gerechten Bedenken unterliegen.

d) Seine Gründe, durch welche er (§. 494 seqq.) zu beweisen sucht: daß das Volk nicht das Recht habe, den Regenten abzusetzen, entbehren daher aller richtigen Grundlage und beruhen lediglich auf der Fiction, daß in dem gesellschaftlichen Vertrage keine lex commissoria liege. Freilich, wenn diese hinzugefügt sei, was unbeschadet des natürlichen Rechts geschehen könne (§. 495), und dem Regenten dann ein Bruch des Grundvertrages Schuld gegeben werde, so müßten Richter vom Volke und vom Regenten bestellt werden, die über jenen Treubruch richteten und über die Grundgesetze wachen sollten (§. 496). — Daß hingegen von Seiten eben jener „Thronenstürmer" siegreich werde ausgeführt werden: die lex commissoria verstehe sich, wenn man einmal den gesellschaftlichen Vertrag annehme, als nothwendige Clausel des letzteren immer von selbst, hat unser Autor nicht berücksichtigt.

e) Eben so hängt auch die von ihm aufgestellte, vollkommen richtige Behauptung (§. 367): „Der König sei kein Diener des Volkes, verwalte seine eigenen Rechte und regiere den Staat aus eignem, nicht aus fremdem Rechte", — völlig in der Luft, und läßt sich nach den oben aufgestellten Prämissen nur aus einer reinen Inconsequenz erklären.

3) Aus dem bisherigen erhellt wie schwankend und gefährlich die Grundlage sey, auf welche das Martinische Lehrbuch die Staatsgewalt basirt. — Allein die Rechte der Unterthanen sind eben so wenig gesichert, und durch gewisse allgemeine völlig absolute Principien, sammt und sonders in

Frage gestellt. — Diese absolutistische Seite des hier in Rede stehenden staatsrechtlichen Systems ist ebenfalls keine besondere Eigenschaft des Martinischen Lehrbuches, sondern eine bloße Emanation der im 18ten Jahrhundert überhaupt gangbaren Ideen, sie ist aber in diesem Lehrbuche mit besonderem Nachdruck hervorgehoben. — Während nach der richtigen Lehre, die Gerechtigkeit die Grundlage aller Reiche und die vornehmste Pflicht jeder weltlichen Obrigkeit ist, jene aber darin besteht, Jedem das Seine zu lassen und zu geben, und Jeden in seinem guten Rechte zu schützen, (freilich ist dieses über die Maßen unbestimmt, unsicher und zweideutig geworden, so daß zwar nicht der Grundsatz des Rechtes, dafür aber desto mehr der Inhalt desselben bestritten worden ist!) — stellt Martini (§. 13) ein von der Gerechtigkeit verschiedenes Princip, die Sicherheit, als die leitende Idee aller Regierung auf, mit der dann der weitere Zweck: Wohlfahrt der Unterthanen, an mehreren Stellen des Lehrbuches in Verbindung gebracht wird. — Daraus wird (§. 47) als „Axiom" gefolgert: „das Wohl des Volkes sey dem Wohle der einzelnen Bürger immer vorzuziehen." Dieser so weit verbreitete Satz, der seit dem vorigen Jahrhundert in der That fast die Bedeutung einer sich von selbst verstehenden Wahrheit erhalten hat, ist das Grab der Sicherheit aller Privatrechte, und consequent durchgeführt die Quelle eines Absolutismus, der jedes rechtliche Verhältniß in jedem Augenblicke in Frage zu stellen vermag. Was das Recht bestimme, ist klar und positiv. Was die Sicherheit, wenn sie als absoluter Zweck gedacht wird, dem die Gerechtigkeit weichen müsse, oder was das öffentliche Wohl oder die allgemeine Glückseeligkeit erheische, ist nicht blos schwierig, sondern genau genommen unmöglich zu bestimmen und läuft in der Wirklichkeit darauf hinaus, daß der (oder die) Gewalthaber, den Rechts- und Besitzstand nach ihren Theorien und chimärischen Projekten in jedem Augenblicke verändern dürfen. Die wahre

Sicherheit besteht darin, daß jeder, der in seinem Rechte ist, geschützt werde; ein Zustand, wo jedes Recht gleich unsicher ist, wo jeder besorgen muß in jedem Augenblicke einem imaginären Gemeinwohle geopfert zu werden, wäre eben der unsicherste. — Eben so ist die Idee des Gemeinwohls in so fern ein Widerspruch, als es ein eigentliches Gemeinwohl nicht gibt, da das, was dem Einen nützlich ist, dem Andern zum höchsten schädlich seyn kann. Die Menschen glücklich zu machen, geht aber vollends über die Kräfte jedes, auch des mächtigsten Regenten. Endlich leuchtet es ein, daß eben jener Grundsatz den Rechten des Regenten eben so gefährlich sey, wie denen der Unterthanen. — Soll schlechthin das Wohl des Einzelnen dem Gesammtwohle weichen, wie kann der Regent dann jene eigenen Rechte dem stürmischen Verlangen der Volksvertreter gegenüber vertheidigen, wenn diese im Namen des Gesammtwohles das Opfer seiner Rechte, z. B. seines Hausvermögens, von ihm verlangen?

Aus dem oben angeführten Grundsatze leistet dann auch das in Rede stehende Lehrbuch, unstreitig consequent, ein jus eminens der Regierung über das Eigenthum und die Privatrechte der Unterthanen ab, welches (nach §. 186) ausgeübt werden soll im Falle der Noth oder wenn ein größerer Nutzen es verlangt. — Dieser Satz enthält die volle Bestätigung des eben Gesagten. Er beruht übrigens auf einer Verwechselung der mehr dem Gebiete der moralischen Casuistik angehörenden Frage: ob und wann möglicherweise der Regent das Recht Anderer verletzen dürfe? mit einem im Umkreise der ordentlichen Befugnisse der Staatsgewalt liegenden, über allen Privatrechten und Gesetzen stehenden Rechte. — Jene casuistische Frage kann auch in Beziehung auf jeden andern Menschen aufgeworfen werden; es kann z. B. für den Arzt die Frage entstehen: ob er das Leben der Gebärerin oder ihrer Leibesfrucht aufopfern solle? Dessen ungeachtet wird Niemand das Recht über Leben und Tod der Patienten zu seinen

Amtsbefugnissen zählen. Was die Staatsgewalt im Falle der Noth bei einer Collision ihrer Pflichten thun dürfe und solle, ist eben so wenig vorher zu berechnen als die möglichen Nothfälle selbst; aber wenngleich für das Gewissen des Regenten, wie für das jedes Andern, und unter eben denselben Einschränkungen die Regel gelten mag: Noth kennt kein Gebot — so ist doch die wahre Noth keineswegs mit dem „größern Nutzen" zu verwechseln und anzunehmen, daß auch dieser bereits zur Verletzung der Rechte Anderer berechtige.

Die Folge jener irrigen Auffassung des Staatszweckes zeigt sich denn auch an verschiedenen Stellen des Martinischen Lehrbuches. — Sobald der Regent nicht blos als Bewahrer und Schützer der Rechte seiner Unterthanen angesehen wird, sobald er die letztern glücklich machen soll, ist es consequent, daß ihm (nach §. 188) ein Aufsichtsrecht über das Privateigenthum jedes Menschen beigelegt wird; denn es liegt (§. 184) dem Staate daran „ne quis re sua male utatur", eine Vormundschaft, die consequent durchgeführt den Begriff des freien Privateigenthums vernichten und zu einem Despotismus führen würde, wie er im christlichen Occident noch nicht erhört gewesen ist.

Eine andere höchst gefährliche Folge jener Auffassung des Staatszweckes ist das Verhältniß, worin nach eben jenem Systeme die Religion und Kirche zum Staate gestellt worden. — Die Menschen für den Himmel zu erziehen, ist das Geschäft nicht der weltlichen Obrigkeit, sondern der Kirche; — diese und den wahren Glauben zu schützen, ist die Pflicht des Regenten, — dem andererseits das Recht nicht verweigert werden darf, dahin zu sehen, daß die irdischen und menschlichen Träger der kirchlichen Gewalt nicht aus Irrthum oder Mißverstand in die Sphäre des weltlichen Rechts störend eingreifen. — Die innere Freiheit der Kirche darf aber eben so wenig angetastet werden, als eine theokratische Regierung des Staates durch die Kirche etwas Wün-

schenswerthes wäre. Ein christlicher, und insbesondere ein katholischer Herrscher wird also zwar nicht eine Priesterherrschaft in seinen Staaten organisiren, — womit der Kirche selbst kein Gefallen geschähe; aber er wird Gott geben, was Gottes ist, — die Selbstständigkeit und Freiheit der Kirche heilig achten, anerkennen, daß nicht ihm, sondern der geistlichen Gewalt das Heil der Seelen anbefohlen worden, und die Kirche in ihrem überirdischen Geschäfte nicht auf eifersüchtige Weise einengen, hemmen oder gar ihr entgegen arbeiten wollen. — Er wird vor Allem anerkennen, daß das Mißtrauen gegen die Kirche und ihre Diener nicht der oberste Gesichtspunkt seyn dürfe, von dem man ausgehen müsse, und daß der Satz nicht als Axiom gelten könne, die Polizei verstehe besser, als die Diener des Altars, was die Pflicht der letztern sei.

Im Gegensatze mit diesen eben entwickelten Grundsätzen ist im Martinischen Systeme (§. 202) als Thesis aufgestellt: „Der **Regent** müsse in den Gemüthern der Unterthanen unter andern Tugenden auch vornehmlich die Frömmigkeit erwecken und beleben", und demnächst aus dieser Pflicht eine Reihe von Folgerungen abgeleitet, welche, obwohl sie nur unter dem bescheidenen Namen jus circa sacra aufgeführt werden, dennoch, in ihrem Complexus streng angewendet, ziemlich die volle Kirchengewalt in die Hände der weltlichen Obrigkeit legen dürften. — Daß dem Regenten ein jus eminens über geistliche Personen und Kirchengüter zugesprochen wird, ist hiernach nicht zu verwundern. — Das erstere wird (§. 235) dahin ausgedehnt, die Priester, wenn das Bedürfniß des Staates es erheische, zum Kriegsdienste zu verwenden, und der §. 237 lehrt, daß das Vermögen der Kirche durch diese seine Eigenschaft keineswegs aufhöre, Staatsgut zu seyn. — Wo der hier entwickelten Theorie die Praxis entspricht, ist die vollständige Vernichtung aller Selbstständigkeit und Freiheit der katholischen Kirche und deren

Behandlung als bloßes Staatsinstitut die unausbleibliche Folge.

4) Trotz dieser ungeheuern Machtfülle, die das Imperium des Martinischen Systems in sich beschließt, ist dennoch in eben demselben das ächte monarchische Princip auf eine höchst bedenkliche Weise compromittirt. — Nicht bloß, daß die Staatsgewalt, wie oben erwiesen, auf eine durchaus revolutionäre Weise durch den gesellschaftlichen Vertrag begründet wird, es führt eben jenes Lehrbuch den Schüler bis auf einen Punkt, wo nur noch ein fast unmerklicher Schritt dazu gehört, um ihn mitten in den Kreis der Fictionen des heutigen constitutionellen Staatsthums zu versetzen. — Bei jedem denkenden Menschen muß, wenn er erwägt, wie ungeheuer die Macht und fast übermenschlich die Aufgabe der Staatsgewalt nach eben jenem Staatsrechte ist, die Frage entstehen: ob es nicht besser sei, diese Macht, statt sie einem Einzelnen anzuvertrauen, in die Hände mehrerer, zweckmäßig gegen einander abgewogener Gewalten zu legen? — Auf diesem Standpunkte steht die Mehrzahl der heutigen Gebildeten, — und das Martinische Lehrbuch bahnt der studierenden Jugend, vielleicht wider Willen und Wissen des Verfassers, den Uebergang zur Lehre von den drei Gewalten. Das Lehrbuch handelt ausführlich „von den gemischten Regierungsformen“, bestreitet §. 402 u. s. f. diejenigen, welche die Möglichkeit einer Theilung der Staatsgewalt läugnen, und, wie es richtig ist, behaupten: daß der Regent zwar durch die Rechte anderer physischer und moralischer Personen beschränkt, die Souverainetät selbst aber nicht getheilt werden könne. Die Repräsentativmonarchie ist demnach also möglich. Gelegentlich wird dann (§. 348) bemerkt: der Regent, wenn er einen Theil seines Landes veräußern wolle, gehe am sichersten, wenn er die Stände seines Reiches um ihre Einwilligung angehe: „denn diese repräsentirten das ganze Volk“, bekanntlich ein Satz, mit dem die französische Revolution be-

gann, während die Glieder der ältern Stände nur sich selbst oder die moralischen Personen, von denen sie gesendet worden, vertreten. Endlich wird die Frage erörtert: welche Regierungsform die beste sei? — und am Schlusse der Discussion hinzugesetzt (§. 415): „Also ist das Verhältniß der menschlichen Dinge. Dem Polybius schien es: daß derjenige Staat für den besten gehalten werden müsse, der aus allen jenen Formen zusammengesetzt ist. — Dennoch bemerkt Tacitus mit Recht: eine also geordnete und aus diesen Bestandtheilen zusammengesetzte Verfassung könne belobt werden, werde aber selten wirklich werden, und wenn sie in's Leben träte, nicht lange bestehen. — Wenn man Alles dieses gegen einander abwägt, so ist es klar, daß unter diesen Formen, wenn sonst die Umstände gleich sind, leicht die Monarchie als die beste erscheine.“ — Dieser Zusatz ließ sich von dem in Oesterreich lebenden Verfasser eines natürlichen Staatsrechts erwarten und bekräftigt seine gute Absicht. — Aber daß gerade diese Ueberzeugung durch eben dieses Lehrbuch auch in den Studierenden erzeugt werde, daß dieses Resultat zu den oben geschilderten Prämissen passe, daß diese Argumentation in unserer Zeit ein kräftiger Damm gegen den Anprall der revolutionären Strömung der Zeit sei, das ist es, was bezweifelt werden muß.

LVI.

Cardinal Gerdil.

I.

Gerdil's Jugendjahre und sein erstes Wirken. Sein Kampf gegen die Pseudophilosophie seiner Zeit.

Der flachen und oberflächlichen Welt- und Lebensanschauung, die nur nach Neuem und Pikanten hascht und nur an grellen, stark in die Sinne fallenden Erscheinungen sich weidet, verbunden mit dem eigenthümlichen Reize, den das Verpönte und Verwehrte, oder das Regel- und Gesetzlose, ja selbst das Dämonische und Satanische auf das eitle und lüsterne Menschenherz ausübt, ist es nächst der allgemeinen sittlichen Verkommenheit unseres Geschlechtes vorzugsweise zu danken, daß fast jede destruktive Kraft und Thätigkeit der Mehrzahl der Gebildeten in einem glänzenderen Lichte erscheint, als jene, die sich das Erhalten und Beschirmen des bestehenden Wahren und Guten zum Ziele setzt, und daß die üppige Scheingröße den leichtfertigen Blick der Menge eben so oft besticht und verblendet, als die stille und wahre Größe den Augen der kurzsichtigen Welt entgeht. Daher kommt es denn auch, daß als große Denker und Forscher meist nur diejenigen bekannt werden, die mit Verachtung der nothwendigsten Grundlagen, sei es aller empirischen Erkenntniß oder aber

der allgemeinen Gesetze des Denkens, in Phantasiegebilden und willkürlichen Bestimmungen sich ergehen, und in einem falschen, lebensunfähigen Idealismus selbst das Widersprechendste zu einer höheren abstrakten Einheit verbinden zu können vorgeben, wobei jede andere Rücksicht schonungslos dem, was sie ihr „System" nennen, aufgeopfert werden muß. Will ja doch die ungläubige Spekulation eben wegen ihrer Ungebundenheit und Freiheit von jeder, nicht durch sie selbst geschaffenen Schranke, ausschließlich als die wahre Wissenschaft, als die ächte Philosophie gelten, während alles dasjenige kaum dieser Namen gewürdigt werden soll, was mit dem positiven Glauben nicht von vorneherein brechen und ihm feindlich gegenüber treten will. So ist es unzähligemal der Fall, daß ausgezeichnete, namentlich katholische Gelehrte, wenn sie in ungünstigen Zeitverhältnissen leben, deren Richtung der ihrigen widerstreitet, wenn sie genöthigt sind, gegen den Strom der künstlich producirten „öffentlichen Meinung" anzukämpfen, der in ihren Tagen Alles überfluthet und nach ihrem Hinscheiden noch fortwährt, daß diese jenes ausgebreiteten Ruhmes großentheils verlustig gehen, den ihre Begabung, wie ihr Wissen ihnen erringen mußten und in weiteren Kreisen leicht errungen hätten, falls auch sie dem Zeitgeiste dieselben hätten dienstbar machen wollen. Doch geht ihnen deßhalb die Unsterblichkeit ihres Namens nicht verloren; früher oder später sinkt der Schlamm zu Boden, und das Gewässer wird wieder klar, so daß auf heller, ungetrübter Fläche die Lichtstrahlen sich reflektiren; das Große, das sie geleistet, bleibt unverloren für die Menschheit, wenn auch nur Wenige es kennen, und nach und nach es an den Tag zu bringen bemüht sind.

Eine der hervorragendsten Persönlichkeiten des vorigen Jahrhunderts, die noch den Beginn des gegenwärtigen überlebte, groß als Mensch und Priester, als Forscher und Gelehrter, erfahren in fast allen Zweigen des menschlichen Wis-

sens und in Vielem bewundernswerth — ist der Cardinal H. S. Gerdil — ein Mann, den die meisten Geschichts-compendien kaum dem Namen nach kennen, und der bei weitem noch nicht die seinen Verdiensten entsprechende Anerkennung, selbst nicht in seinem Vaterlande, bisher gefunden hat *). Wir glauben aus mehr als einem Grunde eine besondere Aufmerksamkeit diesem geistreichen Schriftsteller und hochverdienten Kirchenfürsten zuwenden zu müssen, der gegen die Thorheiten und Irrthümer seiner Zeit so mächtig sich erhoben, und den anarchisch-negativen Geist auf religiösem und politischen Gebiete in einer auch für uns noch anziehenden und lehrreichen Weise erfolgreich bekämpft hat. Unglaublich viel hat diesem Manne die Entwicklung der Philosophie in Italien, von welcher anderwärts in diesen Blättern die Rede war **), zu verdanken, wie namentlich Galuppi, Taparelli und andere Denker der Halbinsel anzuerkennen sich gedrungen fühlen. Für Italien ward Gerdil ein geistvoller Vermittler zwischen der alten scholastischen Methode und der neueren Richtung, wie sie durch Bacon, Newton, Leibnitz und Descartes begonnen ward, und seine zahlreichen philosophischen Schriften gaben zur Weiterbildung mannigfachen Anlaß. Aber nebst diesem dient sein Leben, wie seine Schriften, vielfach zur Beleuchtung der Zustände des verflossenen Jahrhunderts, namentlich der inneren, geistigen Revolution, welche der äußeren politischen vorausging, und seine Leistungen haben, auch abgesehen von ihrem hohen

*) Vgl. Camillo Ugoni della letteratura italiana nella seconda metà del secolo XVIII. Brescia 1821. — Andrés dell' origine, progresso e stato attuale di ogni letteratura. Roma 1808. T. I. p. 208.

**) S. hist.-polit. Blätter Bd. XI. pag. 294 „die Philosophie und die Philosophen Italiens", so wie Bd. VI. pag. 243 „die Philosophie in Italien."

wissenschaftlichen Werthe, ein um so größeres Interesse für die Gegenwart, da der große Kampf des Antichristenthums gerade während seines ersten öffentlichen Wirkens sich deutlich und planmäßig entfaltet, und er selbst unter den tapfersten Vorkämpfern des Heiligthums einen der ehrenvollsten Posten sich errungen hat *). Wer die Werke Gerdil's in französischer, italienischer und lateinischer Sprache, wie sie in der schönen, zwanzig Quartbände umfassenden und dem Papste Pius VII. gewidmeten römischen Ausgabe **) sich vorfinden, nur flüchtig überschaut, muß sich bald von dem ausgebreiteten Wissen dieses Mannes und seiner strengen Consequenz in der Durchführung seiner Principien überzeugen. Noch mehr aber muß ihm das, was er für die eigentlich kirchlichen Angelegenheiten unter dem dornenvollen Pontificate Pius VI. mit vielfacher Anstrengung und aufopfernder Sorgfalt geleistet, den wärmsten Dank der katholischen Nachwelt für immer erwerben. Seinem Andenken seien die folgenden Blätter gewidmet.

---

*) Cf. Oraison funèbre du Card. Gerdil par le P. Fontana, traduit de l'italien et enrichie des notes historiques par l'Abbé d'Auribeau. Rome 1802. — Extraits des Ecrits de l'Abbé d'Auribeau. Pise 1814. — Fontana, Elogio letterario del Card. G. S. Gerdil recitato nell' adunanza generale degli Arcadi di Roma 6 Genn. 1804.

**) Davon erschienen 1806 bis 1809 die ersten fünfzehn Bände; die letzten fünf wurden nach langer, durch die politischen Katastrophen veranlaßten Unterbrechung erst von 1819 an durch den Generalassistenten der Barnabiten, Anton Maria Grandi, herausgegeben. Zu Bologna war 1784 bis 1791 eine Ausgabe der bis dahin verfaßten Werke Gerdil's veranstaltet worden; die neue römische umfaßte nebst diesen nicht nur die später verfaßten, an verschiedenen Orten gedruckten, sondern auch die bisher noch gar nicht herausgegebenen Schriften des Cardinals.

Hyacinth Sigismund Gerdil ward am 23. Juni 1718 zu Samoens, einem Städtchen in Savoyen, geboren. Seine erste Ausbildung erhielt der vielversprechende Knabe im Kreise seiner Familie; nachher besuchte er die Schulen der Regularkleriker vom heil. Paul, gewöhnlich Barnabiten genannt, in Anneci und Bonneville, wo er durch seine Talente ebenso, wie durch Fleiß und Sittenreinheit unter seinen Mitschülern sich auszeichnete. In einem Alter von fünfzehn Jahren hatte er bereits die philosophischen Studien vollendet. Sein jugendliches Feuer und das Ritterliche und Heroische seines Charakters ließen erwarten, er werde, gleich seinem Vater, dem Kriegsdienste sich widmen; allein schon frühe kam in ihm der Entschluß zur Reife, dem Dienste des Altars sich zu weihen. Die Lectüre von Bossuet's Geschichte der Veränderungen des protestantischen Lehrbegriffs, mit der er sich schon damals beschäftigte, übte einen entscheidenden Einfluß auf seine ganze Geistesrichtung und sein späteres Wirken aus; innig und fest hing er an seinem katholischen Glauben. Die Nähe der Stadt Genf, wohin er mit seinem Vater kam, war nur geeignet, seiner Seele ein trauriges Bild von dem Zustande der außer der Kirche Befindlichen einzuprägen, seinen Abscheu vor der Häresie und sein Mitleid mit dem um seinen guten, alten Glauben betrogenen Volke zu erwecken, und die Liebe zur katholischen Kirche zu erhöhen. Nicht selten traf es sich, daß er mit Calvinisten über religiöse Fragen sich unterreden mußte; dabei setzte er oftmals die leichtfertigen Spötter, denen alles Katholische ein Gegenstand des Hohnes war, durch seine schnellen und gediegenen Antworten in Erstaunen und Verlegenheit. Nie konnte aber Lob und Beifall sein Bescheidenes und demüthiges Wesen stören; er schaute nur vorwärts auf das, was ihm noch zu erringen war, nie rückwärts auf das bereits Errungene. Wie er damals schon in seiner Jugend war, so blieb er durch sein ganzes Leben; und wie er in seinem Innern war, so gab er sich auch in

Wort und Schrift zu erkennen. So erscheint Gerdil ganz durchdrungen von Eifer für Religion und Wahrheit, tief entrüstet über die Frivolität und über den Unglauben seiner Zeit, dabei aber doch überall gemäßigt, besonnen und schonend, nur Principien, nicht Personen bekämpfend; er ist Apologet ohne Uebertreibung, und Polemiker ohne Leidenschaft. Seine Lebensaufgabe suchte er in der Verbreitung der Wahrheit, in der Vertheidigung der Religion und in der Verherrlichung der katholischen Kirche. So trefflich auch seine Leistungen waren, so gering schlug er sie selber an. „Es ist gewiß", — so schreibt er später in der Zueignungsschrift an Benedikt XIV., mit der er seine „Einleitung zum Studium der Religion" diesem Papste übersandte — „der eigenthümliche Charakter der Religion, daß sie zugleich die höchste Erhabenheit und die größte Popularität vereint, weil sie der Menschheit die wahre Glückseligkeit bereitet, die ein Gemeingut Aller seyn soll; darum muß sie Alle zur Gemeinschaft mit dem Göttlichen erheben, und dieses den Begriffen der Einzelnen faßlich und erkennbar machen, so daß es dabei doch nichts von seiner angestammten Majestät verliert. Wenn daher die Religion auf der einen Seite ein weites und reiches Feld für die tiefere Betrachtung, für ausgedehnte Forschungen und für die hocherhabenen Ideen der Begabtesten darbietet, so können auf der anderen die Uebrigen wenigstens im Vorhofe des Heiligthums nützliche Dienste leisten, indem sie die Wege zu bahnen, zu ebnen und zu reinigen bemüht sind, die da hinführen zu ihr." Dieses complanare viam ad religionem war die Grundidee seines Wirkens.

Ein solcher Geist, der nur in Tugend und Wissenschaft Befriedigung suchen und finden konnte, fühlte sich zum einsamen und Gott geweihten Leben mächtig hingezogen. Schon im Jahre 1732, um dieselbe Zeit, als Alphons von Liguori im Süden Italiens seinen neuen Orden begründete, begann er zu Bonneville das Noviciat bei den Barnabiten, seinen seitheri-

gen Lehrern. Nach Vollendung desselben wurde er nach Bologna geschickt, um dort Theologie zu studiren. Damals war in dieser altberühmten Universitätsstadt, besonders durch die Bemühungen des gelehrten Erzbischofs Prosper Lambertini, nachmals Papst Benedikt XIV., ein hoher Eifer rege für wissenschaftliche Thätigkeit; die ersten Gelehrten Italiens versammelten sich um den gefeierten Prälaten, dessen Lust es war, emporstrebende Talente aufzumuntern und zu unterstützen. Seinem Scharfblicke entgingen Gerdil's Fähigkeiten nicht, und bald durfte dieser den in ganz Europa berühmten Lambertini unter die Zahl seiner Lehrer rechnen *). Erst hier erlernte Gerdil die italienische Sprache; er machte aber unter Corticelli's Leitung in ihr so glänzende Fortschritte, daß er bald das Italienische mit eben so viel Eleganz und Anmuth wie das Französische sprach und schrieb. Lambertini bediente sich seiner bei der Abfassung seines ausgezeichneten Werkes über die Canonisation der Heiligen, indem er ihn Manches aus dem Französischen in das Latein übersetzen ließ, was Gerdil stets zur vollen Zufriedenheit des Cardinals ausführte. Nebst den theologischen Studien betrieb der eifrige Zögling noch fortwährend die griechische und italienische Literatur, und befaßte sich nach und nach beinahe mit allen, seinem Berufe auch nur einigermaßen förderlichen Wissenschaften. Täglich meditirte er über die heilige Schrift, las Augustin und Thomas von Aquin, und benützte selbst seine Erholungszeit für das Studium. Aeußerst strenge hielt er seine Tagsordnung ein und die blühende Gesundheit, deren er sich

*) Er selbst sagt später: Mi sono prefesso di seguire i saggi e moderati avvertimenti di Papa Benedetto XIV. d'immortale memoria, dalla cui voce, mentre reggeva la Chiesa di Bologna, posso pregiarmi di avere ricevute le prime direzioni, che mi hanno servito di guida nel rimanente corso de' miei studii (Prefaz. allo Saggio d'istruz. teol. Opp. X. 191.)

erfreute, gab seinem rastlos thätigen Geiste allen Vorschub. Je weniger er aber bekannt zu werden wünschte, um in seinen Studien nicht gestört zu seyn, desto mehr ward er von Bologna's Gelehrten aufgesucht, die seinen Umgang genießen wollten. Männer wie Zanotti, Manfredi, Bianconi, Beccari zeigten für ihn eine besondere Zuneigung und sagten zum Theil vorher, was er noch Großes für die Kirche und die Wissenschaft leisten werde. Allenthalben gefiel der anspruchslose junge Mann, dessen Aeußeres einnehmend war, wie seine regelmäßigen Schriftzüge. Unzerstörbare Ruhe des Geistes und eine bewunderungswerthe Sanftmuth des Herzens traten an ihm hervor. Er fürchtete die Kritik ebenso wenig, als er nach Lob geizte. Die Milde gegen Andere wußte er mit großer Strenge gegen sich selbst zu vereinen.

Kaum neunzehn Jahre alt wurde Gerdil im Jahre 1737 Professor der Philosophie in Macerata. So sehr er dort alle anderen Lehrer überragte, so wenig ließ er je einem derselben seine geistige Ueberlegenheit fühlen. Zwei Jahre später erhielt er eine philosophische Professur in Casale-Monferrato, womit die Stelle eines Präfekten am königlichen Collegium verbunden war. Von hier aus ward er mit dem Herzog Viktor Amadeus von Savoyen bekannt, der ihn sehr lieb gewann, wie später auch der König Karl Emanuel III. selbst. Oefters machte er mit dem Herzog physikalische Experimente. Einige diesem Fürsten gewidmete Thesen, sowie seine ersten metaphysischen Schriften verschafften ihm endlich den Ruf nach Turin, wo er am 5. Nov. 1749 die Professur der Moralphilosophie übernahm. Die erste der genannten Schriften *),

---

*) L'immaterialité de l'ame demontrée contre M. Locke. Turin 1747. Opp. III. Später schrieb er noch gegen einen anonymen Kritiker dieser Schrift eine Risposta zu deren Vertheidigung, die erst nach seinem Tode gedruckt ward (T. III.). Sehr gut entwickelt Gerdil den

dem Herzog von Savoyen gewidmet, erweiset gegen Locke die Immaterialität des menschlichen Geistes aus eben den Principien, aus welchen jener die Immaterialität Gottes erwiesen hatte, und zeigt, daß beide Wahrheiten auf das engste mit einander zusammenhängen, wie schon die ältesten christlichen Denker erkannt haben, und daß Locke's Ansicht, Gott habe der Materie als solcher das Denkvermögen verleihen können, dem Materialismus alle Waffen in die Hände liefere *). Die zweite Schrift **), in der er die Theorie des berühmten Malebranche vom Ursprunge der Ideen gegen Locke's Kritik vertheidigt, schließt sich vielfach an Leibnitz an, hat aber eine durchaus originelle Behandlung und Durchführung. Beide Werke gaben ein glänzendes Zeugniß von dem spekulativen Talente Gerdil's und rechtfertigten vollkommen die Auszeichnung, die ihm zu Theil ward.

Auf dem Lehrstuhl in Turin entfaltete Gerdil seine volle Thätigkeit und den ganzen Reichthum seines Geistes. Es ist bekannt, mit welcher Oberflächlichkeit und Seichtigkeit die Koryphäen der damaligen Wissenschaft in Frankreich, England und Deutschland über alles Mögliche urtheilten, und wie tiefe Wurzeln noch vor dem Beginne der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nicht blos der religiöse Indifferentismus, sondern noch weit mehr der Libertinismus, Jakobinismus und Illuminatismus unter den höheren Ständen geschlagen hatte. Rousseau, Voltaire, Bayle, Montesquieu, Joland, Collins

---

Satz Augustin's: Nihil vicinius aut fortasse nihil tam consequens, quam ut credito, quod anima corpus sit, etiam Deus corpus esse credatur (de gen. ad lit. II, 24).

*) Cf. Buhle Hist. de la philos. moderne. Paris 1816. T. IV, p. 231.

**) Defense du sentiment du P. Malebranche sur la nature et l'origine des idées contre l'examen de M. Locke. Turin 1748. (Opp. T. IV.)

und die ganze Schaar der Freidenker und Schöngeister begannen mit erstaunlichem Erfolge das Werk, die ganze sittliche Welt aus ihren Angeln zu heben, und alle Rechtsbegriffe, alle historischen Erinnerungen, ja alles wahrhaft menschliche Gefühl zu verbannen und zu unterdrücken. Alle diese Tendenzen ziehen sich, zum Theil als Erbgut des vorigen Jahrhunderts, fort bis auf unsere Tage; die Enkel haben getreulich mit dem Pfunde gewuchert und es jetzt zu einer Riesenmacht erhoben. Aber was in der Gegenwart selbst minder Begabte deutlich einzusehen vermögen, wohin alle diese Aufklärung hinzielt und führen muß., das war damals bei den Anfängen der geistigen Revolution noch Wenigen klar geworden, und zu diesen Wenigen gehörte Gerdil. Die Philosophie war das Feldgeschrei des damaligen Libertinismus; auf diesem Felde wollte er ihm zunächst begegnen. Wie aber das gesammte menschliche Wissen von den Encyklopädisten in ihrer Weise in den Kreis des Streites mit hineingezogen und als Waffe verwendet ward gegen den uralten religiösen Glauben, so wollte er zeigen, daß für ihn gerade alles wahre Wissen streitet und daß jener von diesem nichts zu fürchten hat, so daß nur die Unwissenheit ihn beeinträchtigt, welche den Mantel der Wissenschaft um sich hüllt. In einer Reihe von Schriften, die alle derselbe ernste, männliche Geist durchweht, handelte Gerdil über die wichtigsten Materien seiner Zeit. Bald unterwarf er einzelne Systeme, wie das des Wolf*), einer scharfen Kritik; bald griff er den Materialismus an**); bald den Dualismus von Geist und Materie, sowie die Fiktion einer unendlichen Reihe, aus der das All sich gebildet, und die Ewig-

*) Esame e confutazione de' principii della filosofià Wolfiana sopra la nozione dell' esteso etc. Opp. T. V.

**) So in der gegen Merian, Mitglied der Akademie von Berlin, gerichteten dissert. sul modo di spiegare gli atti intellettuali.

keit der Materie *); bald den Materialismus und Pantheismus zugleich **). Gegen Begnelin, Mitglied der Berliner Akademie, vertheidigte er in einer französisch geschriebenen Schrift das Princip des zureichenden Grundes und die Unmöglichkeit des Zufalls. Er wies nach, wie die negative Seite dieses Princips: das Nichts wirkt Nichts, nothwendig angenommen werden müsse, als eine Folge des logischen Gesetzes des Widerstreits, das sein Gegner als einziges metaphysisches Princip gelten lassen wollte. Nach diesem kann nichts zugleich wirkend und nicht wirkend seyn, nichts zugleich gewirkt und nicht gewirkt. An die Gesetze der Identität und des Widerspruchs schließt sich das Gesetz des ausgeschlossenen Dritten, und an diese beiden das Princip des zureichenden Grundes. — Noch war beim Anfang der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Frankreich das frühere Ansehen des Descartes nicht völlig untergraben, und der Libertinismus fand es für gerathen, um für das ihm mehr zusagende System Spinoza's Geschmack zu erregen, überall die innige Uebereinstimmung dieser beiden Philosophen zu behaupten. Deßhalb unterzog sich Gerdil der Aufgabe, in einer eigenen Schrift ***) die totale Verschiedenheit und absolute Unvereinbarkeit beider Systeme klar an das Licht zu stellen. Selbst auf das historische Gebiet folgte er seinen Gegnern. Julian der Apostat — eine historische Erscheinung, die in neuester Zeit durch die Bearbeitungen von Neander und Strauß, theilweise auch von Ullmann, vielfaches Interesse erregt hat — ward von den französischen Philosophen

*) Dissert. matem. contro l'éternità della materia. — Memoire de l'infini absolu consideré dans la grandeur.

**) Dell' esistenza di Dio e dell' immaterialità delle nature intelligenti.

***) Sur l'incompatibilité des principes de Descartes et de Spinoza.

als modèle des Rois proklamirt. Gerdil zeigte nur aus heidnischen Schriftstellern, mit Uebergehung der Kirchenväter, daß Julian weder an sich groß, noch groß nach dem Geschmacke eines Voltaire und seiner Anhänger zu nennen sei *). Ueberall gibt er die schlagendste Widerlegung seiner Gegner.

Am meisten aber hat Gerdil in dem Zweige der Philosophie gewirkt, für dessen Pflege er zunächst berufen war, für die Ethik. Auf diesem Gebiete waren die gefährlichsten Irrthümer aufgetaucht. Die Einen wollten, daß es gar kein Kriterium der Sittlichkeit, keine Norm des Rechten im Menschen gebe, sondern die ganze Moralität Sache der Gewohnheit, der Erziehung und des Vorurtheils sei; die Andern gaben vor, die bloße Vernunft genüge für alle Fälle, es gebe neben dem natürlichen Gesetze kein göttliches Sittengebot. „Folge allen Neigungen deines Herzens", das war nach Diderot das höchste Moralprincip **). Alle diese Irrthümer bekämpft Gerdil mit Geist und Kraft. Es ist im Menschen ein inneres, natürliches Kriterium für Lob und Tadel menschlicher Handlungen, welches den Unterschied zwischen Recht und Unrecht klar darlegt — eine Differenz, die nothwendig und unveränderlich ist, so daß das Unrecht nie Recht, das Unsittliche nie sittlich wird. An diese Grundlage knüpft Gerdil eine Reihe streng logisch gegliederte Sätze über Ordnung und Sittlichkeit, Pflicht und Recht. Die hieher gehörigen Schriften Gerdils ***) sind zu den vorzüglichsten

---

*) Considerations sur Julien. Opp. T. X.

**) Gerdil Prelect. philos. Opp. VI. p. 118.

***) Hieher gehört besonders die Schrift: sopra l'origine del senso morale (Turin 1755), dann: Elementorum jurisprudentiae moralis specimen (Turin 1774), L'homme sous l'empire de la loi (Turin 1774), dann seine Instit. philos. moralis und die princi-

über diese Materien zu zählen. Sein discours philosophique sur l'homme (Turin 1768) erregte in Frankreich großes Aufsehen; im Jahre 1782 ward er in Paris durch irgend einen Plagiator neu herausgegeben, und in demselben Jahre in's Italienische übersetzt. Sehr vielen Beifall fand auch seine 1759 auf Veranlassung des Königs Karl Emmanuel III. herausgegebene und diesem dedicirte Schrift über das Duell.

Eine seiner bedeutendsten philosophischen Schriften aber ist jedenfalls seine in das Gebiet der Religionsphilosophie einschlagende: „Einleitung zum Studium der Religion“ *). Der Mensch, tausend Irrthümern und Leidenschaften unterworfen, die oft zum unbändigen Thiere ihn gestalten, bedarf eines doppelten Zaumes, eines doppelten Bindemittels, das ihm seine höhere Natur fortwährend zum Bewußtseyn bringt. Er bedarf der Gesellschaft, um sich gegen die Gewaltthätigkeiten und Ungerechtigkeiten Anderer zu schützen, und da die Gesellschaft die Ordnung, die Ordnung Ge-

---

pes metaphysiques de la morale chretienne (beide letztere erst nach seinem Tode herausgegeben). Dann mehrere akademische Reden von 1750 an, worunter sich besonders die gegen Montesquieu auszeichnet, unter dem Titel: Virtutem politicam ad optimum statum non minus regno quam reipublicae necessariam esse, Oratio habita in Regia Taurin. Academia Nov. 1750. Auch die Observations sur le VI. tome de l'hist. philos. et polit. du Commerce de l'Amerique par l'Abbé Raynal enthalten sehr viel Interessantes.

*) Dieses in seiner Anlage wahrhaft großartige Werk, das wegen zahlloser anderen, immer sich drängenden Arbeiten nie vollendet werden konnte, hat nichts destoweniger bei vielen Zeitgenossen Gerdil's rühmende Anerkennung gefunden, so namentlich bei dem deutschen Brucker (Hist. Philos. P. II. lib. II. c. 10), bei dem Engländer Dutens (Orig. des découvertes attribuées aux modernes) in dem französischen Journal des Savans (1758 p. 314) und bei dem gelehrten Dominikaner Richard (Dict. Univ. Dogm. V. 799.)

setze, die Gesetze eine obrigkeitliche Gewalt erfordern, so bedarf er dieser durchaus. Aber er bedarf auch, um sich gegen die Abirrungen seines eigenen Geistes vom Wahren und seines Herzens vom Guten sicher zu stellen, neben und über dem socialen Bande noch eines höhern, der Religion. Von diesen allgemeinsten Grundlagen socialer und menschlicher Nothwendigkeit ausgehend, wendet sich Gerdil sodann zum Einzelnen, seine Gedanken nach allen Seiten entfaltend. Die meisten Einwendungen, die noch gegenwärtig von den Zweiflern und Verächtern der Religion gemacht werden, sie werden in umsichtiger, geistreicher Weise der Reihe nach von ihm beleuchtet, so daß man auch heute noch diese Schrift des unermüdlichen Mannes, der den Gegnern auf jedem Gebiet den Handschuh hinwarf, mit Interesse liest. Jeder denkende Mensch, auch der ungläubige, muß das Studium derselben äußerst belehrend finden und sich überzeugen: wie richtig und tief Gerdil gedacht, wie erfolgreich er die moderne Weltweisheit bekämpft hat. In einer Zeit, wo der Ruf und der Ruhm eines Philosophen nur dem zu Theil ward, der Glauben und Sitten verhöhnte, so daß selbst Priester und Ordensmänner bisweilen dem Zeitgeist ihre Huldigung darbrachten, ließ sich dieser Mann, in der Blüthe seiner Jahre und mit hohem philosophischen Talente begabt, so wenig von der Strömung fortreißen, daß er vielmehr alle seine Studien darauf bezog, ihr eben so erfolgreich, als entschieden in den Weg zu treten, indem er gerne die leicht errungenen Lorbeeren des erleuchteten und seine Zeit geistvoll erfassenden Weisen für den edleren Ruhm verschmähte, der Stimme der Wahrheit und seines Gewissens zu folgen. Seinem Einflusse war es zu danken, daß die bald offener an das Licht tretenden revolutionären Tendenzen in Sardinien damals noch weniger Boden fanden, trotz der gefährlichen Nachbarstaaten, und dem Lande ein glückliches Gedeihen gesichert schien, bis auf's Neue der antireligiöse und antisociale Geist seine Versuche bei den

schwächeren Söhnen erneuert hat. Gerdil war überall ein christlicher Philosoph; Plato, Augustin, Thomas, Leibnitz, Cartesius und Malebranche betrachtete er als seine Führer. Er war Anhänger des Cartesius, aber kein blinder Cartesianer; und hat man auch oft die Verdienste jenes großen Geistes verkannt, so haben wiederum spekulative ernstere Geister der Neuzeit, wie Günther, des alten Meisters Vorzüge gebührend gewürdiget. Gerdil folgte ihm ohne Einseitigkeit und pedantische Aengstlichkeit, mit selbstständigem philosophischen Geiste. Nicht etwa die Entdeckung absolut neuer Wahrheiten, nicht die gänzliche Verrückung des früheren Standpunktes macht den großen Philosophen aus; die Grundlehren der Metaphysik sind ewig alt und ewig neu, dieselben in jeder Zeit, in jedem objektiv richtig denkenden Geiste. Aber Neuheit der Auffassung und Verbindung, Originalität der Begründung und Bewältigung des reichen Stoffes, Klarheit der Ordnung und Ausgleichung, Concentration der einzelnen Lichtfunken des Geistes — das ist hinreichend, ein bleibendes Verdienst im philosophischen Gebiete zu begründen. Die Ehre, neue Systeme aufzubringen, neue Construktionen aus willkürlichen Voraussetzungen abzuleiten, was die Verwirrung nur gemehrt hätte, überließ er der neuen, lichtfreundlichen Weisheit; er begnügte sich, Apologet der Wahrheit und der wahren Menschenrechte zu seyn, stets nur bescheiden von sich selber denkend. Alle großen Kirchenlehrer fanden darin eine wichtige Aufgabe, besonders die zu ihrer Zeit gegen den Glauben sich erhebenden Irrthümer zu bekämpfen, und waren darum keine Feinde der Spekulation, weil sie den Auswüchsen derselben mächtig entgegentraten; vielmehr zeigt sich in ihnen die Tiefe des geistigen Forschens mit der heiligen Einfalt des kindlichen Glaubens auf das Schönste vermählt. Die wahren Errungenschaften der älteren Philosophen, die mühsam erworbenen Resultate großer Forschungen, die von der neuen Schule dazu verdammt waren, spurlos von der

Erde zu verschwinden, wahrte und vertheidigte Gerdil mit Kraft. Ohne je die Philosophie mit der Theologie zu confundiren, baute er auf feste, unumstößliche Principien sein kunstvolles Gebäude mit einer klar durchdachten Systematik, die nur Jene verkennen können, denen es identisch ist, kein neues System zu erfinden und systemlos seyn. Klarheit, Gründlichkeit und Tiefe in seinen Untersuchungen, Mäßigung und Besonnenheit in seinen Urtheilen, gewandte Dialektik und fast mathematische Schärfe in seiner Begründung sind wesentliche Vorzüge Gerdil's.

In den folgenden Blättern werden wir den vortrefflichen Philosophen noch von anderen Seiten her zu schildern haben, wie es seine bald veränderte Stellung im Leben und der Zweck dieser Darstellung erheischt.

LVII.

Friedrich II. von Preußen und sein Hofgärtner:

Preußen, Bayern und Oesterreich.

Der Feldmarschall Fürst von Ligne, dessen schon öfter in diesen Blättern gedacht wurde, stand bekanntlich bei Maria Theresia, so wie bei ihrem Sohne, Joseph II., sehr in Gunst. Der Kaiser nahm ihn daher auch mit, als er 1770 in dem Lager von Neustadt in Mähren seine berühmte Zusammenkunft mit Friedrich II., seinem eifersüchtig bewunderten Vorbild, hatte. Auch Friedrich II. fand das größte Wohlgefallen an dem brillanten, galanten, ritterlich tapfern, ja tollkühn-verwegenen, witzigen, heiteren, kenntniß-

reichen, freimüthigen und verschwenderisch-freigebigen, unabhängigen, aristokratisch gesinnten belgischen Edelmann, mit dem er sich über Krieg, Literatur, Wissenschaft, Kunst und alle hervorragenden Persönlichkeiten der Zeit, so wie über das Leben der europäischen Höfe, an denen der Fürst Abenteuer jeder Art bestanden, auf das angenehmste unterhalten konnte. Es that dem alternden Monarchen sichtbar wohl, einmal eine andere Stimme zu hören, als die seiner, an schweigenden Gehorsam gewöhnten Generale und Beamten, oder seiner platten, atheistischen Franzosen, die er als Zierde seiner Akademie in Berlin um sich versammelt hatte.

Der Fürst mußte täglich mit dem Monarchen an der Tafel speisen, und Friedrich liebte es, das Wort vornehmlich an ihn zu richten. Er lud ihn noch außerdem ein, ihn in den ersten freien Stunden, die sie hätten, zu besuchen. Ein furchtbares, Alles überschwemmendes Gewitter machte am darauf folgenden Tage das Manöveriren der Oesterreicher unmöglich; der Fürst benützte diese Frist zu seinem Besuch, der von Morgens neun Uhr bis Mittags Ein Uhr dauerte, da die Trompeten verkündeten, daß die kaiserliche Tafel servirt sei. Friedrich gab sich ganz dem Vergnügen der Unterhaltung hin, die, wie es seine Art war, in raschem Wechsel, die verschiedensten Gebiete und Zeiten durcheilte. Unter Anderem kam die Rede auch auf Ludwig XIV., den Begründer des modernen, omnipotenten, bureaukratisch-militärischen Staatsthums, mit seiner straffen und einförmigen Centralisation, in dessen Fußstapfen Friedrich II. mit glücklichem Erfolge getreten war, wie er denn auch seine Verehrung für den Meister nicht verhehlte. Er klagte, wie die französische Literatur seitdem gesunken, nannte Ludwig XIV. den „Patriarchen der Könige“ — „c'etoit le Patriarche des Rois, celui là“, hinzufügend: wie man während seines Lebens zu viel Gutes von ihm gesagt, so sage man jetzt, nach seinem Tode, zu viel Böses ihm nach. Der Fürst von Ligne entgegnete: „Ein König von Frankreich, Sire!

ist immer der Patriarch der geistreichen Leute." Friedrich, der mit diesen „geistreichen Leuten", als ihr anfänglicher Bewunderer, ihr Schmeichler, ihr Vergötterer, vielfach in Correspondenz und Verkehr gestanden, er hatte ihren raisonnirenden, rebellirenden, intraitabeln Geist zur Genüge kennen gelernt, der zu dem passiven Gehorsam seiner Staatsmaschine à la Louis XIV. am allerwenigsten paßte; auch fingen ihm einige Bedenken über das praktische Endziel ihrer neuen Philosophie hinsichtlich der Sicherheit der Throne an aufzusteigen. Er erwiederte daher dem Fürsten: „Patriarch der geistreichen Leute seyn, das nenne ich das schlechteste Loos; sie taugen den Teufel zum Regieren" — „ils ne valent pas le diable à gouverner." Dann fuhr er fort: „Da lohnt es sich besser, Patriarch der Griechen zu seyn, wie meine Schwester, die Kaiserin von Rußland. Das trägt doch was ein und wird noch was eintragen. Das ist einmal eine Religion, diese da, die so viele Länder und Nationen umfaßt. Wir dagegen, wir armen Lutheraner, es sind ihrer so wenig, daß es sich gar nicht der Mühe lohnt, ihr Patriarch zu seyn." — So der König, der in seinem speculativen Geiste die Religionen nach Quadratmeilen und Volkszahl abschätzte.

„Indessen, Sire", erwiederte der Fürst von Ligne, „wenn man die Calvinisten damit vereinigte" (Union) „und alle die kleinen Bastard-Secten, so wäre das doch auch ein ganz angenehmer Posten."

„Der König schien bei diesem Gedanken Feuer zu fangen", erzählt der Fürst, „und seine Augen belebten sich. Doch dauerte dieß nicht lange. Als ich ihm sagte: „„wäre der Kaiser ein solcher Patriarch für die Katholiken, der Platz wäre auch nicht schlecht"", entgegnete er lächelnd: „„Sehr gut! damit wäre Europa unter drei Patriarchen getheilt. Allein ich hatte Unrecht, hievon anzufangen; sehen Sie, wohin das führt: mir scheint, unsere Träume sind nicht die des gu-

ten Mannes, wie Monseigneur, der Regent, sagte. Lebte Louis XIV. noch, er würde sich bei uns bedanken.""

„Alle diese „„patriarchalischen Ideen"", setzt der Fürst hinzu, „ausführbar oder unausführbar, gaben ihm einen Augenblick das Aussehen von Nachdenken, ja von Unmuth." Er sprang auch sogleich davon ab, indem er wieder von Louis XIV. anfing und den Schriftstellern jener Zeit.

Dieß „Nachdenken" von Seiten des Königs, dieser „Unmuth" und die Eile, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, sind leicht erklärlich. Friedrich pflegte, wie eine Schnecke, in seinen Conversationen seine Füllhörner weit vorauszustrecken; sobald das Gespräch nur von ferne eine ihm unliebsame oder bedenkliche Wendung nahm, zog er sich zurück; „er glich", nach dem Ausdrucke des Fürsten de Ligne, „einem alten Zauberer, der Alles errieth und von dem feinsten Takt war, den je ein Mensch besessen." Der Gedanke eines Patriarchen, eines obersten Schirmvaters der Katholiken, mochte ihm im Munde eines höheren österreichischen Offiziers, des intimsten Freundes des Kaisers, eines katholischen, zur höchsten Aristokratie gehörenden Edelmannes, eines reich gebildeten Geistes, dem man keine Unwissenheit und keine Bigotterie vorwerfen konnte, höchst gefährlich erscheinen, daher er seine weitere Entwickelung schnell abbrach.

Die Politik Kaiser Josephs hatte ja bekanntlich gerade den entgegengesetzten Weg eingeschlagen: statt sich als mächtigster Schirmvogt der Kirche an die Spitze der katholischen Welt zu stellen, hatte der neuerungssüchtige Kaiser seinen heillosen Hader mit dem heiligen Stuhle angefangen, alle geistlichen Fürsten des Reiches, die natürlichen Anhänger Oesterreichs und des Kaisers, mit Mißtrauen, Angst und Groll erfüllt; die weltlichen wegen seiner Uebergriffe nicht minder aufgebracht; endlich in seinen eigenen Staaten den festesten Fuß seines Thrones selbst sich abgefeilt, Dank seinen

die Kirche und den ganzen geistlichen Stand beraubenden, desorganisirenden und entwürdigenden Maßregeln im Sinne der revolutionär-despotischen Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts. So weit war der Sohn der Maria Theresia, der apostolische Kaiser, von dem Gedanken entfernt, sich als obersten Schirmherren an die Spitze der katholischen Welt zu stellen, daß es vielmehr sein eifrigstes Bemühen war, so weit seine Macht reichte, die Einheit der katholischen Kirche zu vernichten, und seine kaiserliche Landeskirche durch seine Gränzpfähle von der allgemeinen Kirche scharf zu trennen, so daß nur noch eine äußerliche Scheinverbindung mit ihrem Oberhaupte übrig blieb.

Friedrich II. fand bei dieser thörichten Politik engherziger, centralisirender Eigensucht seine beste Rechnung. Er, der wie keiner die Reichsgesetze mißachtet und übertreten hatte, wenn es ihm taugte, der selbst den Schatten einer Reichseinheit zerstört hatte, konnte sich jetzt die Miene eines Beschützers der bedrohten Reichs- und Kirchenverfassung geben. Er versprach den Fürsten, geistlichen und weltlichen, daß er sie gegen den Kaiser in ihrem Besitzstand und in ihren Rechten schützen werde; während in Oesterreich die Klöster zu hunderten aufgehoben und die Kirchen auf die brutalste Weise geplündert wurden, gab er den seinigen die feierliche Zusicherung, daß er sie ihres Gutes nicht berauben werde; die Jesuiten nahm er, trotz dem Papste und seiner Aufhebungsbulle, in Schutz, ja er nannte scherzweise sich selbst ihren „General", und hätte es von ihm abgehangen und die Patres und der Bischof nicht Einspruch gethan, er hätte kraft königlicher Souverainetät die Aufhebungsbulle für null und nichtig erklärt. So suchte er die Katholiken des eroberten Schlesiens zu gewinnen, während der Kaiser nach und nach alle Provinzen von sich abwendig machte. In diesem Geiste auch schloß Friedrich am Ende seiner Tage, als eigentliche Frucht dieser Politik, gegen Joseph II., seinen Kaiser, den Fürsten-

bund, zu dessen Beitritt er sogar den ersten geistlichen Reichsfürsten, den Kurfürsten von Mainz, zu gewinnen wußte.

Der letzte Hintergedanke dieser klugen Taktik, ihr Herzkern, war bekanntlich, den Kaiser und das Haus Oesterreich ganz sänftiglich aus der Mitte des Reiches zu verdrängen, und dann sich und sein Haus an dessen Stelle zu setzen. Hatte ihm ja schon in seiner frühesten Kindheit einer der bei der Belagerung von Stralsund, 1715, gefangenen schwedischen Offiziere, „der in der Astrologie sehr bewandert war", von seiner Mutter befragt, prophezeit: „er werde einer der größten Fürsten werden, der jemals geherrscht, „„große Erwerbungen"" machen und als Kaiser sterben." So erzählt seine Schwester, die Markgräfin von Baireuth, in ihren Memoiren I, 15.

Daß ihm bei dieser Richtung seiner Politik die Besprechung jener „patriarchalischen Ideen" höchst unangenehm seyn mußte, ist sehr erklärlich; ihre Entwicklung hätte ja die Rollen gänzlich vertauscht, und den Protector des Rechtes, der Klöster und Jesuiten, der Reichs- und Kirchenverfassung, auf das Patriarchat „meiner armen Lutheraner" beschränkt. Damit wäre ihm aber bei seinen weitaussehenden Plänen schlecht gedient gewesen.

Im Vorbeigehen gesagt, nehmen, seltsamer Weise, heute in Baden, in der Kirchenfrage, der bayerische und der preußische Gesandte genau dieselbe Stellung ein, wie damals ein Gesandter Kaiser Josephs II. und Friedrichs II.: während Preußen den gerechten Forderungen der Bischöfe das Wort redet, fürchtet der bayerische Minister, die Katholiken möchten von den protestantischen Regierungen mehr Freiheiten eingeräumt erhalten, als sie in dem katholischen Bayern selbst, zum Lohn für ihre Treue und Aufopferung, erhalten haben, — ohne auch nur zu bedenken, daß jetzt die kleinen Staaten keinen Ausschlag mehr geben können, und sich auf die Dauer vergeblich widersetzen würden; so daß man also auf diesen zugleich gehässigen und vergeblichen

Schritt, beispiellos in der bayerischen Geschichte, ein berühmtes Wort Talleyrands anwenden könnte. An Preußen und Oesterreich hätte sich das bayerische Ministerium wenden müssen, da es noch Zeit war, um seinen frommen Zweck zu erreichen, dieFreigebung der katholischen Kirche, zu verhindern, jetzt ist es — zu spät!

Wie völlig indifferent übrigens Friedrich in seiner Toleranz sich den religiösen Streitfragen seiner Zeit gegenüber verhielt — z. B. dem großen Kampfe zwischen Jansenisten und Jesuiten, der die Revolution in seinem Schooße trug — und wie der philosophische König selbst über den speculativen Geist seiner religiösen Politik scherzte, davon gab er dem Fürsten einen Beweis bei einer anderen Unterredung, einer viel späteren, in Berlin. Es hatte sich nämlich bei ihm ein Doctor der Sorbonne, ein Jansenist, eingefunden, der ihn, wie es scheint, mit seinen Gesuchen um Anstellung sehr behelligte, und mit seiner jansenistischen Starrköpfigkeit nicht wenig langweilte. Nun traf es sich, daß der Fürst von Ligne in dem Gespräche einiger leichtfertigen und, wie es scheint, ziemlich schlüpfrigen Schriften gedachte, welche den Hof Louis XIV. und die geheimen Scandale der Zeit schilderten, die er mit Vergnügen gelesen hatte. Der König fragte: „Wo haben Sie alle diese schönen Sachen gefunden? das würde mich am Abend besser unterhalten, als das Gespräch mit meinem Doctor der Sorbonne, den ich hier habe und zu bekehren suche."

Das Gespräch sprang nun auf Böhmen über, wo der Fürst während zwey Winterquartieren auf einem Schloße jene frivolen Kostbarkeiten entdeckt hatte; der König kam aber sogleich wieder auf seinen Jansenisten zurück: „Apropos", sagte er ganz naiv, „wegen des Doctors der Sorbonne, machen Sie mir doch, daß er ein Bisthum erhält." — „Ich glaube nicht", entgegnete der Fürst, „daß meine Empfehlung und die Eurer Majestät ihm bei uns von Nutzen seyn können." — „Oh nein", fuhr der König fort, „ich werde der Kaiserin von Rußland dieses armen Teufels wegen schreiben, denn

er fängt an, mich zu langweilen. Er hat es drauf gesetzt, Jansenist zu seyn. Mein Gott! was diese Jansenisten von heute so stockdumm sind! man hätte den Feuerheerd ihres Genies nicht zerstören sollen, den Port Royal, wie übertrieben er auch immer war, — denn man sollte nichts zerstören. Warum hat man ebenso die Bewahrer der Grazien von Rom und Athen, diese vortrefflichen Professoren der Humanitäts-Wissenschaften und vielleicht der Humanität selbst, die weiland ehrwürdigen Väter, vernichtet? Die Erziehung wird dabei verlieren, allein da meine Brüder, die katholischen, die allerchristlichsten; die allergläubigsten und apostolischen Könige, sie verjagt haben, so sammle ich, der allerketzerischste, so viele als ich kann, und man wird mir vielleicht noch den Hof machen, um welche zu erhalten; ich bewahre die Race, und ich sagte neulich zu den meinen: „„Einen Rector, wie Sie, mein Pater, kann ich leichtlich für dreihundert Thaler verkaufen; Sie, ehrwürdiger Pater Provinzial, für sechshundert, und so die Uebrigen nach Verhältniß; wenn man nicht reich ist, so macht man eben Speculationen.""

Was würde Friedrich II. sagen, sähe er, wie jetzt die Aufhebungsbulle gegen die Gesellschaft Jesu längst zurückgenommen ist, wie der Orden auf's Neue seine mächtigste Wirksamkeit über alle Welttheile ausgebreitet hat, wie er in den preußischen Landen allüberall vor tausenden und tausenden andächtig lauschender, tief erschütterter Zuhörer seine Missionen hält, und wie ihm selbst von den Protestanten dankbar bewundernde Anerkennung zu Theil wird! — während die Regierung des katholischen Bayerns ihm voll Argwohn Hindernisse in den Weg legt und ihn von den Gränzen, wo einst Maximilian I. herrschte, so viel wie möglich fern zu halten sucht!

Ehe Friedrich und der Fürst von Ligne sich in Neustadt trennten, mußte ihm der Fürst versprechen, daß er ihn in Berlin besuchen werde. Indessen die „entente cordiale" zwischen Friedrich und Joseph ging bald scheitern.

Als die unruhige, nimmersatte Habgier Josephs II. nämlich ihre Hand nach dem Bayerlande ausstreckte, trat Friedrich gegen ihn für das Recht und den Besitzstand in die Schranken. Joseph richtete zuerst mehrere Briefe an ihn, die durch ihre Grobheit gar sehr von den in Neustadt gewechselten Artigkeiten abstachen; dann wurde das Schwert gezogen und es folgte der sogenannte „Zwetschkenrummel" oder „Kartoffelkrieg" von 1778.

Noch heute können die Berliner uns Bayern nicht oft genug unsere schuldige Dankbarkeit vorrechnen, weil damals die Waffen Preußens die Existenz Bayerns gerettet hätten, was ihm jetzt mit Undank gelohnt würde. Da inzwischen der philosophische König in seiner: „Geschichte meiner Zeit", in sehr unverblümten Ausdrücken wörtlich folgende kurze Beschreibung von Bayern gibt: „Bayern ist ein irdisches Paradies, bewohnt von Bestien", so ist es wohl klar, daß es nicht die schönen Augen dieser „Bestien" waren, die ihn bewogen, in seinen alten Tagen noch einmal den ritterlichen Waffenschmuck anzulegen; es war vielmehr sein eigenes Haus-Interesse, welches er in diesem Kriege gegen die Vergrößerung Oesterreichs vertrat, und dasselbe gehörte zu seiner ganzen Politik. Freilich, wäre etwas zu zerstückeln oder zu zertrümmern gewesen, wie bei der Theilung Polens, oder etwas zu „erwerben", wie bei den schlesischen Kriegen: so würde sich wohl sein uneigennütziger Rechtseifer nicht gar so rigoros gezeigt haben, und die „bayerischen Bestien in ihrem irdischen Paradies" hätten gewiß lange auf den Beistand seines ritterlichen Degens warten können.

Trug dieser Krieg ihm indessen auch keine positiven Vortheile ein: so verhinderte er doch die einseitige Vergrößerung des Nebenbuhlers, und diente ihm bei Stiftung des Fürstenbundes als ein Beweis seines uneigennützigen Rechtssinnes und seines mächtigen Schutzes, wofür er natürlich weder die „Theilung" von Polen, noch die schlesischen

„Erwerbungen" als bündige Argumente hätte anführen können. Gewiß aber hätte er sich bei günstiger Gelegenheit als oberster Bundesfeldherr oder Hegemon der neuen Union auch für die 1778 gehabten Auslagen durch irgend eine „Arrondirung" schadlos gehalten.

Inzwischen schien ihm damals dieß mehr negative Resultat, im Vergleich zu den gebrachten Opfern, doch etwas theuer erkauft, und es wollte den Fürsten von Ligne bedünken, daß man ihn übler Laune machte, wenn man diesen Feldzug berührte, „denn das Resultat", sagt der Fürst, „für ihn war, wie bekannt: ein großer Verlust an Menschen, an Pferden, an Geld" (20 Millionen Thaler und 20,000 Mann) „einiger Maßen der Anschein von Ehrlichkeit" (bonne foi) „und Uneigennützigkeit; wenig Ehre im Krieg, ein wenig Rechtlichkeit in der Politik und große Erbitterung auf unserer Seite."

Während dieses Feldzugs war es auch, wo der König die Botschaft von dem Tode seines alten Freundes Voltaire erhielt. Er verfaßte sogleich im Feldlager für seine Akademie eine Lobschrift auf diesen eitelsten, charakterlosen Apostel der Revolution, den Schmarotzer der Fürsten, den Höfling des Volkes, den leichtfertigen Verderber der Sitten; in Paris ließ er einen Kupferstich, die „Apotheose Voltaire's" darstellend, verfertigen; und an d'Alembert schrieb er, trotz seiner philosophischen Toleranz, in ächt despotischem Geiste (1. Mai 1780) unter Anderm: „Mit allen Stücken ausgerüstet, die Sie mir dazu geschickt haben, beginne ich jetzt in Berlin die merkwürdige Unterhandlung wegen Voltaire's Seelenamt, und obschon ich keinen Begriff von einer unsterblichen Seele habe, so wird man doch für die seinige eine Messe lesen." So konnte ein deutscher König auf die Ehre Anspruch machen, daß er mit seiner „Apotheose" der französischen Nationalversammlung zuvorgekommen war, die erst viel später Voltaire als einen

Heiligen der Revolution, unter lächerlichen Ceremonien, in ihrem Pantheon beisetzte. Welche Verblendung!

Ohne Zweifel war es ein Ausfluß von Friedrich's übler Laune über den augenblicklich so wenig glänzenden Ausgang des Kartoffelkrieges von 1778, daß er es sich, auch nach hergestelltem Frieden, plötzlich einfallen ließ, den österreichischen Offizieren zu verbieten, ohne eine ausdrückliche Erlaubniß von ihm, unterzeichnet von seiner Hand, den Fuß in seine Staaten zu setzen: so waren den Offizieren des deutschen Kaisers (Alles natürlich unbeschadet der Reichsverfassung) die Gränzen der Länder eines deutschen Kurfürsten verschlossen, der sich in inneren Angelegenheiten als souverainer König zu geriren pflegte, galt es aber, sich in die Reichsangelegenheiten zu mischen, die Rechte eines Kurfürsten und Reichsgliedes im vollsten Umfange gelten zu machen wußte, als sei er ihr treuester und loyalster Befolger. Oesterreich ließ sich verleiten, diese brandenburgische Kleinlichkeit nachzumachen, und verbot auch den preußischen Offizieren seinerseits gleichfalls das Betreten seiner Staaten. So waren die Leute beider Staaten um nichts und wieder nichts geplackt und geplagt, und solche eifersüchtige Zwietracht im Herzen gingen die deutschen Fürsten dem großen Revolutionskampfe entgegen! — wie konnte da sein Ausgang zweifelhaft seyn!

Was wir in der neueren und neuesten Zeit, bis zu dem Hader in den Zollconferenzen gesehen, das findet in den Vorgängen jener Zeit seine volle Erklärung. Dieser eifersüchtige, neidische, habgierige Dünkel, der sich heute bei einer Partei in Berlin gegen Oesterreich geltend macht, die nur an die eigene Vergrößerung denkt und meint, das übrige Deutschland sei nichts als eine Beute, die Preußen früher oder später von selbst zufallen müsse, wenn nur einmal Oesterreich hinausgedrängt sei; dieser spezifisch-preußische Hochmuth, er datirt noch vor Friedrich II., der selbst in diesen Großmachtsideen und Bestrebungen

aufwuchs. Preußen war damals nicht halb so groß als heute Bayern, was wir die Kreuzzeitung bei ihren bayerischen Verhöhnungen wohl zu beachten bitten, und dennoch schildert Friedrichs Schwester, die Markgräfin von Baireuth, die öffentliche Meinung am Berliner Hof, und die Gesinnungen, in denen sie aufwuchs, mit folgenden höchst charakteristischen Worten (Mém. II. p. 23): „Ich war in Ideen von Macht und Größe erzogen worden, als bestimmt die ersten Throne Europa's nach der Reihe einzunehmen; ich war von den Gefühlen erfüllt, die man mir in Berlin eingeflößt hatte, wo man von dem König nicht anders spricht, als dem ersten und mächtigsten Monarchen dieser weiten Hemisphäre; man behandelt dort die Fürsten des Reiches und selbst die Kurfürsten wie seine Vasallen, die er vernichten kann, wenn er es für angemessen hält — qu'il peut exterminer, quand il le juge à propos." Diese Eindrücke waren bei Friedrich nicht verloren, nur Oesterreich stand im Wege. Um also diesen windigen „Ideen von Macht und Größe" mehr Consistenz zu geben, begann er bekanntlich seine Regierung sogleich damit, daß er mitten im Frieden in Schlesien einfiel; die beiden schlesischen Kriege waren die Folge dieser Raubpolitik; in ihnen und dem siebenjährigen Kriege, den er mit dem plötzlichen Einfalle in Sachsen begann, entzündete sich der Haß zwischen Preußen und Oesterreich zur höchsten Gluth. Friedrich selbst erzählte nicht selten mit Vergnügen, daß die Soldaten ihm oft zugerufen hätten: „Alle Monat eine Schlacht bei Roßbach gegen die Franzosen, und alle Jahr eine Schlacht bei Leuthen gegen die Oesterreicher." Das war die Schule deutscher Eintracht! Von deutscher Ehre keine Erinnerung mehr! Der sogenannte preußische Grenadier, Vater Gleim, verfaßte unter seinen Grenadierliedern zur Anfeurung des preußischen Patriotismus ein Spottlied auf die Reichsarmee, worin er alle deutschen Stämme auf das

schmählichste verhöhnte. Der Feldzug von 1778, zu dem leider der philosophische Joseph II., der Bewunderer und Nacheiferer Friedrichs, nur zu guten Grund gab, schürte den unter der Asche glimmenden Groll auf's Neue; die preußischen Intriguen zur Gründung des Fürstenbundes und die österreichischen Gegenintriguen machten aus dem offenen Waffenkampfe einen geheimen Minenkrieg; so brach unerwartet das wilde Donnerwetter der rächenden Revolution über die Häupter der Hadernden herein. Und da war es jene alte, nur an sich denkende, eifersüchtige Eigensucht, die, das gemeinsame Vaterland preisgebend, in dem Frieden von Basel ihren Bund mit der Revolution schloß, und sich gar klüglich hinter ihre Demarcationslinie zurückzog; der Fall Oesterreichs nach langjährigen, heldenmüthigen Kämpfen, der Fall Preußens nach einem Kampf von wenigen Tagen, die Gründung des Rheinbundes, Napoleon's Joch waren die Frucht dieser egoistischen Sonderbundspolitik; und doch war sie es wieder, die nach glücklich abgewendeter Gefahr, während der Restaurationszeit jene geheimen, durch Veruntreuung zur öffentlichen Kenntniß gekommenen Instructionen für den preußischen Bundestagsgesandten in Frankfurt dictirte; und sie war es nicht minder, die in den Märztagen 1848, statt die Revolution niederzuwerfen und dem bedrängten Oesterreich zu Hülfe zu eilen, ihr altes Bündniß mit derselben feierlich erneute, und zwar ganz gegen den eigensten Willen des Königs, dem die Revolution in innerster Seele verhaßt ist und verhaßt war, und der besser als die Kreuzritter fühlt, daß er auch gegen Deutschland Verpflichtungen hat, und gar wohl weiß, was die Kreuzzeitung oft zu vergessen scheint, daß er im Reiche oder im Bunde nicht der Erste, aber auch nicht der Dritte, sondern der Zweite ist. Diese Verblendung kurzsichtigen, neidischen Hochmuths war es wieder, die im Herbst 1850 mit ihren parlamentarischen Unions-Projecten bereit war, Deutschland in den heillosesten Bürgerkrieg zu stürzen, hätte nicht die Fe-

stigkeit und Mäßigung des Fürsten Schwarzenberg, die Einsprache Rußlands und der deutsche Sinn des Königs von Preußen das Vaterland gerettet. Zu Ollmütz in die ihr gebührenden Schranken zurückgewiesen, hat sie sich jetzt ganz auf das handelspolitische Gebiet zurückgezogen, wo sie starrsinnig Oesterreich zurückweist und Alles aufbietet, Deutschland um eine Einigung in materiellen Dingen zu bringen, um es in seiner alten, eifersüchtigen Getheiltheit den colossalen Großmächten gegenüber zu stellen, die mit ihren Weltkämpfen das Ende dieses Jahrhunderts, menschlicher Voraussicht nach, erfüllen werden. Kämpfe, gegen welche die Revolutionskriege vielleicht wie ein Kinderspiel erscheinen werden; denn schon jetzt berühren sich England, Amerika und Rußland in Asien voll grollender Eifersucht. Der Zusammenstoß wird nicht auf sich warten lassen. Nur mit „Viribus unitis" werden wir uns dann vor der Gefahr retten, zertrümmert zu werden, und, wie schon so oft in unserer Geschichte geschehen, den kriegführenden Mächten als Theilungsbeute zu dienen. Die Gefahren, die uns von Frankreich drohen, sind verhältnißmäßig gering, verglichen mit jenen, die sich im Orient vorbereiten und auf der großen mittelländischen Meerstraße, die von England nach Indien führt. Im alten Orient werden, aller Wahrscheinlichkeit nach, die Loose der Zukunft geworfen werden; was aber sind wir im Orient ohne Oesterreich, was jenen colossalen Weltmächten gegenüber ohne eine innige Verbindung mit Oesterreich? Um zwei isolirte oder nur lose verbundene Großmächte zu bilden, die eine unter Oesterreich, die andere unter Preußen, dazu ist Deutschland bei den heutigen Machtverhältnissen weitaus zu klein. Und immer würde Preußen nur die kleinste, stets gefährdete Großmacht bilden, wenn es ihm auch gelänge, alle deutschen Länder, mit Ausschluß Oesterreichs, zu zollvereinen, oder gar zu mediatisiren. In einer so großartigen Einigung dagegen, wie die vorgeschlagene, würde Preußen als die zweite Macht natürlich an die Spitze der Opposition aller übrigen Glieder mit bestem

Erfolg treten, wenn sich je eine zu scharfe österreichische Centralisation geltend machen wollte: die Gefahr einer Mediatisirung wäre daher die letzte, die es zu fürchten hätte.

Allein wer diese spezifisch-preußische Verblendung, die Deutschland und Preußen zum Unheil gereichen muß, bekämpft, den nennt die Kreuzzeitung einen Preußenfeind, sie belegt ihn mit dem Anathem eines Verräthers an seinem Vaterlande, und ist er gar ein Katholik, so ladet er auf die ganze katholische Kirche den Verdacht preußenfeindlicher Gesinnung!

Selbst Herr von Gerlach, das grünste Holz der Kreuzzeitung, der am besten die Freundschaft mit Oesterreich zu schätzen weiß, — statt auf den Gedanken einzugehen, daß Preußen mehr Sicherheit, Vortheil und Ehre davon hätte, an einem großen Ganzen, nach Verhältniß seiner Macht und Würde, Theil zu nehmen, — zieht es vor: daß Preußen sich auf sich selbst zurückziehe und „eigener Herr im engeren Kreise sei!"

Und welche grellen Widersprüche erlaubt sich nicht ihre pharisäische Hypokrisie, und was muthet sie der Welt nicht Alles zu glauben zu! Während sie so jedem preußischen Unterthan, der nicht genau ihre und des gegenwärtigen Ministeriums im gegenwärtigen Augenblicke geltenden handelspolitischen Grundsätze theilt, einen Hochverraths-Proceß machen möchte, und seine Unterthanen-Treue wegen dieser Opposition gegen die Tagespolitik seiner Regierung verdächtigt, registrirt sie die Petitionen und Agitationen unter den Unterthanen der verbündeten Mittelstaaten gegen die Politik ihrer Regierungen mit dem größten Wohlbehagen, und ermuntert sie täglich mit ihrem Beifall.

Unter sich in Berlin machen sie nicht das geringste Geheimniß daraus, daß es rein politische Gründe der Hegemonie Preußens sind, die sie bewegen, die entgegenkommende Hand Oesterreichs zurückzustoßen, und keinen Oesterreicher bei den Verhandlungen zuzulassen, den Mittelstaaten zumuthend,

diesem politischen Egoismus ihre eigenen politischen und ökonomischen Interessen zu opfern; nach außen dagegen, wenn sie zu uns in offiziellen Noten oder in den Artikeln der Kreuzzeitung sprechen, wollen sie uns glauben machen, es seien hauptsächlich die ökonomischen Gründe, welche Preußen verbieten, auf die Gesammteinigung einzugehen, worin jeder die Stelle einnehmen würde, die ihm von Gottes und Rechtswegen zukäme.

Während Preußen in Handelsangelegenheiten fort und fort, geheim und offen, seine Sonderbundspolitik betreibt und die Kreuzzeitung nichts dagegen zu erinnern hat, nennt sie die Darmstädter Beschlüsse, in schäumender Wuth, vaterlandsverrätherisch, und doch enthalten diese nichts, zu dem nicht Preußen die Präcedentien gegeben. Im Militärischen sieht sie gar wohl ein, wie sehr Preußen der innigsten und einträchtigsten Verbindung mit Oesterreich bedarf. Handelt es sich aber auf anderen Gebieten darum, irgend ein egoistisches Interesse zu opfern: so ist ihr keine Waffe gegen Oesterreich zu schlecht und niedrig genug. So hat jüngst einer ihrer Correspondenten wenige Wochen vor dem Tode Schwarzenberg's sich, gleich einem hungrigen, seine Augen an den Todesschmerzen seines Opfers weidenden Geier, an das Krankenlager des Fürsten niedergesetzt und berichtet; nachdem aber der gefürchtete Feind gefallen und ein unschädlicher Mann geworden, rühmt sie ihn jetzt nicht nur als den Retter Oesterreichs, sondern auch Preußens. Das ist die Consequenz und der deutsche Patriotismus der Kreuzzeitung, die sich berufen glaubt, aller Welt Verweise und gute Lehren zu geben. Doch kehren wir zu Friedrich II. zurück.

Auch der Fürst von Ligne fand sich durch jene Verfügung Friedrich's, die Preußen den Oesterreichern verschloß, an der Erfüllung seines Versprechens, Friedrich in Berlin oder Potsdam zu besuchen, gehindert; er schrieb daher einen Brief voll enthusiastischer Bewunderung an ihn, worin er um diese Erlaubniß nachsuchte.

Der König antwortete ihm von Potsdam aus in nicht weniger als drei Schreiben zugleich, voll der artigsten Schmeicheleien, die er, aus Furcht, einen ihm so angenehmen Besuch zu verfehlen, nach Wien, nach Dresden und Berlin schickte. Der Fürst erschien also um Mittag zur Audienz, begleitet von seinem Sohne Charles und einem Monsieur de Lille. Seine Audienz bei Hof, worin sich Friedrich von seiner allerliebenswürdigsten Seite zeigte, beschreibt er also:

Die Stunde der Vorstellung schlug. Der König empfing mich auf eine unaussprechlich bezaubernde Weise. Die militärische Kälte eines General-Quartiers (Neustadt) verwandelte sich in einen gütigen und zuvorkommenden Empfang. Er sagte mir: er hätte nicht geglaubt, daß ich schon einen so erwachsenen Sohn hätte. „Majestät! er ist sogar seit einem Jahr schon verheirathet“, erwiederte ich ihm. Der König: „Dürfte ich Sie wohl fragen mit wem?“ (Diese höfliche Redeform brauchte er oft, so wie auch: „Wenn Sie mir erlauben, so habe ich die Ehre, Ihnen zu sagen.“) — „Mit einer Polin“, war meine Antwort, „einer Massalska.“ — Darauf der König: „Wie! einer Massalska? Ist Ihnen auch bekannt, was deren Großmutter gethan?“ — „Nein, Sire!“ entgegnete mein Sohn Karl. Der König: „Sie brannte bei der Belagerung von Danzig die Kanonen ab; sie schoß und ließ schießen, und vertheidigte sich, während ihre Partei, die den Kopf verloren hatte, an nichts als Ergebung dachte.“ — „Das kommt daher“, erwiederte ich, „weil die Frauen etwas Unerklärliches in ihrem Wesen haben: abwechselnd tapfer und schwach, unbesonnen, verschlagen, sind sie zu Allem fähig.“

„Ohne Zweifel“, — so fiel hier Monsieur de Lille ein, gekränkt, daß man noch nicht das Wort an ihn gerichtet, und zwar mit einer Vertraulichkeit, die sicherlich kein Glück machen konnte, — „sehen Sie ......“, wollte er fortfahren. Der König aber unterbrach ihn.

Ich führte nun sogleich mehrere Frauen an, wie die Huchet bei der Belagerung von Amiens. Der König indessen machte einen kleinen Sprung nach Rom und Sparta; er liebte es, sich dort zu ergehen. Nach einer halben Sekunde Schweigen sagte ich zum König, um mich Monsieur de Lille gefällig zu erweisen, daß Herr von Voltaire in seinen Armen gestorben sei. Das bewog Friedrich, einige Fragen an ihn zu stellen; de Lille indessen antwortete ein wenig gar zu weitschweifig, und — ging seiner Wege; Karl und ich blieben zur Tafel.

Hier war es, jeden Tag während fünf Stunden, daß seine encyclopädische Unterhaltung mich vollends bezauberte. Schöne Künste, Krieg, Medizin, Literatur und Religion, Philosophie, Moral, Geschichte und Gesetzgebung gingen der Reihe nach im Gespräch an dem Geiste vorüber. Die schönen Jahrhunderte August's und Ludwig's XIV.; die gute Gesellschaft der Römer, der Griechen und Franzosen; das Ritterthum Franz I. und der Freimuth und die Tapferkeit Heinrich's IV.; das Wiederaufblühen der Wissenschaften (die „Renaissance") und ihre Revolutionen seit Leo X.; Anekdoten über geistreiche Männer von ehedem, das Unbequeme ihrer Art, die tollen Sprünge Voltaire's, des Maupertuis Empfindlichkeit, das Anmuthvolle Algarotti's, der schöne Geist Caffe's, Jordan's; die Hypochondrie des Marquis d'Argens, den der König zum Scherz vierundzwanzig Stunden im Bett liegen machte, weil er ihm sagte, er sehe übel aus; und was weiß ich, was alles des Mannigfaltigsten und Witzigsten dort noch weiter auf's Tapet kam. Dieß entströmte seinem Munde, mit einem Ton der Stimme, sehr sanft, gar leise und so lieblich, wie die Bewegung seiner Lippen, worin sich eine unaussprechliche Anmuth kund gab.

Daher kam es, daß man nicht inne ward, wie er, gleich den Heroen Homer's, neben seiner hehren Erhabenheit, ein wenig plauderhaft war. Dieß veranlaßte mich, meine Be-

trachtungen über die Schwätzer anzustellen, denen ihre Stimme, vielleicht auch der Lärm, den sie machen und die heftigen Bewegungen, diesen Namen zu wege bringen; denn wahrlich! man konnte Niemand finden, der ein größerer Vielredner gewesen wäre, als der König von Preußen; allein man war bezaubert, daß er es war.

Gewohnt, sich einzig in Gegenwart von vier oder fünf Generalen, die kein Französisch kannten, mit dem Marquis von Luchesini zu unterhalten, entschädigte er sich auf diese Weise für seine Stunden der Arbeit, der Lectüre, des Nachdenkens, der Einsamkeit, in seinem kleinen Garten, wo man gegenüber der Thüre den schönen, jugendlichen, weichen Antinous sieht.

Ich sagte jetzt zu mir selbst, du mußt durchaus noch ein Wort sprechen; der König nannte eben den Virgil. „Welch ein großer Dichter, Sire", sagte ich, „aber welch ein schlechter Gärtner!"

Der König erwiederte: „Wem sagen Sie das? Habe ich nicht Virgil's Georgica in der Hand pflanzen, säen, hacken und graben wollen? Aber Herr, sagte mir da mein Mann (mein Gärtner), Sie sind ein Esel (vous êtes une bête) und ihr Buch nicht minder; so darf man nicht arbeiten. Ach mein Gott, welch ein Klima haben wir hier! Wollen Sie es mir glauben, daß mir Gott oder die Sonne Alles versagt; sehen Sie meine armen Orangenbäume, meine Olivenbäume, meine Zitronen, sie alle sterben den Hungertod!" — So der König.

„Wie mir scheint, Sire", entgegnete ich, „so will demnach nichts bei Ihnen gedeihen, als der Lorbeer." Der König lächelte mir bezaubernd zu, und um der Abgeschmacktheit eine Dummheit folgen zu lassen, fügte ich sogleich bei: „und dann, Sire, gibt's hier übermäßig viele „„Grenadiers"" (Granatenbäume und Grenadiere, wie man will), „die fressen das Land auf." — Der König fing darüber zu

lachen an; denn nur Dummheiten bringen zum Lachen.“ So weit die Erzählung des Fürsten von Ligne.

„Ihro Majestät sammt Ihrem Virgil sind ein Esel“, das war freilich von „meinem Manne“ auch nicht fein gesprochen, es war grob; allein der Mann, der Gärtner, sagte ihm eine nützliche Wahrheit, darum machte ihm Friedrich keinen Hochverraths-Proceß wegen beleidigter Majestät, er ließ sie sich gefallen, und machte sie sich zu Nutz!

Die Pflanzen haben ja das Gute, wenn ihnen die warme Sonne und die rechte Erde mangelt, dann hört alles Raisonniren und Deduciren auf; sie siechen bald dahin, und verhungern und erfrieren, das zeigt der Augenschein. Darum legte auch Friedrich seinen Virgil bei Seite und pflanzte, nach des groben Gärtners Rath, was sich für Klima und Erde paßte. Die Kunst kann freilich gar Vieles ersetzen, und Friedrich würde sich vielleicht selbst gar sehr wundern, wie weit sie jetzt die Gartenkunst in Berlin gebracht, und wie herrlich dort die auswärtigen Pflanzen wachsen, blühen und Früchte bringen: allein das sind eben künstliche Ausnahmen; die Natur im Großen und Ganzen kann keine Kunst ersetzen, und demnach hat jedes Klima seine eigenen Pflanzen, und jeder Boden verlangt seine eigene Bebauung und Behandlung von landeskundigen Händen, oder es siecht Alles elendiglich dahin.

Das zeigt der Augenschein unwiderleglich.

Mit den geistigen und moralischen Pflanzungen, die der Fremde entlehnt werden, oder an sich lebensunfähig sind, verhält es sich aber anders: da sind die Folgen, gleich Anfangs wenigstens, nicht so handgreiflich und in die Augen springend, und Friedrich würde es „seinem Manne“ wahrscheinlich sehr übel genommen und nicht geglaubt haben, hätte er ihm gesagt: „Ihro Majestät sind mit Ihrem Voltaire und Ihrem ganzen französischen Wesen im Brandenburger Land ein Esel.“

Seine Erfahrung, die er mit Virgil gemacht, hinderte ihn darum auch nicht, französische Religionsspötter an seine Akademie zu nehmen, mit spitzbübischen französischen Accise-beamten zu vielen Hunderten sein Land zu überschwemmen, und französisches Polizeiwesen nach seinem Preußen zu verpflanzen; ja seiner ganzen Regierungsweise drückte er, nach dem Vorbilde Ludwigs XIV., den Charakter französischer Centralisation, mit Verachtung jeder individuellen und corporativen Freiheit, auf. Eben so in den Wissenschaften der französischen encyclopädistischen Oberflächlichkeit huldigend, verachtete er deutschen Geist und deutsches Gemüth und den Ernst tieferer Forschung, wie nicht minder die ganze christliche Kunst des Mittelalters: die Unnatur setzte er über die Natur, den Voltaire über den Homer, die Zopfbauten im Bastardstyle seiner Zeit über die gothischen Dome des Mittelalters, französischen Unglauben, wenigstens für seine Person, über das Christenthum. Und doch hatte er von Geburt aus die Anlagen zu dem Besten und Höchsten, die aber, ohne Thau und Sonne, in schlechter Erziehung, in trostloser Umgebung, durch fremde und eigene Schuld sittlich verderbt wurden.

Einen guten, natürlichen Instinkt aber hat sich Friedrich II., trotz allen seinen Verirrungen, bewahrt, der ihn warnend begleitete und ihn im Leben gar oft ganz anders handeln und entscheiden ließ, als es nach seiner ungläubigen Philosophie zu erwarten gewesen wäre. Während die „Philosophie" seiner Zeit die Geschichte und Erfahrung verachtete und mit ihrem Rationalismus Alles a priori besser zu deduciren wußte, schrieb Friedrich als Bescheid auf den Vorschlag, einen Professor der Oekonomie nach Halle von Leipzig zu berufen, an den Rand:

„Die Öconomie lernet man bey den Bauren, und nicht auf Universiteten, man mus Suchen einen guten Literateur in der Stelle des Klotzens zu kriegen,

aber keinen Öconome, als einen Bauren, der Weis mehr davon als Teoristen."

Die ersten Symptome des herannahenden französischen Revolutionssturmes, die er noch erlebte, machten ihn doppelt nachdenklich, und den Ursachen nachsinnend und die Folgen erwägend, schrieb er am Abende seines Lebens gegen das, was er in der Jugend und in der Blüthe seiner Jahre bewundert und vergöttert hatte. Er, der früher anbetend zu den Füßen französischer Meister gesessen, gab eigenhändig dem Chirurgien Major Poirier, als dieser bei ihm nachsuchte: die Chirurgiens pensionairs seiner Aufsicht zu unterwerfen, den Bescheid:

„Ich Will keine Frantzosen Mehr, sie seynd gar zu liderlich und machen lauter liderliche Sachen."

Und als ein anderer Franzose, Namens Desroches, bei dem Großkanzler Jariges, 1769, Pläne zur Einführung einer Lotterie für den Unterhalt eines Findelhauses, oder zu einer Salzauflage einreichte, lautete der eigenhändige Bescheid:

„C'est un homme, qui ni Conoit ni le pays, ni les Moyans que nous pouvons employer et qu'il faut Congediér."

Was hätte er, mit seinem scharfen, durchdringenden Auge, erst gesagt, wäre er Zeuge gewesen, welche französischen, wurzellosen Gewächse die preußischen Staatsgärtner im Jahre 1848 und 1849 der Brandenburger Erde, im Schweiße ihres Angesichtes, einpflanzten, und wie sie damit von Monat zu Monat wechselten. Vielleicht hätte er seufzend an seinen Virgil und seinen Gärtner und die verhungernden Oliven und Zitronen gedacht, vielleicht auch lächelnd mit dem Bescheide geantwortet, womit er einen französischen Chemikus abfertigte, der ihm ein Mittel gegen das Podagra übersandte:

„Ich danke vohr der Cuhr und lasse die Natur Valten."

Und wir in Bayern, was haben denn uns die bittern Erfahrungen des Jahres 1848 mit seinen französischen Thorheiten genützt? Wie ist es um unsere Gartenkunst bestellt? Wir landwirthschaften freilich nicht nach den Georgicis Virgil's, sondern ein wenig nach den landwirthschaftlichen Compendien aller Universitäten. Da ist der Altbrandenburger, Herr Dönniges, zu uns gekommen, der hat gepflügt, gesäet und gegraben, und Gärtner aus aller Welt berufen oder berufen wollen, gerade als sei Altbayern eine altbrandenburgische Anpflanzung, bis er abtrat, aber gleich gewissen unreinen Geistern in der Allgemeinen Zeitung ein politisches Testament oder einen „compte vendu" zurückließ, so voll Selbstdünkel und rücksichtsloser Indiscretion nach allen Seiten hin, daß das ganze Land in das höchste Staunen über einen so unstaatsmännischen Staatsmann gerieth, der in Bayern den Major domus zu spielen, große Lust bezeigte. Friedrich hätte vielleicht auch von ihm gesagt: c'est un homme, qui ni Conoît ni le pays, ni les Moyans que nous pouvons employer et qu'il faut Congediér.

Dann ist weiter Herr Dingelstedt, der Hoftheaterintendant, nach abgelegtem Feuerhorn, zu uns gekommen, um den wahren, ästhetischen Geschmack und feinen Kunstsinn in Bayern anzupflanzen; der hat sich aber nicht damit begnügt, nur die Theaterstücke zu dirigiren, sondern er hat selbst eines vor allem Volke und fremden Gästen aufgeführt, das nach Weise der ältern deutschen Hanswurststücke in einer großen, aber ganz einseitigen Prügelei bestand, vollzogen an dem elendesten Krüppel von München. Statt die „heikele" Sache ruhen zu lassen, ist der Wiener Lloyd zum Ueberflusse noch dem Prügler kameradschaftlich zu Hülfe gekommen mit einer ganz ernsthaften Erklärung, daß der Fall ein casus reservatus sei, indem unter gewissen Umständen die Strafgesetzgebung nicht ausreiche, und einem Mann zur genügenden Satisfaction nichts übrig bleibe, — als auf einem Krüppel seinen Stock zu zerschlagen. Es war gar erbaulich, diese Beschönigung der

Selbsthülfe in einem kaiserlichen Blatte, unter den Kanonen des Belagerungszustandes, zu lesen. Die Aula konnte vielleicht dieselben Gründe zur Rechtfertigung auch ihrer Selbsthülfe anführen, und dafür ganz andere gravamina vorbringen, als die Verläumdung: einer Sängerin sei mit einem Shwal der Wink zugekommen, weniger decolletirt zu gehen. Die Allgemeine Zeitung von Augsburg nahm diese Beschönigung des Lloyd, halb verschämt, an der Spitze ihrer Inserate auf, damit gleichfalls die von dem Hoftheaterintendanten an einem Krüppel verübte Großthat für einen privilegirten Fall erklärend; hierauf lobte in ihren Spalten das Theater in München das in Wien, und das Theater in Wien kameradschaftlich das in München — eine Hand wascht die andere. Unterdessen sitzt unsere Akademie der Künste wie eine alte, melancholische Henne, gar nachdenklich brütend über einem harten Marmor-Ei: die schönsten Baustyle nämlich in einen neuen harmonisch zu verschmelzen, zur Erbauung eines Pantheons alexandrinischen Eklekticismus. Und nun noch zu guter Letzt unsere Intervention in der oberrheinischen Kirchenfrage! Ueberall, von der Sonne Aufgang bis zum Untergange, hat das katholische Leben einen neuen Aufschwung genommen, selbst die Allgemeine Zeitung hat sich vor dieser welthistorischen Strömung gebeugt und spricht recht anerkennend sogar von den früher verhehmten Jesuiten, die Alles und Jedes verschuldet hatten; und unser Ministerium, das Ministerium des der großen Majorität nach katholischen Bayerns, möchte den Strom aufhalten; es will die Freiheit der Kirche nicht nur selbst in den Gränzen veralteter, mißtrauischer Bevormundung eingeengt halten, sondern räth auch den protestantischen Regierungen, sein eigenes Maaß nicht zu überschreiten! Mit eben so viel Erfolg könnte es an allen unsern Gränzen hohe, weißblaue Thore mit guten englischen Schlößern aufführen lassen, damit die Vögel, die Lüfte und die Wolken die bayerischen Gränzen nicht ohne Paß überschreiten. Welche Illusion! mit diplomatischen

Noten wollen sie den Zedern des Libanons in ihrem Wachsthum Stillstehen gebieten! Und während dieß an der Isar geschieht, wirft die fromme Kreuzzeitung uns Bayern National-Dünkel und Großmacht-Bestrebungen vor! — Misericordia! sagt der Italiener, wenn ihm so recht mitleidig zu Muthe ist. Da inzwischen die große, altehrwürdige St. Bennoglocke von den Thürmen Unserer Lieben Frauen zu München eben den Beginn des Jubiläums in ernsten, gewichtigen, feierlichen, weithin hallenden Silberklängen hinaus in den blühenden, duftenden Mai den Gläubigen verkündet: so will ich lieber mit einem fröhlichen Alleluja schließen, in dem festen Vertrauen, daß Gott die Seinen nicht verläßt, und sie am Ende der Tage, wenn die Eitelkeiten und Großmächtigkeiten dieser Erde wie Rauch verronnen sind und die himmlische St. Bennoglocke ertönt, in das große, ewige Jubiläum einführen wird.

Nachschrift der Redaction.

Die obigen Betrachtungen über die Conversationen Friedrichs II. waren bereits geschrieben und gesetzt, da lesen wir aus dem Würtembergischen Staatsanzeiger ein Dementi in Betreff jener bayerischen Insinuationen in der oberrheinischen Kirchenfrage, wie sie der bayerische Volksbote, und, wenn ich nicht irre, vor ihm schon das Mainzer Journal mitgetheilt hatte. Es heißt darin: „Aus sicherer Quelle können wir obigen Aussagen des „„Volksboten““ die Versicherung entgegensetzen, daß, wenn auch die königlich bayerische Regierung von der von ihr in der katholischen Angelegenheit getroffenen Verfügung den Regierungen der oberrheinischen Kirchenprovinz Kenntniß gegeben hat, diese Mittheilung doch keineswegs in der Weise geschehen ist, wie der „„wohlunterrichtete““ Volksbote „„verbürgen““ zu können glaubt, indem mit der Benachrichtigung von jener Thatsache eine Aufforderung, der katholischen Kirche keine größeren Rechte oder Freihei-

ten zu gestatten, als bayerischerseits geschah, durchaus nicht verbunden war." Diese höchst seltsamliche Erklärung veranlaßt uns zu folgenden Bemerkungen.

Seit der ersten Mittheilung von jenen bayerischen Insinuationen sind Tage, sind Wochen vergangen; die Nachricht machte die Runde durch alle Blätter; es wurde selbst ein Fragment aus einem dahin bezüglichen Schreiben veröffentlicht, und Herr von Schrenk in Frankfurt als Unterzeichner genannt; dieß Fragment lief gleichfalls durch die Blätter. Das katholische Bayern durfte daher im Falle einer Verläumdung oder eines Mißverständnisses eine beruhigende Erklärung von Seite unseres Ministeriums mit Zuversicht erwarten. Sogar die protestantische Allgemeine von Augsburg hatte den Fall so befremdend gefunden, daß sie eine solche Erklärung provozirte. Nicht minder war unser Ministerium der Stellung Bayerns, gegenüber dem katholischen Deutschland, eine solche Erklärung schuldig, und dieß um so mehr, da unser Ministerpräsident, den, neben dem Cultusminister, die Sache zunächst angeht, bekanntlich ein Protestant ist, den die Katholiken seiner Zeit, in den Tagen des Sturmes, mit so arglosem Vertrauen unterstützten, daß ihn ein streng katholischer, als ultramontan verschrieener Wahlbezirk in die Kammer wählte. Die Delikatesse, welche ihm in Behandlung kirchlicher Angelegenheiten sein Charakter als Protestant daher doppelt zur Pflicht macht, und dieß ihm von den Katholiken bewiesene Vertrauen hätten gleichfalls ein Wort der Berichtigung erwarten lassen. Allein Tage, Wochen vergingen: altum silentium, kein Laut von Herrn von Schrenk über das aus seinem Schreiben mitgetheilte Fragment, kein Laut von den oberrheinischen Regierungen, kein Laut von dem bayerischen Ministerium, unverbrüchliches Schweigen in der Münchener Zeitung! Die Folge war, daß jene Mittheilungen ungestört in Bayern und in Deutschland, als unwidersprochene, ihre, dem Ministerium und Bayern selbst gewiß nicht sehr heilsame, Wirkung machen konnten. War nun dieß Schweigen, jedenfalls ein höchst unzeitiges, Geringschätzung der öffentlichen Meinung, oder war es ein stilles Einverständniß? Das ist eben die Frage.

Jetzt endlich kömmt der Würtemberger Staatsanzeiger, wie es scheint im Auftrag der dortigen Regierung, mit seiner Erklärung nachgehinkt. Und selbst diese Erklärung enthält das

überraschende Eingeständniß, daß den dortigen vereinigten protestantischen Regierungen von unserem Ministerium eine Mittheilung des Bescheides in bayerischen reinkatholischen Angelegenheiten zuging. Nun mußte diese Mittheilung doch in einem gewissen Sinne und zu einem bestimmten Zwecke geschehen. War dieser etwa der, daß diese Regierungen ihren katholischen Unterthanen ein größeres Maaß von Freiheit gewähren möchten, als die bayerischen erhalten? Das wäre doch dem Glauben viel zugemuthet. Ueberdieß ist sattsam bekannt, welcher Mißbrauch mit solchen offiziellen Dementi's getrieben wird, wie sie sich hinter Spitzfindigkeiten, hinter Ungenauigkeiten des Ausdruckes, hinter elende Sophistereien zu verstecken pflegen, um die offenkundigsten Thatsachen für Lügen und Erdichtungen zu erklären. So darf z. B. nur die einzige würtembergische Regierung keinen solchen Rath erhalten haben, oder er wurde ihr nicht schriftlich, nicht als „Aufforderung", sondern in vertraulicher Conversation, als freundschaftlicher Wink mitgetheilt, und gleich wird erklärt: die Regierungen der oberrheinischen Kirchenprovinz haben keine solche „Aufforderung" erhalten, mag eine oder mehrere immerhin eine Insinuation dieser Art erhalten haben, und mag das mitgetheilte Fragment von Herrn v. Schrenk auch noch so ächt seyn. Der Schein ist gewahrt, die Blöße mit einer Lüge bedeckt.

Unter solchen Umständen müssen wir jene Erklärung der auswärtigen Blätter, in einer Sache, die uns am nächsten angeht und worin die Pflicht zuerst zu reden, offenbar unserem Ministerium, und nicht dem würtembergischen obliegt, gänzlich auf sich beruhen lassen. Erklärt dagegen das bayerische Ministerium in unzweideutigen Ausdrücken, daß keiner jener protestantischen Regierungen eine derartige Insinuation geworden, und daß das mitgetheilte Fragment falsch sei, dann werden wir mit Freuden die in dem voranstehenden Artikel gemachten Bemerkungen zurücknehmen: denn wir wollen die Wahrheit, die ganze Wahrheit, und nichts als die Wahrheit!

München, den 27. Mai 1852.

Die Redaction der Hist.-polit. Blätter.

LVIII.

Literatur.

Irrwege des modernen Denkens in der Auffassungsweise katholischer Wahrheiten. Ein Wort zunächst an den Verfasser der Schrift: „Babylon und Jerusalem. Ein Sendschreiben an Ida Gräfin Hahn-Hahn (Berlin 1851)." — Von Friedr. Pilgram. Köln 1852.

Die bekannte, auch in diesen Blättern besprochene Schrift der Gräfin Hahn-Hahn: „Von Babylon nach Jerusalem", hat, wie leicht vorauszusehen war, in protestantischen Kreisen nicht wenig Aufsehen erregt und eine Reihe von Broschüren hervorgerufen, welche in verschiedener Weise, je nach dem Standpunkte der Verfasser, den Eindruck dieser Selbstbekenntnisse auf denkende Protestanten möglichst abzuschwächen sich bemühten. Natürlich konnte es dabei nicht an Produkten fehlen, in denen die polemische Derbheit des Reformationszeitalters und der bittere Ingrimm der Altgläubigen sich zu erkennen gab, in denen nicht sowohl die Anschauungen und Behauptungen der geistreichen Convertitin widerlegt oder berichtigt, als deren Person über alle Maßen geschmäht und gelästert ward. Wohl hatte auch die Gräfin keineswegs die von ihr verlassene religiöse Genossenschaft geschont; sie hatte

die innere Leerheit des protestantischen Kirchenthums und dessen völlige Insufficienz für die höheren Bedürfnisse des christlichen Gemüthes, so wie sie dieselben tief empfunden, klar und scharf dargelegt; ihre Apologie ward Polemik, wie es die Natur der Sache und ihre eigene Gemüthsstimmung erheischten; ihre Angriffe auf den Protestantismus und ihre Vertheidigung der Kirche zeugen von dem Feuer und der Begeisterung, wie es bei denen natürlich ist, die nach langen Irrwegen ein schmerzlich vermißtes Gut, den lange ersehnten Frieden ihrer Seele, gefunden. Das konnte und mußte verletzen, und um so mehr das Mißfallen der Zeloten für das „lautere Evangelium" erwecken, als die meisten der bitteren Wahrheiten, die man hier hörte, nicht leicht geläugnet werden konnten; sind sie ja doch meist durch protestantische Zeugnisse bestätigt. Darum ward der Charakter der „neuen Magdalena" in jeder möglichen Art verdächtigt und über unwürdige Schmähungen geklagt, wobei man ganz vergaß, daß Alles von der Gräfin Hahn-Hahn gegen den Protestantismus Gesagte nicht den zehnten Theil jener Invectiven aufwiegt, welche bei verschiedenen Gelegenheiten, und besonders beim Reformationsfest, von beinahe allen protestantischen Kanzeln gegen uns Katholiken ertönen. Doch das sind wir längst gewohnt, und es lohnt sich überhaupt nicht der Mühe, bei dieser Gattung von Schriften länger zu verweilen.

Als die beachtenswertheste jener durch das Buch der Gräfin Hahn-Hahn veranlaßten Broschüren kann mit Recht das in Berlin erschienene Sendschreiben: „Babylon und Jerusalem", betrachtet werden, welches sich der Form und Haltung nach schon vor allen anderen empfiehlt und weit richtiger, als es sonst bei Protestanten geschieht, den Katholicismus würdigt. Dieses „Sendschreiben" nun ward die Veranlassung des oben angezeigten Werkchens, das ebenso für die ächt katholische Gesinnung des Verfassers, als für seinen tiefdenkenden Geist und sein helles Urtheil Zeugniß gibt.

Derselbe erörtert die Verehrung der Bilder und Reliquien, die Stellung des katholischen Priesters zu den übrigen Christen, das Verhältniß der einzelnen Gläubigen zu der Kirche, die sacramentale Beicht und anderen kirchlichen Institute von ihrer rationalen und philosophischen Seite aus, hebt aber dabei — und das ist sein vorzüglichstes Verdienst — die Verirrungen der gesammten neueren Auffassungsweise religiöser Wahrheiten sehr treffend in allgemeinen Zügen hervor, so daß Ein Grundgedanke durch die einzelnen Erörterungen sich hindurchzieht. Diese „Irrwege des modernen Denkens", wie der Verfasser sie uns bezeichnet, wollen wir hier in Kürze in's Auge fassen.

Losgerissen von dem historischen Zusammenhange der göttlichen Offenbarung und ihrer reellen Vermittlung an die Menschheit, preisgegeben dem unstäten und ruhelosen Trieb, das längst in der Nähe Vorhandene erst in der Ferne zu suchen, um es dann wie von Neuem zu setzen durch eine That des eigenen Geistes, aber umgestaltet nach dem Geschmack und der Mode des Tags, hat der wissenschaftliche Protestantismus in Theologie, Philosophie und Politik das Princip des reinen Subjektivismus an die Spitze des Glaubens, Wissens und Lebens zu stellen versucht, indem alles Objektivreale, was im Menschengeiste selbst und in seiner gesunden, naturgemäßen Entwicklung liegt, verkannt, alle höheren, allgemeinen, über die Sphäre des gemeinen Verstandes hinausliegenden Ideen geläugnet oder verunstaltet worden sind. Eine angelernte, reflektirte Denk- und Anschauungs-Weise hielt den Geist in vielfachen Illusionen gefesselt; das Einfachste, Natürlichste ward ihm fremd; seine einmal gefaßten Vorurtheile wurden der Maßstab seines Urtheils über Alles und Jedes. Nachdem man sich bemüht, alles Objektive zu einer nur subjektiven Erscheinung zu machen, alles Reale in Phänomena oder Noumena, in rein logische Kategorien und abstrakte Verstandesschemen einzuzwängen, oder als höchste

Vernunftideen die Gebilde einer entarteten und regellosen Phantasie geltend zu machen, die, je weniger sie im religiösen Leben und Cultus befriedigt ward, desto mehr in die Sphäre der Wissenschaft einzubringen wußte — da zeigte sich freilich bald das philosophische Denken des Menschen mit der geoffenbarten Wahrheit in unauflösbarem Widerspruche, und genöthigt, für eines von beiden sich zu entscheiden, konnte er nur auf die Seite sich neigen, wohin sein geistiger Hochmuth ihn hintrieb. Traten auch Thatsachen dem verschraubten Denken feindlich gegenüber, mittelst künstlicher Denkoperationen ward das Thatsächliche den einmal angenommenen Axiomen unterstellt, und der hochanstrebende Geist schien nichts von seiner gefährlichen Krankheit wahrzunehmen, bis sein Ueberreiz und die für ihn selbst fühlbarsten Erfahrungen allmählig eine Reaktion zum Besseren, oder doch eine heilsame Krisis anbahnten, die aber noch lange nicht gehörig durchgedrungen, noch lange nicht des vollen Sieges theilhaftig ist.

Diese krankhafte Verbildung des Geistes, eine Folge der gesammten neueren Entwicklung seit der Reformation, ist nun das Haupthinderniß eines richtigen Verständnisses der katholischen Kirche bei den meisten Protestanten, und leider auch bei nicht wenigen Katholiken, die mit dem Strom der ephemeren Bildung fortzuschwimmen, für ihre erste Pflicht hielten und oft ziemlich arglos in den gefährlichen Strudel der allgemeinen Verwirrung mit hineingeriethen. Das revolutionäre und anarchische Element mußte immer weiter um sich greifen; die Opposition gegen die kirchliche Autorität sich fortbilden bis zur völligen Verwerfung alles dessen, was der individuellen Willkür im Leben wie im Wissen noch eine Schranke hätte seyn können, bis zur Verkehrung und Verflüchtigung nicht bloß aller geoffenbarten, sondern auch aller natürlich erkennbaren Wahrheit. Indem der Protestantismus die Kirche und ihre Einrichtungen verkannte, hat er die Na-

tur des Menschen selbst verkannt. „Dieselbe falsche Stellung und Haltung“ — sagt unser Verfasser (Seite 14) — „dieselben falschen Formen des Bewußtseyns, die den Geist hinderten, die Wirklichkeit überhaupt im rechten Lichte zu sehen, haben ihn namentlich auch gehindert, den Leib der Offenbarung, die Kirche, in ihrer Wahrheit, Hoheit und Tiefe zu fassen. Beginnt nun der Geist, jene Fesseln abzuschütteln, vermag er wieder mehr sich in seiner ursprünglichen Kraft und Freiheit zu äußern, dann begnügt er sich nicht mehr mit der Oberfläche der Dinge, mit der Erkenntniß dieser oder jener Seite ihres Wesens; es drängt ihn, die Welt nach ihren inneren Gesetzen und Verhältnissen, nach ihrem ganzen Zusammenhange zu fassen. Der Gegenstand seines Erkennens zeigt sich ihm von einer ganz neuen Seite, die Ahnung der inneren Realität alles Wirklichen geht in ihm auf; und er sieht sich gezwungen und gedrungen, zu einer neuen Anschauungsweise durchzudringen, in der er das Wirkliche als Wirkliches nach seiner inneren Wahrheit und Realität zu erfassen vermag. In dem Maße, als der Geist sich in der Erkenntniß der natürlichen Welt der Wahrheit nähert, wird er auch fähig, die Kirche nach ihrer natürlichen Seite richtig aufzufassen.“

Schon Tertullian hat in der geistreichen Schrift über das Zeugniß der Seele das damalige Heidenthum darauf hingewiesen, daß das Innere des Menschen unbewußt und unwillkürlich den Grundwahrheiten der Offenbarung beistimmt, daß die Seele, abgesehen von dem Angelernten und Angewöhnten, was von Außen in sie hineinkam, rein und ungebildet, wie sie erschaffen ward, trotz des Sündenfalles noch Anklänge einer höheren Wahrheit, noch Lichtstrahlen einer reineren Erkenntniß in sich bewahrt, daß sie von Haus aus vermöge der vernünftigen Anlage und des Gewissens eine Christin ist. Ganz entsprechend dieser Idee der anima naturaliter christiana ist die Versicherung der Verfasserin der

vielbesprochenen Reise „von Babylon nach Jerusalem", wie sie gefühlt und wahrgenommen, daß ihre Seele von jeher eigentlich „eine Katholikin" war. Wie die ganze Einrichtung der Kirche mit der Natur und den Bedürfnissen des Menschen auf das Innigste verwachsen ist, so zieht auch eine richtige Erkenntniß der Natur und der ureigenen Bedürfnisse des Geistes und des Gemüthes zur Kirche hin, während eine falsche Auffassung des Wesens der Dinge, ein unnatürliches Fassen des Natürlichen der Annäherung an dieselbe die größten Hemmnisse bereitet. Daher bemerkt der Verfasser (S. 16) weiter: „Eben darum, weil die Kirche alle Gesetze, die im Menschengeiste, die im ganzen Reiche der Natur liegen, anerkennt, sie verklärt, in sich aufnimmt und an sich verwirklicht hat, ist es einerseits nicht möglich, in Widerspruch mit der Kirche zu treten, ohne zugleich in Widerspruch mit der gesammten natürlichen Ordnung der Schöpfung zu gerathen, und andererseits enthält eine Verkennung des Wesens der Ordnung der Natur den Keim in sich zu einer Verkennung des Wesens der Kirche und ihrer Lehre."

Von diesem Gesichtspunkte aus erklärt sich der Verfasser die einzelnen falschen Vorstellungen, die über die meisten Dogmen und Gebräuche der katholischen Kirche unter gebildeten Protestanten herrschend geworden sind, und weiset im Concreten deren Unhaltbarkeit und Unrichtigkeit mit einer im Ganzen sehr gewandten Dialektik nach, wie er überhaupt sehr gute und gründliche philosophischen Studien gemacht hat. Nach der Aufgabe, die er sich gesetzt, hatte er nicht im Sinne, die streitigen Punkte mit theologischer Genauigkeit zu behandeln, aber auch diese wird man, wenigstens insoweit sie hier erwartet werden darf, kaum in dem Werkchen vermissen. Nur die Lehre vom Altarssacrament hätte unseres Erachtens entweder nicht berührt, oder ausführlicher entwickelt werden sollen, da hier sehr große und zahlreiche Mißverständnisse gang und gebe sind, und diese eine reichhaltigere Darstellung

erheischen. Diese Art der Polemik verdient alles Lob und das Streben des Verfassers alle Anerkennung. Aehnliche Arbeiten auf diesem Gebiete mit der gleichen ruhigen Haltung können für die Beseitigung der unzähligen Mißverständnisse über fast alles Katholische, wie wir sie in unsern Tagen unter allen Ständen vorfinden, nur sehr förderlich und fruchtbringend seyn. Was die vorliegende Schrift an einigen besonderen Beispielen klar gemacht, das ließe sich an unzähligen andern Fragen vollständig nachweisen, ja an ganzen Wissenschaftsgebieten, an unseren politischen und religiösen Zuständen, wo wir überall des Verzerrten und Widernatürlichen, des Unklaren, Vagen und Verschwommenen so unendlich viel täglich vor Augen sehen.

LIX.

Die Denkschrift der bayerischen Bischöfe und die königliche Entschließung vom 8. April 1852.

Durch die unterm 8ten April dieses Jahres erfolgte königliche Entschließung auf die Denkschrift, welche am 2ten November 1850 die Bischöfe Bayerns überreicht hatten, ist den kirchlichen Angelegenheiten eine in mancher Beziehung veränderte Gestaltung gegeben worden. Die von der bayerischen Regierung getroffene Maßnahme ist so wichtig, daß es nothwendig scheint, uns darüber gehörig zu orientiren.

Eben hierin liegt die Veranlassung, daß wir diesen Gegenstand auch in unsern Blättern zur Sprache bringen; diese haben vor den täglich erscheinenden den Vortheil voraus, daß sie über die kirchlichen und politischen Ereignisse sich erst dann

auszusprechen haben, nachdem dieselben schon von verschiedensten Seiten her ihre Beurtheilung gefunden haben. So ist es auch mit der in Rede stehenden Angelegenheit gegangen, und wir brauchen nur darauf hinzuweisen, daß, während sich einerseits Stimmen des Bedauerns und der Betrübniß darüber haben vernehmen lassen, daß die Hoffnung auf weit größere Zugeständnisse nicht in Erfüllung gegangen sei, von andern Seiten man gegen das Ministerium deßwegen Vorwürfe erhoben hat, weil es die Krone zu Concessionen veranlaßt habe, welche die Gränze, die man von dort aus ziehen möchte, noch weit überschritten. Von einem Parteiblatte, welches dieser Richtung angehört, ist auch die Veröffentlichung der Entschließung ausgegangen.

Nach diesen Antecedentien kann es uns nunmehr nur noch vorzüglich darauf ankommen: die Principien, auf welche in dieser Angelegenheit Seitens der Regierung ein besonderes Gewicht gelegt worden ist, hervorzuheben, und aus ihnen diejenigen Folgerungen zu ziehen, welche sich bei einer genaueren Betrachtung als nothwendig ergeben. Wir betreten deßhalb den gebahnten Weg der wissenschaftlichen Erörterung, und befinden uns eben wegen der Beschaffenheit mehrerer jener Principien um so mehr in der angenehmen Lage, uns bei dieser Erörterung ganz auf den Standpunkt, welchen wir einzunehmen gewohnt sind, stellen zu können: auf das solide Fundament des katholischen Glaubens. Jener Grund überhebt uns zugleich auch der Mühe, auf die verschiedenen einflußreich gewordenen Theorien einzugehen, welche auf dem Boden des Protestantismus, Gallicanismus und Febronianismus erwachsen sind. Wir halten unsere Aufgabe für erfüllt, wenn es uns gelingt, den gegenwärtigen Stand der Dinge nach dem Maßstabe, welchen unser Standpunkt uns anweist, klar und anschaulich zu machen.

In Beziehung auf die bei diesem Gegenstande in Betracht kommenden Principien bildet das ministerielle Beglei-

tungsschreiben, mit welchem die Entschließung an die Bischöfe gelangt ist, mit dieser natürlich Ein Ganzes; ja, es faßt sogar, nächst Angabe der Veranlassung derselben, ihren Inhalt und Zweck principiell ganz kurz zusammen. Als der eigentliche Zielpunkt, als die Haupttendenz der Resolution wird mit sehr entschiedenen und ausdrücklichen Worten das Princip der Nothwendigkeit der Eintracht zwischen Staat und Kirche hervorgehoben. Insbesondere wird am Schlusse jenes Schreibens auf das damals unmittelbar bevorstehende Fest der Auferstehung des Herrn hingewiesen; dieses soll „der Zeitpunkt einer neuen Festigung allseitigen Friedens und allein gedeihlicher Eintracht" werden.

In der That, etwas Schöneres kann wohl nicht angestrebt werden, als gerade die Eintracht zwischen Kirche und Staat; sie ist unstreitig eines der köstlichsten Güter, welche die menschliche Gesellschaft schmücken; die Kirche ist hierin oft dem Staate als Muster vorangegangen, indem sie dieser Eintracht jedes Opfer, was sich nur irgend mit ihrer göttlichen Ordnung vereinigen ließ, stets bereit gewesen ist, darzubringen. Haben ja doch Kirche und Staat den Einen gemeinsamen Zweck: die Erziehung des menschlichen Geschlechts für das künftige Reich Gottes, und nur die Sphäre, in welcher jede von beiden ihre Aufgabe zu verwirklichen hat, ist eine verschiedene. Aber eben darum können sie auch nur in Eintracht mit einander jenen Zweck erreichen; ist diese vorhanden, so wird der Glaube mächtig gefördert, und eben dadurch wächst, wie der Kirche, so auch dem Staate eine große Kraft zu; durch diese Kraft gedeihen auch die Tugenden, die christlichen wie die bürgerlichen, und wird zugleich dem Laster gesteuert. Wenn dagegen das von Gott gewollte Band zwischen Kirche und Staat zerrissen ist, dann tritt von allem Dem das Gegentheil ein; Alles wird von Hader und Streit erfüllt, und selbst die geringfügigsten Dinge gehen nicht vorwärts. Eine solche Zerrissenheit ist alsogleich vorhanden, sobald jene Gemeinsamkeit des höchsten Zweckes nicht festge-

halten wird. Die Geschichte hat es zur Genüge bestätigt, wie stets sich die nachtheiligsten Folgen daran geknüpft haben, wenn gerade durch die Trennung im Zwecke die Eintracht zwischen Kirche und Staat gestört worden ist. Oder, was ist denn Anderes, als dieß, der wahre und kurze Ausdruck für die Ursache der großen Calamitäten, welche seit Jahrhunderten über die menschliche Gesellschaft gekommen sind? Was ist das große Hinderniß für die Kirche geworden, ihre Segnungen in gleichem Maße, wie in früheren Zeiten zu spenden? Was sind die falschen Theorien über das Verhältniß zwischen Kirche und Staat Anderes, als die unglücklichen Versuche, die eingetretenen Zustände zu rechtfertigen? Man blicke zurück in die Geschichte; in ihrem Fortgange ist es zu erkennen, wie jene Calamitäten sich in ihrer langen Reihenfolge an jenen unseligen Kampf zwischen Kirche und Staat anschließen, welchen Heinrich IV. in leichtsinnigem Uebermuthe entzündet, und dann als ein Erbtheil seinen Nachfolgern hinterlassen hat; an jenen Kampf, der seinen Höhepunkt in Philipp's IV. Gebahren gegen Bonifacius VIII. erreichte, der aber nicht mit einem Friedensschlusse, sondern damit geendet hat, daß die beiden Gewalten entfremdet, sich von einander abwendeten.

Es ist daher eine große und wohlthätige Wahrheit, welche jenes Schreiben ausspricht, wenn es die Eintracht zwischen Kirche und Staat als allein gedeihlich bezeichnet. Gerade von diesem Standpunkte aus läßt sich erst recht deutlich erkennen, wie es ein Werk der Bosheit ist, den Samen des Mißtrauens zwischen der kirchlichen und weltlichen Obrigkeit auszustreuen; die klar ersichtliche Folge davon ist keine geringere als die, daß Viele um ihr zeitliches und ewiges Wohl gebracht werden. Das Begleitschreiben hat daher, indem es den Frieden des Staates mit der Kirche so entschieden für heilsam und nothwendig erklärt, auch ganz im Sinne jener erlauchten Fürsten, der Herzoge Albrecht V., Wilhelm V. und des großen Churfürsten Max I. gespro-

chen, welchen als den eifrigen Schutz- und Schirmherren der Kirche in ihren Landen das bayerische Volk die Erhaltung seines katholischen Glaubens dankt. Hängt das bayerische Volk diesem Glauben bis auf den heutigen Tag mit bewunderns- und nachahmungswerther Liebe und Festigkeit an, so ist mit demselben auch stets des Volkes Treue gegen das angestammte Fürstenhaus Hand in Hand gegangen. Dieses kostbare Gut dankt seinerseits das Fürstenhaus der Kirche; es dankt diese Treue den Bischöfen und den Priestern, welche neben der gläubigen Ueberzeugung von der Pflicht des Gehorsams auch die Liebe und Anhänglichkeit an die Obrigkeit den Unterthanen in die Herzen gepflanzt haben. Und so soll und muß es ja auch seyn: durch den Schirm des Königthums wird die Kirche geschützt, und in der Kirche findet das Königthum seine festeste Stütze.

Wenn aber je, so hat in dem verhängnißvollen Jahre 1848, wo alle Fundamente der geselligen Ordnung erbebten, wo alle Säulen wankten, das bayerische Volk seine Anhänglichkeit und Treue zu seinem Fürstenhause an den Tag gelegt. Wo hat das Volk so zu seinen Fürsten gehalten, wie zu den Wittelsbachern die Bayern? Nicht die Länge der Zeit, weil schon beinahe vor siebenhundert Jahren dieses Band geknüpft ward, sondern die Erinnerungen an die Segnungen, welche das Haus Wittelsbach über Bayern gebracht hat, das Gedächtniß daran, daß Fürst und Volk in guten und bösen Tagen stets zusammengehalten haben, vor Allem aber auch die pflichtgetreue Beharrlichkeit, mit welcher Bayerns Clerus, seine Bischöfe an der Spitze, thatkräftig zur Aufrechterhaltung der Ordnung wirkte — Das war es, was das altkatholische Bayern vor solchen Scenen bewahrt hat, wie sie in allen andern deutschen Ländern sich zutrugen. Während rings herum der Sturm der Revolution tobte, Oesterreich beinahe ganz von ihr überwältigt, Preußen zu Boden geworfen war, hat das entschiedene Auftreten des katholischen Volkes in Bayern alle Pläne der Aufwiegler, welche auch dieses Land

dem Abgrunde der Revolution geweiht hatten, zu Nichte gemacht. Gott hat das Land gerettet, aber er hat es wesentlich gethan durch die Diener seiner Kirche; der so oft mit vornehmer Geringschätzung in öffentlichen Blättern zurückgewiesene und verschmähte „clericale Einfluß" war es, dessen sich die göttliche Vorsehung als des Werkzeuges für die Wohlfahrt Bayerns bedient hat. Allerdings haben die Bischöfe sammt dem Clerus zunächst hiermit nur eine heilige Pflicht erfüllt, aber in der That, sie haben nicht bloß als getreue Unterthanen, sondern auch als die aufrichtigsten Freunde der Krone, als die eifrigsten Anhänger des monarchischen Princips gehandelt, eine Stellung, welche sie stets eingenommen haben und, wie es mit Bestimmtheit sich behaupten läßt, nie aufgeben werden.

Bei einem solchen Verhältnisse, wie wir es im Hinblick auf eine fernere und nahe Vergangenheit geschildert haben, verstand sich die Schutz- und Schirmherrschaft der katholischen Fürsten Bayerns über die Kirche in ihrem Lande ganz von selbst; ja sie war von jeher eine ebenso unabweisbare Pflicht, als sie ein unveräußerliches Recht ist. Ihrerseits kann die Kirche nicht anders, als mit Dank den Schutz entgegennehmen, welchen ihr der weltliche Arm zur Erreichung ihrer Zwecke angedeihen läßt. Auch das mehrerwähnte Schreiben drückt in dieser Beziehung ein Princip aus, welches (— unter der Voraussetzung, daß das oberste Aufsichtsrecht über die Kirche, als eines für dieselbe, als ein Ausfluß des Schutzrechtes angesehen, und daß die Staatszwecke völlig in Harmonie mit denen der Kirche gedacht werden könnten —) Alles enthalten würde, was die Kirche nur irgend billiger Weise in Anspruch zu nehmen hätte. Nachdem nämlich das Schreiben bemerkt, daß „die Krone in der Handhabung des obersten Schutz- und Aufsichtsrechtes über die Kirche gewissenhaft bedacht seyn" müsse, „daß sie zu jeder Zeit in der Lage sei, einerseits die Erreichung der Staatszwecke zu rechtfertigen, und andererseits den ungetrübten Frieden der christli-

chen Bekenntnisse zu wahren", fährt es also fort: „Als getreuer Sohn der Kirche aber sind Seine Majestät der König bereit zu gewähren, was, unbeschadet der eben erwähnten unveränderlichen Ausgangspunkte, der Kirche blühendes und kräftiges Wachsen und Gedeihen bereitet, auf daß sie zum Wohle Aller auf den Bahnen des Segens und des Friedens fortschreite, die ihr durch den göttlichen Stifter vorgezeichnet sind."

Wir weilen gern bei diesen letzteren Worten; sie gewähren uns einen Trost, denn wir können es nicht verhehlen, auch wir hatten gehofft, daß der Kirche in Bayern mehr gewährt werden würde, als es geschehen ist. Wir halten darum an jenen Worten, als an einem Anker fest. Wo Das als Grundsatz ausgesprochen wird, daß auch der von Gott mit der höchsten Gewalt im Staate bekleidete Fürst, zugleich ein getreuer Sohn der Kirche sei, da wird auch anerkannt, daß dessen schönste Pflicht die ist, die Kirche, seine liebende Mutter, darin zu unterstützen, daß sie — wie auch oben mit andern Worten gesagt wird — ungehindert alle ihre Segnungen spenden, und somit die ihr von Gott gewordenen Aufträge erfüllen könne. Ja, ihr göttlicher Stifter hat ihr die Bahnen des Segens und des Friedens vorgezeichnet; vorgezeichnet, freilich in wenigen Worten, aber diese Worte sind göttliche, sie sind nicht flüchtig, wie die der Menschen; eben nur ausgesprochen, sind sie auch schon in ihrer ganzen Kraft wirkend, sind sie unvergänglich, ewig dauernd. Mit den durch diese Worte ihr zum Grunde gelegten Verfassung, mit den durch diese Worte ihr ertheilten Vollmachten tritt die Kirche in die Geschichte ein. Für diese ihre Vollmachten kann sie daher nicht nur von der Staatsgewalt die ungehinderte freie Bewegung fordern, sie muß sie fordern, Gott selbst hat sie in die Unmöglichkeit versetzt, in irgend einem Punkte, der durch sein Wort festgestellt ist, anerkennend nachzugeben; wenn hier ihre Bitten Nichts vermögen, kann sie nur dem Unvermeidlichen weichend dulden.

Die Entschließung vom 8ten April enthält manche Bestimmungen, welche den Bischöfen einen größeren Einfluß, als er ihnen bisher gegönnt war, auf die Erziehung des Clerus und auf den Unterricht an den verschiedenen Lehranstalten des Königreiches gestatten. Diese Concessionen, hier als Folgerungen aus jenem Princip der freien Bewegung vorzüglich in Betreff der Lehrvollmacht, können daher als ein Gewinn betrachtet werden. Damit aber die Kirche sowohl die Segnungen durch ihre göttliche Lehre zu spenden, so wie auch jenen andern Auftrag der Heiligung des Menschen durch die Ordnung des Gottesdienstes wirklich zu erfüllen im Stande sei, hat sie von Christus auch die Regierungsgewalt, und zwar in der Bedeutung einer wahren Machtfülle erhalten, denn er hat ihr seine Macht übertragen. Und doch ist diese Machtfülle keine Gewalt, durch welche der Staat in seiner ihm gebührenden Sphäre beschränkt würde, denn in dieser Hinsicht gilt, was Augustinus von Christus, als dem Könige, sagt: „Höret es ihr Juden und Heiden, höret es ihr irdischen Reiche alle: Ich behindere eure Herrschaft in dieser Welt nicht. Was wollt ihr mehr? kommt zu dem Reiche, welches nicht von dieser Welt ist." Aber die Kirche ist in dieser Welt und die darin eingesetzte Gewalt muß in ihrer Sphäre, d. h. in allen Dingen, die einen geistlichen Zweck haben, indem sie zum Heile der Seele bestehen, auch unbehindert seyn. Diese Gewalt muß sich nach der Natur jeder Herrschaft auf ihrem Gebiete in der Ausübung der ihr ausschließlich zustehenden Rechte der Aufsicht, der Gesetzgebung, der Gerichtsbarkeit und Strafgewalt, der Administration des für ihre Zwecke bestimmten Vermögens und der Bestellung der erforderlichen Beamten äußern. Diese Gewalt handhabt nach göttlichem Rechte die Kirche durch die ihr von Christus gegebenen Organe, insbesondere durch den Episcopat. Die weltliche Gewalt, welche von Gott ein eben so unantastbares Gebiet zugewiesen erhalten hat, ist dort nur zur Unterstützung und zum Schutze der Kirche berufen; sie hat nach

göttlichem Rechte auf dem Gebiete der Kirche kein Aufsichtsrecht, denn sonst wäre das der Kirche hier nicht das oberste; sie hat kein Gesetzgebungsrecht, keine Gerichtsbarkeit und Strafgewalt, sie hat als solche keine Rechte an dem kirchlichen Vermögen, und keine Befugniß zur Anstellung der kirchlichen Beamten. Wo sie also irgend einen Antheil an kirchlichen Befugnissen, oder specieller ausgedrückt, an der Kirchengewalt hat, da kann dieß nur auf einer Verleihung oder einem Indulte der Kirche beruhen. Durch einen solchen Akt hat namentlich König Max I. von Bayern für sich und seine Thronfolger, als katholische Fürsten, in dem mit dem Papste geschlossenen Concordate, als eine Anerkennung für die von ihm der Kirche gewährten Zugeständnisse, das ausgezeichnete Privilegium der Nomination zu sämmtlichen Bisthümern seines Reiches erhalten, und die Kirche wird es dankbar anerkennen, daß Bayerns Könige davon einen ihr ersprießlichen Gebrauch gemacht haben. Weiter aber, als die Kirche selbst eingeräumt hat, — und sie kann hierin nicht über die ihr von Gott gesteckten Gränzen hinausgehen, — reicht die Gewalt des Staates in kirchlichen Dingen nicht. Denn in der Territorialgewalt als solcher können derartige Befugnisse nicht liegen, sobald der Kirche selbst die göttlichen Vollmachten zu ihrer eigenen Regierung ertheilt worden sind. Die dorthin zielenden Theorien sind erst aus den Zuständen der letzten drei Jahrhunderte abgeleitet worden, während Gott, ganz im Gegensatze dazu, gerade durch die ersten drei Jahrhunderte des Bestandes seiner Kirche recht deutlich gezeigt hat, wie sein Reich ausschließlich durch die von ihm eingesetzte, nicht durch die weltliche Gewalt regiert werden soll. Zur Gründung der Kirche hatte Gott diese nicht berufen; erst nachdem das Gebäude bis zu seinen höchsten Zinnen aufgeführt war, da erst traten die Fürsten als ihre Beschützer hinzu; ja sie erhielten auch in so fern ein Aufsichtsrecht, als sie, nicht im Innern der Kirche, sondern nach Außen hin, darüber zu wachen hatten, daß jene in keiner Weise beein-

trächtigt werde. In diesem Sinne des Wortes Episcopus bezeichnete sich auch der erste christliche Kaiser als Episcopus externus der Kirche, ein Ausdruck, der wohl nirgend schöner, als durch Fénélon, diesen sanftmüthigen Mann des Friedens, seine Auslegung erhalten hat. In einer seiner Reden sagt der edle Erzbischof von Cambray: „Es ist wahr, daß der fromme und eifrige Fürst Episcopus externus und Beschützer der Canones genannt worden ist; Ausdrücke, welche wir stets mit Freuden in jenem wohlgemessenen Sinne wiederholen, in welchem sich die Alten ihrer bedient haben.“ Aber der „äußere Bischof“ darf nie die Functionen des „inneren Bischofs“ übernehmen. Er steht, das Schwert in der Hand, an der Pforte des Heiligthums, aber er hütet sich, in dasselbe einzutreten.

Wenn nun die Kirche, wie zuvor ausgeführt wurde, während der ersten drei Jahrhunderte sich in völliger Selbstständigkeit von aller weltlichen Gewalt befand, so kann sie doch unmöglich, seit dem sie die Fürsten in ihren mütterlichen Schooß aufgenommen hat, in eine größere Abhängigkeit gerathen seyn? Diese Betrachtungen führen wie von selbst zu dem Placet, es möge nun dasselbe sich beziehen auf kirchliche Gesetze oder Verordnungen, oder auf andere von der Kirche zu treffenden Einrichtungen. Bei dem nahen Verhältnisse, wie es zwischen Kirche und Staat zu bestehen hat, ist es ganz geziemend, daß die Kirche bei allen solchen Gegenständen, wo sie Bestimmungen erläßt, welche für den Staat ein ihn nahe berührendes Interesse haben, diesen zur Mitwissenschaft zieht, allein die Verpflichtung kann nach dem ihr von Gott gegebenen Rechte nicht so weit gehen, diese von der Genehmigung der weltlichen Obrigkeit abhängig zu machen. Die ganze Sache läßt sich auf eine sehr einfache Betrachtung zurückführen: diejenige Macht ist die eigentliche Gesetzgeberin in der Kirche, von deren Genehmhaltung und Approbation die Anwendbarkeit der Kirchengesetze abhängig ist und in diese Stellung tritt die weltliche Gewalt durch das Placet

ein. Was hilft es dem Oberhaupte der Kirche von seinem göttlichen Rechte Gebrauch zu machen und allgemein verbindliche Gesetze zu erlassen, wenn die Staatsgewalt deren Publikation nicht gestattet? Wie ist den Bischöfen die Regierung ihrer Diöcesen erschwert, wenn sie zu jeder ihrer Maßnahmen zuerst die Genehmigung der Regierung bedürfen. Es gibt daher gar Nichts, was die Kirche in der Ausübung ihrer Regierungsgewalt mehr behinderte, als gerade das Placet. Man denke sich einmal das Verhältniß umgekehrt: die Kirche stellte an eine weltliche Regierung die Forderung, dieselbe solle ihre Gesetze, bevor dieselben publicirt werden, ihr zur Approbation vorlegen. Für ein solches Begehren der Kirche ließe sich etwa anführen: ihr, als der von Gott gegründeten Heilsanstalt, Zweck bestehe darin, das göttliche Gesetz auf Erden zu verwirklichen; sie müsse daher darüber wachen, daß kein menschliches Gesetz damit in Widerspruch trete, und ob dieß bei einem einzelnen Gesetze der Fall sei oder nicht, darüber stehe ihr das Urtheil zu. Die Forderung erschiene zuletzt so gar unbillig nicht, aber dennoch würden wir uns gegen ein solches Placetum ecclesiasticum entschieden erklären müssen, weil dasselbe der Würde des Staates zu nahe träte; die Staatsgewalt würde dadurch in ihrem Gesetzgebungsrechte auf eine nicht geeignete Weise beschränkt, ja sie hörte auf, die höchste gesetzgebende Gewalt in dem Bereiche ihrer Sphäre zu seyn. Wenn also die Kirche sich die Befugniß eines solchen Placets nicht beilegt, sondern höchstens darauf aufmerksam macht und um Abhilfe bittet, wenn sie in den Staatsgesetzen Dinge antrifft, welche im Widerspruch stehen mit dem göttlichen Rechte, warum sollte denn der Staat, ganz abgesehen davon, daß das Placet selbst mit dem göttlichen Rechte sich nicht im Einklange befindet, nicht der Kirche ein gleiches Vertrauen schenken dürfen?

Es ist bekannt, wie das Placet seinem ganzen Ursprunge nach der Periode der völligen Entfremdung zwischen Kirche und Staat angehört. Es wurde in Oesterreich in einer für

die Kirche höchst lästigen Weise geübt, und wenn es in Bayern zuerst im Jahre 1770 zwar in einer noch sehr milden Form auftrat, so erhielt es durch die Verordnung vom 3. Mai 1803 ganz und gar denselben herben Charakter, wie in andern Ländern. In Oesterreich hat man das Placet bis auf die neueste Zeit, d. h. bis zum J. 1850, mit einer ängstlichen Beharrlichkeit festgehalten. Der in dieser Hinsicht sehr wichtige Vortrag des k. k. Ministerrathes vom 7. April desselben Jahres bemerkte, nachdem er zuvor die lästigen Fesseln geschildert, die das Placet der Kirche anlege, hierüber Folgendes: „Die Fortdauer der bisher bestandenen Beschränkungen ist, nach dem Erachten des treugehorsamsten Ministerrathes, in der That nicht länger zulässig. Sie sind Bestandtheile einer Gesetzgebung, die in den Verhältnissen der Zeiten, in welchen sie sich entwickelte, ihre Erklärung findet, aber unvereinbar ist mit den wesentlich geänderten Zuständen der Gegenwart. Jene Gesetzgebung war bestimmt, durch eine consequente Bevormundung auf allen Gebieten des geistigen Lebens jedem Mißbrauche seiner Selbstthätigkeit vorzubeugen. Ihre Wirksamkeit beruhte eben auf ihrer Allseitigkeit. Es war folgerecht, sie auch der Kirche gegenüber in Anwendung zu bringen. Aber die der Kirche gesetzten Schranken allein hätten nie staatsrechtlichen Mißbrauch zu verhüten vermocht und sie haben sich immer ohnmächtig bewiesen, wo die Träger der Kirchengewalt sie mißbrauchen wollten und die politischen Ereignisse dazu Gelegenheiten boten, während sie unter andern Verhältnissen zu nutzlosen Förmlichkeiten herabsanken. Immer lähmten sie aber auch die heilsame Selbstthätigkeit, die überall nur aus dem Gefühle selbstständiger Verantwortlichkeit entspringt, und nährten jenen Geist des Mißtrauens und Argwohns, der der Kirche wie dem Staate Nachtheil bringt. Diesen unerfreulichen Geist haben Eure Majestät aus der österreichischen Gesetzgebung verbannt. Ihn nur der Kirche gegenüber festzuhalten, wäre der Regierung Eurer Majestät eben so unwürdig, als unvereinbar mit den in §. 2 des allerhöchsten Patents vom

4. März 1849 verbürgten Rechten. Dagegen verlangt es die innige Verbindung, welche zwischen dem österreichischen Staate und der katholischen Kirche besteht, und welche auch die Bischöfe nicht gelöst zu sehen wünschen, daß sie auch fernerhin im Einvernehmen mit der Regierung handeln, und daß daher jene bischöflichen Erläſſe, welche äußere Wirkungen nach sich ziehen oder öffentlich kund gemacht werden sollen, gleichzeitig den betreffenden Regierungsbehörden mitgetheilt werden." Ganz dem entsprechend ist auch die kaiserliche Entschließung über das Verhältniß von Kirche und Staat vom 18. April ausgefallen, welche bestimmt: §. 1: „Sowohl den Bischöfen, als den ihnen unterstehenden Gläubigen steht es frei, sich in geistlichen Angelegenheiten an den Papst zu wenden und die Entscheidungen und Anordnungen des Papstes zu empfangen, ohne dabei an eine vorläufige Zustimmung der weltlichen Behörden gebunden zu seyn. Den katholischen Bischöfen steht es frei, über Gegenstände ihrer Amtsgewalt und innerhalb der Gränzen derselben an ihren Klerus und ihre Gemeinden ohne vorläufige Genehmigung der Staatsbehörden Ermahnungen und Anordnungen zu erlassen; sie haben jedoch von ihren Erläſſen, in so ferne sie äußere Wirkungen nach sich ziehen oder öffentlich kund gemacht werden sollen, gleichzeitig den Regierungsbehörden, in deren Bereich die Kundmachung erfolgen oder die Anwendung geschehen soll, Abschriften mitzutheilen." Somit war in Oesterreich das Placet aufgehoben, es sind zwei Jahre darüber verflossen und für die Staatsgewalt noch keinerlei Nachtheile daraus hervorgegangen; sie hat die Kirche nicht behindert und die Kirche hat sie nicht behindert, so wie auch der Friede unter den verschiedenen Confessionen nicht die mindeste Störung erlitten hat.

Für Bayern gab man sich schon längst der Hoffnung hin, daß das Placet aufhören würde, denn in Art. XII des im Jahre 1817 mit dem heiligen Stuhle geschlossenen Concordates wurde ausdrücklich festgestellt, daß die Bischöfe je nach Erforderniß ihres Hirtenamts ihre Anweisungen und

Verordnungen über kirchliche Angelegenheiten frei sollten kundmachen dürfen. Mit einstweiliger Uebergehung aller übrigen dazwischen liegenden hierauf bezüglichen Verhältnisse heben wir nur hervor, daß die deßfallsige in der Denkschrift der bayerischen Bischöfe unter Anerkennung der bisherigen administrativen Erleichterungen bei der Krone angebrachte Bitte wegen gesetzlicher Abschaffung des Placets, durch den §. 3 der königlichen Entschließung vom 8. April dahin erledigt worden ist: „Für die von dem Oberhaupte der Kirche oder von den Bischöfen ausgehenden Jubiläums- und Ablaßverkündigungen, dann für die Fastenpatente wird hiemit das Placet bis auf weiteres im voraus ertheilt. Bei allen andern Erlassen und Ausschreibungen der geistlichen Behörden, auf welche nicht die Bestimmung des §. 59 des Religionsedictes Anwendung findet, sondern bei welchen gemäß Tit. IV §. 9 der Verfassungsurkunde und §. 58 der Beilage II die vorherige Einholung der königl. Genehmigung bisher erforderlich gewesen, ist die Einholung dieser Genehmigung auch fernerhin nothwendig und ist das Sr. Majestät als katholischem König zustehende Oberaufsichts- und Schutzrecht in seinem ganzen Umfang unangetastet aufrecht zu erhalten." Demgemäß ist auch noch jetzt in Bayern das Placet in seiner ganzen Wirksamkeit bestehen geblieben, denn wenn es auch für gewisse den Kultus betreffenden Verhältnisse im voraus ertheilt wird, so ist dieß doch nur „bis auf weiteres" geschehen und daher das Prinzip auch hier beibehalten worden.

Hiermit sind wir bei der leidigen Collision zwischen dem Concordate und dem Religionsedicte angekommen, um welche sich seit nunmehr vier und dreißig Jahren alle jene unerfreulichen Mißstände drehen, die in so vielen Verhältnissen, in welchen sich Kirche und Staat berührten, hervorgetreten sind. Wir wollen in dieser Hinsicht nur auf einige Thatsachen verweisen. Der die Stellung der Kirche in Bayern betreffende, zwischen Papst Pius VII. und König Maximilian I. eingegangene Vertrag, welcher nicht bloß wie in andern Ländern

durch eine päpstliche Circumscriptionsbulle in's Leben trat, wurde als ein eigentliches Concordat unterm 5. Juni 1817 abgeschlossen, und von dem Könige unterm 24. October desselben Jahres ratificirt. Beide Contrahenten hatten in dem Art. XVIII sich gegenseitig zugesichert, Alles, was zwischen ihnen verabredet worden war, auf das Gewissenhafteste (sancte) zu bewahren.

Das Concordat enthält außer der vorhin angegebenen Bestimmung über das Placet noch mehrere andere, principiell ungemein wichtige Vertragspunkte. Schon der erste Artikel hat es festgestellt, daß die Kirche in Bayern alle diejenigen Rechte haben solle, die ihr nach Gottes Ordnung und den canonischen Satzungen zukommen; der zwölfte sichert ihr ihre gesammte Disciplin, wie sie vom heiligen Stuhle approbirt ist; der sechszehnte will, daß alle bisher in Bayern erlassenen, dem Concordate entgegenstehenden Gesetze und Verordnungen abzuschaffen seien, und der achtzehnte, daß dasselbe als Staatsgesetz publicirt werden solle. Wie mußte die Kirche, trotz der vielen Opfer, die sie bei diesem Vertrage gebracht hatte, sich freuen, daß derselbe zu Stande gekommen war; allein diese Freude hätte sich sofort in Trauer verwandeln müssen, wenn die am 26. Mai 1818 in Bayern proclamirte Verfassung sammt deren Beilagen gerade die im Principe bedeutendsten Bestimmungen des Concordates wieder aufgehoben hätte. Dieses wurde am gedachten Tage nicht als Verfassungsbeilage selbst, sondern als Anhang zu dem §. 103 des Religionsedictes publicirt; ein Umstand, auf welchen auch das ministerielle Schreiben vom 8ten April d. J. in folgender Weise Bezug nimmt: „Als getreue Wächterin des Rechts muß die Krone vor Allem an den Bestimmungen des Staatsgrundgesetzes und seinen Beilagen festhalten, und kann, in so lange und in so weit dieselben nicht auf verfassungsmäßigem Wege abgeändert sind, keinem andern Staatsgesetze, welches überdieß einer bloß einseitigen Auslegung nicht unterliegen kann, ein Vorwiegen vor dem Staatsgrundgesetze zuerkennen." So sehr

wir damit einverstanden sind, daß — wie in dem Concordate selbst festgestellt worden ist — eine einseitige Auslegung desselben nicht Statt finden könne, so wenig können wir es seyn mit dem aufgestellten Grundsatze, daß das Concordat als Anhang keinen Vorzug vor dem Staatsgrundgesetze sollte haben dürfen. Ganz abgesehen von anderen Gründen, ist gerade aus dem Umstande, daß das Concordat als Anhang zu jener Beilage der Verfassungsurkunde erscheint, so viel zu entnehmen, daß eben diese Beilage für die Verhältnisse der katholischen Kirche in Bayern durch den Anhang modificirt wird. Die Beilage enthält das allgemeine Gesetz, der Anhang die Ausnahme, und da man gerade in dem Concordate übereingekommen war, daß alle den Bestimmungen desselben entgegenstehenden Gesetze und Verordnungen für die Zukunft keine Gültigkeit mehr haben sollten, so kann die Wiederholung solcher früheren gesetzlichen Anordnungen in dem Religionsedicte immer nur die Bedeutung haben, daß sie nicht im Widerspruche mit dem Concordate, sondern nur für solche Verhältnisse zur Anwendung kommen können, welche nicht Gegenstand der Vereinbarungen in dem Concordate geworden sind.

(Schluß folgt.)

LX.

Die Denkschrift der bayerischen Bischöfe und die königliche Entschließung vom 8. April 1852.

(Schluß.)

Doch kehren wir noch auf einen Augenblick auf den Zeitpunkt zurück, als der in Rede stehende Vertrag mit dem Oberhaupte der Kirche abgeschlossen wurde. Durch denselben waren so viele wichtige und schwierige Verhältnisse geordnet, daß die wirkliche Ausführung aller einzelnen Punkte unmöglich auf der Stelle erfolgen konnte. Es wäre, den guten Willen der Regierung vorausgesetzt, eine unbillige Forderung gewesen, hätte man ihr zumuthen wollen, daß sie augenblicklich, wie mit einem Zauberschlage, alle kirchlichen Verhältnisse auf einmal im Sinne des Concordates hätte organisiren sollen. Allein da die Ausführung vieler wichtiger Punkte sehr lange auf sich warten ließ, und erst gar mit dem Erscheinen des Religionsedictes sich große, principielle Schwierigkeiten erhoben, so war nach dem Verlaufe mehrerer Decennien es ein Pflichtgebot, wenn die Bischöfe um Abhülfe baten. Sie konnten, wie jene andern zu Rom versammelten Bischöfe, welche an die Kaiser Gratian und Valentinian schrieben, um dem Gesetze wegen der geistlichen Jurisdiction in Strafsachen der Kleriker Geltung zu verschaffen,

ebenfalls sagen: „Was die Billigkeit unserer Bitte anbelangt, so haben wir lange verdient, was wir begehren; was aber die Nothwendigkeit des Bittens betrifft, so entbehren wir der Wirksamkeit des Erlangten so sehr, daß wir wünschen möchten, abermals zu erlangen."

Nachdem nun ein ganzes Menschenalter seit dem Abschlusse des Concordates verflossen war, haben die acht Bischöfe Bayerns gemeinsam ihre Bitte zu den Stufen des Thrones niedergelegt. Das ministerielle Schreiben enthält über ihr Verfahren Aeußerungen, welche die Allgemeine Zeitung als „Rüge" bezeichnet hat. Von dem Vorgehen der Bischöfe wird dort bemerkt, daß es unerwartet erschienen sei, eine neue, weitgreifende Frage zu einem Zeitpunkte aufzuwerfen, wo „die Nachwirkungen der unmittelbar vorhergegangenen verhängnißvollen Jahre noch allzu fühlbar" waren, „als daß die Staatsregierung nicht gerade damals auf die sichere Unterstützung aller der haltbaren Grundlagen des Staatslebens in besonderem Grade hätte zählen sollen." Ferner wird hervorgehoben, daß „die Weise des Vortrages der Krone gegenüber befremdend" habe erscheinen müssen; auch wird das Auftreten des Episcopats als „Körperschaft", als „staatsrechtlich nicht begründet", und nur allenfalls „durch die Zeitlage und das Schwanken aller Bestandtheile der Gesellschaft" erklärbar bezeichnet.

Was den letzten Punkt betrifft, so wird es der Vollständigkeit unserer Erörterung keinen wesentlichen Eintrag thun, wenn wir ihn, um nicht zu weitläuftig zu werden, um so mehr mit Stillschweigen übergehen, als das ministerielle Schreiben selbst ihn nicht weiter urgirt. Hinsichtlich der Weise des Vortrags müssen wir anerkennen, daß wir uns damit auch nicht würden haben einverstanden erklären können, wenn die Bischöfe bei den jetzt völlig veränderten Verhältnissen eine Sprache geführt hätten, wie ihre Stellung während der Zeit der Karolinger dem Staate gegenüber

sie mit sich brachte. Eine solche treffen wir aber auch in der That in der Denkschrift nicht an. Die stete Beziehung auf ihr göttliches Amt und auf die aus demselben hervorgehenden Pflichten wird ihnen unter allen Verhältnissen gestattet werden müssen, sobald im Uebrigen in keiner Weise die Ehrfurcht gegen die Krone, wie sie ihnen ihre Unterthanenpflicht auferlegt, verletzt wird. Die Bischöfe Oesterreichs haben sich im Jahre 1849 nicht minder entschieden ausgesprochen, und doch befanden sie sich in sofern in einer viel schwierigeren Lage, als sie ihre Vorstellungen gegen das ganze bisher in Oesterreich beobachtete und gesetzlich bestehende System richten mußten, während die bayerischen Bischöfe vom heiligen Vater selbst ausdrücklich dazu aufgefordert waren, sich an die Krone mit der Bitte um Vollziehung des Concordates zu wenden.

Aber auch hinsichtlich des gewählten Zeitpunktes konnte das Auftreten der österreichischen Bischöfe, wenn die revolutionären Bewegungen, welche damals noch den Kaiserstaat heimsuchten, zu entscheiden hätten, als viel bedenklicher erscheinen, als das ihrer Brüder in Bayern. Am 16. Juni 1849 war zwar die Schlacht bei Novara schon geschlagen, allein der Kampf in Ungarn noch keineswegs entschieden, und dennoch haben sie gewagt, die Freiheit der Kirche von dem Kaiser zu begehren. Und diese Freiheit ist ihnen gewährt worden, jedoch nicht etwa deßhalb, weil die Regierung die Sache so ansah, als ob ihr durch die Anregung dieser Angelegenheit eine neue Verlegenheit bereitet sei, oder die Bischöfe dem Staate mit ihrem Begehren gleichsam ihre Unterstützung entzogen hätten. Und gewiß hat Oesterreich durch die Gewährung der Kirchenfreiheit Gott den würdigsten Tribut der Dankbarkeit für die Rettung aus der Revolution dargebracht, zugleich aber auch die Antwort auf die Frage gegeben: wie der Abgrund der Revolution für alle Zukunft

geschlossen werden könnte. Als aber am 2. November 1850 in Bayern die Bischöfe ihre Denkschrift übergaben, war die Revolution (von der dieses Land, wie wir oben, auf die Ursachen dieser Erscheinung eingehend, gezeigt haben, gar nicht so aufgewühlt war, wie die übrigen Länder) schon besiegt, und die Regierung befand sich in der günstigen Lage, in den Verhältnissen Deutschlands ein sehr entscheidendes Wort mitzusprechen. Nehmen wir dazu, wie günstig sich in Preußen unter einer protestantischen Regierung die Verhältnisse der Kirche gestaltet haben, wie dort von allen den Beschränkungen, welche die Kirche in Bayern erfährt, schon seit lange nicht mehr die Rede ist, so ist dieß eine für uns um so betrübendere Erscheinung.

Zum Schlusse und zum noch weiteren Beleg, wie sehr die Kirche wünschen muß, die Collision zwischen Concordat und Religionsedict endlich zu ihren Gunsten ausgeglichen zu sehen, wollen wir noch einen Blick auf die einzelnen Gegenstände, von welchen die Entschließung handelt, werfen.

Die Bischöfe hatten in ihrer Denkschrift ihre verschiedenen Bitten nach sechs Hauptpunkten geordnet, und diesen „die Regierung und Verwaltung" der Kirche an die Spitze gestellt. Indem sie im Allgemeinen, mit Bezug auf Art. XIV des Concordates, auf Beseitigung aller Hindernisse dringen, welche ihr in dieser Hinsicht entgegenständen, heben sie mehrere einzelne, dahin gehörige Gegenstände hervor. Die Entschließung erledigt dieselben in ihren ersten eilf Paragraphen. Sie beginnt mit einer allgemeinen Anweisung in Betreff der Interpretation des Religionsedictes im Verhältniß zum Concordate; es soll nämlich bei Auslegung und Anwendung mehrdeutiger und zweifelhafter Stellen der zweiten Verfassungsbeilage jene Interpretation angenommen werden, welche mit den Bestimmungen des Concordates übereinstimmend ist, oder sich denselben annähert. Es liegt hierin allerdings eine für einzelne Verhältnisse mögliche Ausgleichung von Anständen, die es

bisher gegeben hat; aber leider sind so viele Stellen des Religionsedictes so klar und unzweifelhaft in ihrem Widerspruche gegen das Concordat, daß für diese Fälle der gedachte Paragraph keine Hülfe gewährt.

Im Einzelnen sind nun die unter die angegebene Rubrik zusammengestellten Gesuche der Bischöfe auf die freie Handhabung der Gesetzgebung und der Gerichtsbarkeit, so wie auf die concordatmäßige Besetzung aller kirchlichen Stellen, Aemter und Pfründen gerichtet. Am Günstigsten sind hier die neuen Bestimmungen in Betreff der Jurisdiction ausgefallen, wogegen durch die ausgesprochene Fortdauer des oberhoheitlichen Aufsichtsrechtes (§. 2, §. 3) und des daraus abgeleiteten Placet die Bitten der Bischöfe gerade in diesem bedeutendsten Punkte keine Erhörung gefunden haben. Nur in Betreff der Art und Weise der Ausübung des Oberaufsichtsrechtes wird die Zusicherung gegeben, daß die Bischöfe — so weit die Verfassung nicht im Wege steht — in der ihnen vermöge ihres Amtes zustehenden Verwaltung rein kirchlicher Angelegenheiten nicht behindert, so wie auch die kirchlichen Gerichts- oder Synodalversammlungen in ihrer freien Berathung nicht gestört werden sollen. Jene günstigere Berücksichtigung, welche in §. 4 bis §. 7 die kirchliche Gerichtsbarkeit gefunden hat, besteht darin, daß weder die Ernennung der Dekane noch der für die geistlichen Gerichte erforderlichen Beamten, noch die Kraft der Sentenzen der geistlichen Gerichte (vorausgesetzt, daß sie sich nicht auf bürgerliche Rechtsverhältnisse beziehen) von der landesherrlichen Bestätigung abhängig seyn, letztere vielmehr, wenn kein Recurs stattfindet, auch die Unterstützung des weltlichen Armes genießen sollen. Hinsichtlich des eben erwähnten sogenannten Recursus ab abusu, jenes steten Begleiters des Placet, hat der §. 52 des Religionsedictes auch eine Interpretation in §. 6 der Entschließung gefunden, durch welche so manche Mißstände, die sich sonst leicht ergeben konnten, vermieden werden. Dagegen ist

die Einführung der geistlichen Gerichte, so wie die Organisation der Decanatverfassung als solche von der landesherrlichen Genehmigung abhängig geblieben.

Ein besonders schwieriger Punkt ist bei dem Verhältniß zwischen Kirche und Staat die Besetzung der Pfründen überhaupt geworden. Abgesehen davon, daß der König nach dem Concordate das Nominationsrecht zu den bischöflichen Stühlen und vielen Canonicaten hat, steht ihm nicht nur für eine Menge von Pfründen das Patronatrecht und bei den früher von geistlichen, jetzt nicht mehr bestehenden Stiftungen vergebenen Beneficien ein Präsentationsrecht zu, sondern es hat auch die freie Collatio der Pfründen concordatsmäßig nur an personae Regi gratae zu geschehen. Der landesherrliche Einfluß hat hier also den weitesten Spielraum; um so mehr mußte es den Bischöfen darum zu thun seyn, dasjenige, was der Kirche vorbehalten bleiben muß, zu wahren. Dahin gehört namentlich, so weit nicht die päpstliche Confirmation erforderlich ist, die Prüfung der Tüchtigkeit Aller, welche Pfründen empfangen wollen; ferner die Wahrung des Prinzips, daß die eigentliche Verleiherin der geistlichen Gewalt die Kirche selbst sei, wobei es namentlich auch auf die Bestimmung der Richtung ankommt, in welcher Jemand als persona grata zu gelten hat, so zwar daß das Anerkenntniß dieser Qualität sich eben nur auf den bürgerlichen und politischen Charakter der Person bezieht, nicht aber als eine Sanktion der bischöflichen Uebertragung erscheint. Dahin gehört ferner, daß es den Bischöfen zustehe, die Resignation einer Pfründe frei mit dem Erfolge zu acceptiren, daß dieselbe nunmehr als vacant zu betrachten sei. Es ist leicht ersichtlich, wie den auf das canonische Recht gegründeten hierauf bezüglichen Bitten, in den §§. 8 bis 11, nur in einem beschränktern Umfange Gewährung zu Theil geworden ist. Die Prüfungsbehörde für die Pfarr- und andere Beneficien ist darnach eine aus Staats- und Kirchendienern gemischte; „die Bedingungen zur Erlangung eines landesfürst-

lichen Tischtitels sind von der allerhöchsten Beschlußfassung abhängig, und die Verleihung kirchlicher Pfründen Seitens der Bischöfe setzt die königliche Genehmigung voraus." Der betreffende §. 9 sagt über diesen Punkt weiter: „Geistlichen, welche von Sr. Majestät nicht genehm bezeichnet werden, kann eine kirchliche Pfründe nicht verliehen werden. Die Vergewisserung über die Genehmhaltung der Person erscheint demnach als eine Vorbedingung der bischöflichen Uebertragung des Kirchenamts, deren Vollberechtigung, wenn diese Bedingung gegeben, in keiner Weise zu beanstanden ist. Bei dem Akte der Einweisung soll jedoch ausgesprochen werden, daß von dem König die Verleihung der Temporalien herrührt." Diese zuletzt erwähnte Bestimmung ist eine völlig neue, mit welcher zunächst das canonische Recht nicht in Einklang zu bringen seyn dürfte. Im Mittelalter, wo die Bischöfe nach Beendigung des Investiturstreites ihre Reichslehen unter dem Symbol des Scepters erhielten, während die beiden andern: Ring und Stab, ihr Verhältniß zur Kirche näher bezeichneten, da konnte wohl von Temporalien, die vom Könige herrühren, die Rede seyn. Allein dieß waren die ganz besondern Verhältnisse, in welchen gerade die Bischöfe und Prälaten zum deutschen Reiche standen; im Uebrigen aber faßt das canonische Recht die Sache immer so auf, daß nicht bloß das Amt, sondern auch die mit demselben verbundenen Einkünfte von der Kirche herrühren, also auch nur von ihr verliehen werden können. Aber auch sogar die §§. 44 bis 49 des Religionsedictes, so wie die Verfassungsurkunde (Tit. IV §. 9), möchten mit der in der Entschließung enthaltenen Auffassung von den Temporalien nicht übereinstimmen. Auf der andern Seite hat die Entschließung in §. 11 in Betreff der Patronatspfründen den Bischöfen wenigstens so viel nachgegeben, daß sie bei der Verleihung derselben gutachtlich vernommen werden sollen. Dagegen wird ihnen bei eben diesen Pfründen die unbedingte Annahme der Resignation nicht gestattet, wie

überhaupt da nicht, wo durch den Verzicht das Staatsärar belastet werden würde (§. 10). Dieses, so wie der Umstand, daß sie in Folge dessen bei solchen Pfründen nicht die im Concilium von Trient vorgeschriebene freie Aufstellung der Vicarien, den Gehalt derselben zu bestimmen und die Intercalarien zu bereinigen haben, ist ein wesentlicher Nachtheil, für welchen die bloße gutachtliche Aeußerung über die Bestimmung des Vicargehaltes nicht entschädigt. Jener Nachtheil besteht aber darin, daß in vielen Verhältnissen die Resignation ein sehr wünschenswerthes Ereigniß ist, indem durch sie öfters manche große Unannehmlichkeiten vermieden werden. So wenig sie bei den Bisthümern, wo eben ein viel innigeres Band mit der Kirche besteht, begünstigt ist, so hat man sie bei andern Beneficien aus vielen verschiedenen Gründen sehr viel leichter gestattet. Wenn aber der Bischof in der Annahme der Resignation behindert ist und erst die Regierung um ihre Bewilligung angegangen werden muß, so ist insbesondere bei Pfarreien eine zum Nachtheile der Gemeinde gereichende Verzögerung oder gar Hinderung nur zu leicht die hieran sich anschließende Folge, abgesehen davon, daß das kirchliche Prinzip überhaupt dadurch verletzt wird.

Der zweite Gegenstand, welchem die Bischöfe in ihrer Denkschrift einen besonderen Abschnitt gewidmet haben, ist der Cultus. Gerade hier stellt das Religionsedict eine Menge von Hindernissen entgegen und es sind insbesondere die Missionen, die, da sie außerdem noch unter dem Gesichtspunkt außerordentlicher kirchlicher Feierlichkeiten, und damit vermöge §. 79 jener zweiten Verfassungsbeilage, von der ausdrücklichen königlichen Genehmigung abhängig gemacht würden, vielfältig gehemmt werden. Wenn nun auch in §. 12 der Entschließung der allgemeine Grundsatz aufgestellt wird, daß die einschlägigen Anordnungen des Religionsedictes „nur in einer das kirchliche Leben nicht beengenden Weise gehandhabt werden“ sollen, so ist dieß Princip eben gar zu allgemein, und

es bleibt doch zuletzt dem subjektiven Ermessen des einzelnen Landrichters anheimgestellt, was er für nicht beengend hält. Hinsichtlich der Missionen bot Bayern schon seit mehreren Jahren eine merkwürdige Ausnahme von beinahe dem ganzen übrigen Deutschland dar. Während in Württemberg und Baden und insbesondere in Preußen die Missionen, diese so ganz in dem Princip der göttlichen Sendung der Kirche beruhende Anstalt, in vollem Gange waren, während ihnen von allen Seiten wegen ihrer segensreichen Wirksamkeit die lebhafteste Anerkennung zu Theil ward, konnten sie in Bayern immer nur in einem sehr beschränkten Umfange gehalten werden. Die Bischöfe, welche jene Missionen veranstalteten, fanden sich veranlaßt, sich zu diesem Zwecke vorzugsweise des Ordens der Jesuiten zu bedienen. Die Entschließung (§. 12) wiederholt die bekannten Bestimmungen des am 20sten Juni v. J. ergangenen Erlasses, und stellt auch die Wahl der Geistlichen zu den Missionen den Bischöfen anheim; wenn sie aber verlangt, daß, falls Ausländer dazu gewählt werden, drei Wochen zuvor Bericht erstattet und die Genehmigung eingeholt werden müsse, so trifft dieß eben wieder jenen für den Missionszweck so ersprießlich wirkenden Orden. Wir sind überzeugt, daß, je ungehinderter man die Missionen wirken läßt, desto mehr auch der um sich greifenden Sittenverderbniß beim Volke gesteuert und dadurch der Entheiligung des Sonntags und Allem, was sich daran anschließt, vorgebeugt werden wird. Um so mehr müssen wir uns mit der Zusage der Entschließung (§. 13), daß die deßfallsigen Verordnungen auf das Genaueste vollzogen werden sollen, einverstanden erklären.

Eine besondere Aufmerksamkeit hatten die Bischöfe in ihrer Denkschrift auf die Verhältnisse der kirchlichen Sodalitäten und der Klöster verwendet. Sie hatten gebeten, daß anerkannt werden möge, wie die Kirche, ohne Einmischung des Staates, klösterliche Institute zu gründen, berechtigt, so

wie auch befugt sei, darüber zu urtheilen, wie viele und wo dieselben zu errichten, und für welche kirchlichen Zwecke sie zu verwenden seien. Sie hatten ferner gebeten, daß alle diese Genossenschaften nicht mit einem nachtheiligeren Maßstabe gemessen würden, als andere Associationen nichtpolitischer Art, und daß daher die Verleihung corporativer Rechte an dieselben nicht an onerose sich auf ihr kirchliches Wesen beziehende Bedingungen geknüpft, und sie von allgemeinen Rechtswohlthaten nicht ausgeschlossen würden. Ihre weiteren Bitten gingen dahin, daß alle inneren Angelegenheiten der Klöster, namentlich die Wahl der Obern, Aufnahmen, Einkleidung, Gelübdeablegung und Austritt von Klosterindividuen, Ordensregeln und ihre Handhabung, nur nach Maßgabe der canonischen Satzungen geordnet würden, und daß die Verfügung darüber ausschließlich der Kirche zustehe; aus diesem Grunde wurde die Aufhebung des §. 76 lit. c. §. 77 §. 78 des Religionsedictes, so wie aller darauf basirten Verordnungen nebst hieher bezüglichen älteren Normen, dringendst beantragt. Endlich wurde noch die Bitte gestellt, daß, wenn klösterliche Institute zur Seelsorge, Krankenpflege und zu Erziehung und Unterricht zu verwenden sind, ihnen nicht Dinge zugemuthet würden, die sich mit den Ordensstatuten nicht vertragen, oder mit denselben im Widerspruche stehen. — Auf alle diese Bitten antwortete die Entschließung in ihrem §. 14 dahin: zur Wahl von Klosterobern sollen keine Commissarien gesendet werden, und zur Ablegung lebenslänglicher Gelübde der Klosterfrauen nur dann, wenn die Betheiligten oder deren Angehörige es wünschen oder eine Beschwerde bei der Staatsregierung zur Kenntniß gekommen ist. Im Uebrigen hält dieser Paragraph eine frühere Verordnung in Betreff des Zeitpunktes der Ablegung jener Gelübde beim vollendeten dreiunddreißigsten Lebensjahre, bei Ablegung der einfachen zeitlichen beim vollendeten einundzwanzigsten, aufrecht.

Eine dritte Gruppe von Bitten der Bischöfe bezog sich

auf die Erziehung des Clerus, in welcher Hinsicht eine sehr grelle Verschiedenheit zwischen dem Art. V des Concordates und mehreren Paragraphen des Religionsedictes (§. 76 d. §. 77. §. 78) besteht. Während jenes alle geistlichen Bildungsanstalten völlig den Bischöfen unterordnet, verlangt dieses, daß von der Kirche nicht nur keine einseitigen Verordnungen gemacht werden sollen, sondern räumt auch noch dem Staate das Recht ein, seinerseits Verordnungen in dieser Hinsicht zu erlassen. Die Bischöfe hatten nun insbesondere gebeten, daß nach der Vorschrift des Conciliums von Trient, auf welche das Concordat Bezug nimmt, die Erweiterung der Seminarien durch Hinzufügung vorbereitender Lehranstalten nach den von ihnen zu machenden Vorschlägen eintreten dürfe, und daß daher auch der Staat seine Dotationspflicht für die Seminarien erfülle. Hierauf läßt sich der §. 17 der Entschließung in der Weise ein, daß auf nachträglich zu erstattende billige Anträge eingegangen werden solle. Auf die Bitte, daß die Vorstände und Lehrer nach einer kirchlicherseits zu veranstaltenden Prüfung an diesen Anstalten ausschließlich vom Bischofe ernannt würden, erklärt die Entschließung (§. 16), daß von der förmlichen Bestätigung der Vorstände und Lehrer Umgang genommen werden, und die bloße Anzeige genügen solle. Die freie Aufnahme in diese Seminarien wird ebenfalls gestattet (§. 15), die Bitte der Bischöfe aber, daß die Erlangung des Tischtitels als Vorbedingung der Ordination dadurch vereinfacht werden möge, daß für jede Diöcese eine ergiebige Aversalsumme für die Tischtitel geleistet werde, dahin erledigt: der König verleihe den Tischtitel aus Gnade, und deßhalb sei um die Gnade vor der Ordination geziemend zu bitten. Außerdem hatten die Bischöfe den Wunsch ausgedrückt, daß die neben den bischöflichen Seminarien bestehenden Lyceen sofort für bischöfliche Anstalten erklärt würden, in welcher Hinsicht die Entschließung in §. 18 nur verspricht, daß bei Besetzung der

Lehrstellen an Lyceen auf die Wünsche der Bischöfe Rücksicht genommen werden solle. Ebenso soll auch nach §. 19 der Entschließung bei Anstellung von Professoren der Theologie an Universitäten ein Gutachten des Diöcesanbischofs über den dogmatischen Standpunkt und den sittlichen Wandel der Bittsteller erholt werden. Die Anträge der Bischöfe waren auch in dieser Beziehung weiter gegangen; mit dem bloßen Gutachten sind sie auch in dem gedachten Paragraphen nur der theologischen Fakultät und dem Universitätssenate an die Seite gestellt; sie wünschten, daß die Bestellung an ihre Zustimmung in der Weise geknüpft werde, so daß der ernannte Lehrer von der kirchlichen Autorität seine Mission erhalte. Sie hatten ihren Wunsch weiter dahin ausgesprochen, daß die theologischen Fakultäten selbst wieder den Charakter eigentlich kirchlicher Anstalten annehmen möchten, und deßhalb wie in früherer Zeit unter die Aufsicht des Papstes gestellt würden; sie haben ferner beantragt, daß ebenfalls durch kirchliche Autorität die Ordnung der theologischen Studien bestimmt, und daß dem theologischen Studium junger Cleriker im Auslande, namentlich zu Rom, von der Regierung kein Hemmniß entgegengesetzt werde. Auf alle diese Punkte, außer dem vorhin erwähnten, ist keine Antwort erfolgt.

Die in Betracht gezogenen Studienverhältnisse bahnten in der Denkschrift den Uebergang zu einem vierten Gegenstande, nämlich zu dem von den Bischöfen in Anspruch zu nehmenden Einfluß auf Erziehung und Unterricht im Allgemeinen. Im Einzelnen haben sie ihre Bitten zunächst auf die an den Universitäten zu haltenden Vorträge über Philosophie und Geschichte, so wie über Kirchenrecht, so weit sie bei der juridischen Fakultät stattfinden, gerichtet, und den gewiß sehr nahe liegenden Wunsch ausgesprochen, daß an beiden Universitäten bei Besetzung dieser Fächer auf Männer, welche ihre Wissenschaft in religiösem Geiste auffassen und vortragen, Bedacht genommen werde. Auch hierauf ist in der Entschließung keine Rücksicht genommen worden, sondern nur

eine andere hieran angeschlossene Bitte der Bischöfe, daß ihnen in Betreff der Religionslehrer an den verschiedenen öffentlichen Unterrichts- und Erziehungsanstalten ein Vorschlagsrecht eingeräumt werde, dahin erledigt (§. 19), daß die Anstellung derselben erst nach vorhergegangenem, gutachtlichen Einvernehmen der einschlägigen bischöflichen Stelle zu erfolgen habe. Auch die drei folgenden Paragraphen (§. 20—23) sichern den Bischöfen einen viel größern Einfluß auf die religiöse Erziehung in den Gymnasien sowohl, als in den Volksschulen, als sie ihn bisher gehabt hatten. Ihr Wunsch, daß auch von Zeit zu Zeit in den verschiedenen Anstalten von eigens dazu erwählten Männern geistliche Uebungen vorgenommen werden möchten, ist nicht ganz von der Hand gewiesen, jedoch seine Erfüllung in jedem einzelnen Falle von dem Einvernehmen mit den weltlichen Behörden abhängig gemacht, vorausgesetzt, daß diese „Einrichtungen bezüglich des sittlichen und religiösen Lebens“ „auf die Hausordnung an Studienanstalten und Schullehrer-Seminarien störenden Einfluß haben könnten.“

Die vier letzten Paragraphen der Entschließung (§. 24 bis 27) beziehen sich auf einen fünften Abschnitt der Denkschrift, in welchem die Anträge in Betreff der Verwaltung des kirchlichen Vermögens zusammengestellt sind. Auf diese ist jedoch die Entschließung nur zu einem geringen Theile eingegangen. Nach dem in §. 24 aufgestellten Satze: „das Eigenthumsrecht der katholischen Kirche an dem Gesammt-Cultusvermögen ist und war niemals in Zweifel gezogen“, behält sie es vor, in Betreff der Verwaltung das nützlich Scheinende anzuordnen, und erklärt (§. 25), daß es bei dem königlichen Oberaufsichtsrechte sein Bewenden habe. Also bleiben die mancherlei Beschränkungen, welchen die Erwerbung des Vermögens Seitens der Kirche bisher in Bayern unterworfen war, nach wie vor bestehen. Insbesondere hatten die Bischöfe gewünscht, daß ihnen die Verwaltung des Vermögens übergeben werde, und sie berechtigt seyn sollten,

diese Verwaltung durch Stellvertreter und Pfarrer ausüben zu lassen, und die Kirchenverwaltung in Pflicht nehmen zu können, so wie auch, daß ihnen ihre Rechte bei Regulierung kirchlicher Bezüge aller Art gewahrt bleiben möchten. Nur diesen letztern Punkt berücksichtigt die Entschließung in sofern, als sie in Betreff der Rentenüberschüsse (§. 26) gestattet, daß die Concurrenzleistung im Einvernehmen mit den Bischöfen und mit Rücksicht auf ihre Anträge geschehen solle. Den Bischöfen müßte die eigne Verwaltung des Kirchenvermögens vornehmlich auch wegen der Führung der erforderlichen Bauten sehr wünschenswerth erscheinen. Es ist daher zwar eine Erleichterung, wenn die Entschließung die Kirchenbehörden in der Vornahme kirchlicher Bauten nicht behindert wissen will, indessen die Hauptbeschränkung bleibt gerade in jener der Kirche entzogenen Verwaltung ihres eigenen Vermögens bestehen.

Die letzte Angelegenheit, welche die Bischöfe in ihrer Denkschrift zur Sprache gebracht hatten, war die, daß sie die Bitte aussprachen, daß die Kirche durch die bürgerliche Gleichstellung der Confessionen in ihrer inneren kirchlichen Thätigkeit nicht behindert werden dürfe. Die Entschließung hat diesen Gegenstand mit Stillschweigen übergangen; es handelte sich dabei um die Beseitigung jenes bekannten §. 6 des Religionsedictes und so mancher andern Bestimmungen, durch welche die Staatsgesetzgebung in das Gebiet der kirchlichen Freiheit eingreift. Da dieser Gegenstand eine vorzügliche Erörterung in der Schrift des Fürsten Karl zu Oettingen-Wallerstein: „Beiträge zu dem bayerischen Kirchen-Staatsrechte“ gefunden hat, so ist es mit Bezug auf die von den Bischöfen in ihrer Denkschrift entwickelten Gründe wohl nicht nothwendig, weiter auf dieselben einzugehen.

Somit stehen wir nun am Schlusse der näheren Beleuchtung des Inhaltes der Entschließung vom 8. April. Wir haben Dasjenige, was als eine Gewährung der Bitten der Bischöfe anzusehen ist, ganz besonders hervorgehoben. Bei

genauerer Betrachtung der einzelnen Punkte konnte aber wohl nur selten die peinliche Empfindung ausbleiben, daß das Maß wirklicher Zugeständnisse verhältnißmäßig sehr klein ist; fast überall ist die eine oder andere Clausel eingeschaltet, und im Verhältnisse zu den gestellten Bitten manche sehr fühlbare Lücke wahrzunehmen. Bayern ist daher in dem in ganz Deutschland verkündeten und wenigstens in Oesterreich und Preußen factisch gewordenen Princip der kirchlichen Freiheit noch nicht weit über den früheren Standpunkt hinausgeschritten. Wir können dieß nur in hohem Grade beklagen, denn wir sind überzeugt, daß sich auch in Bayern an die völlige Entlassung der Kirche aus der Staatsvormundschaft ein großer Gottessegen angeschlossen haben würde. In den Dank der Kirche für das Gewährte mischt sich nicht die Unzufriedenheit und Ungenügsamkeit, wohl aber die Betrübniß, daß sie noch immer als die der Freiheit Unfähige, gegen welche der Staat sich schützen und verwahren müsse, angesehen wird. Indessen sie wird die Hoffnung nicht aufgeben, daß doch auch in dem ihr und seinen Fürsten so getreuen Bayerlande die weltliche Ordnung sich in vollem Vertrauen ihr wieder zuwenden, und endlich jener seit so langer Zeit schon dauernde Zustand der Entfremdung sein Ende erreichen werde. „Die Ordnung Gottes", sagt Bossuet, „ist ja der Ordnung Gottes nicht entgegengesetzt." Beide dienen demselben Schöpfer und regieren dieselben Menschen, welchen von Christus geboten ist, jeder von beiden das ihr Gebührende zu geben; dem Kaiser soll gegeben werden, was des Kaisers ist, Gott, was Gottes ist. Sie gibt der weltlichen Ordnung, was dieser gebührt, sie ehrt und fördert sie, sie lehrt, betet und opfert für sie, aber sie darf auch nicht aufhören zu bitten, daß die weltliche Ordnung um Gottes und des Heiles der Seelen willen ihr gebe, was ihr gebührt. Ihr aber, als der von Gott Gesendeten, gebührt die freie, unbehinderte Ausübung der ihr von Gott gewordenen Aufträge.

LXI.

Die norddeutschen Rettungsversuche gegen den Branntwein-Fluch.

Ein Spiegelbild für den Süden.

Als vor einem halben Jahre in diesen Blättern, XXVIII. Band S. 705 ff., der gewaltige und mit einem über alle Erwartung glänzenden Siege gekrönte Kampf gegen die Branntweinpest in Oberschlesien und Posen beschrieben wurde, blieb noch eine Lücke in dem Zuge, den diese Bewegung voll unberechenbarer Heilsamkeit für das leibliche und geistige Leben der Völker, gekräftigt und geheiligt aus dem unerschöpflichen Gnadenschatze der so oft schon altersschwach und todtkrank gesagten Kirche, vom Westen nach dem Osten genommen hatte. Es ist Westphalen, das den Uebergang von Irland nach Schlesien und Posen für das sociale Wunder der großen Enthaltsamkeitsvereine vermittelte; Pater Mathew, der Regenerator Irlands, sah im Jahre 1844 den ersten Pfarrkaplan bei St. Johann in Osnabrück, J. M. Seling, als Jünger und Lehrling voll Feuereifers zum unverzagten Streite gegen die dämonische Macht des Branntweins an seiner Seite, und an Seling's Beispiel und seinen staunenswerthen Erfolgen richteten sich hinwiederum der Erzpriester

Fietzek zu Deutsch-Piekar und der polnische Pater Stephan Brzozowski zum Befreiungskampfe gegen den giftigen Tyrannen ihres armen Volkes auf. Es waren also nacheinander vier Länder mit ihrer altkatholischen Bevölkerung, deren materielle Lage und politische Geschicke sich am wenigsten günstig gestaltet hatten, welche durch vier Priester der alten Kirche, darunter zwei unscheinbare Kapuziner-Mönche, angeleitet, eine Fülle moralischer Stärke und christlicher Selbstverläugnung entwickelten, die sich in belebendem Strome auch noch über die unter und neben ihnen wohnenden Andersgläubigen ergoß. Völkern, die solcher Erhebung fähig sind, muß eine schönere Zukunft blühen.

Daß wir aber gerade jetzt auf diese großartige Ermannung im deutschen Norden wiederholt hinweisen, und daß wir glauben, es nicht dringend genug thun zu können, ist in der unzweifelhaften Thatsache begründet, daß der im Norden arg in die Enge getriebene Dämon sich im Süden festsetzen zu wollen scheint. Seit kurzer Zeit steigert sich daselbst die Consumtion des Branntweins in sehr bedenklicher Weise; steigende Theurung der Lebensmittel, insbesondere der nationalen gegohrenen Getränke, welche noch dazu an Qualität und Gehalt in stetigem Rückschreiten begriffen sind, und allenthalben mehr und mehr einreißender Pauperismus sind die an der Oberfläche liegenden Ursachen, daß man auf dem platten Lande immer allgemeiner nach dem scheinbar wohlfeilen Fuselgetränke greift. Noch vor wenigen Jahren war „Schnapstrinken" eine Schande, die nur manche alten Leute, besonders ehemalige Soldaten, über sich ergehen ließen; jetzt aber ist es in vielen Gegenden schon fast durchaus zum unschuldigen Adiaphoron geworden, bei schweren ländlichen Arbeiten sogar zum Bedürfniß, wie die Praxis selbst unter den Arbeitern würdiger, in diesem Punkte aber allzu arglosen Priester erweist.

Diese Erscheinungen sind um so gefährlicher, je weniger

man sie dafür hält; daß man sie aber nicht dafür hält, ist begreiflich, weil die Erfahrung von den entsetzlichen Verwüstungen mangelt, welche der Branntwein als gemeines Getränke anrichtet. Es ist vor Allem Pflicht der Seelsorger, belehrend und warnend dem Strome des Verderbens entgegenzutreten; was sie nicht ausrichten, richtet Niemand aus, und nicht leicht gilt von einem Uebel mehr der Spruch: principiis obsta! als von der drohenden Branntweinpest. Dazu ist aber unumgänglich nothwendig, daß die im Süden mehr oder weniger mangelnde Erfahrung von anderswo her ersetzt werde, und daher für eine glückliche Fügung zu erachten, daß die Motive und Resultate der Westphälischen und sonst von dem würdigen Streiter Seling gegründeten „Mäßigkeitsvereine“ dem Drucke übergeben worden sind. Die bei Schöningh in Paderborn von 1850 bis 1852 erschienene Anti-Branntwein-Literatur *) bietet aus dokumentirten

---

*) Unter ihr nimmt den ersten Rang ein: J. M. Seling's Werk: „Rüstkammer, Geschicht' und Lehr' zu Schirm und Wehr gegen die Macht des Branntweins“ (Paderborn bei Schöningh 1851), zweite, mit den Mäßigkeitsliedern des Verfassers, welche auch eigens abgedruckt und zum Theile in niedersächsischer Mundart abgefaßt sind, vermehrte Auflage, 182 Seiten. Die „Rüstkammer“ enthält alle von Hrn. Seling auf seinen Wanderungen, meistens an Ort und Stelle, von Geistlichen, Beamten und andern glaubwürdigen Männern aufgefaßten Geschichten, nebst den übrigen Thatsachen und Zahlen, womit er sonst seine mündlichen Vorträge so ungemein folgereich zu machen verstand, und verdient ihren Namen als lückenloses Arsenal gegen den Branntweingenuß, den „mäßigen“ so gut, wie den „unmäßigen“. Aus leichtbegreiflichen Gründen trägt die „Rüstkammer“ keinen specifisch katholischen, nicht einmal ausschließlich christlichen Charakter; ihr Verfasser hat auch seine gesegnete Wirksamkeit weit über die confessionellen Schranken hinaus verbreitet. — Eine anmuthige und populäre Bearbeitung der wichtigsten Thatsachen aus der „Rüstkammer“ für Katholiken bietet die Schrift: „Weg mit dem Branntwein! von dem Verfasser des: Wie

und leider! nur allzu reichen Erfahrungen gegen die Macht jenes Leib und Seele vergiftenden Getränkes ein Heer von Gründen, dem im Norden eine inveterirte und zu furchtbarer Höhe gesteigerte Landplage zum großen Theile erlegen ist; warum sollte es, angeführt von denselben kirchlich geweihten und göttlich begnadigten Lehrern des Volkes, im Süden das eindringende Uebel in seinen Anfängen nicht zu ersticken vermögen?

Freilich wird im Süden, zwar Jedermann überzeugt, aber auch mancher Leser mit dem verwunderten Ausrufe: Ist das Alles möglich! diese Schriften aus den Händen legen. Aber gerade deßhalb wären sie Jedem zu empfehlen, der Einfluß auf das Volk hat, und in dessen Wirkungskreis auch nur „einige Gläschen" consumirt werden. Dafür liefert die Urgeschichte der Branntweinpest im Norden selbst vollgültigen Beweis! Das Uebel ist auch dort noch nicht so alt, als man glauben möchte, und hat, wie es bei dem Einzelnen zu gehen pflegt, auch im Ganzen nur stufenweise so furchtbare Ausdehnung erreicht. Erst im siebenjährigen Kriege kam der Branntwein aus den Apotheken in die Wirthshäuser, aber nur in Städten und Märkten, und in geringen Quantitäten, so daß er den englischen Soldaten bis aus England nachgeschickt werden mußte. Der Bauer hatte noch immer sein Bier im Hause, als Frankreichs Revolutionskriege, zu allem

---

wird's besser?" (1850). — Endlich hat Herr Dr. Adolf Schupmann, praktischer Arzt zu Gesecke, noch jüngst in einem populären Schriftchen: „Der Branntwein und seine Folgen" (bei Schöningh 1852), die mannigfaltigen körperlichen und geistigen Gebresten ausführlich geschildert, die das Branntwein-Trinken nach sich zieht. Er ist überzeugt, daß dieses, bereits zu einer wahren Seuche geworden, vielleicht schon mehr Menschen getödtet habe, als alle verheerenden Pestkrankheiten, die das Menschengeschlecht sonst heimgesucht. — Die Preise dieser Schriftchen sind, ihrem Zwecke gemäß, äußerst billig gestellt.

andern Unglück hin, auch den Branntwein in die ländlichen Wohnungen brachten. Er galt als Beruhigungsmittel für das fremde Kriegsvolk, das sich auch mit Schweinekartoffeln begnügte, wenn nur Schnaps zu Handen war. Bald fingen aber die Bauersleute selbst an, von dem bereitstehenden Trank zu kosten, und seitdem stieg die Consumtion zu erschrecklichem Grade. Diese reißende Progression liegt immer und überall in der Natur des Getränkes selbst. In Amerika reichte z. B. ein Farmer zur Erndtezeit des Jahres 1814 mit neun Maß, während er im Jahre 1820 für die nämliche Zahl von Arbeitern und die gleiche Zeit schon 55 bis 65 Maß brauchte. In Norddeutschland traf innerhalb 35 Jahren das neunfache Quantum auf den Kopf, und auf die ganze Bevölkerung von 20 Millionen jeden Tag über eine Million Quartier, also etwa eine 32 Kubikfuß haltende Grube voll. Noch viel entsetzlicher war das Verhältniß in England und Schweden.

Auch im deutschen Norden tranken Anfangs hauptsächlich nur betagte Männer Branntwein, zuletzt aber jedes Geschlecht und Alter: Knaben, kaum der Schule entronnen, unter Zureden der Eltern, sogar unter ihrem moralischen und selbst physischen Zwange, ja Kinder im zartesten Alter, nicht zu reden von der Berauschung der Säuglinge durch die Muttermilch, wenn nicht gleich durch direktes Einflößen. In einer Bewahranstalt zu Berlin fanden sich unter 60 kleinen Kindern von weniger als 6 Jahren 40, die mit ihren Eltern täglich Branntwein tranken, mit dem ihnen anderwärts wenigstens das Butterbrod angefeuchtet wird, neune, die ihn bereits mit großer Gier verschlangen. Vier- bis fünfjährige Kinder konnte man betrunken auf den Straßen liegen, von dem schleichenden Gifte schon verzehrt, andere durch die Eltern in noch zarterem Alter an das Glas gewöhnt sehen.

Alte Leute erinnern sich noch der Zeit, in der man auch im Norden überall ohne Branntwein fertig wurde, bald aber vermochte man ohne ihn keinen Schweinstall mehr aufzurich-

ten, so allgemein galt er für ein zum Leben unentbehrliches und zumal bei der Arbeit absolut nöthiges Bedürfniß; daß er bei allen feierlichen Gelegenheiten und öffentlichen Geschäften in Hülle und Fülle fließen mußte, versteht sich von selbst. Darum hat auch die Fabrikation des bösen Geistes in wenigen Jahren zum Erschrecken zugenommen; man konnte sich nicht mehr vorstellen, daß ein tüchtiger Viehstand ohne Fütterung aus den Abfällen der Brennereien zu erhalten wäre, und besonders in den großen Oekonomien wurde er massenhaft producirt, die aus den widerrechtlich aufgehobenen Klöstern gebildet worden sind. Dadurch ist er denn freilich so wohlfeil geworden, daß man eine ganze Maß davon um einige Groschen kauft. Und dennoch sind unter den Gantanzeigen bäuerlicher Güter, welche z. B. in Westphalen und den benachbarten Ländern die Amtsblätter auf grauenerregende Weise füllen, immer neune von zehn nachweisbar durch den Branntwein herbeigeführt. Man hat berechnet, daß Norddeutschland für diesen Trank vor Kurzem noch den doppelten Betrag aller Steuern und Abgaben jährlich verlor, eine ungeheure Summe, die größtentheils der gemeine Mann aufbringen mußte, weil die Reichen und Vornehmen wenig davon consumirten, und daß daher wenigstens die Hälfte aller Armuth rühre. In den großbrittanischen Staaten rechnet man drei Viertel, und es ist eine von amerikanischen Blättern verbürgte Thatsache, daß durch die Mäßigkeits-Vereine im Staate Massachusetts nach Umfluß einiger Jahre die Armensteuer fast auf den fünften Theil herabsank. Zu allem Dem kommt, daß natürlich mit der steigenden Branntwein-Consumtion in demselben Maße der nothwendigste Bedarf an Lebensmitteln sich vertheuern muß. Das ist leicht begreiflich, wenn man bedenkt, wie z. B. Kurhessen jährlich mehr an Korn und Kartoffeln zu Spiritus verbrennt, als die Hälfte der Bevölkerung zum Leben bedarf. Nach einer Hamburgischen Berechnung vom Jahre 1847 würden etwa drei

Siebentel der in Norddeutschland jährlich gebrannten Kornmasse, wenn man sie zu Gebäck und zur Viehmastung verwendete, die Brod- und Fleisch-Preise fast um ein Drittel herabdrücken, und der Verkauf der übrigen vier Siebentel in's Ausland jährlich eine Summe von 60 Millionen Thalern einbringen.

Herrn Seling liegen mehrere tausend ärztlichen Zeugnisse vor, nach denen der Branntwein, als Getränk genossen, immer der Gesundheit schädlich, und eine heilsame Gränze zwischen Maß und Uebermaß zu ziehen schon deßhalb unmöglich ist, wenn auch nicht, hier mehr als bei jedem andern Getränke, und in natürlicher Folge seiner Wirkung auf die Verdauungs-Organe, der Genuß die Begierde, fast jedesmal unwiderstehlich, steigerte. Große, aus Amerika bezogenen Bilder, welche nach genauen ärztlichen Untersuchungen die verheerenden Wirkungen des Spiritus auf den menschlichen Magen in ihren verschiedenen Abstufungen darstellen, halfen dem mündlichen Worte des Predigers um so kräftiger nach, als lebendige Beweise für die Richtigkeit der Schilderei genug vor Augen standen. Die Sterblichkeit ist unter solchen Leuten so groß, daß bei ihnen, nach englischen Beobachtungen, nur die Hälfte der sonst sich entziffernden durchschnittlichen Lebensdauer zulässig ist. Aber schneller und früher Tod ist noch nicht das Schrecklichste! Man zählt nach den verläßigsten Recherchen in den norddeutschen Ländern unter ihren 20 Millionen Einwohnern gegen 34,000, also im Durchschnitt auf 600 Menschen Einen, welche alljährlich am Säuferwahnsinn leiden. Diese schreckliche Krankheit (delirium tremens) hat immer nur Branntweingenuß, wenn auch nicht gerade jedesmal besonders unmäßigen, zur Ursache; es mag Jemand auch noch so viel Bier oder Wein trinken, so wird er sich wohl andere Uebel zuziehen, niemals aber den Säuferwahnsinn. Permanente Verrücktheit und Tobsucht, die nirgends zahlreicher vorkommen, als in jenen Ländern, fließen

sehr häufig aus derselben Quelle. In den Irrenhäusern zu Hildesheim und Peterburg z. B. fand man je den siebenten und sechsten Irren direkt durch den Branntwein verunglückt; und bringt man die indirekten Veranlassungen in Anschlag, so ergab sich durchschnittlich für ein Drittel, bei den 500 Verrückten, welche die preußische Provinz Westphalen vor einigen Jahren zählte, fast für die Hälfte, wie, noch nach neueren Berechnungen, in Amerika für mehr als die Hälfte, dieser Unglücklichen die nämliche Ursache ihres Elendes. Zudem gab es in Westphalen damals 1000 Blödsinnige, deren auch die übrigen Länder eine ungeheure Zahl haben. Das Entsetzlichste ist, daß die meisten dieser armen Geschöpfe ihr Unglück dem Zustand der Trunkenheit verdanken, in dem die Eltern zu einer gewissen Zeit sich befanden; genaue Beobachtungen haben die Möglichkeit und nur allzu häufige Wirklichkeit solcher Vergiftung des leiblichen und geistigen Lebens im ersten Keime außer Zweifel gestellt.

Fast in noch größerem Maßstabe, als für die Verarmung und leibliche Noth des Volkes, bethätigte der Branntweingenuß seinen verderblichen Einfluß in moralischer Hinsicht, und füllte mit sittlich und materiell heruntergekommenen Trinkern die Gefängnisse und Zuchthäuser. Zu dieser Genesis ihres Elendes bekannten sich drei Viertel bis zu sieben Achtel aller Verbrecher in den Westphälischen und Oldenburgischen Strafanstalten. Insbesondere hat sich überall die Thatsache ergeben, daß mit der einreißenden Branntweinpest die Vermehrung der Unzuchtsfälle in genauem Verhältnisse steht; die Vergleichung der Kirchenbücher aus der Zeit, die das schleichende Gift des Alkohol's noch wenig oder gar nicht kannte, also von 60 bis 70 Jahren her, mit den folgenden gibt überraschende Resultate. Und von dem ganzen Umfange und der Tiefe des Uebels mag schließlich die verbürgte Erscheinung einen Begriff geben, daß allein in dem kleinen Königreiche Hannover die jährlichen Ausgaben, welche die

Verbrecher dem Staate verursachten, im Jahre 1844 schon um 85,000 Thaler weniger betrugen, als vor dem Auftreten der Mäßigkeitsprediger daselbst.

Es leuchtet ein, wie furchtbar der Feind war, gegen den Herr Oberkaplan Seling, erschüttert durch den Anblick seiner schrecklichen Tyrannei über das sonst so brave und achtungswerthe Volk der Westphalen, um 1843 zum Vernichtungskampfe sich erhob. Merkwürdiger Weise wäre er einst als Feldwebel in Napoleonischen Diensten bald selbst dem Dämon verfallen, welchen er jetzt bestritt, gerade wie Pater Mathew, der als Student in einem gewissen Collegium fortgejagt wurde, weil er den Branntwein nicht lassen wollte, und sich zuletzt eine Flasche im Bettstroh versteckt hielt. Von den Regierungen Hannover's, Braunschweig's und Preußen's in seinen Bestrebungen begünstigt und zum Theile für seine Auslagen schadlos gehalten, durch den Großherzog von Oldenburg aber mit einem Verdienstorden, deßgleichen mit einem griechischen Orden geehrt, hätte Herr Oberkaplan auf seinen dreijährigen Wanderungen in 150 Städten und Dörfern 82,000 Seelen, darunter 30,000 Kinder, von deren Vereinigung unter dem Namen „Hoffnungsheer" er besonders viel Gutes, und das mit Recht, erwartet, für den Mäßigkeits-Verein gewonnen. Die Erhaltung und Weiterbildung des großen Werkes ist nun vor Allem in die Hände der Seelsorger gelegt; sie allein können es für die Dauer fruchtbringend und segensreich machen, indem sie ihm, wie vielfach bald geschehen zu seyn scheint, die einzig haltbare, nämlich kirchliche, Grundlage unterbauen. Ohne Zweifel wären Seling's Erfolge noch viel glänzender gewesen, wenn dieß gleich Anfangs, wie in Oberschlesien und Posen, hätte geschehen können; doch hat er noch immer allen Grund, mit der Haltung der von ihm durch das freiwillige Gelöbniß gegen den Branntwein in Pflicht Genommenen zufrieden zu seyn. Einzelne, meistens bald wieder bereute, Rückfälle zu einem Ge-

tränke, das so lange zum täglichen Brode gehörte, sind wohl unvermeidlich; der Verein zählt ja auch Leute in seiner Mitte, bei denen die üble Gewohnheit den höchsten Grad erreicht hatte. So leistete unter Andern ein Bauer das Versprechen der Entsagung, der seit einiger Zeit jeden Vormittag vier Flaschen oder 32 Glas Branntwein zu trinken pflegte.

Auch in Westphalen gebietet das Gelübde der Mäßigkeits-Vereine gänzliche Enthaltung vom Branntwein und allen andern destillirten geistigen Getränken, mit alleiniger Ausnahme ärztlicher Verordnung; denn die Erfahrung hat, besonders in Amerika, gezeigt, daß das Gelöbniß einer bloßen Reduktion des Uebermaßes auf kleinere Portionen, wie es schon dem Principe von der absoluten Schädlichkeit des Branntweins widerspricht, so auch in der Praxis seinen Zweck fast immer verfehlt. Dagegen gestattet jenes Gelübde den mäßigen Genuß gegohrener geistiger Getränke, denen absolute Schädlichkeit nicht nachgesagt werden kann. Denn nicht nur enthalten gewöhnliches Braunbier und vulgärer Tischwein nur vier bis fünf und sechs bis zehn, der schlechteste Branntwein dagegen schon vierunddreißig Procent reinen Spiritus, sondern dieser wirkt auch in den gebrannten Wassern deßhalb um so schädlicher, weil er künstlich erzeugt, völlig frei und nicht an die Masse gebunden ist. Ueber diese und andere Punkte könnten sich auch die Männer der „Kreuzzeitung“ mit Nutzen aus der „Rüstkammer“ und Zubehör instruiren, da sie sich nun einmal mit besonderer Vorliebe um das „bayerische Bier“ und dessen Consumenten bekümmern. Wenn dieses ehemals deutsche National-Getränk jetzt noch so rein, unverkünstelt und billig in Bayern vorhanden wäre, wie vor wenigen Decennien, so könnte gewiß jenes Organ seinen Patriotismus kaum nützlicher bethätigen, als durch kräftige Agitation dem bayerischen Bier zu Nutz, dem nordischen Branntwein zum Trutz. Daß die preußische Regierung in richtiger Erkenntniß des gefährlichen Krebsschadens am Volke

den größten Theil der reichen Staatseinnahme aus der Branntweinsteuer mit Freuden entbehren würde, hat sie durch ihre Haltung in der Westphälischen Mäßigkeits-Bewegung bewiesen.

Der deutsche Süden wird dem noch schwebenden Kampfe im Norden mit um so aufmerksamerer Spannung folgen, je mehr die Gefahr im eigenen Hause droht, gegen welche wir unsere zuversichtliche Hoffnung auf den kräftigen Widerstand der berufenen Diener der Kirche und ihrer unüberwindlichen Waffen gesetzt haben. Bis jetzt mag der deutsche Norden etwa 1500 Mäßigkeits-Vereine mit anderthalb Millionen Mitgliedern zählen. Voran steht Oldenburg, wo im Jahre 1846 schon 870 Oxhoft weniger versteuert wurden, als früher; dann in Hannover die Landdrostei Osnabrück, wo die Brennsteuer bald auf die Hälfte herabsank. Alles aber übertrifft die herrliche und rein kirchliche Schöpfung der Enthaltsamkeits-Vereine in den preußischen Provinzen Oberschlesiens und Posens. Alle, denen die rührende Geschichte ihrer Entstehung bekannt ist, werden mit Freude und Beruhigung vernehmen, daß die anfängliche Begeisterung dort unerkaltet sich erhalten hat, und für Zeit und Ewigkeit die reichsten Früchte trägt. „Welch eine große Umänderung zum Bessern“ — bemerkt Hr. Seling darüber — „in Oberschlesien und Polen eingetreten ist, das läßt sich besser denken als beschreiben. Ein aus Oberschlesien gebürtiger Pfarrer versicherte mir, er habe bei einem Besuche seines Geburtsortes die Menschen so verändert und zwar verbessert gefunden, daß er sie kaum wieder erkennen konnte.“

LXII.

Aphoristische Zeitläufte.

Den 10. Mai 1852.

I.

Alte und neue Praxis.

In der „guten alten Zeit“ galt der in der Natur der Sache liegende Gebrauch, daß Rechte, Freiheiten, Privilegien den einzelnen Ständen, Städten und Corporationen, so wie ganzen Provinzen und Ländern verliehen wurden, wenn sie darauf einen Anspruch durch Treue und Anhänglichkeit an ihre Fürsten, oder durch besondere Opfer und Leistungen erworben hatten. Das, was wir heute Verfassung zu nennen pflegen, war also häufig und meistentheils Lohn eines besonderen Wohlverhaltens; Freiheiten wurden denjenigen zu Theil, die sich eines höheren Grades von Vertrauen werth gezeigt hatten. Die politische Afterweisheit der heutigen Zeit sucht dagegen dieses natürliche Verhältniß auf den Kopf zu stellen. Man verlangt neue Verfassungen und Freiheiten für Provinzen, die so eben erst im Bürgerkriege überwunden, und mit äußerster Anstrengung zu ihrer Pflicht zurückgeführt sind. Durch die neuen Freiheiten sollen sie dann, wie die Afterweisheit wähnt, begütigt, gewonnen, versöhnt werden.

Man sieht, es ist dermalen eine Zeit, wo die praktische Politik das Unglück gehabt hat, häufig in die Hände der Theoretiker zu fallen. Nur ist es ein großer Irrthum diese letzteren bloß in den Reihen der Professoren und Schriftsteller zu suchen. Sie finden sich auch innerhalb der geistlosesten und engbrüstigsten Bureaukratie, bloß etwas anders drapirt. Die ganze Bildung des Zeitalters ist eben mit Buchweisheit und Theorie geschwängert.

Den 19. Mai 1852.

II.

Katholisches Vereinswesen.

In dem Charakterbilde, welches Beda Weber von dem verewigten Friedrich Schlosser entwirft, findet sich folgende Stelle, die wir der größten Beherzigung werth erachten. „Wer im katholischen Geiste wirken will, muß selbst katholisch, muß ein ausübender Christ seyn. Das politische Maulchristenthum in Zeitungen, Vereinen und Klubbs mit Celebritäten, die aus der Religion Partei machen, ist ein Unglück, das jeder edle Mensch beklagen muß. Bornirte Weltanschauung, rustikale Grobheit, Lärmschlägerei ohne rechte Einsicht machen den Christen noch nicht wahr und noch weniger entschieden. Die wahre Entschiedenheit stammt aus der Wärme des Herzens, sie ist wohlgezogen, sie überzeugt, weil sie eben so frei von Eitelkeit, als von Eigennutz ist. Man sieht sie öfter an den Altären, als in Volksversammlungen und auf der Rednerbühne. Und wo die innige Andacht fehlt, kann das Gepolter von Worten keinen Segen stiften. Vielmehr erzeugt es unvermeidlich Zank und Streit ohne möglichen Nutzen. Da fliehen die gute Lebensart, das Maß und

die Besonnenheit. Das ist mitunter eine Hauptursache, daß selbst eifrige Katholiken zögern, auffallenden Bewegungen auf religiösem Gebiete sich anzuschließen. Sie fürchten, sich mit der Unschicklichkeit, mit dem Unmaß des Maulchristenthums zu blamiren. Daran laboriren selbst unsere katholischen Vereine bisweilen, und können nur mit Mühe auf ihr eigentliches Gebiet hinaussteuern. Man will das kirchliche Leben organisiren, und wer kann das tadeln? Aber man muß es nicht machen wie in der Nationalversammlung mit der deutschen Einheit, die auf die Vernichtung aller Eigenthümlichkeiten der Personen und der örtlichen Verhältnisse gegründet werden sollte. Ein Hinausziehen dieser Vereine in die Parlamentsvielschwätzerei heißt sie vernichten. Die christliche Wärme und Innigkeit entsteht nur in der sorgsamsten Einzelpflege des engsten Kreises, wo an ihr Jahrelang mit Liebe gearbeitet werden muß, wenn sie grünen soll. Massenhaft kann sie nicht fabrizirt werden; und das allgemeine kirchliche Bewußtseyn kommt in der Kirche selbst, und nicht in den parlamentarischen Vereinen zum Vorschein. Die Vereine müssen handeln, nicht schwätzen; sie müssen demüthige Helfer der Einen großen allgemeinen Kirche seyn, nicht Richter über das kirchliche Leben, noch minder über die Staatsgewalten. Dazu fehlt die Befugniß und die Macht. Man hat die Politik weislich ausgeschlossen aus den katholischen Vereinen; aber warum kommt man beständig und trotz der früheren Beschlüsse in sie hinein? Weil der Boden fehlt, und die Theorie des Parlaments überwiegend ist. Ich begrüße daher mit Freuden die Vereine lebendiger Thaten, die Vincentius-, Elisabethen-, Bonifaciusvereine. Da wird wenig gesprochen, aber mehr gethan. Sie schließen sich den ältern Bruderschaften an, und nehmen Theil an der ewigen Weihe der Kirche. Unter allen Vereinen ist mir der Bonifaciusverein, der eben erst aufkeimt, der wichtigste. Ueberall regt sich der katholische Geist, zum Theil in Ländern, wo jahrhundertlange Knech-

tung auf jeder katholischen Aeußerung lag. Er ist arm, wie die Fischer des galiläischen Sees, er ist ein Flämmchen, das alle Winde ruchloser Intoleranz auslöschen wollen. Da soll der Episcopat des katholischen Volkes ein Wort des Aufrufes sprechen. Wir alle, die wir an Christus und seine Kirche glauben, werden ihm willig folgen. Durch einen solchen Verein kann der katholischen Kirche mehr genützt werden, als durch alle Nachahmung weltlicher Redekunst. Er wird auch immer nothwendiger, einem anderen Vereine gegenüber, welcher den Namen eines Eroberers trägt und die Zerrissenheit des deutschen Volkes verewigen will."

Wer den Trieb und Drang, der heute aller Orten in Deutschland katholische Vereine in's Leben ruft, um der sich ihm beimischenden unreinen Bestandtheile willen, für eine bloße Schaumblase der jüngsten Zeit hielte, würde unseres Erachtens fehlgreifen, eben so wie Jene, welche vor einigen Jahren von eben jenen Vereinen das Heil der Welt und der Kirche erwarteten. Einstweilen ist die Thatsache nicht zu läugnen, daß sich in den meisten deutschen Landen unter den Katholiken ein Bedürfniß rührt: auch außerhalb der heiligen Stätten und eigentlich religiöser Zusammenkünfte von Zeit zu Zeit mit ihren Glaubensgenossen zusammen zu treffen, um über die Angelegenheiten und Interessen der Kirche und des Glaubens aus katholischem Munde sprechen zu hören. Dieß Bedürfniß gehört zu den erfreulichsten Zeichen der Zeit; nur ist zu wünschen, daß ihm überall in der rechten Weise entsprochen werde. Darüber sind alle einig, daß ein katholischer Verein in Deutschland kein politischer Klubb sein dürfe; auch werden die Bischöfe gewiß darüber wachen, daß die Vereinsreden nicht das Vehikel werden zur Verbreitung der unreifen Neologie, welche in so vielen Köpfen spukt, oder der wirren Philophasterei hochmüthiger und neuerungssüchtiger Dilettanten, welche etwa die Vereinsvorträge als Werbetrommel für philosophisches oder kirchlich-politisches Parteiwesen

benutzen möchten. Aber wenn auch alle diese Gefahren von der Rednerbühne der Vereine fern gehalten werden, so bleibt immer noch die Frage stehen: wie und worüber soll hier, da es doch einmal wesentlich auf's Reden und Reden Halten abgesehen ist, gesprochen werden? Es liegt in der Natur der Sache, daß wo es heute noch nicht geschehen, in kurzer Frist in den katholischen Vereinen das Wort ausschließlich einem engeren Kreise von Personen zufallen muß. Wir sind nun freilich überzeugt, daß von diesen ein Theil dem, was wir als wünschenswerth bezeichnen möchten, nicht genügen kann, Andere aber ihm nicht werden genügen wollen. Jenen engern Kreis dagegen, der von den eben ausgesprochenen Voraussetzungen ausgehend, unseren Folgerungen ein geneigtes Ohr zu schenken bereit wäre, möchten wir darauf aufmerksam machen, daß das Schicksal der katholischen Vereine, insofern hier durch Reden gewirkt werden soll, von einem in der Regel nicht beachteten Umstande abhängt. Wenn diese Reden eine rein raisonnirende Haltung annehmen, so wird die Rednerbühne der Vereine im günstigsten Falle eine nicht controllirte und kirchlich nicht garantirte Filiale des Predigtstuhls; unter minder günstigen Umständen aber ist es unvermeidlich, daß sich die Subjectivität der Redner auf eine Weise geltend macht, die zu großen Klagen und Beschwerden Anlaß geben muß. Als drohendes Gespenst steht endlich, je eifriger diese Klippen vermieden werden, die Langeweile im Hintergrunde, der jeder bloß raisonnirende Vortrag auf die Dauer ohne Rettung zusteuert, und dieß zwar um so sicherer, je enger der Kreis ist, in welchem sich der Redner bewegen darf. Ganz anders stellt sich die Sache, wenn der Vortrag einen stofflichen Inhalt hat, sei dieser nun historischer, antiquarischer, biographischer, kanonistischer Art, wenn nur dem Gegenstande eine Seite abgewonnen wird, die von Interesse für dieses katholische Publikum ist, und wenn der Vortrag in Ton und Inhalt eine Fassung hat, welche diese Hörer

anspricht. Jeder muß etwas Bestimmtes, Neues, Thatsächliches aus einer solchen Versammlung mit sich nach Hause tragen können; dann hat sie ihren Zweck erfüllt. Es scheint uns, daß auf diese Weise die katholischen Vereine, vorausgesetzt daß ihre Leitung in den rechten Händen ist, unermeßlich viel Gutes stiften, im entgegengesetzten Falle aber auf eine heute noch gar nicht zu berechnende Weise schaden können. Reden ohne Inhalt und Raisonniren ohne Sachkenntniß ist eben die Krankheit unserer Zeit; es wäre ein unseliger Mißgriff, das deutsche katholische Publikum hierzu noch durch eigene künstliche Veranstaltungen abrichten zu wollen.

Den 21. Mai 1852.

III.

Der wahre Sitz der Krankheit.

Graf Vaublanc thut in seinen Memoiren einen Ausspruch, der zu den merkwürdigsten Folgerungen Anlaß gibt. „Je mehr", sagt er, „ich während meiner langen Laufbahn gesehen, und je mehr ich nachgedacht habe, desto mehr bin ich überzeugt, daß seit dem Beginne der Regierung Ludwig's XVI. alle Wendepunkte der Revolution das Werk waren theils der Unfähigkeit der Minister dieses Königs, theils des Mangels an Erfahrung und der Theorien der constituirenden Versammlung, theils der Schwäche der Mittelpartei (der sogenannten Ventrus) in der Kammer von 1792, theils der Ungeschicklichkeit der spätern Minister Ludwig's XVI., theils der Kammer von 1815, welche von den schönsten Gesinnungen beseelt, aber über ihre eigenen Interessen verblendet war, aus welcher man aber dennoch die Stütze der Monarchie

hätte machen können, theils endlich war sie das Werk der Minister der Restauration. Die revolutionäre Faction hat aus all diesem, was man für sie gethan, ihren Nutzen gezogen, und ihre Führer hätten wahre Engel seyn müssen, wenn sie es nicht gethan hätten. Was das Volk betrifft, so war von ihm in allen diesen Verhältnissen niemals auch nur die Rede. Niemals hat ein Anstoß zur Revolution vom Volke ausgehen können. Das Volk macht Aufstände, niemals Revolutionen. Diese kommen immer hoch von oben her, denn dort allein entstehen und wachsen ihre Ursachen."

Das eben Gesagte ließe sich durch Blicke in die neueste Geschichte mannigfach illustriren. Scheitert das Staatsschiff, so ist es die Schuld der Steuerleute, nicht die der niedern Bemannung, gerade so wie meistentheils der Fehler in der Erziehung liegt, wenn die Kinder nicht gerathen. Dieses sind Wahrheiten, die in der praktischen Politik kaum genug beherziget werden können.

Den 1. Juni 1852.

IV.

Das Insurrectionsrecht.

Die französische Constitution von 1793 ist deßhalb besonders merkwürdig, weil sie in ihrer Erklärung der Rechte des Menschen und des Bürgers die eigentliche Quintessenz der revolutionären Grundsätze enthält. „Der Widerstand gegen Unterdrückung ist die Folge der übrigen Rechte des Menschen." — „Es ist Unterdrückung gegen den ganzen gesellschaftlichen Körper vorhanden, wenn ein einziges seiner Glieder unterdrückt wird. Es ist Unterdrückung vorhanden

gegen jedes Mitglied, wenn der gesellschaftliche Körper unterdrückt wird." — „Wenn die Regierung die Rechte des Volkes verletzt, so ist der Aufstand für das Volk und für jeden Theil des Volkes das heiligste aller Rechte und die unerläßlichste aller Pflichten." Mit Recht bemerkt Barante in seiner Geschichte des Convents: daß man das Recht jedes Individuums, so oft es sich unterdrückt glaubt, oder so oft es voraussetzt: daß die Gesellschaft unterdrückt, oder das Recht des Volkes verletzt sei, zu rebelliren, und gegen den Staat und die bürgerliche Gesellschaft die Waffen zu ergreifen, nicht klarer anerkennen könne. Natürlich gibt es keinen Richter, der zwischen den rebellirenden Individuen und der Regierung, zwischen der individuellen Meinung und den Landesgesetzen entscheiden könnte. Auch ist eine Formalität weder vorgeschrieben noch denkbar, durch welche sich feststellen ließe: jetzt sei der Moment gekommen, die Bande der Gesellschaft zu brechen und Gewalt zu brauchen. Das Damokles-Schwert des Bürgerkrieges und Aufruhrs hängt also fortwährend über dem Haupte Aller. Ganz etwas Anderes ist das Recht des Krieges des Vasallen gegen den Herrn, welchen das Feudalrecht kennt. Es leuchtet ein, daß dieß viel weniger gefährlich ist, als jenes Recht des Krieges jedes Individuums gegen die Nation. Und dennoch schmäht dieselbe Schule, welche dieses individuelle Rebellionsrecht anerkennt, den Privatkrieg der Feudalzeit als Anarchie!

Den klügern Leitern der revolutionären Bewegung entging es übrigens schon damals nicht, daß dieses Insurrectionsrecht ein zweischneidiges Schwert sei, und heute von den Anhängern der revolutionären Richtung gegen die rechtmäßige Autorität, morgen von den Anhängern der alten Ordnung der Dinge gegen die revolutionäre Tyrannei zur Anwendung gebracht werden könne. Es wurde im Convente ein Decret in Vorschlag gebracht, welches also lautet: „Da bloß die ganze Nation die Souverainetät besitzt und durch

ihre Repräsentanten ausübt, dieselbe also weder getheilt, noch veräußert werden kann, so nimmt keine Gemeinde, keine Abtheilung des Volkes an dieser Souverainetät Theil, und jeder Bürger, ohne Ausnahme, ist ihr unterworfen.“ Allein gerade die entschiedensten Bekenner des Revolutionsglaubens, z. B. Robespierre, erklärten sich mit großer Entrüstung gegen diese gemäßigte Lehre. Nein! Jede Abtheilung des Volkes, ja jedes Individuum sei Theil des Souverains, und zur Ausübung aller seiner Rechte, also auch der Insurrection, befugt, — ein Grundsatz, der ohne den mindesten Zweifel die Auflösung jedweder Gesellschaft nach sich ziehen muß, innerhalb welcher er gilt. Allein Robespierre und der „Berg“ mußten die Lehre von dem Rechte jedweder Gemeinde und aller Individuen zur Insurrection der Consequenz wegen aufrecht erhalten. Sie wußten und fühlten, daß die gesammte Revolution keine allgemein französische, sondern lediglich eine spezifisch von Paris ausgehende, in Paris gemachte Revolution sei, welcher das übrige Frankreich bloß mit List und tyrannischer Gewalt unterworfen wurde. In Beziehung auf Lyon, Toulon, Marseille und die Vendée wurden dann die Consequenzen aus der Einräumung des Insurrectionsrechtes ohne Scham und Gram aufgegeben, und diesen Feinden gegenüber trat lediglich die Berufung auf die nackte, rohe Gewalt ein. — Richtig und schlagend sagt Barante über die politische Grundidee Robespierre's und seiner Genossen. Ihr Ideal ist gewesen: absolute Gewalt in den Händen einer Versammlung. Aufgabe dieser Gewalt war die Zufriedenstellung der Volksmeinungen. Als Gegengewicht gegen diesen Despotismus aber habe die beständige Drohung mit der Insurrection gegolten, welche die Aufgabe habe, die ungeschickten Tyrannen zu stürzen, die dem Volke nicht schmeicheln, es nicht zufriedenstellen, es nicht niederhalten können.

Den 2. Juni 1852.

V.

Offenherziges Geständniß.

Nach Barante's Zeugniß (Histoire de la Convention Tom. III. S. 339) erklärte schon im Jahre 1793 der Volksrepräsentant Javogues im Jakobinerklubb: „Die Republik kann nur auf dem Leichnam des letzten ehrlichen Mannes errichtet werden."

Den 3. Juni 1852.

VI.

Die Badischen Trauermessen.

Man kann die Zumuthungen des badischen Beamtenthums an den greisen Erzbischof von Freiburg: dicht vor den Pforten der Ewigkeit die Satzungen seiner Kirche ihrem Sinne und Buchstaben nach mit Füßen zu treten, und für den verstorbenen protestantischen Landesherrn das Opfer der Messe verrichten zu lassen, aus einem doppelten Gesichtspunkt betrachten. Entweder haben wir es mit der Vorhut oder mit dem Nachtrabe des kirchenfeindlichen bureaukratischen Heeres zu thun, welches die Kirche Gottes so lange befehdete. Entweder glauben die Gegner, jetzt sei alle Gefahr glücklich vorüber; die Revolution von unten sei ab und todt; nun könne das alte, eingewohnte Spiel, wie wenn nichts vorgefallen, ohne sonderliches Risiko, von Neuem beginnen, und endlich müsse es denn doch gelingen; wenn man nur nicht aufhöre gegen den Felsen anzurennen, auf welchem die Kirche steht, endlich

müsse und werde man doch die Gottgeborne zu Falle bringen. Das wäre eine Erneuerung des Feldzuges, die wir, im Interesse von Deutschland und Europa, als ein unfehlbar sicheres Zeichen neuer, uns nahe bevorstehender, großer politischen Stürme und Gewitter (die Manchen mobil machen könnten, der für eine halbe Ewigkeit fest zu stehen glaubt!) tief beklagen würden. Oder umgekehrt: es ist Geplänkel der Arrieregarde; das letzte matte Ende und der zahme Ausgang des Kampfes; sie haben sich noch nicht in die neue Zeit finden können; der Waffenstillstand und Friede, den die Weltmächte Oesterreich und Frankreich mit dem Gott der Heerschaaren abgeschlossen, ist etwa den „kleinen Potentaten" noch nicht verkündigt; sie wissen es noch nicht, daß in Folge dessen an den Wirkungen des gehabten Schreckens Gallikanismus und Josephinismus, zwar nicht im Herrn oder sanft und selig, aber doch gründlich und zum tiefen Leidwesen aller Feinde der Kirche, Todes verfahren sind. Ja! die besagte hohe und niedere Bureaukratie hat vielleicht noch nicht einmal vernommen, daß auch Preußen unter so bewandten Umständen es seinem Interesse gemäß erachtet hat, für jetzt und in diesen schlimmen Zeiten einen Waffenstillstand zu schließen, und sich pro tempore zu Grundsätzen zu bekennen, deren Anhänger es vor drei Lustern als geheime, aber darum nicht weniger wirkliche Hochverräther und inwendige Rebellen in die engste Haft seiner Festungscitadellen brachte. Ein solches Zurückbleiben der badischen Beamtenwelt hinter der Zeit und ihren Fortschritten wäre offenbar mehr ein im Verstande liegendes Unglück, als eine Bosheit; hoffen wir, daß auch dort guter Rath etwa über Nacht komme; daß es nicht so böse gemeint gewesen, und daß die Alles ausgleichende Zeit endlich auch die langsam Begreifenden orientiren müsse. Es ist ja auch in der Natur nicht anders, wo es frühe Blüthen und späte Nachtfröste gibt.

Man sieht, es ist dermalen eine Zeit, wo die praktische Politik das Unglück gehabt hat, häufig in die Hände der Theoretiker zu fallen. Nur ist es ein großer Irrthum diese letzteren bloß in den Reihen der Professoren und Schriftsteller zu suchen. Sie finden sich auch innerhalb der geistlosesten und engbrüstigsten Bureaukratie, bloß etwas anders drapirt. Die ganze Bildung des Zeitalters ist eben mit Buchweisheit und Theorie geschwängert.

Den 19. Mai 1852.

II.

Katholisches Vereinswesen.

In dem Charakterbilde, welches Beda Weber von dem verewigten Friedrich Schlosser entwirft, findet sich folgende Stelle, die wir der größten Beherzigung werth erachten. „Wer im katholischen Geiste wirken will, muß selbst katholisch, muß ein ausübender Christ seyn. Das politische Maulchristenthum in Zeitungen, Vereinen und Klubbs mit Celebritäten, die aus der Religion Partei machen, ist ein Unglück, das jeder edle Mensch beklagen muß. Bornirte Weltanschauung, rustikale Grobheit, Lärmschlägerei ohne rechte Einsicht machen den Christen noch nicht wahr und noch weniger entschieden. Die wahre Entschiedenheit stammt aus der Wärme des Herzens, sie ist wohlgezogen, sie überzeugt, weil sie eben so frei von Eitelkeit, als von Eigennutz ist. Man sieht sie öfter an den Altären, als in Volksversammlungen und auf der Rednerbühne. Und wo die innige Andacht fehlt, kann das Gepolter von Worten keinen Segen stiften. Vielmehr erzeugt es unvermeidlich Zank und Streit ohne möglichen Nutzen. Da fliehen die gute Lebensart, das Maß und

die Besonnenheit. Das ist mitunter eine Hauptursache, daß selbst eifrige Katholiken zögern, auffallenden Bewegungen auf religiösem Gebiete sich anzuschließen. Sie fürchten, sich mit der Unschicklichkeit, mit dem Unmaß des Maulchristenthums zu blamiren. Daran laboriren selbst unsere katholischen Vereine bisweilen, und können nur mit Mühe auf ihr eigentliches Gebiet hinaussteuern. Man will das kirchliche Leben organisiren, und wer kann das tadeln? Aber man muß es nicht machen wie in der Nationalversammlung mit der deutschen Einheit, die auf die Vernichtung aller Eigenthümlichkeiten der Personen und der örtlichen Verhältnisse gegründet werden sollte. Ein Hinausziehen dieser Vereine in die Parlamentsvielschwätzerei heißt sie vernichten. Die christliche Wärme und Innigkeit entsteht nur in der sorgsamsten Einzelpflege des engsten Kreises, wo an ihr Jahrelang mit Liebe gearbeitet werden muß, wenn sie grünen soll. Massenhaft kann sie nicht fabrizirt werden; und das allgemeine kirchliche Bewußtseyn kommt in der Kirche selbst, und nicht in den parlamentarischen Vereinen zum Vorschein. Die Vereine müssen handeln, nicht schwätzen; sie müssen demüthige Helfer der Einen großen allgemeinen Kirche seyn, nicht Richter über das kirchliche Leben, noch minder über die Staatsgewalten. Dazu fehlt die Befugniß und die Macht. Man hat die Politik weislich ausgeschlossen aus den katholischen Vereinen; aber warum kommt man beständig und trotz der früheren Beschlüsse in sie hinein? Weil der Boden fehlt, und die Theorie des Parlaments überwiegend ist. Ich begrüße daher mit Freuden die Vereine lebendiger Thaten, die Vincentius-, Elisabethen-, Bonifaciusvereine. Da wird wenig gesprochen, aber mehr gethan. Sie schließen sich den ältern Bruderschaften an, und nehmen Theil an der ewigen Weihe der Kirche. Unter allen Vereinen ist mir der Bonifaciusverein, der eben erst aufkeimt, der wichtigste. Ueberall regt sich der katholische Geist, zum Theil in Ländern, wo jahrhundertlange Knech-

ansprícht. Jeder muß etwas Bestimmtes, Neues, Thatsächliches aus einer solchen Versammlung mit sich nach Hause tragen können; dann hat sie ihren Zweck erfüllt. Es scheint uns, daß auf diese Weise die katholischen Vereine, vorausgesetzt daß ihre Leitung in den rechten Händen ist, unermeßlich viel Gutes stiften, im entgegengesetzten Falle aber auf eine heute noch gar nicht zu berechnende Weise schaden können. Reden ohne Inhalt und Raisonniren ohne Sachkenntniß ist eben die Krankheit unserer Zeit; es wäre ein unseliger Mißgriff, das deutsche katholische Publikum hierzu noch durch eigene künstliche Veranstaltungen abrichten zu wollen.

Den 21. Mai 1852.

III.

Der wahre Sitz der Krankheit.

Graf Vaublanc thut in seinen Memoiren einen Ausspruch, der zu den merkwürdigsten Folgerungen Anlaß gibt. „Je mehr", sagt er, „ich während meiner langen Laufbahn gesehen, und je mehr ich nachgedacht habe, desto mehr bin ich überzeugt, daß seit dem Beginne der Regierung Ludwig's XVI. alle Wendepunkte der Revolution das Werk waren theils der Unfähigkeit der Minister dieses Königs, theils des Mangels an Erfahrung und der Theorien der constituirenden Versammlung, theils der Schwäche der Mittelpartei (der sogenannten Ventrus) in der Kammer von 1792, theils der Ungeschicklichkeit der spätern Minister Ludwig's XVI., theils der Kammer von 1815, welche von den schönsten Gesinnungen beseelt, aber über ihre eigenen Interessen verblendet war, aus welcher man aber dennoch die Stütze der Monarchie

hätte machen können; theils endlich war sie das Werk der Minister der Restauration. Die revolutionäre Faction hat aus all diesem, was man für sie gethan, ihren Nutzen gezogen, und ihre Führer hätten wahre Engel seyn müssen, wenn sie es nicht gethan hätten. Was das Volk betrifft, so war von ihm in allen diesen Verhältnissen niemals auch nur die Rede. Niemals hat ein Anstoß zur Revolution vom Volke ausgehen können. Das Volk macht Aufstände, niemals Revolutionen. Diese kommen immer hoch von oben her, denn dort allein entstehen und wachsen ihre Ursachen."

Das eben Gesagte ließe sich durch Blicke in die neueste Geschichte mannigfach illustriren. Scheitert das Staatsschiff, so ist es die Schuld der Steuerleute, nicht die der niedern Bemannung, gerade so wie meistentheils der Fehler in der Erziehung liegt, wenn die Kinder nicht gerathen. Dieses sind Wahrheiten, die in der praktischen Politik kaum genug beherziget werden können.

Den 1. Juni 1852.

IV.

Das Insurrectionsrecht.

Die französische Constitution von 1793 ist deßhalb besonders merkwürdig, weil sie in ihrer Erklärung der Rechte des Menschen und des Bürgers die eigentliche Quintessenz der revolutionären Grundsätze enthält. „Der Widerstand gegen Unterdrückung ist die Folge der übrigen Rechte des Menschen." — „Es ist Unterdrückung gegen den ganzen gesellschaftlichen Körper vorhanden, wenn ein einziges seiner Glieder unterdrückt wird. Es ist Unterdrückung vorhanden

gegen jedes Mitglied, wenn der gesellschaftliche Körper unterdrückt wird." — „Wenn die Regierung die Rechte des Volkes verletzt, so ist der Aufstand für das Volk und für jeden Theil des Volkes das heiligste aller Rechte und die unerläßlichste aller Pflichten." Mit Recht bemerkt Barante in seiner Geschichte des Convents: daß man das Recht jedes Individuums, so oft es sich unterdrückt glaubt, oder so oft es voraussetzt: daß die Gesellschaft unterdrückt, oder das Recht des Volkes verletzt sei, zu rebelliren, und gegen den Staat und die bürgerliche Gesellschaft die Waffen zu ergreifen, nicht klarer anerkennen könne. Natürlich gibt es keinen Richter, der zwischen den rebellirenden Individuen und der Regierung, zwischen der individuellen Meinung und den Landesgesetzen entscheiden könnte. Auch ist eine Formalität weder vorgeschrieben noch denkbar, durch welche sich feststellen ließe: jetzt sei der Moment gekommen, die Bande der Gesellschaft zu brechen und Gewalt zu brauchen. Das Damokles-Schwert des Bürgerkrieges und Aufruhrs hängt also fortwährend über dem Haupte Aller. Ganz etwas Anderes ist das Recht des Krieges des Vasallen gegen den Herrn, welchen das Feudalrecht kennt. Es leuchtet ein, daß dieß viel weniger gefährlich ist, als jenes Recht des Krieges jedes Individuums gegen die Nation. Und dennoch schmäht dieselbe Schule, welche dieses individuelle Rebellionsrecht anerkennt, den Privatkrieg der Feudalzeit als Anarchie!

Den klügern Leitern der revolutionären Bewegung entging es übrigens schon damals nicht, daß dieses Insurrectionsrecht ein zweischneidiges Schwert sei, und heute von den Anhängern der revolutionären Richtung gegen die rechtmäßige Autorität, morgen von den Anhängern der alten Ordnung der Dinge gegen die revolutionäre Tyrannei zur Anwendung gebracht werden könne. Es wurde im Convente ein Decret in Vorschlag gebracht, welches also lautet: „Da bloß die ganze Nation die Souverainetät besitzt und durch

ihre Repräsentanten ausübt, dieselbe also weder getheilt, noch veräußert werden kann, so nimmt keine Gemeinde, keine Abtheilung des Volkes an dieser Souverainetät Theil, und jeder Bürger, ohne Ausnahme, ist ihr unterworfen." Allein gerade die entschiedensten Bekenner des Revolutionsglaubens, z. B. Robespierre, erklärten sich mit großer Entrüstung gegen diese gemäßigte Lehre. Nein! Jede Abtheilung des Volkes, ja jedes Individuum sei Theil des Souverains, und zur Ausübung aller seiner Rechte, also auch der Insurrection, befugt, — ein Grundsatz, der ohne den mindesten Zweifel die Auflösung jedweder Gesellschaft nach sich ziehen muß, innerhalb welcher er gilt. Allein Robespierre und der „Berg" mußten die Lehre von dem Rechte jedweder Gemeinde und aller Individuen zur Insurrection der Consequenz wegen aufrecht erhalten. Sie wußten und fühlten, daß die gesammte Revolution keine allgemein französische, sondern lediglich eine spezifisch von Paris ausgehende, in Paris gemachte Revolution sei, welcher das übrige Frankreich bloß mit List und tyrannischer Gewalt unterworfen wurde. In Beziehung auf Lyon, Toulon, Marseille und die Vendée wurden dann die Consequenzen aus der Einräumung des Insurrectionsrechtes ohne Scham und Gram aufgegeben, und diesen Feinden gegenüber trat lediglich die Berufung auf die nackte, rohe Gewalt ein. — Richtig und schlagend sagt Barante über die politische Grundidee Robespierre's und seiner Genossen. Ihr Ideal ist gewesen: absolute Gewalt in den Händen einer Versammlung. Aufgabe dieser Gewalt war die Zufriedenstellung der Volksmeinungen. Als Gegengewicht gegen diesen Despotismus aber habe die beständige Drohung mit der Insurrection gegolten, welche die Aufgabe habe, die ungeschickten Tyrannen zu stürzen, die dem Volke nicht schmeicheln, es nicht zufriedenstellen, es nicht niederhalten können.

Den 2. Juni 1852.

V.

Offenherziges Geständniß.

Nach Barante's Zeugniß (Histoire de la Convention Tom. III. S. 339) erklärte schon im Jahre 1793 der Volksrepräsentant Javogues im Jakobinerklubb: „Die Republik kann nur auf dem Leichnam des letzten ehrlichen Mannes errichtet werden."

Den 3. Juni 1852.

VI.

Die Badischen Trauermessen.

Man kann die Zumuthungen des badischen Beamtenthums an den greisen Erzbischof von Freiburg: dicht vor den Pforten der Ewigkeit die Satzungen seiner Kirche ihrem Sinne und Buchstaben nach mit Füßen zu treten, und für den verstorbenen protestantischen Landesherrn das Opfer der Messe verrichten zu lassen, aus einem doppelten Gesichtspunkt betrachten. Entweder haben wir es mit der Vorhut oder mit dem Nachtrabe des kirchenfeindlichen bureaukratischen Heeres zu thun, welches die Kirche Gottes so lange befehdete. Entweder glauben die Gegner, jetzt sei alle Gefahr glücklich vorüber; die Revolution von unten sei ab und todt; nun könne das alte, eingewohnte Spiel, wie wenn nichts vorgefallen, ohne sonderliches Risiko, von Neuem beginnen, und endlich müsse es denn doch gelingen; wenn man nur nicht aufhöre gegen den Felsen anzurennen, auf welchem die Kirche steht, endlich

müsse und werde man doch die Gottgeborne zu Falle bringen. Das wäre eine Erneuerung des Feldzuges, die wir, im Interesse von Deutschland und Europa, als ein unfehlbar sicheres Zeichen neuer, uns nahe bevorstehender, großer politischen Stürme und Gewitter (die Manchen mobil machen könnten, der für eine halbe Ewigkeit fest zu stehen glaubt!) tief beklagen würden. Oder umgekehrt: es ist Geplänkel der Arrieregarde; das letzte matte Ende und der zahme Ausgang des Kampfes; sie haben sich noch nicht in die neue Zeit finden können; der Waffenstillstand und Friede, den die Weltmächte Oesterreich und Frankreich mit dem Gott der Heerschaaren abgeschlossen, ist etwa den „kleinen Potentaten“ noch nicht verkündigt; sie wissen es noch nicht, daß in Folge dessen an den Wirkungen des gehabten Schreckens Gallikanismus und Josephinismus, zwar nicht im Herrn oder sanft und selig, aber doch gründlich und zum tiefen Leidwesen aller Feinde der Kirche, Todes verfahren sind. Ja! die besagte hohe und niedere Bureaukratie hat vielleicht noch nicht einmal vernommen, daß auch Preußen unter so bewandten Umständen es seinem Interesse gemäß erachtet hat, für jetzt und in diesen schlimmen Zeiten einen Waffenstillstand zu schließen, und sich pro tempore zu Grundsätzen zu bekennen, deren Anhänger es vor drei Lustern als geheime, aber darum nicht weniger wirkliche Hochverräther und inwendige Rebellen in die engste Haft seiner Festungscitadellen brachte. Ein solches Zurückbleiben der badischen Beamtenwelt hinter der Zeit und ihren Fortschritten wäre offenbar mehr ein im Verstande liegendes Unglück, als eine Bosheit; hoffen wir, daß auch dort guter Rath etwa über Nacht komme; daß es nicht so böse gemeint gewesen, und daß die Alles ausgleichende Zeit endlich auch die langsam Begreifenden orientiren müsse. Es ist ja auch in der Natur nicht anders, wo es frühe Blüthen und späte Nachtfröste gibt.

LXIII.

Wem hat Bayern die Segnungen seines Religions-Ediktes zu verdanken?

Seitdem das bayerische Religions-Edikt neben dem Concordate steht, und der Kirche mit der einen Hand nimmt, was ihr mit der andern durch feierlichen Vertrag gegeben worden, konnte sich der tiefe Riß nicht mehr schließen, der zwischen Kirche und Staat und somit in das innerste Volksleben gedrungen war. Man leistete Einen und denselben Schwur auf zwei Verfassungsbeilagen, die unter sich in unlösbarem Widerspruche stehen; die nothwendigen Folgen davon blieben nicht aus. Das Religions-Edikt wurde eine Quelle allseitigen Zwiespalts, endloser Verlegenheiten der Regierung selbst, ärgerlicher Zwistigkeiten mit der Geistlichkeit und schiefer Lagen auf dem eigenen Gebiete der klerikalischen Ordnung, endlich unwürdiger Stellungen des Klerus in seinem göttlichen Amte und des Aergernisses für das Volk. Wie das Uebel mit der Wurzel auszureißen wäre, wissen — auch den besten Willen der Regierung vorausgesetzt, und angenommen, daß sie bereit wäre, die in das Gebiet der Kirche übergreifenden „Hoheitsrechte" aufzugeben — ihr selbst die Schlauesten nicht zu rathen. Welche Auswege aus diesem Labyrinth bleiben ihr auch übrig? Der einfachste und dem altbayerischen, die Heiligkeit der Verträge über Alles achtenden Rechtssinne am meisten entsprechende Weg wäre freilich die Erklärung, daß gegen

einen feierlich ratificirten und beschworenen Vertrag nachfolgende widersprechenden Bestimmungen keine Geltung haben könnten; allein da fürchtet man die liberale, kirchenfeindliche Opposition, welche die vieljährigen constitutionellen Eide und den formalen Rechtsboden vorschützt. Der zweite Weg wäre der sogenannte verfassungsmäßige; unter Mitwirkung der Kammern ist aber eine Aufhebung des Religions-Ediktes, so weit es mit dem Concordat im Widerspruche steht, vorderhand nicht zu erzielen, nicht einmal bedeutendere Milderung zu Gunsten des Concordats. Denn da die zunächst vertretenen protestantischen Schattirungen im Religions-Edikte einen starken Pfahl im Fleische der Kirche erkennen, und in den Kammern mit den ihrer eigenen Kirche verfeindeten Katholiken principgemäß wieder, wie jedesmal, gemeinsame Sache machen würden, so wäre an die zu einer solchen Verfassungs-Aenderung erforderliche Zweidrittel-Majorität gar nicht zu denken. Ein dritter Weg wäre der napoleonische: im Namen der unumschränkten Souverainetät das Religions-Edikt geradezu aus der Verfassung wegzuoktroiren. Allein das souveraine Oktroiren ist eine zweischneidige Waffe. Heute könnte das Religions-Edikt wegoktroirt werden, morgen das Concordat, übermorgen eine Verfassung in zwei Paragraphen erscheinen: „§. 1. Der Fürst befiehlt in Allem und Jedem nach Gutdünken; §. 2. die Nation gehorcht in Allem und Jedem blind und willenlos", und endlich kommt die Revolution und oktroirt die gleiche Verfassung nur mit vertauschten Rollen. Der vierte Weg endlich, den die Regierung wirklich eingeschlagen, ist der der Vermittlung und Ausgleichung auf dem Boden der administrativen Praxis. Aber welche Schwierigkeiten auch dieser Ausweg hat, zeigt sich eben jetzt, und am Ende wird der schreiende Widerspruch zwischen dem Concordate und dem Religions-Edikte nur verkleistert; im Princip bleibt er zum Unglück des Landes als beschworenes Grundgesetz stehen, und droht jeden Augenblick wieder in den unheilvollsten Wirkun-

gen hervorzubrechen. Also Schwierigkeiten und Verlegenheiten um und um!

Wer hat nun dieses Drachen-Ei gelegt? Wessen Rath und Einfluß hat den König vermocht, einen staats- und völkerrechtlich geheiligten Vertrag gleich wieder durch gegentheilige für alle Zeit bindenden Bestimmungen zum größten Theile illusorisch zu machen? War es der Rath und Einfluß würdiger und edler Männer, die mit dem Bande der Vaterlandsliebe an Bayern geknüpft, in treuer Gesinnung für Fürst und Volk bewährt, mit den Gefühlen und Bedürfnissen der katholischen Bayern vertraut, dem Glauben der allgemeinen Kirche, deren Abzweigung in Bayern ja allein und ausschließlich in Rede stand, wenigstens nicht feindlich gesinnt waren? Wer war maßgebend in dieser Angelegenheit, die über die heiligsten Interessen des bayerischen Volkes auf Generationen hinaus entscheiden sollte?

Bisher war die innere und Ur-Geschichte des bayerischen Religions-Ediktes ein Geheimniß, obwohl die bezeichnende Persönlichkeit bekannt war, welche das Werk redigirte, dem dann der Minister von Zentner seinen Namen lieh. Jetzt aber dringt jubelndes Triumph-Geschrei aus dieser Zeit zu unsern Ohren, und will Antwort geben auf jene Fragen! Ein in den Rechten gelehrter Mann voll Ehrgeiz und wilder Leidenschaft, voll Eigennutz und Herrschsucht und niedriger Undankbarkeit, aus dem protestantischen Norden nach Bayern „berufen", Schwärmer für die preußische Hegemonie und die Zwecke der Tugendbündelei, in Bayern in aller und jeder Hinsicht „fremd" und bis zum bittersten Hasse gegen die bayerische Nationalität eingenommen, gegen die Orthodoxie seiner eigenen Confession intoleranter Freigeist, der giftigste unter den giftigen Feinden alles katholischen Wesens, thätigstes Mitglied der Propaganda gegen die katholische Kirche in Bayern, „an der Spitze der Opposition gegen die römischen Finsterlinge" — kurz, der Criminalist Anselm von Feuerbach, wie er in seinen hinterlassenen Briefen mit den schärfsten Zügen sich

selbst charakterisirt, der Vater des gleichfalls bekannten Atheisten Ludwig Feuerbach, der diese Briefe gerade jetzt, zu guter Stunde, herausgegeben — jener Anselm von Feuerbach rühmt sich, auch der eigentliche Vater des bayerischen Religions-Ediktes, nicht bloß dessen Redacteur, zu seyn.

Er war Oberappellgerichts-Präsident in Ansbach, als die Nachricht von dem abgeschlossenen Concordate ihn in einen Paroxysmus blinder Wuth versetzte. Voll zornigen Ingrimms schrieb er an zwei Vertraute in Berlin, Elise von der Recke und Tiedge, und forderte in dieser „heiligen Angelegenheit" zum allgemeinen Sturme auf. Er beschwor die propagandistischen Freunde, den Kampf gegen das bayerische Concordat „zur größten Publicität in ihrem Kreise zu bringen", und das Ihrige beizutragen, „daß die Sache in Druckschriften, Journalen, Zeitungen 2c. so viel und so laut als möglich besprochen werde"; denn es handle sich in „dieser Angelegenheit des Lebens" um alle und jede protestantische Errungenschaft, die ganze Hölle habe Gott in dem Concordate gegen den Protestantismus losgelassen. Das war am 21. Jänner 1818. Bis zum 12. und 23. Februar schöpfte er zwar Trost aus der „großen Gährung" im „ganzen protestantischen Bayern", klagte aber: man werde mit dem Concordate freilich zögern, es aufschieben, ihm endlich jedenfalls „einen Anhang zum Vortheil der Protestanten" geben, allein es sei „nichts weniger als aufgehoben, was auch bei einem feierlich ratificirten Vertrage, zumal mit einem Papste, keine so leichte Sache sei." Erst den 27. März 1819 erlaubte die Zeit ihm, wieder an die Berliner Sippe zu schreiben, über ein großes Geschäft, das er „eigentlich nicht zu thun gehabt hätte", und „was als Werk nicht einmal seinen Namen trage". Er äußert sich wörtlich wie folgt: „Nie habe ich mehr in das Große gewirkt, als ich — von hier aus — unerkannt gewirkt habe. Und nie hätte ich geglaubt, wie groß die Macht eines Mannes von einigem öffentlichen Ansehen ist, sobald er nur so viel Resignation hat, sich hinter

den Coulissen zu halten, und Andere, auf die sein Geist im Stillen eingewirkt, handeln zu lassen. So ist es z. B. buchstäblich wahr: — der Mann, der das bayerische Concordat mit dem Papst zerrissen, der das Religions-Edikt, das protestantische Oberconsistorium, die nun bestehenden, von den Regierungen unabhängigen Provinzial-Consistorien, geschaffen, die protestantische Universität Erlangen gerettet hat, dieser Mann ist kein anderer, als Vesuvius*). Aber nicht speiend, flammend, tobend hat er Dieß bewirkt, sondern ganz aus tiefer Stille heraus, durch ein etwas kühnes, aber wohlberechnetes Manöver, dessen Operations-Linie vom Bodensee bis über das Fichtelgebirge hinausreichte, und das ganz allein von Vesuv geleitet war. Vielleicht ist schon das hier Angedeutete zu viel für einen Brief. Aber wenn ich reden könnte und nicht schreiben müßte!"

Jüngst haben bekannte Erklärungen in der „Allgemeinen Zeitung" bewiesen, daß jetzt nicht einmal mehr alle „Fremden", die mit Maßregelung bayerischer Lebensfragen und der theuersten Interessen des Volkes sich befassen, die „Resignation" für nöthig erachten, „sich hinter den Coulissen zu halten", wie Feuerbach gethan, als er „das Concordat mit dem Papst zerrissen" und „das Religions-Edikt geschaffen." Man tritt mit selbstgefälliger Publicität gegen ein Volk auf, das nicht erst seit gestern die traurigen Früchte zu beklagen hat, welche aus der Einmischung in sein innerstes Leben durch Menschen erwachsen sind und jederzeit erwachsen werden, die ihm in aller und jeder Beziehung „fremd" sind, und in Ewigkeit „fremd" bleiben müssen. Wenn sie in Bayern seit einem halben Jahrhundert nicht unausgesetzt wie in erobertem Feindesland gewirthschaftet haben, so hat es ihnen doch naturgemäß nie am besten Willen dazu gefehlt!

*) So wurde Feuerbach wegen seiner wilden Leidenschaftlichkeit von seinen Freunden genannt.

LXIV.

Literatur.

Les Saints Lieux, pélerinage à Jerusalem par Mgr. Mislin, abbé mitré etc. chez Guyot frères à Paris et Lyon. 1852. 2 Vol. (Die heiligen Orte, Pilgerfahrt nach Jerusalem von Mgr. Mislin. 2 Bde.)

Es ist gewiß keine leichte Aufgabe, mitten in der Fluth von Reisebeschreibungen über das heilige Land aus älterer und neuerer Zeit, von gläubiger und ungläubiger Hand, mit einer neuen aufzutreten, welche das Interesse kundiger Leser zu fesseln und bis an's Ende zu erhalten weiß. Gewandtheit in der Darstellung, eine blühende poetische oder piquante Sprache, selbst Erudition sind hiezu nicht mehr ausreichend; es muß noch etwas hinzukommen, welches einen neuen Reiz der Arbeit des Verfassers verleiht. Diesen Reiz hat Mgr. Mislin, ein geborner Schweizer aus dem katholischen Theile des Kantons Bern, Erzieher am kaiserlichen Hofe zu Wien, dann Bibliothekar am Hofe zu Parma, gegenwärtig Abt und Canonicus zu Großwardein, seinem Werke durch die tiefe religiöse Weihe zu geben verstanden, welche dasselbe vom Anfang bis an's Ende durchdringt, und bei jedem Anlasse, deren so viele einem Wanderer auf dem heiligen Boden sich darbieten, wie ein nie versiegender Quell

emporsprudelt, die, eingedrungen in den Geist der propheti- schen Zeit des alten Bundes, in das liebende, warnende, strafende Wort, welches der Herr durch den Mund gottbe- geisterter Männer zu dem auserwählten Volke gesprochen, Schritt für Schritt zeigt, wie die Drohungen des gerechten Gottes an diesem seinen Geboten ungehorsamen Volke und dem Lande der Verheißung, das er ihm angewiesen hatte, auf die augenscheinlichste Art, Wort für Wort in Erfüllung gegangen sind, die jedesmal aber, wo sie in feierlicher Be- trachtung über die durch das ganze Land gesäeten Trümmer des Zornes. des Ewigen sich ergeht. in begeistertem Schwunge zu dem neuen Jerusalem, dem neuen gelobten Lande sich er- hebt, und dem Worte des Herrn, das auch hier seine Er- füllung gefunden, ihren Lobgesang anstimmt.

Das Werk Mgr. Mislin's hat namentlich in Frankreich eine außerordentlich günstige Aufnahme gefunden, obwohl Frankreich nicht arm an derartiger Reiseliteratur ist. Bekannt sind die Reisebeschreibungen Chateaubriand's und Geramb's, die des spöttelnden, frivolen Volney, des poetischen aber eitlen, unwahren, einer großen Idee und darum auch des Glaubens unfähigen Lamartine. Die besten katholischen Tagblätter: Univers, l'ami de la religion, bibliographie catholique, revue des deux mondes und verschiedene andere haben es sich zur Pflicht gemacht, ihre Leser auf das neue Werk, unter mannigfachen Lobeserhebungen, aufmerksam zu machen; dem Verfasser widerfuhr die Ehre, von verschiedener Seite schriftliche Beweise der Anerkennung seiner Leistungen zu erhalten, ihm kamen schmeichelhafte Zuschriften zu von den beiden französischen Gelehrten, Grafen Montalembert und Baron von Bussières, welche beide im heiligen Lande gewe- sen waren, von den Cardinälen Altieri in Rom, Bonald in Lyon, Wiseman in London, den Erzbischöfen von Besançon und Turin, dem Patriarchen von Jerusalem, Mgr. Valerga, welcher das Werk als für den besten Führer im heiligen Lande

für den Pilger, für den Reisenden und den Gelehrten erklärte; von der Königin von Spanien wurde er mit dem Commandeurkreuz des Ordens Karls III. beschenkt; die größte Ehre für ihn aber lag darin, daß der heilige Vater selbst eine belobende Zuschrift an ihn erließ.

Der Verfasser arbeitet gegenwärtig an der zweiten Auflage, weil die erste bald vergriffen seyn wird; jene wird in mancher Beziehung viel reichhaltiger als die erste seyn, weil derselbe seit seiner Rückkunft Gelegenheit hatte, namentlich mit der betreffenden außerordentlich reichen deutschen Literatur, auch deren neuesten frivolen Erzeugnissen des Unglaubens, sich vertraut zu machen und die gehörige Würdigung ihnen angedeihen zu lassen.

Obwohl demnach die zweite Auflage bald erscheinen dürfte, so möchte es für die Leser der historisch-politischen Blätter nicht unerwünscht seyn, wenn sie schon jetzt etwas genauer mit dem Inhalte des Werkes vertraut gemacht würden.

Dasselbe zerfällt in zwei Theile; der erste enthält die Beschreibung der Reise von Wien auf der Donau nach Konstantinopel, von da nach Beirut, nach dem Libanon, nach Tyrus, dem Berg Karmel, Jaffa bis nach Jerusalem. Unser Reisender verließ am 24. Juni 1848 die Stadt Wien, zu einer Zeit somit, wo der Kaiser bereits seit mehr als einem Monate geflüchtet war und der Juden- und Studenten-Pöbel die Herrschaft führte. Auch in Ungarn hatte man die Maske der Loyalität, die man nach altgewohnter Sitte immer vor's Gesicht legte, wenn man eine Revolte gegen den Souverain beabsichtigte, allmählig abzulegen begonnen, und im Süden war bereits der Raçenkrieg zwischen den Slaven und Magyaren ausgebrochen. Die Paar Reisenden auf dem Dampfschiffe fürchteten in Peterwardein angehalten zu werden, da die Croaten ein früher angekommenes Dampfschiff bereits in Beschlag genommen hatten. Allein man ließ sie dießmal ruhig ziehen; das Schiff setzte seinen Weg durch

den Süden Ungarns, der gegen die magyarische Despotie und für den Kaiser in Waffen sich erhoben hatte, dann durch die vom Revolutionsfieber ebenfalls ergriffene Wallachei und Moldau ungestört fort; am 4. Julius wurden im Hafen von Pera, dem Frankenquartiere Konstantinopels, die Anker geworfen. Mgr. Mislin verweilte bis zum 15ten August in Konstantinopel, das er nach allen Richtungen durchstreifte, und worüber er uns mannigfaltige interessante Details liefert. Nach einer Zählung von 1844 beträgt die Bevölkerung Konstantinopels gegen 800,000 Seelen, wovon 400,000 (darunter 52,000 Sklaven) Muselmänner, 370,000 Christen und 24,000 Juden. Die ganze Bevölkerung des osmannischen Reiches gibt unser Reisender auf ungefähr 27 Millionen an, worunter wieder ein sehr bedeutender Theil, beinahe die Hälfte, zum christlichen Glauben sich bekennt. Die Lage der Christen in der Türkei war bis auf die letzte Zeit eine außerordentlich gedrückte; der gegenwärtige Sultan aber scheint von milderen Gesinnungen beseelt zu seyn, woher es denn kömmt, daß in einigen Gegenden der christliche Cultus eine größere Freiheit genießt, als dieses in vielen christlichen Staaten von Europa der Fall ist. So wird die Frohnleichnamsprozession in Konstantinopel öffentlich und mit der größten Feierlichkeit abgehalten. Im Jahre 1847 schickte der Pascha von Smyrna eine Regimentsmusik, um das heilige Sacrament zu begleiten. Die Aufopferung, welche die verschiedenen geistlichen Orden in Konstantinopel, Smyrna, Beirut und anderen Städten bei dem Ausbruche der Cholera bewiesen, die allen Gefahren trotzende Liebe, mit der sie sich zur Pflege der Kranken jeden Glaubens hindrängten, haben ihnen unter den nüchternen Türken eine hohe und dauernde Achtung begründet. Unser Pilger erwähnt darüber mehrere, unter anderen die folgenden rührenden Beispiele.

In Smyrna trat ein Kapuziner aus einer Kaserne, wo er mehrere cholerakranken muselmännischen Soldaten besorgt

hatte und begegnete einem Obersten; dieser schritt auf ihn zu, und bat ihn, Morgens zu einer bestimmten Stunde wieder zu kommen. Der Kapuziner kam mit einem seiner Brüder; der Oberst empfing sie mit Zeichen hoher Achtung, und bemerkte ihnen, daß heute die Muselmänner ein großes Fest feierten; er führte sie auf einen Balkon mit Teppichen bedeckt, und räumte ihnen da den Ehrenplatz unter der großen Zahl der dort versammelten Stabsoffiziere ein; nachher ließ er die ganze Garnison mit klingendem Spiel vor den beiden Kapuzinern vorbeidefiliren.

Nach dem Verschwinden der Cholera begab sich der Gouverneur von Smyrna persönlich zu den barmherzigen Schwestern und den katholischen Missionären, um ihnen Namens der ganzen Bevölkerung Dank abzustatten. Seither hat die türkische Regierung den edlen Schwestern vom heil. Vincenz von Paul eine jährliche Unterstützungssumme angewiesen.

In Beirut wurde eine barmherzige Schwester das Opfer ihrer christlichen Liebe. Griechen, Juden, Türken, Araber und Katholiken begleiteten sie zu Grabe, und vereint flossen ihre Thränen und stieg ihr Gebet an demselben zum Himmel empor.

Bei diesem Anlasse bricht unser Reisender in folgenden Schmerzensruf aus:

„Mein Herz ist gebrochen und Schamröthe gießt sich über mein Gesicht, wenn ich an mein Vaterland denke. In Syrien, unter dem Joche des Halbmondes, unter von uns barbarisch benannten Völkern gewährt man diesen frommen Töchtern nicht nur die volle Freiheit für Ausübung ihres Liebeswerkes, sondern man vereiniget seine Dankbarkeit und Bewunderung mit derjenigen der ganzen Erde, welche nie mehr Tugend und Aufopferung gesehen; nur in der Schweiz, im Herzen von Europa, hat man die Töchter des heil. Vincenz von Paul aus diesem Lande der Freiheit und der Toleranz hinausgejagt! — Und die Manen der Gründer der helveti-

schen Republiken haben sich nicht aus ihren Gräbern erhoben, um gegen dieses dreifache Attentat, am Christenthume, an der Civilisation und an Frauen, zu protestiren!!"

Wir möchten hinzufügen — nein! sie haben sich nicht erhoben, aber sie werden als rächende Geister einst kommen, um in dem Lande eine Rotte zu strafen, welche dem scheußlichsten Götzen, den je die Welt gekannt, dort Altäre errichtet und sie bis zur Stunde erhalten hat. Die Rache ist mein! spricht der Herr.

Man muß sich übrigens hüten, von dem Zustande der christlichen Mission in einzelnen Gegenden der Türkei einen Schluß auf den Zustand der christlichen Bevölkerung im ganzen türkischen Reiche zu ziehen; die Regierungsgewalt ist im Allgemeinen außerordentlich schwach, an vielen Orten gleich Null, weil sie von den Launen der Paschas abhängt. Im Ganzen ist der Zustand der christlichen Bevölkerung ein außerordentlich gedrückter; die Ereignisse in Bosnien und der Herzogewina beweisen, daß sogar in unserer Zeit, unter einem böswilligen Renegaten, noch eine Christenverfolgung möglich ist.

Nach einigen Tagen Aufenthalt in Smyrna, wo die Cholera die größten Verheerungen anrichtete, setzte Mgr. Mislin auf einem Dampfschiffe seine Reise nach Beirut, der Hauptstadt und dem Haupthandelsplatze Syriens, fort. Hier faßte er mit Mgr. Pompallier, Bischof von Oceanien, welchen er in Konstantinopel angetroffen, den Entschluß, den Libanon, die dortige christliche Bevölkerung, die Maroniten, zu besuchen. Wir sind überzeugt, daß kein Leser ohne wahre innige Freude und Befriedigung die Schilderung dieses Ausfluges unter ein kleines christliches Völklein lesen wird, das von den ersten Zeiten des Christenthums in den Klüften und Felsabhängen des Libanon sich erhalten, die rauhe Natur zu einem Garten umgewandelt, seinen Glauben unter allen Drangsalen und Vertilgungskriegen bewährt hat, wo von

allen Berggipfeln Kapellen, Kirchen, Klöster herabblicken, und zu den vielen anderen Zeugnissen auch das ihrige hinzufügen, daß der Glaube, welchen die Kirche lehrt, derjenige ist, welchen die ersten Zeiten des Christenthums gekannt und geübt haben.

Die beiden Pilger verwendeten einen ganzen Monat, um die merkwürdige Gebirgsgegend, so viel erwähnt in der heiligen Schrift, deren Cedern das Holz zum Pallaste Davids und zum Tempel Salomons lieferten, nach verschiedenen Richtungen zu durchstreifen. Die ganze Bevölkerung, wohin sie kamen, empfing sie mit kindlicher Ehrfurcht, mit ungeheuchelter Freude, unter Glockengeläute und Böllerschüßen; eben so herzlich war der Empfang durch den höheren Clerus, den Patriarchen und die maronitischen Fürsten. Sie besuchten auch die Cedern, welche 6000 Fuß über dem Meere liegen; gegenwärtig bestehen sie nur noch aus einem kleinen Wäldchen von 300 bis 400 Stämmen, während ehemals die Höhen und Thäler des Libanon von ihnen bedeckt waren. Unter diesen wenigen übrig gebliebenen befanden sich jedoch noch einige Stämme, die ein außerordentliches Alter haben und wahrscheinlich die Wiege des Christenthums sahen.

Mit dem freudigen Eindrucke, welchen die Schilderungen von der frommen Einfalt dieser Gebirgskinder, ihrer Anhänglichkeit an die Kirche und deren sichtbares Oberhaupt, gewiß in jedem Leser hervorrufen werden, mischt sich aber sofort ein Gefühl schmerzlicher Beklemmung, wenn er die älteren und neueren Spuren, die dem Wanderer an so vielen Orten entgegentreten, von den Vertilgungskriegen der Drusen und Türken gegen das kleine christliche Völklein der Maroniten, und seine Verlassenheit durch das christliche Europa sieht. Die Maroniten sind nicht nur ein Zeugniß der Unbesiegbarkeit der Kraft des Glaubens, sondern auch eine lebendige Anklage der Indifferenz der christlichen Bevölkerungen Europas.

Die beiden reisenden Prälaten hatten im Sinne, Baalbec (Heliopolis), Damascus, die Ruinen von Palmyra zu besuchen; allein ihre Führer weigerten sich aus Furcht vor der Cholera, welche dem Gerüchte zufolge in Damascus im höchsten Grade wüthen sollte, sie dorthin zu begleiten; sie waren gezwungen, wieder nach Beirut zurückzukehren.

Hier schlossen sich ihnen der Kanzler des österreichischen Consulats und einige Reisende zur Pilgerfahrt nach Jerusalem an. Es war gegen Ende Septembers; die Reisegesellschaft schlug den Weg ein, welchen die ersten Kreuzfahrer auf ihrem Zuge nach Jerusalem verfolgt hatten: in der Nähe des Meeres über Tyrus, die alte, weltberühmte Handelsstadt, deren Hafen ehedem von Schiffen aus allen Gegenden wimmelte, wo aber jetzt unser Reisender am ersten Morgen, den 26. September, kein anderes Schiff sah, als ein aus Baumblättern geflochtenes, welches ein Knabe spielend an einem Faden zog; dann nach St. Jean d'Acre, dem Ptolemais der Aegypter, dem blutigsten Kampfplatze zwischen den Kreuzfahrern und den Sarazenen, dem Gränzsteine des Siegeslaufes Napoleons in Aegypten und Syrien, das später in die Hände des Vicekönigs von Aegypten fiel, und aus ihnen für die Muselmänner in Konstantinopel von den vereinigten Flotten von England und Oesterreich im Jahre 1840 erobert wurde. Die ganze Gegend ist voll von Erinnerungen an die Heldenthaten eines besseren, eisengepanzerten Geschlechtes, das fähig war, für das Kreuz Alles zu opfern, und das unsrige, welches im Frack oder in der Blouse größtentheils nur den Götzen des Mammons und des Genusses opfert, so großartig überragt. Unser Reisender unterläßt es bei keiner Stelle, an dieses Heldengeschlecht zu erinnern, das dort gekämpft, an seine Thaten, die es dort verrichtet, oft auch an das furchtbare Unglück, das er dort erlitten hat. Der Berg Carmel, dessen Schönheit der Prophet Isaias mit der künftigen der Kirche vergleicht, der ehemals mit Oelbäumen, Weinreben, wohlrie-

chenden Gebüschen und Blumen, mit Fruchtbäumen vom Fuße bis an den Gipfel besäet war, der Aufenthaltsort der Propheten Elias und Elisäus, wenn sie einsam im Gebete mit dem Herrn verkehren wollten, später der Aufenthaltsort von tausenden von Anachoreten, welche in der Einsamkeit in Felsengrotten allein und ausschließlich dem Dienste des Herrn sich widmeten und die Welt zu vergessen suchten, war natürlich ein Anziehungspunkt für die Pilger, der ihre Fahrt mit der süßen Gewalt freudiger Erinnerung zu sich hinlenkte. Mgr. Mislin hatte überdieß dort noch einen alten Freund zu suchen, den Bruder Johann Baptist von Frascati. Im Jahre 1821 hatte Abdallah, der bekannte Pascha von St. Jean d'Acre, unter dem Vorwande, daß der Berg Carmel von den Fremden besetzt und befestiget werden könne, Kloster und Kirche daselbst vollständig zerstört. Johann Baptist von seinen Ordensobern dorthin geschickt, fand nur noch Trümmer. Sein Entschluß war rasch gefaßt, er eilte nach Europa, durchzog es bettelnd; an den Thüren der Hohen und Geringen anklopfend, sein Eifer, seine Ausdauer wurden belohnt; auf dem Berge Carmel, unter Leitung des Bruders Johann Baptist und mit dem Gelde, das Edeldenkende in Europa ihm gespendet, wurde eines der schönsten Gebäude Syriens und Palästinas errichtet, ein Zufluchts- und Erquickungsort für alle Pilger, denen gastfreundlich seine Thore sich öffnen.

Die Reisegesellschaft verließ am 30. September, nach einem Aufenthalte von zwei Tagen, den edlen Mönch und seine Mitbrüder. Beim Abschiede sagte Johann Baptist zu seinem Freunde Mislin: „Diesesmal ist es Ernst, ich bin 71 Jahre alt, meine Reisen sind zu Ende . . es bleibt mir nur noch eine übrig . . es sei, wann es Gott gefällt. Hier oder dort beten wir für einander."

So scheiden Christen, und jedes christliche Herz kann nicht anders als „Amen" zu diesem Abschiede rufen. Bruder Johann Baptist ist kurze Zeit nach diesem Abschiede wirk-

lich gestorben; es scheint, er ahnte bei demselben seine nahende letzte Reise.

Von Carmel ging die Reise über Tontura, Jaffa, den Brunnen Jobs. Am 3ten October erblickten sie Jerusalem, zuerst den Oelberg, dann krenelirte Mauern, Dome, Thürme, — ja es war Jerusalem!

So weit der erste Band; er zeigte uns den beobachtenden kundigen Reisenden, welcher auf seiner Fahrt nach dem heiligen Lande bei allen merkwürdigen Stellen, die er berührt, die geschichtlichen Erinnerungen uns in's Gedächtniß ruft, dabei aber nie ermangelt, aus den Trümmern, in welche der unter dem Zorne Gottes einherwandelnde Schritt der Weltgeschichte allenthalben die da früher vorhandenen Herrlichkeiten der Welt verwandelte, uns auf die Gegend hinzuweisen, wo die Geschichte aller Geschichte, die der Erlösung und Wiedergeburt des Menschengeschlechtes, der Besiegung der Macht des Todes und der Hölle, vor sich gegangen ist. Jetzt ist er selbst zur Stelle, und wir sehen ihn schwelgen im Genusse einer gläubigen Seele, der es nun verstattet ist, mit Thränen die Stellen zu benetzen, die früher vom Schweiße und Blute unseres Erlösers benetzt worden waren.

Je näher zwei verwandte Kräfte mit einander in Berührung kommen, desto intensiver wird die gegenseitige Anziehung, und je näher zwei feindliche Kräfte einander stehen, desto stärker stoßen sie sich ab. So ist's auch mit dem Wissen, mit der Wahrheit, mit dem Glauben; die Lüge wird grimmiger im Angesichte der Wahrheit, der Unglaube frecher auf der heiligen Stätte des Glaubens. Die Franzosen sagen von Lamartine, daß er nach dem heiligen Lande gegangen, um den kleinen Rest von Glauben, der ihm neben sei-

nem Unglauben noch geblieben, dort zu verlieren; wir kennen die Gesellen deutscher Zunge, welche nur dorthin wanderten, um an heiliger Stätte so recht ihren Glaubenshohn auslassen zu können. — Ein gläubiges Gemüth aber erhebt sich da zu einem Schwunge, den es früher nie gekannt hatte.

Auch den Leser wandelt eine feierliche religiöse Stimmung an, wenn er unsern Pilger mit seinem Buche in der Hand und in Gedanken nach und nach an alle heiligen Orte begleitet. Derselbe besuchte gleich am folgenden Tage nach seiner Ankunft im Kloster der Franziskaner, von Gethsemane bis zum Calvarienberge, alle aus der heiligen Schrift uns bekannten Leidensorte unsers Herrn; er gibt uns dann eine Beschreibung aller Sanctuarien der Kirche zum heiligen Grabe, mit gründlicher Widerlegung der meistens böswilligen Zweifel, welche der moderne Unglaube gegen deren Aechtheit erhoben hat; wir sehen ihn dann wandern in die so merkwürdigen nächsten Umgebungen von Jerusalem, auf den Berg Sion, Berg Moriah, den Oelberg, die umliegenden Thäler von Josaphat oder Cedron, von Henon; darauf ergreift er den Wanderstab, um in Bethlehem seine Thränen auf die Geburtsstätte unseres Erlösers fließen zu lassen; dann zieht er nach Hebron, eine der ältesten Städte der Welt, wo Abraham Jehova einen Altar errichtete und lange Jahre lebte, in die Wüste des Vorläufers unseres Herrn, des heiligen Täufers Johannes, in das nach diesem benannte Kloster, das auf der Stelle des Wohnhauses von Zacharias und Elisabeth erbaut ist; nach Jericho, an den Jordan, zum todten Meer, den immerwährenden Zeugen des gerechten Zornes des Herrn. Von da zurückgekehrt nach Jerusalem, nimmt er Abschied von den heiligen Orten, und kehrt über Nazareth, Tiberias nach Beirut und dann über Malta und Marseille in die Heimath zurück.

Es ist bekannt, daß die wahren und lebendigen Schilderungen des Verfassers über die Bedrängnisse der katholischen

Mission im heil. Lande und namentlich am heil. Grabe zu den neuesten, wenn auch nicht glücklichen Unterhandlungen Frankreichs mit der Pforte nicht wenig beigetragen haben. Die historisch-politischen Blätter haben seit Jahren für dieselbe gesammelt, viele ihrer Leser ihr Schärflein beigetragen; es wird diesen erwünscht sein, wenn wir ihnen einen kurzen, aber getreuen Bericht über diesen Zustand liefern.

Mit Strömen Blutes und später auch mit Geld hat die katholische Welt die heiligen Orte als ihr Eigenthum erworben; eine eigene Wehmuth, weil gemischt mit der tiefsten Entrüstung, ergreift das Herz eines jeden wahren Katholiken, wenn er sieht, wie Fremde, die kein Recht auf diese heiligen Orte haben, nun kommen, um das Wohlerworbene der katholischen Welt streitig zu machen, Stück für Stück daran sich aneignen und nicht undeutlich die Absicht durchblicken lassen, sie am Ende gänzlich aus dem Besitze zu verdrängen.

Als das christliche Reich in Palästina sich seinem Untergang zuneigte, wurden vom heil. Franziskus von Assissi, der eine Pilgerfahrt nach dem heil. Lande unternommen hatte, Glieder seines Ordens als Wächter der heiligen Orte bestellt. Bei der Eroberung von Jerusalem durch die Sarazenen, sowie bei derjenigen von Ptolemais, wurden alle Ordensglieder von diesen ermordet. Allein neue strömten aus Europa herbei, um die Märtyrerkrone sich zu verdienen; die Türken, welche sie als eine Art Derwische ansahen, und Zeugen ihrer Frömmigkeit, Sanftmuth und Armuth waren, ließen sie allmählich gewähren, überließen ihnen sogar eine Wohnung auf dem Berge Sion und einen Platz beim heiligen Grabe.

König Robert von Sizilien und seine Frau Sancha kauften, um die heiligen Orte gegen die Muselmänner zu schützen, diese dem Sultan von Egypten um eine große Summe ab; ihre Bewachung wurde durch Bulle vom 21. November 1342 von Papst Clemens V. den Franziskanern übertragen. Die Königin Sancha ließ auf dem Berge Sion ein Kloster bauen,

welches das Cönaculum einschloß und setzte für zwölf Religiosen und drei Laienbrüder eine Dotation aus.

Allein der türkische Fanatismus gestattete ihnen keinen ruhigen Besitz; im Jahre 1391 wurden alle Ordensglieder von den Türken massakrirt; auch später wiederholten sich solche Greuelscenen an einzelnen oder mehreren der Wächter der heiligen Orte. Im Jahre 1561 wurden sie gänzlich vom Berge Sion vertrieben; doch jagte man sie nicht aus der Stadt; es gelang ihnen sogar, das Kloster und die Kirche des heil. Erlösers mit schwerem Gelde von den Türken zu kaufen.

Die Glaubensspaltung in Europa brachte die heiligen Orte in einem großen Theile des Abendlandes beinahe zur Vergessenheit; die treuen Wächter aber, verlassen von aller Welt, verließen darum das ihnen anvertraute Heiligthum nicht; sie sammelten die zerstreuten Gläubigen im Lande, errichteten Klöster, Spitäler und Schulen, und übten Gastfreundschaft gegen die vielen meistens armen Pilger, welche das heilige Land besuchten. Die Türken ließen sie nach und nach in Ruhe; nun kamen aber andere Feinde, die bald gefährlicher als alle anderen zu werden drohten, die verschiedenen christlichen Sekten, welche ihnen ihren rechtmäßigen Besitz streitig machten und bei der bestechlichen türkischen Regierung durch Gold leicht ihr Unrecht in sogenanntes Recht zu verwandeln vermochten. Die guten Mönche wehrten sich, so gut sie konnten, allein verlassen von Europa blieb ihnen nichts als die Berufung auf ihr gutes Recht, die aber gewöhnlich vor dem Klang des Goldes den Kürzeren zog. So ist es denn gekommen, daß nicht mehr die Hälfte der Heiligthümer im Besitze der Katholiken ist und daß sie Gefahr laufen, alle sammt und sonders zu verlieren, wenn nicht die katholischen Mächte Europas dazwischen treten. Gegenwärtig sind die Franziskaner in Jerusalem nur noch im Besitz der Kapelle der Geisselung, einiger Heiligthümer in der Kirche des heiligen Gra-

des und der kleinen Kirche zum heiligen Erlöser. Die übrigen gehören theils ausschließlich den Griechen und Armeniern, theils sind sie diesen und den Katholiken gemeinsam. Kein Mittel, auch nicht das schlechteste, wird von den Griechen unversucht gelassen, um die Katholiken zu verdrängen. Wir wollen hier zwei Thatsachen aus den Mittheilungen unseres Reisenden erwähnen.

Der Ort, wo das heilige Kreuz aufgerichtet wurde, gehört den Griechen; allein die Katholiken haben das Recht zu religiösen Funktionen daselbst. Eines Tages bei einer feierlichen Prozession war von den Griechen der ganze Boden daselbst und auch der Ort, wo das heilige Kreuz stand, mit einem rothen Teppiche bedeckt worden. Die Franziskaner wohl wissend, daß, wenn man dieses ohne Einspruch geschehen lasse, daraus in kurzer Zeit ein Recht des ausschließlichen Besitzes werde gefolgert werden, verlangten vom anwesenden griechischen Popen Entfernung des Teppichs und, als dieser sich weigerte, schickten sie sich an, selbst den Teppich wegzuheben. Jetzt aber fielen die Griechen mit Dolchen über die Prozession her und es entspann sich ein blutiger Kampf in den geheiligten Räumen. Mehemet-Pascha, damals Pascha von Jerusalem, der dieses unserem Reisenden auf seiner Rückkehr selbst erzählte, stellte sich nachher selbst in die Nähe des Altars und hob mit dem Säbel den Teppich weg.

Ein anderes Faktum ist folgendes: Seit einiger Zeit suchten die Griechen sowohl an dem heiligen Grabe, als an der darüber gewölbten Kuppel einige Veränderungen anzubringen. Die Franziskaner wohl wissend, daß dieses nur in der Absicht geschehe, um dadurch für die Zukunft einen neuen Rechtstitel zum alleinigen Besitz zu begründen, widersetzten sich diesem Vorhaben. Um sie nun zum Nachgeben zu zwingen, beschädigten die Griechen die Bedachung der Kuppel; der Erzähler war selbst Augenzeuge, wie von ihnen Bleiplatten von der Bedachung abgerissen wurden.

Es gereicht Frankreich, welches seit Jahrhunderten eine Art Protektorat der heiligen Orte ausgeübt hat, zur Ehre, daß es sich seiner Pflichten in der neuesten Zeit wieder erinnerte, obwohl leider, wie es scheint, keine Hoffnung vorhanden ist, daß die Katholiken zu ihrem vollen Rechte kommen werden. Es wäre Pflicht der katholischen Mächte, vereint und mit Ernst Schritte zur Erlangung des guten Rechts bei der nur zu sehr vom russischen Einflusse bestimmten Pforte zu thun. Ist ja in der neuesten Zeit noch ein neuer Feind hinzugekommen, welcher allerdings keinen Anspruch auf die Heiligthümer macht, sondern seinen Tempel auf den Fundamenten der Burg des Herodes, des Schlächters der unschuldigen Kinder, aufgeführt hat, der aber auf eine andere, wohl noch schlimmere Art, durch Ausstreuung von Verdächtigungen gegen die katholische Kirche und durch Entstellung ihrer Lehren, die katholische Mission am heiligen Grabe und in Palästina angreift. Wir meinen das von England und Preußen neugegründete protestantische Bisthum. Mgr. Mislin widmet der Würdigung der Missionsthätigkeit des gegenwärtigen protestantischen Bischofs; Hrn. Gobat, ein ganzes Kapitel und führt nach Verdienst hiebei eine scharfe Feder. Die Aussichten auf Erfolg sind allerdings für den Protestantismus, der 300 Jahre lang vergessen hatte, daß es ein heiliges Land und heilige Orte gibt, und nun erst, wo er in seiner vollen Auflösung begriffen ist, auf der Herodesburg in Jerusalem sich breit zu machen sucht, nicht glänzend; allein es ist immerhin ein neuer Feind und die Kräfte der verlassenen guten Franziskaner sind ohnehin so schwach.

Dieser Erzählung der äußeren Bedrängnisse der katholischen Mission im heiligen Lande, wollen wir noch eine solche über ihren inneren Zustand anfügen.

Die Mission des heiligen Landes umfaßt Palästina, Syrien, Cypern und Egypten; sie zählt 23 Klöster und Hospitien mit 102 Priestern und 67 Laienbrüdern, mit 16 Pfar-

reien, 10 Schulen, 694 Schülern und mit 12,122 Katholiken. — Das Kloster zum heiligen Erlöser in Jerusalem zählt allein 28 Priester und 32 Laienbrüder, wobei die 10 bis 12 Priester nicht gerechnet sind, welche abwechselnd Jahr aus Jahr ein zur Bewachung des heiligen Grabes in der Kirche desselben eingeschlossen sind. An der Spitze der Mission steht gegenwärtig ein Patriarch, welcher vom heiligen Stuhle im Jahre 1847 zur Unterstützung der so sehr angefeindeten und so macht- und schutzlosen Mönche nach Jerusalem geschickt wurde. Es ist über alle Maßen demüthigend für die so große katholische Welt, aus dem Werke unseres Pilgers zu vernehmen, daß dieser zum Schutz der Rechte des heiligen Grabes abgesandte Kirchenfürst, Mgr. Valerga, so zu sagen in Armuth, nur von einer geringen Unterstützung der Propaganda lebt, daß er keine Wohnung, keinen Klerus, keine eigene Kirche, kein Seminarium hat, während die Griechen und Armenier herrliche Kirchen, die Muselmänner prachtvolle Moscheen, die Juden mehrere Synagogen, selbst der melchitische Patriarch und der protestantische Bischof eigene Kirchen besitzen.

Das Land selbst vermag nichts zur Bestreitung der großen Auslagen der Mission für Unterhalt der Priester, der Pilger, der Schulkinder — denn mit der geistigen müssen die Mönche den Kindern auch leibliche Nahrung reichen, um sie dadurch eher zum Schulbesuch anzulocken — beizutragen; die Katholiken sind großentheils im ganzen Umfange der Mission sehr arm und eher unterstützungsbedürftig als unterstützungsfähig. Zu diesen jährlichen Auslagen kommen dann noch von Zeit zu Zeit willkührliche, von Seite der türkischen Regierung auferlegte Contributionen. Ehemals mußte das Kloster von Jerusalem allein dem dortigen Pascha eine jährliche Contribution von circa 31,000 Fr. bezahlen. In letzter Zeit haben die Paschas diese Contribution herabgesetzt, dafür aber treten nun die reichen Griechen mit Forderungen für Rechte auf, die sie nie gehabt, sondern nur usurpirt hatten.

Die christliche Welt setzte einstmals für die heiligen Orte Gut und Blut ein; später hatte man doch noch so viel Pietät zu denselben, daß man deren Wächter, die Söhne des heiligen Franziskus, mit reichlicher Unterstützung bedachte. So spendete Spanien allein jährlich über 300,000 Fr., Portugal 220,000 Fr. an das heilige Grab; andere Länder und Völker vernachläßigten dasselbe eben so wenig. Da kam eine Zeit, wo man die heiligen Orte und ihre Wächter gänzlich vergaß, und diese, um vor dem Hungertode sich zu retten, genöthiget waren, die heiligen Gefäße zu verkaufen. Es war die Zeit der frivolen Aufklärung und der aus dieser hervorgegangenen wilden Revolution. In Oesterreich, das in weniger als 30 Jahren über Eine und eine halbe Million Fr. nebst vielen reichen Kirchenzierrathen nach Palästina gesendet hatte, verbot Joseph II. jede künftige Almosenspende dorthin und überhaupt ins Ausland; die Revolution, die ihr folgenden Kriege machten auch in anderen Ländern jede Sammlung beinahe zur Unmöglichkeit.

Die neuere Zeit, wie sie überhaupt neben vielem Schlimmen auch viel Gutes zum Vorschein bringt, hat wieder angefangen, sich des heiligen Grabes zu erinnern. In Oesterreich werden alljährlich am Charfreitage reichlich ausfallende Almosen gesammelt, der Ludwigsverein in Bayern sendet ebenso seine jährlichen Spenden; auch die historisch-politischen Blätter haben gesammelt, und ihr Ruf ertönte nicht umsonst in ihren Leserkreis hinaus. Hoffen wir, daß mit dem katholischen Bewußtsein, das auf wunderbare Art an so vielen Orten zu erstarken beginnt, auch das Interesse für die heiligen Orte und die unbestreitbaren Rechte der katholischen Welt auf dieselben immer mehr sich hebt, und ein gemeinsam aus dem Munde katholischer Fürsten und Völker ausgehender Ruf nach Achtung derselben deren geheime und offene Beeinträchtiger zur Achtung wirklich zwingt.

LXV.

Politische Moden und Thorheiten aus alter und neuester Zeit.

Die Franzosen sind ein veränderliches Volk der Mode; was gerade Mode des Tages ist, darnach soll sich Alles und Jedes richten. Jede Erinnerung an die Vergangenheit, und daß diese einst anders gewesen, soll mit Stumpf und Stiel, wo möglich, ausgetilgt werden, bis wieder eine neuere Mode es mit der früheren ebenso hält. Nach der Februar-Revolution von 1848 schrieben sie überall hin mit großen, ellenhohen Buchstaben: „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" und „französische Republik." Nach dem 2. December 1851, als die republikanische Mode vorüber war, ließ Louis Napoleon die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit sammt allen republikanischen Emblemen überall abkratzen, und es krähte kein Hahn darnach. Auch hierin war ihm der Oheim vorangegangen; als dieser in Folge des 18. Brumaires die Tuillerien in Augenschein nahm, um dort seinen Wohnsitz zu nehmen und die vielen rothen, an die Wände gemalten Mützen gewahrte, sagte er zu dem Schloß-Architekten Lecomte: „Schaffen Sie mir all dieß Zeug da fort, ich will nichts von diesen Unfläthereien — je ne veu pas de pareilles saloperies."

Mit ihren Straßen und Plätzen haben die Franzosen es eben so gehalten: nach jeder Revolution mußten diese ihre Namen bald so und bald wieder anders umwandeln; auch sie hat in jüngster Wiedertaufe der Prinz-Präsident in integrum restituirt. Dem Kalender erging es bekanntlich nicht besser. Den Monaten, den Wochen und den Tagen wurde die revolutionäre Blouse angezogen; der Sonntag gleich der Wocheneintheilung ganz abgeschafft. Die Zeitrechnung selbst begann mit dem Beginn ihrer republikanischen Gleichheit als dem Jahre I, bis der erste Napoleon ihr nach wenigen Jahren ohne Umstände den Garaus machte, und mit der Herstellung der alten Etikette Alles in gehorsamster Unterthänigkeit die kaiserliche Uniform anlegte, kaiserliche Titel annahm und ergebenste Kratzfüße machte!

Mit der Taufe wurden natürlich auch in der ersten Revolution die Taufnamen, gleich den Heiligen des alten Kalenders, abgeschafft; an ihre Stelle traten die Heroen der republikanischen Freiheit alter und neuer Zeit, und die Verherrlichung der revolutionären Tagesideen, womit die neugebornen Republikaner in der bürgerlichen Taufe belehnt wurden. Diese Namen waren nicht selten höchst lächerlicher Art; der Moniteur von 1792 enthält hiefür mehr wie ein Zeugniß. Da heißt es in der Nummer vom 7. November: „Am 9ten November hat Charles Villette, Deputirter des National-Convents, der Municipalität, von Zeugen begleitet, einen am Tag vorher aus seiner rechtmäßigen Ehe mit der Bürgerin Valicourt gebornen Knaben vorgestellt. Er hat ihm den Namen Voltaire Villette gegeben. Der von Charles Villette erwählte Patron (Voltaire) hat gewissere, und jedenfalls der Menschheit nützlichere, Wunder gewirkt, als ein Dominikus, ein Thomas von Aquin und so viele andere dem Martyrologium Einverleibte.“ Ebenso berichtet der Moniteur vom 13. November: „Bürger Lebrun, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, hat der Municipalität seine gestern geborne Tochter vorgestellt und ihr den Namen: Ci-

vilis-Victoire-Jemmapes-Dumouriez Lebrun gegeben. Dumouriez wurde bei dieser Ceremonie durch den Bürger Jean-Baptiste Renard, seinen Kammerdiener, jetzt aide-de-camp-capitaine, vertreten."

Chaumette, einer der brutalsten Blutmänner der Schreckenszeit, mit 5089 Stimmen zum Procureur der Gemeinde von Paris erwählt, sagte zu dem Präsidenten dieser Gemeinde: „Ich nannte mich Peter Kaspar Chaumette, weil mein Pathe an die Heiligen glaubte; allein seit der Revolution habe ich den Namen eines Heiligen angenommen, der wegen seiner republikanischen Grundsätze gehenkt wurde, daher nenne ich mich jetzt Anaxagoras Chaumette."

Diesen Taufceremonien entsprach auch der Tod von Manchen. In der Nummer vom 20. November 1792 heißt es: Bürger Plagnaud, Pfarrer von Cussac, im Departement der Obern-Vienne, ließ sich vor seinem Tode die Marseillaise singen und von seinen Pfarrkindern das Versprechen geben, ihn vor seiner Bestattung um den Freiheitsbaum zu tragen. Sein Wille wurde erfüllt!"

Uebrigens blieben auch die ernsthaften Deutschen, als der Rausch der französischen Revolutions-Ideen ihnen zu Kopf stieg, in der Nachäfferei der Pariser-Thorheiten nicht zurück. Der bekannte General Eickenmeyer, der bei der Uebergabe von Mainz sich den Franzosen so freundlich bewies, und auch flugs in ihre Dienste übertrat, erzählt in seinen Denkwürdigkeiten (S. 153) eine komische Scene aus dem damaligen klubistischen „Krischerthum" seiner Vaterstadt Mainz: „Ich will hier ein Original der damaligen Klubisten einführen, das uns einen Blick in jene schwankend bewegte Zeit thun läßt. Die Klubisten gaben nämlich bald ein Freiheitsfest, wobei auf einer auf dem Markt errichteten Bühne die Insignien des Monarchenthums und der Feudalherrschaft verbrannt, und unter großem Zudrange des Volkes viele Reden gehalten wurden. Auch Georg Böhmer, Gymnasial-Professor aus Worms, war unter den Sprechern. Er ließ sein drei Tage altes Söhnchen auf den Platz bringen. Gracchus, redete er den Säugling an, ich erwarte von dir, daß du gleich jenen zwei großen Römern, deren Namen du trägst, ein eifriger Volksfreund und ein unversöhnlicher Feind der Aristokraten seyn wirst! Der kleine Gracchus war aber weniger von den stolzen Worten des Papa's, als von der Kälte des rauhen Wintertags erschüttert; er schrie erbärmlich und hatte sich folgenden Morgens den großen Erwartungen des Vaters durch den Tod entzogen." Auch Vater Gracchus seiner Seits bestand die Probe schlecht, als es darauf an-

kam, seinen römischen Bürgermuth zu bewähren. Ein phantastischer Büchermann und ächter deutscher Professor, ließ er sich unter den aus den aufgehobenen Klöstern zusammengeschleppten Büchern ergreifen, als die Preußen wieder Mainz besetzten; er wurde mit einigen andern Klubisten gefänglich nach Ehrenbreitstein abgeführt. „Unterwegs gesellte sich ein Küster zu ihnen, der in einem langen, schmalen Kästchen Wachskerzen trug. Ein Spaßvogel unter den Gefangenen raunte dem Professor in's Ohr, der Mann sei ein Scharfrichter, führe im Kästchen ein Schwert mit sich und werde damit ihnen allen an den Hals reichen. Da sank der kühne Volksfreund, Papa Gracchus, in die Knie, und war nicht von der Stelle zu bringen, bis man ihn über den Inhalt des Kästchens beruhigte."

Nachdem eine Reihe von Jahren wieder verflossen und die Kanonen der Befreiungskriege donnerten, nannte die patriotische Verzückung im deutschen Norden ihre Kinder: Blücherulle, Bülowine, Wellingtonine; ja einer, der wohl von einem Kanonier erzeugt worden, soll seinem Töchterlein den klangreichen Namen Haubitze-Granate-Kasematten-Bombardine gegeben haben.

Anders äußerte sich wieder im tollen Jahre 1848 der Enthusiasmus. Da war es der Reichshandelsminister der endgültig constituirenden Frankfurter Nationalversammlung, der sein zwölftes Kind, einen Knaben: „Heinrich Gagern" taufen ließ!

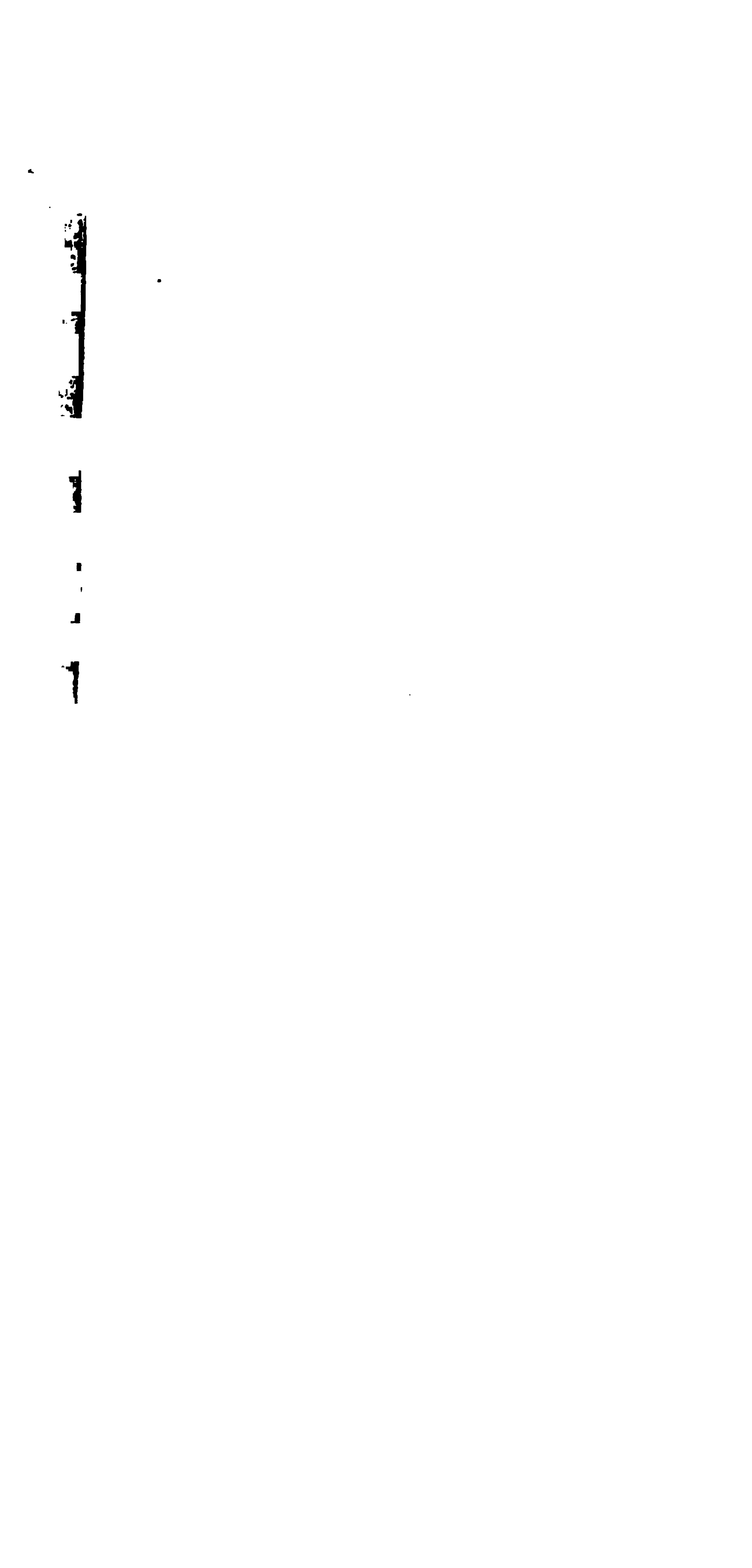
Was übrigens die Modethorheiten betrifft, so können sich darin die der Berliner gar wohl mit den Parisern messen, nur daß die Berliner in der Regel für die Weltgeschicke harmloser ablaufen. Wer die Götzen, die kleinen und die großen, die politischen und unpolitischen, vor denen die Berliner seit den letzten fünfzig Jahren bis heute anbetend gekniet, und die sie morgen in den Koth gerissen, aufzählen wollte, der könnte eine Sammlung bekommen, reichhaltig genug, um damit den größten asiatischen Götzentempel anzufüllen. So haben sie in selbstmörderischem Wahnsinn im Jahre 1848 dem Revolutionsgötzen geopfert und den großen Herentanz, unter dem Namen der Einheit Deutschlands, mitgemacht, sie haben das Schloß ihres verscheuchten Prinzen für Eigenthum der Nation erklärt, und unter Voraustragung der dreifarbigen Fahne ihren berühmten Umritt durch Berlin gehalten, das Aufgehen von Preußen in Deutschland feierlich proclamirend. Die indignirte Armee knirschte, die Altpreußen schwiegen, von dem Treubund war noch keine Rede, Alles schien hingerissen von dem allgemeinen Rausch und über den Trümmern des alten

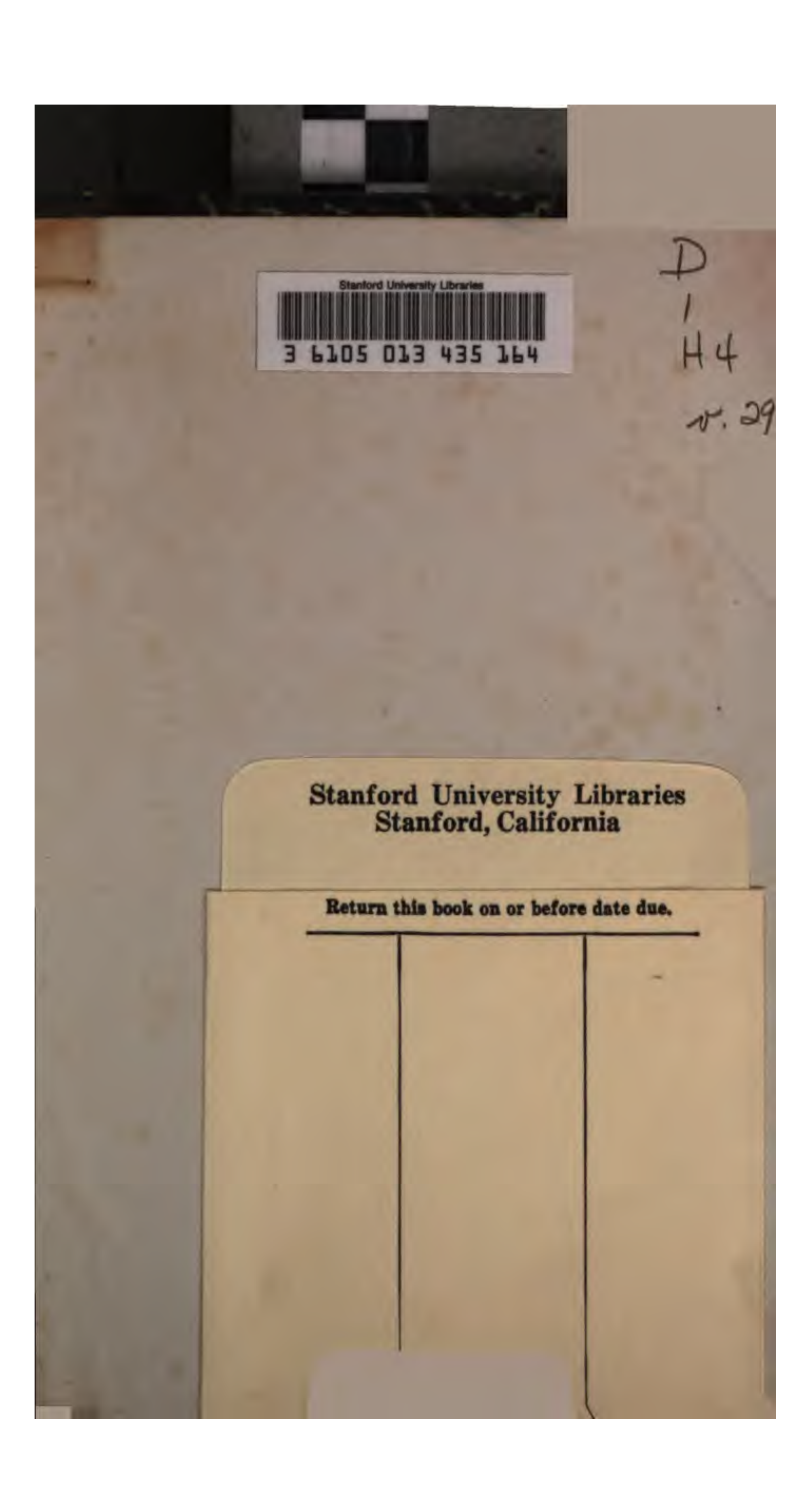
Preußens eine neue schwarz-roth-goldene Aera begonnen zu haben. Wie liegt nun auch dieser Götze der Revolution: das Aufgehen Preußens in der deutschen Einheit, verachtet im Staube! Sie wollen sich gar nicht mehr erinnern, daß sie vor ihm ihre Opfertänze aufgeführt und jubelnd ihre Tücher geschwenkt, während gebrandmarkte Züchtlinge den Takt dazu schlugen. Der parlamentarische Unionsgötze und die Charte-Waldeck und so viele andere, kleine und große, sind gefolgt, und mit eklem Geruch verronnen. Jetzt haben sie, an alte Traditionen anknüpfend, sich einen neuen aufgerichtet: den des exclusiven, eigensüchtigen Altpreußenthums.

Da wollen sie nicht einmal die Vertreter Oesterreichs zu einer Conferenz über die deutsche Zolleinigung zulassen und erklären nur zu deutlich, was auch immer Oesterreich bieten möge, daß sie in keinem Fall eine Einigung mit ihm wollen. Wer kein kopfloses, sondern ein gegen das Ausland starkes, geeinigtes Deutschland will, wer daher eine innige Gliederung verlangt und mit ihr eine Unterordnung, bei welcher den historischen Erinnerungen und dem wirklichen Machtverhältnisse, zum Besten Deutschlands und auch Preußens, Rechnung getragen wird, ja wer auch nur eine Einigung in blos materiellen Dingen verlangt, der gilt als ein Anhänger der „Eroberungs- und Ueberrumpelungspolitik Schwarzenberg-Bach“; er ist ein „ultramontaner Großdeutscher“, ein Feind der Ehre und Macht Preußens; die Blätter, welche diese Gesinnung vertreten, die schon 1814 als Deutschlands Erwartung sich geltend machte, sind „servile“, gekaufte Blätter, sie bilden, um in der Sprache der ritterlichen Courtoisie der Kreuzzeitung zu reden, die feile österreichische Blechmusik. Und aus diesem kurzsichtigen, egoistischen, eifersüchtigen Treiben soll für Deutschland, für Preußen ein Heil erblühen! Mit solchen Waffen wollen sie den Stürmen der Zukunft Trotz bieten, die Revolution besiegen! Sie haben vergessen, daß das Heldenschwert Radetzkys in den Ebenen der Lombardei auch die preußische Monarchie im Jahre 1848 rettete.

Von den Modethorheiten der Wiener, die, wovon die Weltgeschichte kein zweites Beispiel aufzuweisen hat, in dem tollen Jahre die Zügel eines mächtigen alten Reiches, von dem sie der begünstigte Herzpunkt sind, zu seiner Zertrümmerung in die Hände einer Rotte Studenten und Judenbuben legten, wollen wir für diesmal schweigen; denn da wäre der Anfang leicht, das Ende aber schwer zu finden.







Stanford University Libraries
3 6105 013 435 164
D
1
H4
v. 29
Stanford University Libraries
Stanford, California
Return this book on or before date due.

